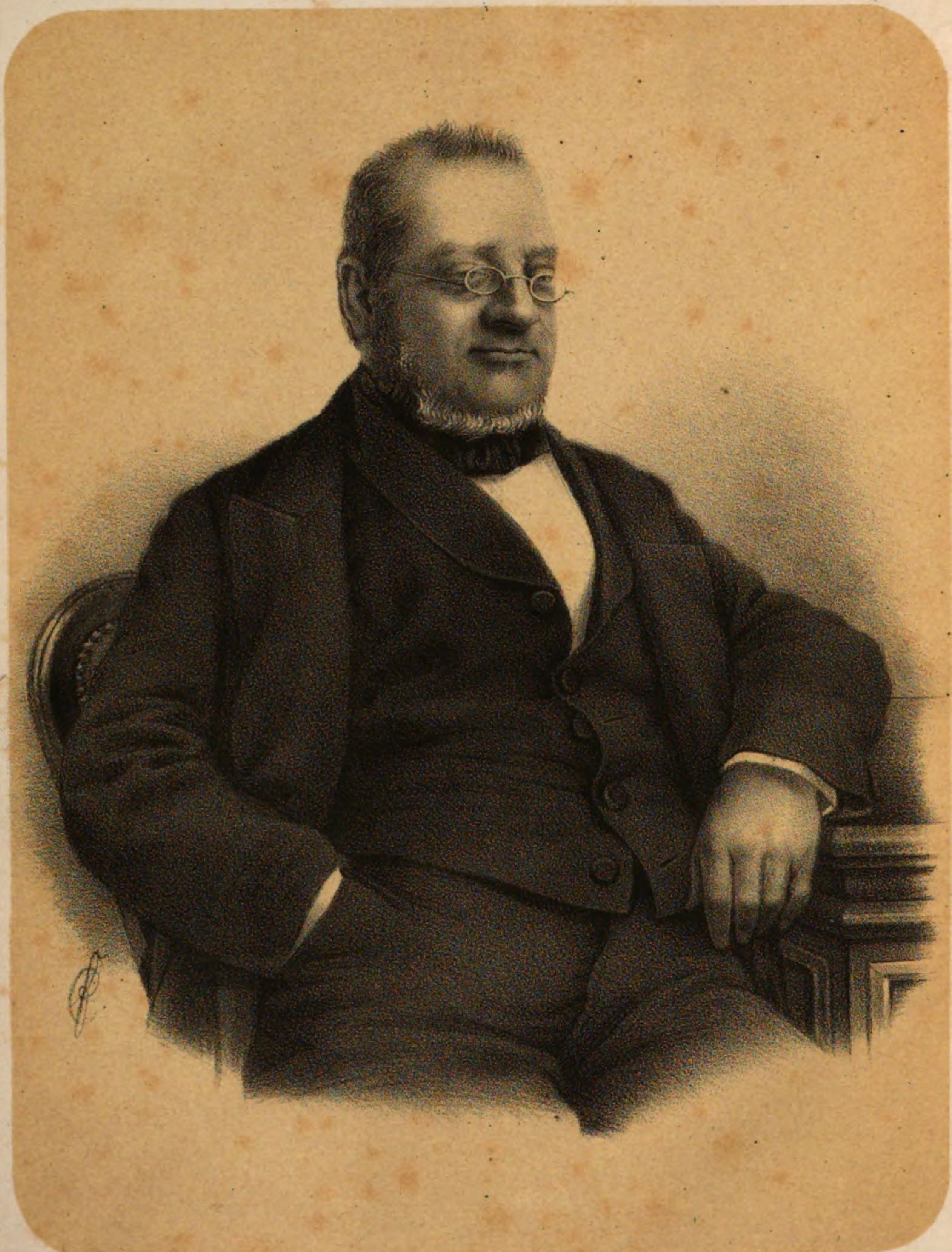


C. Cavour

Lith. Anst. v. J. G. Fritzsche. in Leipzig

Graf Cavour's
Leben und Wirken

dargestellt

von

Giuseppe Massari,

Deputirtem des Italienischen Parlaments.

Aus dem Italienischen

mit zahlreichen historischen Erläuterungen und einem alphabetischen Sachregister.

Nebst einem Anhang:

Cavour's Ende von Gräfin Alfieri.

Vollständige deutsche Ausgabe

von

Eduard Rüffer.

Mit Portrait.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.



C. Cavour

Graf Cavour's Leben und Wirken

dargestellt

von

Giuseppe Massari,
Deputirtem des Italienischen Parlaments.

Aus dem Italienischen
mit zahlreichen historischen Erläuterungen und einem alphabetischen Sachregister.

Nebst einem Anhang:

Cavour's Ende von Gräfin Alfieri.

Vollständige deutsche Ausgabe
von
Eduard Rüffer.

Mit Portrait.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Vorwort des Uebersetzers.

Vor den Augen der Zeitgenossen haben sich zwei großartige politisch-nationale Gestaltungsprocesse vollzogen: die Bildung eines einigen Italiens und die eines einigen Deutschlands. Beide Länder und Nationen standen schon seit dem Beginne unserer Zeitrechnung, besonders aber seit dem Mittelalter in vielfacher culturhistorischer und politischer Wechselwirkung zu einander. Ihr Schicksal zeigte sich aber auch gerade wieder in neuester Zeit in gewissen entscheidenden Momenten eng mit einander verwandt und verflochten.

Die Bestrebungen nach italienischer Einheit datiren ebenso wie der deutsche Einheitsgedanke seit Jahrhunderten. Der Kampf um die deutsche Einheit wird schon durch die blutige Fehde Armin's mit Marbod gleichsam historisch symbolisirt. Daß bereits Armin, der Cherusker, nach der deutschen Einheit rang, beweist am besten der Vorwurf, den man ihm machte, „er trachte nach Alleinherrschaft", ein Vorwurf, der dem Chattenfürsten Adgandest die schmachvolle Idee wohl des ersten politischen Meuchelmords in Deutschland eingab und ihn antrieb, in Rom gegen Armin Gift zu erbitten, was Tiberius zu der schönen Antwort veranlaßte: „nicht mit Trug und Heuchelei, sondern mit offenen Waffen rächt sich Rom an seinen Feinden".

Ebenso ward, nachdem die Völkerüberschwemmung der Völkerwanderung erst überwunden, in Italien der Gedanke an nationale Einheit, der auch Dante prophetisch begeisterte, wieder lebendig. Bekannt ist, wie Cola Rienzi nach Prag zu Kaiser

Karl IV. pilgerte, um ihm, wenn auch vergeblich, die kühne Aufforderung zuzurufen, in Italien allen Separatherrschaften ein Ende zu machen und daselbst die Einheit und das wahre römische Kaiserthum wieder herzustellen.

Welche kolossale Anregung lag in dieser Idee Cola Rienzi's, im Interesse einer gegenseitigen kräftigen Culturentwickelung den deutschen und österreichisch-slavischen mit dem italienischen Gedanken friedlich unter einer die Freiheit und Unabhängigkeit Aller schirmenden Kaiserkrone zu verbinden.

Nicht blos Henri IV. sondern fast alle französischen Staatsmänner fürchteten, daß das Schwergewicht dieser Idee sich früher oder später in Prag*) oder Wien geltend machen werde und hatten es wohl nur der Gegenreformation der Ferdinande zu verdanken, daß dem nicht so geschah**). —

Stat pro ratione voluntas!

Aber auch darin ähnelt der Einigungsproceß der deutschen und der italienischen Nation sich wieder merkwürdig, daß er, sobald erst der Moment seiner Reife eingetreten, sich in zwei außerordentlichen Staatsmännern, die seine Vollstrecker wurden, verkörperte, denn was für die italienische Einheit der Name des Grafen Cavour, das bedeutet der Name des Fürsten Bismarck für das deutsche Reich.

Es ist daher nicht blos von italienischem, sondern überhaupt von hohem allgemeinen historischen Interesse, die Biographie eines Mannes wie Graf Cavour in ihrem ganzen Umfange zu studiren, da sie gleichsam den Schlußstein und die letzte Er-

*) Damals war Prag noch königliche und kaiserliche Residenzstadt.

**) Bekannt ist, daß Heinrich IV. sich mit dem Plane trug, das Haus Habsburg, damit dieses nicht etwa die Rienzi'sche Kulturidee durchführe, gänzlich zu stürzen und zur Verwirklichung seines Traumes vom ewigen Frieden eine Art europäischer Republik einzuführen. Er hatte bereits die evangelische Union, den Papst Paul V., „Savoyen" und Venedig diesem französischen Gedanken gewonnen. Im Mai 1610 sollte der Krieg beginnen, da traf ihn, als die französische Armee sich bereits auf dem Marsche befand, der Mordstahl Ravaillac's.

klärung zu dem jetzt vollendeten Werke der politisch-nationalen Einigung Italiens bildet.

Der Schotte Carlyle nahm an, daß die Anerkennung der geistigen Kraft, die Anderem innewohne, eine so seltene Tugend sei, daß man nicht ohne ein Gefühl der Genugthuung zu empfinden, die Kundgebungen der Pietät, welche den Verdiensten eines Todten gelten, aufzunehmen vermöge.

Diese Genugthuung glaube ich nun allerdings den Lesern der von Massari geschriebenen Biographie versprechen zu dürfen, denn sie ist eine ebenso pietätvolle wie gerechte Würdigung des großen Todten.

Dem deutschen und slavischen Publikum, dem dies italienische Werk durch meine deutsche Uebertragung zugänglicher wird, glaube ich aber noch einige einleitende Bemerkungen widmen zu müssen.

Wie viele hervorragende deutsche Geschlechter slavischer, so war Graf Cavour germanischer Abstammung. Das Geschlecht der Benso, dem Italien seinen größten Staatsmann verdankt, ist aus Sachsen oder Thüringen nach dem südlichen Abhange der Alpen gezogen. Eine Familientradition erzählt, daß ein Ritter Benz aus Thüringen, als er aus Palästina heimkehrte und ihm der Durchzug durch eine kleine Stadt in Piemont verweigert wurde, dieselbe mit den Seinen stürmender Hand erobert und sich von dieser Zeit an dort angesiedelt habe. Thatsache aber ist, daß im Jahre 1150 ein Odbert, der als Ahnherr der Bensi di Cavour gilt und von Geburt ein Deutscher war, die Vicegrafschaften von Valdisetto und die Herrschaften von Ponticelli und Santena besaß. Seine Nachfolger gelangten nach und nach in den Besitz von Mondone, Menabo, Albugnano, Isabella, Montanera, Tolle di Volgorrera, Cellarengo und Ceneaglio. Ihre Familie, die sich nach Art des damaligen italienischen Patriciats auch in Handelsunternehmungen einließ, erwarb immer größere Reichthümer und ward eine der einflußreichsten von Chieri, in dessen Geschichte sie eine hervor-

ragende Rolle spielt. So ward, als Heinrich VII. von Luxemburg in Italien eindrang, ein Ardicio Benso diesem deutschen Kaiser als Gesandter der Republik Chieri entgegengeschickt, und vierzig Jahre später finden wir einen Manfredo Benso als Haupt der kaiserlichen Partei in Chieri, wie denn diese Familie überhaupt stets kaisertreu war, das heißt zu den Ghibellinen stand.

Trotz seiner ganz französischen Erziehung hat aber Graf Camillo di Cavour, der zweite Sohn eines Marquis Benso di Cavour, seine germanische Abstammung nie ganz verleugnet. Ja, wir sehen in ihm zwei deutsche Männer gewissermaßen zu Einem vereinigt, den Freiherrn von Stein und den Fürsten Bismarck.

Wie Stein begann er mit dem Streben, wirthschaftliche Reformen in seinem Vaterlande einzuführen.

Wie Stein schwebten ihm die constitutionellen Institutionen Englands als politisches Ideal vor.

Wie Stein ward er ein Anglomane gescholten.

Und wie Stein, um Preußen bei der Wiedergeburt Deutschlands zum Leitstern der nationalen Unabhängigkeit zu machen, das preußische Volk für die Theilnahme am Staate und seine Zwecke zu beleben wußte, so machte Cavour Piemont nach dem Tage von Novara zu einem constitutionellen Musterstaate, der nicht nur die Sehnsucht aller Italiener erweckte, sondern auch die unbedingte Achtung des Auslandes erwarb.

Wie endlich Stein, nachdem er das preußische Volk in seinen Verhältnissen und Rechten sittlich und geistig gehoben, ihm zur Abwerfung des Fremdenjochs eine volksthümliche Wehrverfassung schuf, so suchte auch Cavour die piemontesische Armee zu einem gesunden Kern für alle nationalen Wehrkräfte Italiens zu machen.

Und damit kein Punkt der Vergleichung fehle, sehen wir Stein das russisch-deutsche Bündniß mit demselben scharfen politischen Vorherblick vorbereiten, wie Cavour sich die Zustandebringung des franco-sardischen Bündnisses zur Aufgabe gemacht hatte.

Allerdings war Alexander I. von Rußland ein edlerer und uneigennütziger Verbündeter, als der sich durch Nizza und Savoyen bezahlt machende Napoleon III.

Ebenso wenig fehlt es an Vergleichspunkten zwischen Cavour und Bismarck.

Beide große Staatsmänner hatten anfänglich das Loos, sehr unpopulär zu sein.

Beiden hat man von Seiten eigener Landeskinder nach dem Leben getrachtet. Die Race der Abgandeſts stirbt ja nie aus.

Wie tadelte man Cavour, als er sich nach dem Staatsstreiche vom 2. December Napoleon III., in kluger Voraussicht, sympathisch zeigte!

Wie tadelte man Bismarck, als er sich während des letzten polnischen Aufstandes Rußland gefällig erwies!

Beide hatten aber ihre sehr guten Beweggründe zu ihrer Handlungsweise. Beiden schwebten Ziele vor, die man nicht durch platonische Declamationen erreicht.

Die Jahre 1859 und 1866, und zuletzt das Jahr 1870 lieferten die nothwendigen Commentare.

Doch wozu weiter vergleichen, da der Vergleich des identisch erzielten Erfolges zu sehr auf der Hand liegt!

Das staatsmännische Genie Cavour's wird von Massari bei allen Kundgebungen der Thätigkeit dieses großen Mannes gleichsam photographisch dargestellt. In dieser Beziehung könnte man sein Werk nahezu den Versuch einer praktischen Anleitung zur Handhabung moderner Staatskunst nennen. Die Schilderungen der diplomatischen Finesse Cavour's sind oft meisterhaft. Dabei läßt er auch dessen Ungeduld und geniale Leidenschaftlichkeit, da wo sie sich geltend machten, deutlich genug hervortreten und gewährt uns dadurch, sowie auch durch Anführung mancher interessanter Anecdoten, einen fesselnden Einblick in das rein menschliche Wesen und Walten dieses außerordentlichen Staatsmannes.

Da, wo Massari gewisse Erläuterungen zu geben für unnöthig hielt, weil er vielleicht glaubte, die Kenntniß mancher

specieller Verhältnisse bei seinem italienischen Publikum voraussetzen zu dürfen, oder wo ihn Rücksichten banden, oder eine mehr einseitige Auffassung sein sonst klares Urtheil ein wenig zu trüben schien, hat sich der Uebersetzer erlaubt, historische und kritische Bemerkungen einzuschieben.

Wenn diese Biographie für irgend Jemand von Interesse ist, so dürfte sie es doch ganz besonders für die Staatsmänner Oesterreichs sein. Diese können aus den hier unverhohlen aufgedeckten früheren Fehlern der österreichischen Politik unendlich viel lernen und aus der Art, wie Cavour diese Politik bekämpfte, ersehen, wie Oesterreich stets bekämpft und geschädigt werden wird, wenn es seine Traditionen nicht mit den natürlichen Erfordernissen der Zeit und politischen Nothwendigkeit in Einklang bringt.

Was half es Oesterreich, daß Lord Palmerston von ihm am 12. Juli 1849 den Gegnern desselben im englischen Unterhause sagte: „Oesterreich ist ein höchst wichtiger Bestandtheil des europäischen Gleichgewichtes. Oesterreich steht in dem Mittelpunkte Europa's, eine Schutzwehr gegen Eingriffe von der einen und gegen Angriffe von der andern Seite. Die politische Unabhängigkeit und die Freiheit Europa's beruht, meiner Meinung nach, auf der Erhaltung und Integrität Oesterreichs, als einer großen europäischen Macht; und deshalb würde Alles, was durch directe oder selbst entfernte Einwirkung Oesterreich zu schwächen und zu verstümmeln geeignet ist, und noch mehr, was es von seiner Stellung als Macht ersten Ranges in diejenige eines untergeordneten Staates herabbringen könnte, ein großes Unglück für Europa sein, dessen Abwendung jeder Engländer wünschen und zu bewirken suchen muß."

Trotz dieser schönen Worte Lord Palmerston's ließ sich Oesterreich vom kleinen Piemont die Initiative der Reform in Italien ablaufen und verlor dadurch, statt die italienische Nationalidee im eigenen Interesse geschickt auszubeuten, was freilich nur dann möglich gewesen wäre, wenn man in Wien dem

„österreichischen Gedanken" eines gesunden, das Reich keineswegs in Trümmer schlagenden Föderalismus muthig in's Auge geblickt hätte, seine schönen italienischen Provinzen.

So bitter die Lehre manchmal anmuthen mag, so süße Früchte könnte sie doch tragen, sofern man sie nur klug zu beherzigen verstände. Die Lüge, welche beschränkte oder corrumpirte Laquaienseelen in Oesterreich so lange und fruchtbar cultivirt haben, hat diesem Reiche mehr geschadet, als alle seine verlorenen Schlachten. Die einzige Medicin, die ihm noch helfen kann, ist Wahrheit. Blendwerke täuschen heute Niemand mehr, und selbst bei den Chinesen wurde schon anno 1855 der gute englische Diplomatikaster Bowring lächerlich, als er in einer Unterredung mit Seiner chinesischen Excellenz Tsien die Behauptung auszusprechen wagte, „Opium sei so unschädlich, gleich wie unser Thee".

Graf Cavour äußerte während seiner Laufbahn mehr als ein Mal sein Bedauern darüber, daß er Oesterreich à outrance bekämpfen müsse, weil dasselbe kein friedliches Arrangement eingehen wolle. „Wenn die Ursache unserer Feindschaft beseitigt ist", sprach er zum scheidenden österreichischen Gesandten, „so werden wir noch ein Mal gute Freunde sein." Schade nur, daß diese Beseitigung so viel Geld und Blut kosten mußte, ohne Oesterreich etwas Anderes einzutragen als die magyarische Hegemonie. Der größte Fehler der österreichischen Staatsmänner lag darin, daß sie nicht schon vom Jahre 1849 an das thaten, was 1858 der Erzherzog Maximilian thun wollte und wohl auch, obwohl zu spät, thun sollte. Massari läßt diesem ausgezeichneten Prinzen volle Gerechtigkeit widerfahren. Das Wort desselben, das er in Mailand zum Grafen Brassier de St. Simon sprach: „J'admire beaucoup Mr. de Cavour, mais comme il s'agit de faire une politique de progrès, je ne me laisserai pas devancer" drückt genau den Gedanken aus, der, zur richtigen Zeit aufgefaßt und muthig durchgeführt, Oesterreich den Verlust seines italienischen Gebietes erspart haben würde. Oesterreich hätte freilich dann selbst in Italien die Rolle Piemonts spielen müssen.

Es wollte aber weder in Italien noch in Deutschland die Initiative des Fortschritts ergreifen, darum fand es einen Cavour und einen Bismarck, und so verschieden diese beiden Männer auch in ihrem Vorgehen und ihrer Art in vielen Stücken waren, erreichten doch Beide genau dasselbe Resultat, weil sich die österreichischen Staatsmänner vor der Nationalitätsidee fürchteten, statt sie im österreichischen Interesse auszubeuten.

In einer Zeit wie die unsere, wo die Bewegung der Geister eine so schnelle und so mächtige ist, siegt kein Politiker mehr, der gegen den Strom schwimmt. Darum hatte Cavour so recht, als er in der piemontesischen Kammer schon 1850 erklärte, eine große civilisatorische Idee brauche sich nicht vor der Uebermacht der Bajonette zu fürchten.

Es liegt nichts Erniedrigendes darin, wenn ein Staat, der sich zum Ritter veralteter Ideen aufwirft, im Kampfe gegen die gewaltigen Factoren der Neuzeit unterliegt. Oesterreich braucht sich seiner Unglücksfälle nicht zu schämen, sie haben das Kerngebiet seiner Macht nicht berührt; noch ist neben einem einigen Deutschland und neben einem einigen Italien ein „Oesterreich der Oesterreicher" denkbar, das in sich selbst, wie im Osten, eine große civilisatorische Mission zu erfüllen hätte.

Wenn Oesterreichs Dynastie und Oesterreichs Völker etwas zu beklagen haben, so ist es lediglich der Umstand, daß ihnen bisher kein österreichischer Cavour und kein österreichischer Bismarck erstehen wollte.

Unterdeß haben sich in Europa solche Veränderungen vollzogen, die es in mancher Beziehung leichter machen, heute ein österreichischer Cavour oder Bismarck zu sein, als früher. So wird derselbe also auch vielleicht nicht gerade mit der Laterne des Diogenes gesucht werden müssen.

Wer sich aber auch diese Aufgabe zu stellen gedächte, der muß vor allen Dingen den gefährlichen Traum gewisser Wiener Kreise abschütteln, daß Oesterreich noch ein Mal die Erbschaft der Hohenzollern in Deutschland antreten könne. Dieser Traum

ist der Würgengel des österreichischen Gedankens, die gefährliche Lorelei, die Oesterreich aus dem österreichischen Fahrwasser herauslockt und unberechenbaren politischen Stromschnellen überliefert. Er mag Deutschland gegenüber nur ein krankhafter Appetit sein, an Oesterreich selbst aber ist er eine Lüge, ein Betrug und ein Verrath.

Die Consequenzen näher auszumalen, wenn man den Regenerator Oesterreichs nicht sucht und nicht findet, ist überflüssig. Sie stehen mit Flammenschrift vor dem geistigen Auge jedes Denkenden geschrieben.

Die Geschichte ist heute keine Fable convenue mehr, wie sie Napoleon I. nannte, sondern ein natürlicher chemischer Proceß, der entsetzlich schnell und unerbittlich vor sich geht. Der vorahnende Instinct der Geister fliegt ihr voraus und läßt entweder den Ruf der Kassandra, oder das freudige θάλαττα! θάλαττα! der zehntausend Griechen vernehmen. Sah doch auch Graf Cavour, ehe man noch in Deutschland selbst das Wehen des Morgenwindes verspürte, das neue Frühroth der deutschen Einheit erglühen. Er war es, der bereits im December 1858 dem damaligen preußischen Minister, Fürsten von Hohenzollern, durch den Marquis Pepoli sagen ließ: „Die piemontesische wie die preußische Dynastie seien die natürlichen Repräsentanten der Nationalidee, Preußen werde früher oder später in denselben Actionskreis hineingerissen werden, wie Piemont, Olmütz und Novara seien zwei schmerzliche Ereignisse derselben Geschichte". Er war es, der nicht viel später, als Preußen sich spröde zeigte, ausrief: „Die Alliance Preußens mit Piemont steht im Buche der Zukunft geschrieben".

Wie fein antwortete auch Graf Cavour dem preußischen Gesandten, Grafen Brassier de St. Simon, als dieser ihm im Sommer 1860 eine recht bittere Note des damaligen preußischen Ministers des Auswärtigen, Herrn von Schleinitz, vorlesen mußte, in der seine vielen Annexionen harten Tadel erfuhren: „Ich würde wohl im Stande sein, alle die Ausstellungen, die mir da Herr von Schleinitz macht, siegreich zu widerlegen, auf alle Fälle aber

gereicht mir der Gedanke zum Troste, daß ich bei dieser Gelegenheit ein Beispiel gebe, welches Preußen nach einiger Zeit wahrscheinlich nicht eben betrübt sein wird, nachzuahmen."

Und in einer Parlamentssitzung im October 1860 sprach er wieder die an Deutschland gerichteten prophetischen Worte, aus denen bereits das preußisch-italienische Bündniß von 1866 so deutlich hervorklingt:

„Ich glaube, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die große Mehrheit der deutschen Nation beweisen wird, daß sie nicht länger die Mitschuld an dem Martyrium Venedigs tragen will. Wenn es aber erst ein Mal dazu kommt, dann stehen wir auch am Vorabende der Befreiung jener berühmten Stadt. Wie diese zu geschehen, ob durch Waffengewalt, oder durch Verträge, vermag freilich die Vorsehung allein zu entscheiden."

Die Vorsehung hat entschieden und wird weiter entscheiden.

Wer aber im Stande ist, aus dem Leben und Wirken großer Männer etwas zu lernen, der wird wie Cavour nicht etwa nach unnatürlichen und daher phantastischen, sondern lediglich nach solchen Zielen streben, denen man kühn, selbst dem Ungemach trotzend, entgegengehen darf, weil ihre Erreichung höchstens nur eine Zeitfrage ist. Cavour hatte das Ei des Columbus für alle Politiker und Staatsmänner gefunden, als er das große Wort gelassen, aussprach: Alle Gegensätze ließen sich beseitigen, wenn man nur den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen wisse.

Gebe Gott, daß Europa sich nicht selbst neue Steine des Anstoßes schaffe.

Prag, im Juli 1874.

Eduard Rüffer,
Komthur des Daniloordens.

Inhaltsangabe.

kreisen durch. — Er nimmt seinen Sitz auf der Rechten ein und unterstützt die Regierung. — Nach dem Fall des Ministeriums Balbo wird General Collegno mit Bildung des neuen Ministeriums beauftragt. Cavour räth an, Gioberti in's Kabinet aufzunehmen. — In Folge des Waffenstillstandes demissionirt das Ministerium. — Es wird durch das Kabinet Pinelli ersetzt, zu dessen Vertheidiger sich Cavour aufwirft. — Es folgt das Ministerium Gioberti. — Bei den Neuwahlen wird Graf Cavour nicht gewählt. S. 39—47.

IX.

Der von Gioberti gefaßte Plan einer piemontesischen Intervention in Mittelitalien wird von Cavour unterstützt. S. 47—53.

X.

Nach der Schlacht bei Novara wird unter Massimo d'Azeglio ein neues Ministerium gebildet. Auflösung der Kammer. — Cavour wird bei den Neuwahlen gewählt und vertheidigt die Regierung. Er spricht für Annahme des Friedensvertrages mit Oesterreich. — Der Gegenantrag dringt durch, weshalb die Kammer aufgelöst wird. — Proclamation von Moncalieri. — Graf Cavour stimmt der Regierung bei und setzt Vertrauen in den gesunden Sinn der Wähler. Seine Antwort auf die wegen der Wahlen geäußerten Zweifel. Er wird vom ersten Turiner Wahlbezirk wieder erwählt. S. 53—59.

XI.

Graf Cavour nimmt eifrig an den parlamentarischen Arbeiten Theil. — Er vertheidigt das Gesetz, welches den geistlichen Gerichtshof abschafft. — Seine Rede über diesen Gegenstand am 7. März 1850. S. 59—66.

XII.

Seine Rede vom 7. März bringt einen günstigen Eindruck auf die Liberalen hervor. — Das Vertrauen der Italiener in die piemontesische Regierung wächst. S. 66—68.

XIII.

Tod des Ackerbauministers, Ritter Pietro di Santa Rosa. — Graf Cavour wird am 11. October sein Nachfolger. — Er bereist vor Amtsantritt die Provinzen. — Seine Begegnung mit Alessandro Manzoni im Hause Rosmini's zu Stresa. S. 68—72.

XIV.

Graf Cavour stützt sich, um dem Freihandelsprincip zum Siege zu verhelfen auf das System der Verträge. — Er vertheidigt die Verträge in den beiden Kammern. — Sie werden angenommen. S. 72—77.

XV.

Graf Cavour wird im April 1851 Finanzminister. — Er befreundet sich mit Farini, der in's Ministerium eintritt. — Vorhersagung Gioberti's im „Rinnovamento" über Cavour. S. 77—83.

XVI.

Nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 ergreift Graf Cavour die erste Gelegenheit zur Erklärung, daß die Regierung an ihrer liberalen Richtung festhält. Unterhandlungen mit dem linken Centrum wegen Begründung einer compacten Parlamentsmajorität. — Sie gelingen. — Graf Cavour's Erklärung darüber am 5. Februar 1852. — Tiefer Eindruck dieser Rede. S. 83—92.

XVII.

Mißhelligkeiten zwischen Azeglio und Cavour. — Dieselben treten bei der Wahl des neuen Deputirtenkammerpräsidenten noch mehr hervor und führen zur Ministerkrise. — Azeglio bildet ein neues Ministerium ohne Cavour. — Gründe dafür in einem Briefe an Salvagnoli. — Der neue englische Gesandte Hudson langt in Turin an und wird intimer Freund Cavour's. — Dieser geht während der Parlamentsferien auf Reisen. — Er wird von den englischen Staatsmännern gut aufgenommen. — In Paris besucht er den Prinz-Präsidenten und wird von ihm artig empfangen. — Er spricht sich lobend darüber in einem Briefe an La Marmora aus. — Er besucht Gioberti, der ihn bald an die Spitze der Regierung treten zu sehen wünscht. S. 92—100.

XVIII.

Am 4. November bildet Graf Cavour sein Ministerium. — Im Februar 1853 legt die österreichische Regierung in Folge des Mailänder Putsches den Sequester auf die Güter der Lombardischen Emigranten. — Proteste und Schritte der piemontesischen Regierung gegen dies Decret. — Erklärung Cavour's über die Consequenzen dieses Decrets. S. 100—108.

XIX.

Finanzielle Schwierigkeiten. — Die extremen Parteien suchen gegen den Grafen Cavour aufzureizen. — Der Palast Cavour's wird am Abend des 18. October 1853 angegriffen. — Der Tumult wird unterdrückt. — Allgemeiner Protest gegen diesen unwürdigen Putschversuch. S. 108—111.

XX.

Eisenbahn von Turin nach Genua. — Graf Cavour interessirt sich sehr dafür. — Er wohnt im December 1853 der ersten Probefahrt bei. — Sein Toast beim Banquet in Genua. S. 111—115.

XXI.

Die Kammer wird Ende 1853 aufgelöst. — Die Neuwahlen sind der Regierung günstig. — Der Orientkrieg. — Schon im Februar 1854 denkt Graf Cavour an die Antheilnahme Piemonts am Kriege gegen Rußland. — Die Ausführung dieses Planes stößt auf viele Schwierigkeiten. — Im December 1854 werden die Unterhandlungen eröffnet. — Die verbannten Lombarden erklären sich für Abschluß des Planes ohne eine Clausel zu ihren Gunsten. — Diesbezüglicher Brief Achille Mauri's. — Der Vertrag kommt

XXXI.

Graf Cavour begiebt sich vor seiner Rückkehr nach Turin nach England. — Er trifft am 29. April in Turin ein und wird vom Könige decorirt. — Er wird Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — In der Deputirtenkammer interpellirt ihn Domenico Buffa, im Senate Massimo d'Azeglio über die Haltung der sardinischen Abgeordneten auf dem Congresse. — Seine Antwort findet großen Beifall. — Die hauptsächlichsten Städte Italiens geben ihm ihre Dankbarkeit kund und lassen ihm Ehrenmedaillen prägen, Florenz sendet ihm seine Marmorbüste. — Seine Dankesworte an Scialoja und Massari. — Sein Brief an den Grafen Oldofredi. S. 168—178.

XXXII.

Ankunft des russischen Gesandten Grafen Stackelberg in Turin. — Seine freundlichen Worte, die er an Cavour richtet. — Feste in Genua und Turin zu Ehren des aus der Krim heimkehrenden Heeres. S. 178—181.

XXXIII.

Nach dem Pariser Congresse sucht die Politik des Grafen Cavour das Land im Innern vorzubereiten und ihm eine mächtige Alliance zu verschaffen. — Graf Cavour wünscht und sucht den Beistand des Landes. — Seine Beziehungen zur „Società nazionale“, die zwar nützlich waren, aber sehr übertrieben worden sind. — Graf Cavour hofft viel von einer Alliance mit Frankreich, will aber auch die Freundschaft der übrigen europäischen Staaten erwerben. — Sein Ziel geht dahin, eine Oesterreich ungünstige Strömung der öffentlichen Meinung Europa's zu bewirken. — Er verzichtet darauf, sich an der bloßen Demonstration Englands und Frankreichs gegen Neapel zu betheiligen. — Seine freundschaftlichen Beziehungen zum schwedischen Gesandten Grafen Wachtmeister. S. 181—194.

XXXIV.

Die Vorfälle in Neapel zu Ende 1856 und Anfang 1857. — Graf Cavour beklagt sie in der Kammersitzung vom 15. Januar 1857. — Er antwortet dem neapolitanischen Geschäftsträger scharf wegen der ihm gemachten Vorwürfe. S. 194—199.

XXXV.

Der Antagonismus zwischen Oesterreich und Piemont wächst. — Reise Kaiser Franz Josephs nach Venedig und Mailand. — Freundliche Beziehungen des Grafen Cavour zu den beiden Mailändischen Patrioten Graf Cesare Giulini und Graf Emilio Dandolo. — Die offic. piemontesische Zeitung kündigt an, daß die Mailänder auf ihre Kosten in Turin ein Denkmal zu Ehren des piemontesischen Heeres errichten wollen. — Graf Cavour antwortet Jemandem, der dies eine Provocirung Oesterreichs genannt. — Unwille der österreichischen Regierung. — Die österr. Presse erhält Auftrag, Piemont und besonders den Grafen Cavour anzugreifen und geht tüchtig in's Zeug. — Graf Cavour läßt die „Gazetta Piemontese“ gehörig ant-

XLI.

XLII.

XLIII.

XLIV.

XLV.

XLVI.

XLVII.

XLVIII.

LVI.

Die Nationalbewegung nimmt großartige Proportionen an. — Die lombardische Jugend eilt unter die piemontesischen Fahnen. — Der Marschall Narvaez spricht dem Grafen Cavour seine Verwunderung über den nationalen Aufschwung der Italiener aus. — Emilio Dandolo stirbt. — An der ihm zu Ehren in Turin veranstalteten Leichenfeier nimmt Graf Cavour Theil. S. 338—343.

LVII.

Graf Cavour entschließt sich zur Organisirung von Freiwilligencorps. — Er verhandelt dieserhalb mit Garibaldi und Medici. — Die Freiwilligenbataillone der „Alpenjäger" werden gebildet. S. 343—347.

LVIII.

Massimo d'Azeglio erklärt in einem herrlichen Briefe Cavour, daß er ihm beistehen will. Graf Cavour sendet Azeglio nach Rom. — Er freut sich sehr über die Veröffentlichung einiger Briefe De Maistre's durch A. Blanc. S. 347—351.

LIX.

Die Regierung verlangt ein Anlehn von 50 Millionen. — Graf Cavour spricht in der Kammer und im Senate für das Anlehn, das bewilligt wird. S. 351—357.

LX.

Graf Cavour bemüht sich sehr die englische Regierung günstig zu stimmen. Seine Unterhaltung mit General Fox. — Er empfängt Gladstone mit großer Auszeichnung bei dessen Durchreise durch Turin im März 1859. S. 357—370.

LXI.

Am 7. März trifft die Nachricht von der glücklichen Landung Poerio's und anderer Neapolitaner in Queenstown ein. — Graf Cavour weist den sardinischen Gesandten in London an, sich Poerio's und seiner Gefährten freundlich anzunehmen. — Poerio trifft in Turin ein. — Wie Cavour über ihn urtheilt. S. 370—373.

LXII.

Rußland schlägt einen Congreß wegen Ordnung der italienischen Frage vor. — Verlegenheiten, die daraus dem Grafen Cavour erwachsen. — Er wird von Napoleon III. eingeladen, sich nach Paris zu begeben. — Er kehrt nach Turin mit der Ueberzeugung zurück, daß es früher oder später doch zum Kriege kommen werde. — Die Bevölkerung begrüßt ihn festlich bei seiner Rückkehr. — Geistreiche Unterhaltung Cavour's mit dem Baron Rothschild. S. 373—377.

LXIII.

Im April wird die Situation immer schwieriger. — Die Diplomatie bemüht sich, den Frieden zu erhalten. — Wechselnde politische Stimmungen. — Graf Cavour sendet Massimo d'Azeglio nach Paris und London. — Er will nicht entwaffnen. — Die französische Regierung verlangt, daß er entwaffnen solle. — Sein lebhafter Schmerz darüber. — Das österreichische

LXXVII.

Die süditalienische Frage steigt auf. — Graf Cavour hatte die Fahrt Garibaldi's nach Sicilien nicht geplant, sie aber, nachdem sie ein Mal begonnen war, unterstützt. — Er will, daß Neapel selbstständig handeln soll. Sein Brief an Liborio Romano. Seine Worte an Poerio und andre Neapolitaner am Abend des 31. Juli 1860. Sein Brief an Bonghi. — Sein Brief an Ricasoli. Er beschließt den Einfall in Umbrien und die Marken. — Er sendet Farini und Cialdini zum Kaiser Napoleon III., der ihm alle Verantwortlichkeit allein überläßt. — Der Einfall gelingt vollkommen. — Beschwerde des Berliner Kabinets. — Graf Cavour sagt dem preußischen Gesandten, daß Preußen sein Beispiel bald genug nachahmen werde. — Er sendet als Regierungscommissar Pepoli nach Perugia und Lorenzo Valerio nach Ancona. S. 478—489.

LXXVIII.

Die Expedition nach den Marken und Umbrien beschleunigt die Annexion Süditaliens. — Franz II. sendet eine Mission nach Turin, um ein Bündniß anzubieten; Graf Cavour temporisirt, bis die Ereignisse diese Unterhandlungen überholen. — Garibaldi spricht sich gegen die Politik Cavour's aus; um allem Antagonismus ein Ende zu machen beruft Graf Cavour das Parlament. — Brief an Salvagnoli, in dem er seine Haltung erläutert. — Das Parlament tritt am 2. October 1860 zusammen. — Graf Cavour legt den Gesetzentwurf wegen der noch zu annectirenden Gebiete vor. — Er stellt dabei die Kabinetsfrage. — Graf Cavour entwickelt in der Vertheidigung dieser Vorlage seine Ideen über Rom und Venedig. — Seine Erklärungen werden beifällig aufgenommen und die Kammer nimmt die Vorlage an, ebenso der Senat. — Die Plebiscite der Marken, Umbriens und Süditaliens sind der Union sehr günstig. S. 489—497.

LXXIX.

Schwierigkeiten und Gefahren. — Ein Angriff Oesterreichs steht zu befürchten. — Graf Cavour trifft seine Vorkehrungen. — Er ersucht Poerio in's Ministerium einzutreten, was dieser aus Gründen der Delicatesse ablehnt. — Brief des Grafen Cavour an Scialoja. — Napoleon III. beseitigt die Gefahr eines österreichischen Angriffs. S. 497—503.

LXXX.

Die Wahlen im Januar 1861. — Graf Cavour unterhandelt wegen der Entfernung der franz. Flotte aus den Gewässern von Gaeta. — Die Flotte wird zurückberufen. — Das Wahlresultat ist der Politik der Regierung günstig. — Cavour's Ausspruch über Verdi. — Graf Cavour wird in Turin und Ancona gewählt. — Gesetzvorlage wegen der Proclamirung Victor Emanuel's zum Könige von Italien. — Sie wird einstimmig angenommen. Cavour und Manzoni. S. 503—510.

I.

Das Leben des Grafen Cavour bietet einen außerordentlich reichen Stoff und die mannichfachsten Anregungen für den Staatsmann, Historiker und Philosophen dar. Seine Biographie verschmilzt und identificirt sich mit der Geschichte der politischen Neubildung der italienischen Nationalität und ist zu gleicher Zeit eine leuchtende, ja, vielleicht die glänzendste Seite der Geschichte der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Italien zum Range einer selbstständigen Nation zu erheben, hat sich wohl nicht nur den Italienern als eine immense Wohlthat erwiesen, sondern war überhaupt ein wesentlich civilisatorisches Werk. Indem man Leuten ein wahrhaftes Vaterland gab, die früher theils fremder Herrschaft, theils fremden Einflüssen unterworfen und noch dazu sowohl durch alte Traditionen, als durch municipale Antipathien und die schlimmen Künste theils unfähiger, theils geradezu schlechter Regierungen vielfach gespalten waren, gab man auch Europa selbst eine neue moralische Kraft, einen neuen Hebel des Fortschritts und damit auch eine neue Garantie des Friedens und der Sicherheit. Wenn der Staatsmann den ganzen Verlauf des ruhmvollen Lebens dieses großen Mannes mit allen seinen Wechselfällen und Thaten durchdenkt, entrollt sich vor ihm das Bild jenes Muthes, jener Geduld, Kühnheit, Klugheit, Entschlossenheit und politischer Hellsicht, die nöthig

waren, um Italien zu begründen, indem die Launen der Menschen und des Schicksals besiegt, so viele falsche Ansichten und ungerechte Voreingenommenheiten widerlegt und der zähe Widerstand eingewurzelter Vorurtheile, beleidigter Interessen, uralten Hasses, angeerbter Neigungen und was mehr als dies Alles sagen will, des schweren Gewichts der Geschichte selbst überwunden werden mußten.

Wenn wieder der Historiker das thatkräftige Walten jenes Lebens überblickt, indem er die Lage Italiens und Europa's in Betracht zieht, als der Graf Cavour sich an's Werk begab, den Italienern ein Vaterland und Europa eine Nation zu gewinnen, so wird er aus dem Vergleich zwischen dem, was war und dem, was sich daraus gestaltet hat, die Größe des Geistes jenes Mannes ermessen, der sich bei Beginn seiner Riesenaufgabe durch die traurige Lage seiner Heimath weder zurückschrecken, noch irre machen ließ, sondern mit unbesieglicher Willenskraft und unermüdlicher Standhaftigkeit, unverrückt sein hohes Ziel vor Augen, stets allen Erfordernissen und Schwierigkeiten durch die geeigneten Mittel zu begegnen wußte.

Und wie der Staatsmann und der Historiker, so wird auch der Philosoph, wenn er mit ernst prüfendem Blick in das Leben des Grafen Cavour eindringt, Anlaß genug zu erhebenden Betrachtungen, sowie eine lange Reihe großer und tröstlicher Lehren finden. Die Charakteristik solcher Männer, denen nicht Schmeichelei und der Eigennutz der Zeitgenossen, sondern die unparteiische Geschichte selbst den beneidenswerthen, obwohl so viel gemißbrauchten Titel der „Größe“ beilegt, ist immer voller Eigenthümlichkeit. In ihrem Geiste pflegen sich alle intellectuellen und moralischen Kräfte einer ganzen Civilisationsperiode zu vereinen. Ihre Gedanken und Thaten ergänzen und erklären gleichsam die Principien, deren Triumph sie herbeizuführen berufen waren, und in der Entwickelung jener Gedanken und Thaten offenbart

sich nicht nur ein realer, praktischer und zugleich specieller historischer Proceß, sondern gibt sich auch ein idealer, theoretischer, allgemeiner historischer Proceß kund, der die Ausführung eines Gesetzes der ewigen Geschichte der Civilisation und der Menschheit ist.

Das Lebensbild des Ministers eines kleinen Staates, der ein Unternehmen ersinnt und ausführt, das auch für den politischen Lenker eines großen und mächtigen Staates mühselig, gefährlich und voller Schwierigkeiten gewesen sein würde, eines Ministers, den die sich häufenden Hindernisse nur noch ausdauernder in dem Streben zu kämpfen und zu siegen machen, der, während er in seinem Ziele unveränderlich ist, in den Mitteln, Stützpunkten und Hülfsquellen, die es ihm erreichen helfen sollen, fortwährend klug zu wechseln weiß, und der weder durch das Anwachsen der Schwierigkeiten, noch durch die drohende Nähe von Gefahren sich aus dem Felde schlagen läßt und nie verzweifelt, bis daß er das Ziel erreicht; das Lebensbild eines so gearteten Ministers muß ja wohl den Politiker mit freudigem Staunen, den Historiker mit tiefer Bewunderung erfüllen und in dem Philosophen jene Empfindung erwecken, die Plato so wirksam beschreibt, indem er sagt: „Das Bild eines gerechten Mannes im muthigen Kampfe gegen das Mißgeschick ist ein würdiges Schauspiel für Götter". Je mehr eine verflossene Periode der Vergangenheit angehört, um so besser erkennt man in ihr die wahre Gestalt der Dinge und Menschen, darum macht sich auch der Unterschied immer einschneidender und in die Augen fallender geltend zwischen dem, was Italien war, als Graf Cavour seine politische Laufbahn begann, und dem, was es heute ist. Je mehr man die Größe seines Werkes zu ermessen vermag, um so mehr begreift man auch, wie die Größe seines Genies ihr gleich kam und um so tiefer wird man davon überzeugt, daß zu einem Werke, wie es jenes der Inangriffnahme und Vollendung der nationalen

italienischen Einheit war, eben ein solcher Mann gehörte, wie er sich uns in ihm offenbart. Wenn wir im Gedächtniß noch ein Mal jene zehn Jahre durchgehen, die von 1849 bis 1859 verflossen, wenn wir uns dabei an alle theils traurigen, theils freudigen Begebenheiten jener Tage, an den fortwährenden Wechsel von Hoffnungen und Enttäuschungen, Furcht, Freude und ängstlicher Erwartung, welchen wir in jener Periode durchmachten, erinnern, so fliegt unwillkürlich der Ausruf über die Lippen: „um Alles zu einem guten Ende zu führen, dazu gehörte ein Cavour; er allein war es im Stande. Ein solches Werk verlangte einen solchen Mann".

Die Geschichte der Nationen gleicht nicht dem antiken Drama, in dem Alles von einem blinden und unabänderlichen Fatum abhängt. Die geistige Richtung und die Willenskraft der Menschen wollen ihren Antheil haben und haben factisch ihren Antheil an der Entwickelung der Dinge. Man sagt zwar, der Strom der Zeit führe auch ohne gewisse Menschen zum Ziele und dies mag im eingeschränkten Sinne seine Richtigkeit haben, aber doch sind gewisse Menschen gar sehr nothwendig und sogar unentbehrlich, wenn sich eben gewisse historische Ereignisse vollziehen sollen. Die wahrhaft christliche und zugleich liberale Auffassung der Philosophie der Geschichte lehrt uns gerade, unbeschadet der Anerkennung und Achtung der Gesetze der Vorsehung, welche die Völker und die ganze Menschheit leiten, auch das Thun und die Wirksamkeit des freien menschlichen Willens innerhalb des ihm zugemessenen freien Spielraums anzuerkennen. Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch den ruhmvollen und so wesentlichen Antheil, den Graf Cavour an dem ebenso mühseligen als herrlichen Werke der Bildung der nationalen Einheit Italiens nahm, auffassen. War er doch dabei gerade in jenem Maße betheiligt, welches bei jeder großen That der freien Wirksamkeit des Menschen überlassen bleibt. Das Walten der Vorsehung war gewiß

dem guten Werke selbst günstig, er aber brachte sein Genie und seinen urkräftigen Willen als Werkmeister dazu mit. Jawohl, es bedurfte eines Werkführers, wie er es war. Er war sicherlich der Mann seiner Zeit, aber er war auch der Mann, der eben zu rechter Zeit gar unerschrocken und rüstig den Einfluß seiner Ideen und Entwürfe zur Geltung zu bringen wußte.

II.

Graf Camillo Benso von Cavour wurde seinen Eltern, dem Marquis Michael Benso und der Marquise Adelheid von Cavour, einer geborenen von Sellon, am 10. August 1810 in Turin geboren. Da er von der Prinzessin Pauline und dem Prinzen Camillo Borghese über das Taufbecken gehalten wurde, so erhielt er, nach Landessitte, von seinem Pathen den Namen Camillo, ein Name, nicht unwerth, von jenem getragen zu werden, der dazu bestimmt war, Italien seine Unabhängigkeit zurück zu gewinnen *). Die Zeugen seiner Kindheit stimmen in der Ver-

---

*) Massari spielt hier auf jenen Camillus der gens furia an, der einer der ruhmvollsten Patrioten und Helden der alten römischen Republik, frühzeitig Kriegstribun, dann Dictator und Interrex war, Rom aus der Hand der Gallier befreite, denen er das berühmte Wort: „Mit Eisen, nicht mit Gold kauft sich Rom los" zurief und im aufopfernden Dienste der Republik bis in sein 80. Lebensjahr thätig war und von dem die römischen Annalen das Zeugniß ablegten, daß „Rom durch ihn Alles, ohne ihn nichts gewesen" sei. — Da Massari nichts Näheres über die Mutter Cavour's sagt, das Interesse für die Mütter großer Männer aber mit Recht ein sehr reges zu sein pflegt, so erlauben wir uns, diese Lücke nach einem andern Biographen des großen italienischen Staatsmannes, William de la Rive (Le Comte de Cavour, récits et souvenirs), soweit derselbe hierzu einiges Material liefert, zu ergänzen. „In Genf war es", schreibt W. de la Rive, „wo der Marquis Michael Benso von Cavour im Jahre 1805 Fräulein Adelheid von Sellon heirathete. Einige Vorfälle hatten diese Heirath voraussehen lassen. Der Graf Sellon besaß drei Töchter, alle drei, wenn auch in verschiedenem Grade,

sicherung überein, daß er schon von seinem zartesten Alter an Beweise schneller Fassungsgabe und entschlossener Gemüthsart gegeben habe. Herr de la Rive erzählt diesbezüglich die folgende Anecdote: „Im Jahre 1816 brachten seine Eltern ihn mit seinem Bruder nach Genf. Sie hielten sich damals eine Zeit lang in Présinges bei meinem Großvater auf. Wenn ich diesen Umstand anführe, so geschieht es deshalb, weil mein Vater mehr als ein Mal den Eindruck beschrieben hat, den die Ankunft Camillo Cavour's in Présinges auf ihn hervorbrachte. Es war das ein kleiner, recht vorwitziger Knabe von lebhafter und zugleich ent-

---

hervorragend durch Gaben des Geistes und den Zauber ihrer Züge. Der Marquis von Cavour verliebte sich während eines längeren Aufenthalts in Genf, wo seine Mutter, eine geborene von Sales, zahlreiche und intime Verbindungen besaß, zuerst in die ältere. Aber die Neigung des um jene Zeit erst zwanzigjährigen jungen Mannes wurde unterdrückt oder vielmehr durch den von seiner eigenen Mutter dagegen gerichteten Widerstand gedämpft. .... Die Jahre und die Entfernung mäßigten die ersten Gefühle Cavour's, ohne sie jedoch, wie man annehmen darf, ganz zu ersticken, denn, als er später nach Genf zurückkehrte, verliebte er sich fast augenblicklich wieder in die zweite Tochter des Herrn von Sellon (die erste hatte sich mittlerweile verheirathet) und führte sie zum Altare". Das ward dann die Mutter des großen italienischen Staatsmannes. Den Charakter dieser Dame schildert derselbe Autor mit den Worten: „Was die Gattin des Marquis von Cavour betrifft, so hatten bei ihr ihre natürlichen Vorzüge die Lücken einer zwar nicht vernachlässigten, aber launenhaften Erziehung, in der das Blendende die erste Stelle einnahm, ausgefüllt. Diese Erziehung, welche sie selbst, auf ihre alleinigen Kräfte angewiesen, vervollständigte, verzögerte vielleicht die Reife ihres Urtheils, konnte aber weder dessen Richtigkeit, noch der exquisiten Delicatesse ihrer Gefühle Eintrag thun. Mit Allem ausgestattet, was gewinnt und anzieht, was Verehrer schafft und diese dauernd fesselt, war sie ihren Söhnen die beste Schule, die der mütterlichen Anmuth, der Ergebung und der Liebe". — An der Erziehung Camillo's betheiligten sich übrigens außer seiner Mutter auch deren beide Schwestern, Frau von Tonnere und Frau d'Angers, in hervorragender Weise, da beide kinderlos waren und sich in Turin angesiedelt hatten. So waren es denn zarte Frauenhände, welche den Knaben hüteten, dessen Geist als Mann sich dann durch eine so außerordentliche Geschmeidigkeit neben ernstestem Streben auszeichnen sollte.
Anm. des Uebersetzers.

schlossener Physiognomie, sehr belustigender Artigkeit und kindlichen, unversiegbaren Einfällen. Er trug einen rothen Kittel, der ihm ein gewisses kühnes und zugleich gefälliges Aussehen verlieh. Bei seiner Ankunft war er sehr aufgeregt und setzte meinem Großvater sogleich auseinander, daß der Postmeister von Genf, weil er so abscheuliche Pferde geliefert habe, cassirt werden müsse.

„Ich verlange, daß er cassirt werde", wiederholte er.

„Aber", antwortete ihm Herr de la Rive, „ich kann den Postmeister nicht cassiren; nur der erste Syndicus besitzt die Macht, dies zu thun."

„Gut, so will ich eine Audienz beim ersten Syndicus nehmen."

„Die wirst Du morgen haben", versetzte mein Großvater und schrieb sogleich an seinen Freund Schmidtmeyer, der damals gerade erster Syndicus war, indem er ihm anzeigte, „daß er ihm einen kleinen, sehr belustigenden Burschen" schicken werde.

Wirklich begab sich das Kind am folgenden Tage zu Schmidtmeyer, wo es mit großem Ceremoniell empfangen wurde. Ohne sich durch irgend etwas nur im Mindesten irre machen zu lassen, grüßte es drei Mal unter tiefen Verbeugungen und setzte dann mit klarer Stimme seine Klage und sein Gesuch auseinander. Als es bei seiner Rückkehr meinen Großvater von ferne sah, rief es:

„Nun, nun, er wird cassirt werden!"

Diese Anecdote ist wahrhaft charakteristisch. Ein Knabe, der, als er erst sechs Jahre alt war, einen so entschlossenen Willen in so bestimmter Weise kundgab, konnte wohl der Staatsmann werden, der mit seiner Willenszähigkeit und festen Entschlossenheit alle Schwierigkeiten, die ihm in den Weg traten, besiegte und damit das größte Werk der modernen Zeiten: die politische Gründung einer Nation vollendete. Zwischen dem

Knaben, der 1816 ausrief: „Der Postmeister, der uns schlechte Pferde geliefert hat, muß abgesetzt werden", und dem Staatsmann, der von 1856 bis 1859 wie ein Cato den Satz wiederholte: „die Fremdherrschaft in Italien muß aufhören und sie wird aufhören", springt der natürliche innere Zusammenhang in die Augen. In der Kindheit Cavour's gaben sich eben schon jene Fähigkeiten zu erkennen, die dann im reiferen Alter die Ursache seiner Macht und seiner glücklichen Erfolge wurden.

Im Jahre 1820 trat er in die Militärakademie in Turin ein. Es war Sitte der piemontesischen Patrizier, ihre jüngsten Söhne dem Militärstande zu widmen; auch der Marquis Michael von Cavour verfehlte daher nicht, sich diesem Brauche anzuschließen, der nicht wenig dazu diente, in den Familien des Adels kriegerische Traditionen zu unterhalten und den Gemüthern seiner Jugend frühzeitig das Gefühl der Disciplin und Ehre einzupflanzen. Es fand da eine strenge Erziehung statt, die dem Charakter der Zöglinge eine gewisse ernste und energische Richtung verlieh. Camillo von Cavour that sich in kurzer Zeit hervor und zeichnete sich bald unter den intelligentesten und fleißigsten Schülern der Militärakademie aus. Das Studium der Mathematik sagte ihm besonders zu und in ihm machte er die schnellsten Fortschritte. Schon damals lenkte er das Wohlwollen jenes berühmten Mathematikers Giovanni Plana auf sich, der später, als Cavour bereits eine politische Größe geworden und unter den ersten Männern unserer Zeit genannt wurde, sich mit gerechtem Stolze daran erinnerte, sein Lehrer und wohl einer der Ersten von jenen gewesen zu sein, welche ihm prophezeiten, daß er eine Zierde seines Vaterlandes werden würde. Auch Cavour lobte es sich öfter, tiefere mathematische Studien gemacht zu haben, da er erst durch sie jene Bestimmtheit in seinen Ideen und jene Genauigkeit im Bilden folgerichtiger Schlüsse erlangt habe, welche in der Behandlung politischer Dinge so unentbehrlich

sind. „Vom Studium der Dreiecke und der algebraischen Formeln", sagte er einst, als er schon geraume Zeit Minister war, zu einem Freunde, „bin ich zu jenem der Menschen und der Dinge übergegangen und ich begreife jetzt erst ganz, wie sehr jenes frühere Studium mir nunmehr bei scharfer Beurtheilung der Menschen und Dinge zu Statten kommt."

Mit sechzehn Jahren wurde er Offizier (Unterlieutenant) im Geniecorps und der Sitte entsprechend unter die königlichen Pagen eingereiht. Diese Auszeichnung entzückte ihn sehr wenig, und einige zu lebhaft gesprochene Worte, mit denen er sein Mißfallen darüber zu erkennen gab, bewirkten damals, daß er für einen angehenden Heißsporn gehalten wurde. Nach einander kam er dann in Garnison nach Ventimiglia, Leseillon und Genua. Der Aufenthalt in letzterer Stadt war ihm sehr angenehm, er knüpfte dort enge und liebe Freundschaftsbande an, die dann im Laufe der Zeiten und Ereignisse nie aufhörten oder auch nur schwächer wurden. Der Aufenthalt in dieser schönen Stadt rief in der Seele des jungen Genieoffiziers Eindrücke hervor, die jenen sehr ähnlich waren, von denen Vittorio Alfieri erzählt, daß er sie empfunden, als ihm das erste Mal das glänzende Panorama von Genua in seiner ganzen Schönheit vor die Augen trat. Der Graf Cavour erinnerte sich später noch oftmals an die in Genua zugebrachten Tage und die dort empfangenen Eindrücke. Er sprach davon gewöhnlich mit jenem Anflug von Melancholie, mit dem Leute von Geist und Gefühl immer ihrer Jugendzeit, der Zeit des Lebens, wo noch die ewig lächelnde Hoffnung allen Wünschen, Gedanken und Thaten des Menschen einen belebenden Glanz verleiht, zu gedenken pflegen. Jene ersten Eindrücke hafteten unauslöschlich in seinem Gemüthe, auch bewahrte er der Stadt Genua beständig eine besondere Zuneigung. Wie oftmals sprach er später, als in den auf 1849 folgenden Jahren der größte Theil der Deputirten jener Stadt an der Opposition

gegen das Ministerium Theil nahm, dessen Präsident der Graf Cavour war, sein Leidwesen darüber aus, daß es ihm nicht gelingen wolle, das Vertrauen der Vertreter einer Stadt zu gewinnen, wo er die schönsten Jahre seiner Jugend zugebracht und die ihm noch immer im Dufte so lieber und theuerer Erinnerungen erschien.

Er stand noch in Genua in Garnison, als die Nachricht von der in Paris in den letzten Tagen des Juli 1830 stattgefundenen Revolution daselbst eintraf. Die Jesuiten, deren Einfluß zu jener Zeit noch sehr mächtig war, und die keine Ursache hatten, über jene Nachricht besonders heiter zu sein, gaben sich alle Mühe, so weit dies nur irgend möglich, dahin zu wirken, daß sie verschwiegen oder wenigstens als von nur sehr geringer Bedeutung hingestellt werde. Wenn man bedenkt, daß es zu jener Zeit noch keine Telegraphen gab, daß selbst die Postverbindungen nur langsam und spärlich waren und daß es eines wahren Wunders bedurfte, um ein Journal von Paris oder Marseille nach Turin oder Genua gelangen zu lassen, so muß man zugeben, daß ein derartiger Versuch, der heute ebenso lächerlich als unmöglich sein würde, damals kein gar so schwieriges Unterfangen war. In der That ward von der Julirevolution in Piemont anfänglich nur insoweit gesprochen, als man von einem „Juliauflauf" in Paris gehört haben wollte. Aber endlich brach sich die Wahrheit Bahn, spät zwar, aber doch. Der junge Cavour ward von dieser Nachricht lebhaft erregt und befriedigt. In seinem Geiste begann sich bereits ein mächtiger Patriotismus zu regen. So wird es denn leicht begreiflich, wie ihm eine Kunde gefallen mußte, deren wahre Bedeutung sein Scharfblick rasch erkannte und durch welche er bereits die Möglichkeit durchschimmern sah, daß auch die Geschicke seines Vaterlandes einer besseren Wendung entgegengehen und auch auf der Südseite der Alpen die Principien der Freiheit und

Unabhängigkeit ihrem Triumphe näher gerückt werden könnten*). Er hielt auch seine Gefühle, Urtheile und Hoffnungen keineswegs

*) Der Uebersetzer dieses Werkes ließ, nachdem er im Jahre 1861 aus Italien zurückgekehrt, im 60. Heft von Brockhaus' „Unsere Zeit" eine eigene Studie über das Jugendleben und die letzten Jahre der öffentlichen Wirksamkeit Cavour's erscheinen, in welchem Essay er folgende etwas genauere Angaben über die kurze militärische Laufbahn Cavour's und ihr Ende machte, die hier vielleicht nicht ganz überflüssig erscheinen dürften: „Mit 18 Jahren verließ er die Schule und trat mit dem Grade eines Ingenieurlieutenants in die piemontesische Armee. Die militärische Disciplin genirte ihn sehr bald, doch hinderte sie ihn anfänglich nicht, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Den Umgang seiner Kameraden suchte er sehr wenig, da er an ihren hohlen Vergnügungen geringen Geschmack fand. Deshalb und seines Sarcasmus wegen erfreute er sich keiner großen Sympathien unter ihnen, zog sich vielmehr manchen geheimen Feind zu. Es dauerte auch gar nicht lange, so waren einige seiner freimüthigen Aeußerungen über den militärischen Zopf gehörigen Orts rapportirt, und man wurde von Seiten seiner Oberen auf den jungen Mann, der so früh ernsthafte Beschäftigungen und das Kritisiren liebte, in unliebsamer Weise aufmerksam. Um ihm gehörig zu thun zu geben und ihn womöglich auf andere Gedanken zu bringen, beschäftigte man ihn zunächst bei den Bauten im Fort Leseillon am Mont Cenis, das bekanntlich heute die Grenze zwischen dem Königreich Italien und Frankreich bildet. Längere Zeit mußte er hier, fern von allem anregenden gesellschaftlichen Umgange, einzig auf die Gemeinschaft mit einigen geistlosen Kameraden angewiesen, zubringen, und in dieser Einöde faßte er wohl zuerst den Entschluß, baldmöglichst dem Waffenhandwerk in Friedenszeit zu entsagen. Als die Befestigungsarbeiten vollendet, durfte er wieder nach Genua zurückkehren, wo er sich einen Gesellschaftskreis geschaffen, in dem er sich ziemlich wohl fühlte. Auch das Auge schöner Damen haftete damals oft auf ihm. Aber nicht lange sollte er hier der Ruhe genießen. Die Späherohren seiner Feinde hatten ihn behorcht, als er bei Besichtigung fortificatorischer Arbeiten sich in sehr liberaler Weise über die damaligen Ereignisse in Frankreich äußerte, und diesmal glaubten seine Vorgesetzten, ihn mit einer Versetzung nach dem einem Gefängniß gleichenden, von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnittenen Fort Bard bestrafen zu müssen. Cavour hatte aber vollkommen genug an seiner Eremitage auf Leseillon und bat daher seinen Vater, um seinen Abschied einkommen zu dürfen. Dieser, den man davon in Kenntniß gesetzt, daß sein Sohn von der Pest des Liberalismus ergriffen sei, meinte, derselbe werde im Staatsdienste die Ehre der Familie doch nur compromittiren und gab es deshalb zu, daß sein Sohn Camillo den Degen niederlegte. Auch die Regierung trat seinem Abschiede, den er im Jahre 1832 erhielt, nicht in den Weg, sie war vielmehr froh, dies

zurück. Die Zeiten waren aber freimüthiger Rede durchaus nicht günstig, und deshalb ward auch Cavour der von ihm geführten Sprache wegen auf das Fort Bard geschickt. Er gehorchte dem erhaltenen Befehl, begriff aber jetzt, daß es ihm unmöglich sein würde, in der militärischen Laufbahn fortzuschreiten und reichte deshalb seine Entlassung ein.

So sehen wir also den Grafen Camillo Cavour von seinen ersten selbstständigen Regungen an für die liberalen Principien eintreten, zu deren glücklichem Endsieg in Italien er dann so viel beitragen sollte. Studium, Erfahrung und praktischer Umgang mit den Menschen vermehrten dann beständig in ihm die Liebe zu jenen Principien und bestärkten ihn immer mehr, bei ihnen auszuharren. Aber schon in seiner Jugend, schon von der Zeit an, wo er selbstständig zu denken begann, trug er jene Principien im Herzen und, was ihm in Anbetracht der damaligen Zeitumstände zu besonderem Lobe gereichen dürfte, auch auf den Lippen. Darum durfte sich dann auch der erste Minister des Königreichs Italien mit Stolz der Worte des jungen Genieunterlieutenants aus dem Jahre 1830 in Genua erinnern. Wohl mochten Jene, die ihn 1830 hörten, wie er in glühenden Worten seine klaren Wünsche für die Zukunft des Vaterlandes aussprach, sie vielleicht seiner jugendlichen Kühnheit und einem Feuer zuschreiben, das sich mit den Jahren verliert; aber darin täuschten

---

enfant terrible so billigen Kaufes los zu werden, ehe es vielleicht seine Ideen auch noch anderen Kameraden mitgetheilt. Damals schrieb ihm eine Freundin, die Marquise B., von Turin aus einen Brief, in dem sie ihm ihr Bedauern über die Ungnade, in die er gefallen, mit sympathischen Worten ausdrückte. Cavour aber erwiderte Folgendes: „Ich danke Ihnen, Frau Marquise, für das Interesse, welches Sie an meiner Ungnade nehmen, aber glauben Sie mir, ich werde nichtsdestoweniger meinen Weg machen. Ich habe Ehrgeiz, ungeheuren Ehrgeiz, und wenn ich Minister sein werde, hoffe ich ihn zu rechtfertigen, da ich mich in meinen Träumen bereits als Minister von Italien sehe.“ Anmerkung des Uebersetzers.

sie sich. In der Ausdrucksweise seiner Ideen und Meinungen mochte immerhin ein Zug jugendlicher Kühnheit vorwalten und jener Schwung des Lebensfrühlings gelten, der unseren Aussprüchen und Handlungen in solcher Zeit ein so lebhaftes Colorit verleiht; allein es war mehr darin: es lag in ihr das sichere Vorgefühl eines großen Geistes, das sich bestätigen sollte. Gar oft, wenn er in Genua mit seinen Freunden über die damalige Lage der Dinge sprach und seinem Wunsche Ausdruck gab, daß sie sich bessern möchten, versicherte er dann immer, daß das Vaterland schon wieder bessere Tage sehen und daß, wenn er erst einmal Minister sein würde, die gemeinsamen Hoffnungen aller Patrioten bald eine feste Gestalt gewinnen würden. Es vergingen zwanzig Jahre, und die Worte, welche 1830 von jugendlicher Ueberhebung dictirt erschienen, waren der Ausdruck eines unwiderleglichen Factums geworden. Der Genieunterlieutenant, der sich damals jener befremdenden Sprache bedient hatte, war wirklich Minister geworden und hielt als solcher sein Wort. Wenige Jahre später und Dank der unaufhörlichen Arbeit jenes Ministers waren die Hoffnungen der Italiener erfüllt, der Wunsch nach Unabhängigkeit verwirklicht, die italienische Einheit vollendet, und es gab in Europa eine neue große Nation.

III.

Als der junge Cavour die militärische Laufbahn aufgab, überließ er sich indeß keineswegs einem Leben mehr oder weniger absoluter Muße, das ihm sowohl aus Princip, wie seinem ganzen Charakter nach, der ihn zu unermüdlicher Thätigkeit antrieb, zuwider gewesen sein würde. Die mathematischen Studien hatten seinem Geiste schon eine bestimmte Richtung, sowie die Vorliebe zu positiven Dingen verliehen. Diese Richtung und Vorliebe aber entwickelte sich mehr und mehr, als er sich jetzt dem Studium

der Volkswirthschaft und Agricultur hingab und diesem Studium eine besondere Anregung durch die Wahl seiner Freunde, sowie durch häufige Reisen, besonders nach der Schweiz, Frankreich und England, zu verleihen wußte. Schon damals gab sich sein praktischer Sinn zu erkennen, der ernste Ueberlegung und forschende Betrachtung über das Völkerleben so wohl mit dem Studium der speciellen Menschenkenntniß zu verbinden wußte. Es ist wahr, er las viele Bücher, aber zugleich hörte er nicht auf, in jenem weit aufgeschlagenen und doch so lehrreichen Buche, das man die menschliche Gesellschaft nennt, zu lesen und da wußte er selbst den oberflächlichsten Seiten gar nützliche Lehren und praktische Winke zu entnehmen. Es scheint, daß ihm schon damals ein deutlicher Plan vorschwebte, daß und wie er seinem Vaterlande als Staatsmann dienen wollte. Auf alle Fälle leitete ihn ein untrügliches Vorgefühl dazu an, sich der Schule der Erfahrung und der Erkenntniß des wahren Ganges der irdischen Dinge mit besonderem Fleiße zuzuwenden. Aus seiner Liebe zum Fortschritt machte er durchaus kein Geheimniß, er bekannte dieselbe so zu sagen mit offenem Visier und verhehlte nie seinen heißen Wunsch, das Schicksal seines Vaterlandes verändert und die Appenninenhalbinsel von der Sonne der Unabhängigkeit erleuchtet zu sehen. Gleichwohl nahm er keinerlei Antheil an irgend einer Verschwörung. In dieser Beziehung war er jedenfalls scharfblickender oder glücklicher als so viele Andere seiner Zeitgenossen, indem er sich die Möglichkeit erhielt, seine politische Laufbahn unbeirrt von jeder Voreingenommenheit und ledig jeder Fessel zu beginnen, die ihn in seiner Actionsfreiheit nur hätten geniren können. Wer sich jener für Italien so traurigen Zeiten noch genau zu erinnern vermag, der allein ist im Stande, die Wichtigkeit dieses Factums und den bedeutenden politischen Vortheil, den es gewährte, zu ermessen. Die ganze Zeitlage war leider nur zu sehr dazu angethan, patriotischen Gemüthern das

Conspiriren in wahrhaft verhängnißvoller Weise aufzunöthigen. Es war nicht leicht, der Herrschaft dieses Verhängnisses sich zu entziehen und sich, indem man die Nothwendigkeit des Verschwörens zu umgehen wußte, gleichwohl dem Princip der Nationalität und des Fortschritts treu zu erhalten. Solche Ausnahmen waren sehr selten, unter ihnen aber befand sich Camillo Cavour. Es war das ein Glück für ihn und ein noch größeres Glück für Italien.

Uebrigens möge man nicht glauben, daß damals das Geistesleben in Italien gänzlich darniedergelegen habe. Das Beispiel vieler trefflicher Mitbürger konnte dem jungen Cavour wohl als Anregung und Sporn zur Entwickelung seiner eigenen Tüchtigkeit dienen. Es mangelte damals, besonders in Piemont, keineswegs an gutem und strengem wissenschaftlichen Streben. Das von Vittorio Alfieri zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegebene Beispiel dauerte, nachdem die französische Occupation aufgehört hatte, nicht nur fort, sondern gewann nur noch größere Nachfolge. Jetzt, wo die Waffen schwiegen, sammelten sich die Geister mehr und mehr und eine gewisse sichtende Beschaulichkeit begann in den Geist der Wissenschaft einzudringen. Die theologische Schule zu Turin durfte wohl als ein Muster für ihres Gleichen angesehen werden; alles Lob wird übrigens überflüssig, wenn man daran erinnert, daß sie Vincenzo Gioberti hervorgebracht. Die historischen Studien wurden mit Liebe und regem Eifer gepflegt. Balbo, Provana, Sauli, Sclopis, Pietro di Santa Rosa, die beiden Promis, Cibrario und so viele andere tüchtige Gelehrte streuten damals Goldkörner wahrer Belehrung aus, die nicht verloren gingen. Plana war ein Mathematiker ersten Ranges, Peyron ein Orientalist und Philolog von großem Werth. In einem so reich aufgehenden Geistesleben konnte natürlich auch der Geist des jungen Cavour nicht unthätig bleiben, sondern mußte sich gedrungen fühlen, die Arena wissen=

schaftlichen Wirkens zu betreten, um dort zu zeigen, wessen er fähig war. Er entschied sich für die Volkswirthschaft und für die Agriculturkunde, da dies seinem Charakter am besten entsprach. Seine Fähigkeiten hätten ihn allerdings in die Lage versetzt, sich selbst im Netz der abstrusesten Theorien nicht zu verirren, allein der ihm tief innewohnende praktische Sinn trieb ihn besonders dazu an, jene Fragen zu prüfen, die in directer Verbindung mit dem praktischen Leben stehen und damit um so unmittelbarer und gebietender an uns herantreten. Seine Intelligenz gestattete es ihm recht wohl, in alle möglichen wissenschaftlichen Disciplinen einzudringen, aber seine Vorliebe galt doch immer nur den exacten Dingen. Daher rührte auch die geringe Verehrung, die er, wie er sagte, den Philosophen zollte und die er damals und später oft in sprühenden Witzen und beißenden Epigrammen zu erkennen gab. Und doch beruhte diese Ansicht auf einem Mißverstehen seiner selbst, denn ohne daß er es vielleicht ahnte und gewiß ohne daß er es wollte, war er ja selbst eine Art von Philosoph. Seine Schriften, seine politischen Reden strotzen von praktischem Sinn und behandeln immer Alles unter dem positivsten und möglichst wenig theoretischen Gesichtspunkte, aber doch beruhen sie stets auf allgemeinen Principien und auf jener Ideenordnung, die man sich nur aneignet, wenn man auch generalisirt und philosophirt. Der rein analytische Geist ist immer gewissermaßen beschränkt, parteiisch und unvollständig; der wahre Alles zugleich durchdringende und umfassende Geist ist wesentlich synthetischer und complexiver Natur, da er nach Erwägung der Thatsachen immer zu den allgemeinen Gesetzen gelangt, welche sie regieren. Von dieser Art war der Geist des Grafen Cavour. Mochte er immerhin erklären, daß ihm philosophische Betrachtungen fern lägen und selbst widerständen, so manifestirte sich doch sein Genie bei Behandlung volkswirthschaftlicher, socialer oder politischer Fragen immer als jener

umfassende Geist, der sich zu den höchsten Ideen, den weitesten Synthesen und kühnsten Theorien emporschwang.

Er veröffentlichte einige Artikel über Agricultur und Volkswirthschaft in der zu jener Zeit ihres literarischen und wissenschaftlichen Werthes wegen so angesehenen und verbreiteten „Bibliothèque Universelle“ in Genf. Einer der bemerkenswerthesten, ja unzweifelhaft der interessanteste von ihnen war jener, der eine Studie über Irland enthielt und unter dem Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Irlands und seine Zukunft“, im Januar und Februar 1844 erschien. Er war in französischer Sprache geschrieben, in der er auch über jenes Thema gedacht hatte, weshalb sie am besten dazu geeignet war, seine eigenen Ideen und Meinungen wiederzugeben *). Es ist das eine Arbeit, die man auch heute noch mit Genugthuung und Interesse liest und aus der sowohl der politische Schriftsteller wie der Pfleger der ökonomischen Wissenschaften nützliche Winke und klare und praktische Ideen zu ziehen vermag. Ja, in jener Studie Cavour's spricht sich sogar eine auffallende Uebereinstimmung der Ideen mit jenen aus, welche später hervorragende Redner der beiden Häuser des englischen Parlaments gelegentlich der Debatten hervorbrachten, zu denen in den letzten Jahren die Vorlagen des Ministers Gladstone über die irischen Angelegenheiten Anlaß gaben. Es ist das ein Zusammentreffen von Meinungen, das wohl schon von Anderen wahrgenommen worden sein dürfte, das aber hier jedenfalls erwähnt zu werden verdient, da es, außerdem, daß es unserem berühmten Staatsmanne zu hoher Ehre gereicht, zugleich ein schlagender Beweis dafür ist, wie wenig er sich über den Gang des Fortschritts der

*) Cavour sprach überhaupt von Kindheit an das Französische leichter als das Italienische, letzteres sprach er sogar nicht ohne Anstrengung, und doch glichen seine Worte im italienischen Parlamente so oft wahren Keulenschlägen. Anmerkung des Uebersetzers.

Zeiten irrte. Als Cavour jene Abhandlung niederschrieb, stand Daniel O'Connell auf dem Gipfel seiner Popularität in Irland, gab durch seine entschlossene Haltung der englischen Regierung reichlichen Anlaß zum Nachdenken und lenkte die Aufmerksamkeit aller Jener auf sich, die sich auf den britischen Inseln oder auf dem Continente überhaupt mit Politik abgaben. Er war der große Agitator (the great agitator), der im Hause der Gemeinen dem englischen Ministerium so kühn zu Leibe ging und der auch in den Volksversammlungen Irlands die Gemüther in Flammen setzte. Seine Forderung war die Widerrufung der Unionsacte zwischen England und Irland (the repeal), da er durch diese Widerrufung allen Leiden seines Vaterlandes abzuhelfen und ihm eine glücklichere Zukunft zu begründen glaubte. Der Graf Cavour bewunderte jene glänzende parlamentarische Erscheinung, ließ sich aber von ihr gleichwohl nicht in Irrthum führen. Er ging kalt und scharf in eine rücksichtslose Untersuchung der wahren Lage der Dinge ein, bewies daraus, daß die eigentliche Ursache des Unglücks Irlands nicht sowohl den politischen Gesetzen als vielmehr der dort so eigenthümlich gestalteten unnatürlichen Vertheilung des Grundbesitzes, der schlechten Eintheilung der landwirthschaftlichen Arbeit und besonders auch dem hieraus als chronisches Uebel hervorgegangenen socialen Zustande des Landes zuzuschreiben sei, worauf gestützt es ihm dann leicht wurde, den weiteren Beweis zu führen, daß das von O'Connell angestrebte Ziel nicht zu dem von jenem erträumten Resultate führen könne. „Wir haben die feste Ueberzeugung", so schloß der junge Schriftsteller, „daß die Widerrufung der Unionsacte nicht erfolgen wird. Aber was wird überhaupt geschehen? Was wird die Lösung der gegenwärtigen Krise und was wird das Ende des Drama's sein, in dem O'Connell eine so bedeutende Rolle spielt? Ich kann und mag mich nicht auf das Feld der Conjuncturen und Prophezeiungen begeben, aber ohne daß ich

damit eine zu gewagte Vermuthung ausspreche, glaube ich doch der Versicherung Ausdruck geben zu dürfen, daß das gegenwärtige Ministerium (des Sir Robert Peel) und seine Nachfolger fortfahren werden, in Irland das System der Verbesserungen und Reformen anzuwenden, so wie es Lord Melbourne zuerst in großem Maßstabe in Anwendung gebracht hat. Die Schmähungen und heftigen Angriffe O'Connell's und seiner Partei werden, so lange sie sich in den Grenzen der Gesetzlichkeit bewegen, den Weg der englischen Regierung nicht aufhalten. Seit langer Zeit an die äußersten Consequenzen der politischen Freiheit gewöhnt, verspürt jene Regierung keine Aengstlichkeit und läßt sich weder von eitlen Drohungen noch von der Besorgniß beherrschen, etwa der Schwäche beschuldigt zu werden, wenn sie sich nachgiebig zeigt, sobald sie die Zeit der Concessionen für gekommen erachtet. Jene Regierung wird daher ruhig ihr Werk der Regeneration Irlands fortsetzen, ihr Vorgehen wird gemessen und klug, vielleicht wird es auch äußerst langsam sein, dafür aber wird es den Stempel der Beständigkeit tragen und Niemand wird es aufzuhalten vermögen." — Das sind Worte, die im Jahre 1844 geschrieben wurden. Die späteren Ereignisse und besonders die Regierungsthätigkeit des Herrn William Gladstone und die von ihm Irland gegenüber befolgte Politik, sowie seine Gesetzesvorlagen bezüglich der religiösen und socialen Frage auf der „grünen Insel" haben dem jungen Autor vollkommen Recht gegeben. Jener Artikel wurde übrigens gleich nach seinem Erscheinen von allen competenten Personen sehr schmeichelhaft aufgenommen. Der englische Oekonomist Senior sprach sich darüber durchaus lobend aus. Ebenso äußerten auch der Herzog von Broglie, Gustav von Beaumont, Pellegrino Rossi und andere hervorragende Geister ihre Beistimmung über die dort niedergelegten Ansichten. Wenn Cavour Muße gehabt hätte, in seinen ökonomischen Studien fortzufahren, so würde er sich sicher bald

einen ehrenvollen Platz unter den Meistern der Wissenschaft erworben haben; indeß er war zu höheren Dingen bestimmt.

IV.

Die Liebe zum Studium und zur Thätigkeit verleidete ihm aber keineswegs die Reiselust*). Ist doch auch das Reisen ein so bedeutendes Bildungsmittel, und Graf Cavour ließ nichts außer Acht, wodurch er seine Kenntnisse vermehren, seinen Blick

*) Herr Massari, der sich in seiner Darstellungsweise theils von der Auffassung des Herrn de la Rive, theils von den Manieren der Accademia della Crusca leiten läßt, übergeht manchmal kleine Züge aus dem Leben Cavour's, die den Leser doch gewiß interessiren werden. So gestatte ich mir denn auch hier, eine Episode aus meiner in Brockhaus' „Unsere Zeit" veröffentlichten Studie in Folgendem einzuflechten: „Nach seinem Austritt aus dem Militär zog sich Cavour zunächst auf die Güter seines Vaters zurück und beschäftigte sich eifrig mit Landwirthschaft. Alsdann begab er sich nach Genf, wo er besonders unter Rossi Rechtsstudien machte und sich zugleich in der Genfer Gesellschaft im Umgange mit ausgezeichneten Fremden jene genaue Kenntniß der englischen Sprache erwarb, die ihm später in England selbst sehr zu Statten kam. Cavour besuchte auch nachmals fast alljährlich das ihm noch von seiner Kindheit her liebe Genf; auch lieferte er für die Genfer „Bibliothèque Universelle" einige größere Aufsätze, z. B. jenen über die Getreidezölle. Nachdem er einige Zeit in Genf verlebt, beschloß er, eine größere Reise zu unternehmen. Als er sich anschickte, die Lombardei zu betreten, ward die wachsame österreichische Polizei, als ob sie in ihm den künftigen Gründer der italienischen Unabhängigkeit gewittert hätte, in Unruhe versetzt. Der damalige Generalpolizeidirector in Mailand, Graf Torresani, erließ folgendes kleine Rundschreiben an die Aemter der österreichisch-sardinischen Grenze:

„Mailand, 15. Mai 1833. Ein junger piemontesischer Edelmann, Camillo di Cavour, ist im Begriff, auf Reisen zu gehen. Er war früher im Geniecorps und ist ungeachtet seiner Jugend bereits in seinen politischen Grundsätzen gründlich verderbt. Ich beeile mich, den Polizeibeamten diesen Wink zu geben, mit der Anweisung, der fraglichen Persönlichkeit, wenn sie sich an der Grenze zeigt, den Eintritt nicht zu gestatten, wenn der Paß nicht durchaus en règle ist, und selbst in diesem Falle nur nach der strengsten Untersuchung der Kleider des Reisenden und seines Gepäcks, da ich Ursache habe, zu glauben, daß er gefährliche Schriften mit sich führt."

Anmerkung des Uebersetzers.

erweitern konnte. Sein Lieblingsland war England. Dorthin zog ihn ganz besonders das ihm so tief eingewurzelte Gefühl für wahren Fortschritt, das ihn Zeit seines Lebens nicht verließ und das neben seinen außerordentlichen anderen Verdiensten seine italienischen Zeitgenossen ihm so sehr zu Dank verpflichtete. Er liebte England, weil es das Land der freien politischen Bewegung war und weil er sich überzeugt hielt, daß in keinem anderen Lande so wie dort die Freiheit allen Staatsbürgern zur Praxis und unabstreifbaren Gewohnheit geworden ist. Auch bewunderte er daselbst jenes weise und ruhmvolle Patriziat, das so viele Staatsmänner und Redner von Bedeutung hervorgebracht, sowie jene ganze Nation, welche die Liebe zur Freiheit so sehr mit der stricten Beobachtung der Gesetzlichkeit zu vereinen weiß. Er kannte die englische Geschichte sehr genau. Unter den Staatsmännern aus dem Anfang unseres Jahrhunderts bewunderte er besonders William Pitt, unter den zeitgenössischen englischen Politikern aber Sir Robert Peel. Er ließ zwar Richard Cobden und der Manchesterschule volle Gerechtigkeit widerfahren, schrieb aber das größere Verdienst des Triumphs der von jener Schule verfochtenen Principien ökonomischer Freiheit doch Sir Robert Peel zu, der dieselben trotz des Widerstrebens und der Opposition seiner eigenen Partei zur Anerkennung gebracht hatte.

Eine von seinen so verschiedenen Reisen unternahm er auch in Gesellschaft seines ihm sehr lieben Freundes, des Ritters Pietro di Santa Rosa. Sie begaben sich zusammen nach Frankreich, England und Belgien. Dabei hielten sie sich auch einige Tage in Brüssel auf, wo damals der ehrenwerthe Vincenzo Gioberti eine gastliche Zufluchtsstätte gefunden hatte. Gioberti hatte zu jener Zeit noch keine von seinen Schriften veröffentlicht, war daher auch als Autor noch ohne Ruhm, dafür kannten und liebten ihn aber die Turiner schon gar sehr, besonders jene, die

als Studenten das Athenäum von Turin in den Jahren von 1830—1833 besucht hatten. Da Santa Rosa von dieser Zeit her Gioberti sehr gut kannte, so begab er sich zu ihm, um ihn wieder einmal zu sprechen und stellte ihm dabei auch seinen jungen Reisegenossen vor. In der Einsamkeit seines Exils und seiner Betrachtungen war dem nachmals so berühmten Philosophen dieser Besuch recht angenehm. Er schrieb darüber auch noch voller angenehmer Eindrücke an den Grafen Feodoro di Santa Rosa, dem Vetter des Ritter Pietro, und sagte ihm in diesem Briefe unter Anderem: „So vermochte ich mich denn wieder einmal seiner Unterhaltung (des Pietro di Santa Rosa) zu erfreuen und lernte dabei mit großem Interesse auch seinen seiner wahrhaft würdigen Reisegefährten kennen, dessen Bekanntschaft gemacht zu haben ich mir als ein besonderes Glück anrechne". Der Brief, der diese Worte enthält, ist vom 7. Juli 1835 datirt. Der darin erwähnte „würdige Reisegefährte" aber war Camillo Cavour. Ein großer Geist hatte da den anderen erkannt.

V.

Das öffentliche oder, wenn man will, das politische Leben des Grafen Cavour begann zu jener Zeit, wo auch die italienische Nationalbewegung ihren Anfang nahm. Wenn diese dann auch erst in Folge der Erhebung des Cardinals Giovanni Maria Mastai Ferretti auf den päpstlichen Stuhl eigentliche Form und lebhafteres Colorit gewann, so hatte sie doch in Wahrheit schon einige Jahre früher begonnen, und so unvollkommen, schwerfällig und wesentlich latent sie auch erst gewesen, so war sie doch keineswegs jenen ernsteren Geistern entgangen, welche die Dinge nicht nur nach ihrem äußeren Anschein beurtheilen, sondern recht gut wissen, daß politische Umwälzungen, bevor sie sich entwickeln und vollziehen, sich, ehe sie den Augen der Menge sichtbar werden,

erst nach und nach im Gange der sich mit ihnen neu befruchtenden Ideen der Zeit offenbaren. Jene Nationalbewegung hatte ihre Wiege in Piemont, wo das Bestehen einer nationalen Dynastie, einer eigenen Armee, besonderer historischer Traditionen, alter und neuer politischer Reibungen und gewisser Bestrebungen, welche nicht einmal durch die Congresse von Wien und Laibach unterdrückt worden waren, die Kundgebung von Gedanken und Gefühlen erleichterte, die in den übrigen Theilen Italiens nicht nur nicht geduldet worden wären, sondern die auch ihre Urheber unvermeidlich in den Kerker geworfen oder in's Exil getrieben haben würden. Auf dem Throne Piemonts saß ein Fürst, der 1821 an den nationalen Bestrebungen Antheil genommen und der es nie vergessen konnte, daß ihn eines Tages ein österreichischer General aus Spott „den König von Italien" genannt hatte. Hier gediehen auch die historischen Studien und wurden ein wirksames Mittel zur Verbreitung des nationalen Princips. Wer immer nicht offen erklären durfte, daß er ein Vaterland wollte, daß er die Unabhängigkeit seines Volkes ersehne und die Abschüttelung des fremden Jochs erstrebe, zog sich in das sichere Asyl der nationalen Geschichtsforschung zurück und fand da stets Trost und Ermuthigung. Während in den übrigen Theilen Italiens Verschwörungen und Verfolgungen nicht aufhörten, einander in trauriger Reihenfolge abzulösen, und alle Versuche, welche man machte, um die Freiheit zu gewinnen, nur zum engeren Anschmieden der Ketten der Sklaverei führten, erstand in Piemont eine Schule, welche von der praktischen Idee ausging, daß politische Umwälzungen sich nur mit Hülfe derjenigen Elemente, welche factisch in einem Lande vorhanden sind, und nicht mit solchen vollziehen, die nur eigentlich existiren sollten, eine Schule, die sich bemühte, der nationalen Bewegung einen Impuls zu geben, der sie wirksam mache, sowie Gestalt, Charakter und Umfang, welche den glücklichen Erfolg erleichtern und zur

wirklichen Erreichung des ersehnten Zieles führen mußten. Das erste Wort wurde in dieser Beziehung von Vincenzo Gioberti ausgesprochen. Seine von Brüssel aus im Jahre 1843 verbreitete Schrift: Il Primato morale e civile degl' Italiani (das moralische und bürgerliche Primat der Italiener) war die erste feierliche Verkündigung der neuen Principien und des neuen Systems. Das Werk „La speranza d'Italia" (die Hoffnungen Italiens) des Grafen Cesare Balbo 1844 und „I casi di Romagna" (die Begebenheiten in der Romagna) Massimo d'Azeglio's im Jahre 1846 waren die directe und unwillkürliche Consequenz des „Primato". Die Wahl Pius IX. zum Papst und die ersten Regierungsacte seines Pontificats gaben den in jenen Schriften niedergelegten Ideen Gelegenheit, sich in ein lebendiges politisches Programm des Tages zu verwandeln. Noch vor der Wahl des Papstes hatte eine Zollstreitigkeit zwischen Piemont und Oesterreich (wegen des Eingangszolls auf Weine) die Gemüther in hohem Grade aufgeregt, und die energische Haltung, welche die Regierung des Königs Carlo Alberto in ihrem Widerstande gegen die österreichischen Anmaßungen bewies, war durch Demonstrationen gebilligt und gefeiert worden, deren Bedeutung um so höher geschätzt werden mußte, als jene Demonstrationen an sich selbst ungewöhnlich und neu waren *). Zu Beginn des

*) Den eigentlichen Beginn der Revolution von 1848 bezeichnete übrigens nicht diese verhältnißmäßig nur sehr unbedeutende Differenz, sondern die sogenannte „Ferraresische Angelegenheit". Es verhielt sich damit so: Als die von Pius IX. 1847 im Kirchenstaat eingeführten Reformen nicht allein von den Römern, sondern von ganz Italien mit ungeheurem Enthusiasmus begrüßt und die sorgsam gehüteten Künsteleien in der Lombardei mit einer Abänderung bedroht wurden, da konnte Metternich, welcher sich darauf verließ, daß man Oesterreichs wegen in ganz Italien zurückbleiben müsse, durchaus nicht länger müßig zusehen. Er fing die Sache wieder gerade so an, wie in den zwanziger und dreißiger Jahren. Es ward mehr Militär nach Italien geworfen, um etwaige Abweichungen von den Vorschriften des Wiener Cabinets sogleich wieder ungeschehen zu machen. Zum Glück saß

Jahres 1847 wurde in Turin das Erscheinen zweier Journale erlaubt, welche, obwohl der Censur unterliegend, doch ganz entschieden dem nationalen Standpunkt huldigten und damit zu

aber ein Politiker am englischen Staatsruder, der sich jede Einmischung Oesterreichs in die inneren Angelegenheiten der Halbinsel verbat. Daher die Erscheinung, daß Metternich lange Zeit nur lavirte. Aber etwas mußte doch geschehen, wenn nicht die gute alte Ordnung gestört werden sollte. Oesterreich schloß eine Militärconvention mit Parma und Modena, so daß seine Truppen dem Herde der Neuerungen näher rückten, ohne daß das Ausland etwas dagegen einwenden konnte. Ja, was noch mehr ist, in den Tractaten von 1815 hatte sich Oesterreich das Besatzungsrecht der Citadelle von Ferrara vorbehalten und ließ nun auch dort Militär einrücken. In jenem französisch abgefaßten Tractat befindet sich in Bezug auf Ferrara das Wort: „place", welches eigentlich ein fester Platz heißt, aber freilich auch auf eine ganze Ortschaft ausgedehnt werden kann. Oesterreich nahm nun das Wort in der letzteren Bedeutung und besetzte auch die Stadt Ferrara, zuerst nur die Wache, dann auch die Thore. Der Protest des Papstes half nichts, die Oesterreicher blieben. Aus allen Theilen Italiens schrieb man damals von der durch diese Maßregel hervorgebrachten Aufregung. Durch ganz Italien flogen auch schon die beunruhigenden Gerüchte, daß der Feldmarschall Radetzky von seinem Hofe ermächtigt sei, sich in die inneren Angelegenheiten Roms zu mischen, daß das Mailänder Militär nur noch eines Winkes gewärtige, um in die Hauptstadt des Kirchenstaates einzurücken, und daß man zu Paris in hohen Kreisen von einer österreichischen Intervention wie von einer ganz bekannten Sache gesprochen habe. Was in der That geschehen sein würde, wenn die ganze „heilige Alliance" noch die Gesinnungen von 1815 gehegt hätte, dürfte diesen Gerüchten selbst kaum allzu fern gewesen sein. Die Schritte des Wiener Cabinets waren aber bei der damaligen Weltlage sehr gewagt. An der Besetzung Ferrara's zündete sich factisch jene Aufregung in Italien schon 1847 an, die dann in den fünf Tagen von Mailand (le cinque giornate) im Frühling 1848 zum Ausbruch kommen sollte. Die „Augsburger Allg. Ztg." brachte bereits am 21. Juli 1847 folgenden Bericht aus Italien: „Allenthalben circuliren jetzt aus Winkelpressen hervorgegangene Broschuren und Journale, welche von Zeit zu Zeit und an verschiedenen Orten nicht regelmäßig erscheinen, aber eine gemeinsame Tendenz haben und die Einheit und Freiheit Italiens, sowie den Haß gegen die Tedeschi predigen." — Ebenso fand bereits 1847 eine Appenninenbeleuchtung zur Jahresfeier des Aufstandes in der Romagna, in Pisa Studentenaufläufe und in Lucca eine Feier zum Gedächtniß eines Sieges der Italiener über den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa statt, der den Italienern besonders auch deshalb verhaßt ist, weil er dem Papst Eugenius III. zu Gefallen den edlen Arnaldo di Brescia verbrennen ließ. Anmerkung des Uebersetzers.

erkennen gaben, daß eine Regierung, welche derartige Publicationen duldete, wohl geneigt sein dürfte, dem Strome der Ideen in dieser Richtung eher förderlich als hinderlich zu sein. Die eine dieser beiden Zeitschriften war ein Wochenblatt: „Il Mondo Illustrato“, die andere eine Monatsrevue: „L'Antologia“. Unter den Schriftstellern, welche an dieser Zeitschrift durch ihre Mitarbeiterschaft Theil nahmen, befanden sich Balbo, d'Azeglio, Boncompagni, Promis und Andere, darunter auch Graf Camillo Cavour, welcher mit viel Eifer die volkswirthschaftlichen Fragen behandelte und dabei für jene Principien eintrat, die er, wenige Jahre später, in unserem gesetzgebenden Körper zur Geltung brachte. Eine seiner Studien über jene Fragen wurde durch die bereitwillige Gefälligkeit des Herzogs von Broglie damals auch in der in Paris erscheinenden „Revue nouvelle“ veröffentlicht. Sie handelte von den Eisenbahnen in Italien und behandelte diesen Gegenstand zugleich vom commerciellen, ökonomischen und politischen Standpunkte aus. Es sprach darin ein gründlicher Nationalökonom, aber man vermochte darin auch schon sehr wohl die Ansichten eines Mannes zu entdecken, der dazu berufen sein dürfte, das Schicksal seines Vaterlandes zu verbessern.

Es war im Jahre 1847, und wer Augen hatte, um zu sehen, dem konnte es schon nicht mehr entgehen, daß sich wichtigere Ereignisse vorbereiteten und daß der Wunsch, sich die Unabhängigkeit zu erringen, in den Herzen der Italiener immer gigantischer anwuchs. Auch dem Fürsten Metternich entging dies nicht, der, als er einst wieder genaue Nachrichten über die Lage der Dinge in Rom, Florenz und Turin erhielt, darüber in laute Klagen ausbrach, daß der Impuls zur Bewegung vom Vatican ausgegangen und dabei die prophetischen Worte fallen ließ: „au printemps prochain il y aura en Italie plaies et bosses“ (im nächsten Frühjahre wird es in Italien Wunden und Beulen geben). In jenem Jahre besuchte auch Richard Cobden, der

berühmte Redner der Manchesterliga, Italien. Sein Name erinnerte an den Triumph der Principien des volkswirthschaftlichen Fortschritts, und die Männer des Fortschritts in Italien ergriffen daher die Gelegenheit der Anwesenheit dieser englischen Koryphäe mit Eifer, um Kundgebungen zu organisiren, die ihn ebenso sehr feierten, als gleichzeitig Zeugniß von ihrer eigenen Existenz ablegten. In Genua, Livorno, Bologna und Neapel wurde Cobden durch eine eben so warme als gastliche Aufnahme gefeiert. Bevor er aber über die Alpen in seine Heimath zurückkehrte, besuchte er auch Turin, wo ein ausgewählter Kreis hervorragender Persönlichkeiten ihm ein Banquet veranstaltete. Unter ihnen befand sich natürlich auch Camillo Cavour. Bei Ausbringung eines Toastes auf Cobden, hielt er eine Rede, in der er, obwohl er sich innerhalb der Grenzen der nationalökonomischen Sphäre hielt, doch mit großem Geschick auf das Gebiet rein politischer Fragen hinüberspielte und damit außerordentlichen Beifall erzielte. Indem er sich dann direct an Cobden wandte, sprach er zu ihm, nachdem er vorher seine ausgezeichneten Dienste im Kampfe für den volkswirthschaftlichen Fortschritt und sein edles Beispiel von Ausdauer und Selbstverleugnung hervorgehoben, das er als Muster, für alle Jene bezeichnet, die einer gerechten Sache würdig dienen wollen: „In der Ferne bewundert man, in der Nähe liebt man Sie."

Ende 1847 beschloß der König Carlo Alberto einige Reformen zu erlassen, unter denen nicht die letzte jene war, welche der Presse eine etwas freiere Bewegung gewährte. In Folge dieser Concessionen entstand natürlich in Vielen der Gedanke, das schon seit einigen Monaten von Rom und Florenz gegebene Beispiel zu befolgen, d. h. täglich erscheinende politische Blätter zu gründen. Unter den Zeitungen, welche dann zuerst das Licht in Turin erblickten, stand vor allen „Il Risorgimento" voran, welches unter seine Mitarbeiter Balbo, Scialoja, Santa Rosa,

d'Azeglio und Camillo Cavour zählte. Letzterer besonders gab sich große Mühe, das Erscheinen dieses Blattes zu Stande zu bringen und erreichte dies Ziel auch glücklich, trotz von mancher Seite erhobener starker Opposition und Widerwärtigkeiten aller Art. Unter Jenen, welche mit größter Bereitwilligkeit und eifrigem Bemühen seinem Plane beitraten und zu seiner Verwirklichung das Meiste beitrugen, befand sich der Advocat Michelangelo Castelli, welcher eine recht schätzbare Schrift über die „gemäßigte Meinung" in Italien verfaßt und sich damit schnell einen würdigen Platz unter den ersten Publicisten der Halbinsel erobert hatte. Als dieser Patriot die Hindernisse wahrnahm, welche gewisse Leute der Ausführung des Planes Cavour's entgegensetzten, beeilte er sich, ihm seine Beihülfe anzubieten und zu erklären, daß er in dieser Angelegenheit gänzlich über ihn zu verfügen vermöge. Dieses so bereitwillig und mit aufrichtiger Hingebung gemachte Anerbieten rührte den damals durch manche Verdrießlichkeiten schon etwas verstimmten Grafen Cavour sehr; er nahm es an und sollte keine Gelegenheit haben, es zu bereuen. Von jenem Augenblicke an knüpften sich zwischen ihm und Castelli die Bande einer aufrichtigen und wahrhaft herzlichen Freundschaft, die in allen Wechselfällen des politischen Lebens nie wieder auseinander gingen. Erst der Tod war im Stande, sie zu zerschneiden.

VI.

Das Journal „Il Risorgimento" war das erste Feld für politische Kämpfe, auf dem Graf Cavour auftrat. Indem er sein politisches Leben mit dem Amte eines Journalisten begann, begriff und fühlte er die nicht kleine Verantwortlichkeit recht gut, die er damit seinen Freunden und seinen Mitarbeitern gegenüber übernahm. Er trat freilich nicht etwa unvorbereitet in die Arena; seine

volkswirthschaftlichen Studien, durch die er einen reichen Schatz von Kenntnissen angesammelt, seine weitgehende und sehr genaue Kenntniß der europäischen Zeitgeschichte, sein fleißiges und gründliches Menschenstudium, sein tiefer Einblick in das sociale Leben der Gegenwart und seine vielen Reisen mit den sie begleitenden Gesprächen mit hervorragenden Männern in der Schweiz, Belgien, Frankreich und England machten ihn wohl in hohem Grade geeignet, das Amt eines Publicisten sowohl zur Ehre seines Namens, als zum Vortheil der öffentlichen Interessen zu führen. Es kam ihm dabei auch das noch zu Statten, daß er bereits jene Epoche des Lebens erreicht hatte, wo die Stimme der Vernunft den Sieg über die Herrschaft der Leidenschaft davon zu tragen pflegt. Er war nicht etwa ein Student, der mit noch frischem Gedächtniß der Lectüre seines Plutarch, oder der Tragödien Alfieri's einige mehr oder weniger gelungene Perioden aufzubauen und mit allerhand rhetorischen Floskeln zu verzieren weiß und dann seine Prosa dem Publicum in dem guten Glauben auftischt, ihm damit ein Meisterstück politischer Wissenschaft vorzusetzen. Er war kein Jüngling mehr, der, weil er einige hochtönende Phrasen aus der Feder zu schütteln versteht, sich schon für einen Macchiavelli hält. Er war vielmehr bereits ein Mann in der vollen Kraft seiner Jahre, reich an Intelligenz, Lebenskenntniß, Studien und Erfahrungen aller Art, der, wohl erkennend, wie erhaben das gewissenhafte Walten eines wahren Schriftstellers und wie bedeutungsvoll er in bewegter Zeit zu werden vermag, kein anderes Ziel hatte, als den Interessen seines Vaterlands zu dienen, die Principien des Fortschritts zu verbreiten und der heiligen Sache einer Nation zu nützen, die von dem berechtigten Streben getragen wird, ihre politisch-nationale Wiedergeburt zu erzielen und unter den Völkern unseres Erdtheils einen ihr zukommenden würdigen Platz einzunehmen. Es waren Zeiten lebhafter Hoffnungen, hochfliegender Wünsche, heißen Enthusiasmus', darum

eben war das Amt eines wahren Volksschriftstellers nur um so schwieriger. Die von Cavour im „Risorgimento“ veröffentlichten Artikel entsprechen vollkommen der Idee und dem Ziele, welches sich die ausgezeichneten Männer gesteckt hatten, welche jenes Tageblatt gründeten, und als er später die Feder des Journalisten aus der Hand legte, um Minister zu werden, erinnerte er gern und häufig seinen Freunden gegenüber an jene Tage, wo er in der Redaction des „Risorgimento“ thätig gewesen war. Ja, er pflegte sich dessen zu rühmen, indem er sagte, daß nach dem Studium der Mathematik es seine Beschäftigung als Journalist gewesen sei, die ihn am besten zur Führung der politischen Angelegenheiten als Staatsmann und zum kühnen Eintritt in die Dädalusgänge der Diplomatie geeignet gemacht habe. „Ein Schriftsteller", sagte er, „welcher einer Ueberzeugung gehorcht und aus Princip einer Sache dient und sich dabei in der Nothwendigkeit befindet, dem Publicum seine Ideen alle Tage kund zu geben und klar zu machen, gewinnt damit die Gewohnheit, scharf zu erkennen, was man Alles sagen und was man nicht sagen darf. Täglich macht er sich mehr jenen Takt zu eigen, der in der Behandlung der politischen Angelegenheiten so nöthig ist. Ja, das ist eine tägliche Schule, wo man sich täglich vervollkommnet. Wenn ich nicht erst ein Journalist gewesen wäre, so würde ich kein Politiker geworden sein. Niemals werde ich vergessen, was ich meiner Mitarbeiterschaft am „Risorgimento“ verdanke."

Und er hatte recht. Nie war die periodische Presse in Italien so geehrt und so wirksam wie zu jener Zeit. Die Journalisten jener Epoche nahmen alle einen sehr ehrenvollen Antheil an der Entwicklung der italienischen Angelegenheiten. Das Beispiel Cavour's gilt für Viele. Aber freilich muß darauf hingewiesen werden, daß damals gleichzeitig mit ihm, eben so hervorragende Männer wie Cesare Balbo, Massimo d'Azeglio,

Vincenzo Salvagnoli und Mario Minghetti, um vieler Anderer zu geschweigen, Journalisten waren.

Cavour behandelte in seinen Artikeln mit besonderer Vorliebe und vollster Sachkenntniß besonders die ökonomischen und Handelsinteressen. Wenn er über Gegenstände aus diesen Wissenszweigen sprach, erkannte man sogleich, daß er da so recht zu Hause war und daß er seines Stoffes in jeder Beziehung Meister sei. Eines Abends versammelte sich der Turiner Handelsstand im December 1847 zu einem Banquet, um die vom Könige Carlo Alberto bewilligten Reformen zu feiern. Unter den Festtheilnehmern befand sich auch Cavour. Es sprachen viele Redner, beredte Toaste wurden ausgebracht, patriotische Vorträge gehalten, endlich sprach auch Cavour und behandelte, ohne von der Höhe des Patriotismus herabzusteigen, den die Redner vor ihm als ihre besondere Domaine betrachtet hatten, in meisterhafter Weise die Handelsinteressen und die Vortheile, welche sich aus der neuen Ordnung der Dinge, aus den vom Fürsten gewährten bürgerlichen Freiheiten ziehen lassen würden. Wer ihn damals vernahm, mußte unwillkürlich denken, wie sehr sich dieser klare Kopf wohl dazu eignen würde, das Wohl des Staates zu fördern, wenn man seiner freien, durch nichts umwölkten Einsicht die Leitung desselben anvertraue. Man lauschte seinen Worten mit gespanntestem Interesse und spendete ihnen reichlichen Beifall.

Der Mitarbeiter des „Risorgimento“ hielt sich immer genau an jene Grundsätze, die er als Redner beim Banquet des Handelsstandes entwickelt hatte. Schon von jener Zeit an bewies er ja jene scharfe praktische Auffassungsgabe, die ihn von da an stets bei Behandlung politischer Geschäfte begleitete und die ihm die weise Lehre eingab, daß, wer eine gute Politik treiben will, nie die materiellen Interessen vergessen darf, und daß die Völker ein politisches System um so höher schätzen, als die Vortheile,

die es mit sich bringt, nicht nur in seiner bürgerlichen, sondern auch in seiner materiellen Entwicklung recht sichtbar hervortreten. Uebrigens brauchte er nicht lange auf eine Gelegenheit zu warten, wo der praktische Sinn jener Rede sich durch ihn selbst in höherem Grade offenbaren sollte.

In Folge der von Carlo Alberto bewilligten Reformen war die periodische Presse unter einen speciellen Censurrath gestellt worden, welcher die Instruction erhalten hatte, den Schriftstellern jede mögliche Erleichterung zu gewähren und bei der Prüfung der ihm vorgelegten Manuscripte, zu denen er die Bewilligung der Veröffentlichung zu ertheilen hatte, so nachsichtig, liberal und tolerant wie nur möglich vorzugehen. Das Censuramt war deshalb aus sehr angesehenen und allgemein geschätzten Männern zusammengesetzt worden. Es genügt wohl in dieser Beziehung nur anzuführen, daß der Präsident desselben der Graf Federigo Sclopis war. Indeß schritt die Logik der Ereignisse so schnell fort, daß der gute Wille und der rücksichtsvolle Sinn der Censoren sehr bald so zu sagen überflüssig wurden. Die Presse wurde eigentlich ganz von selbst de facto frei und behandelte bald mit dem größten Freimuthe alle Gegenstände, die sich auf die öffentliche Verwaltung, oder auf nationale Fragen bezogen. In einem constitutionellen Staate, wo die Freiheiten der Bürger durch Gesetze garantirt und wo alle Rechte genau gesetzlich abgegrenzt sind, würde eine solche Lage der Dinge ganz gewöhnlich und naturgemäß gewesen sein, allein damals bewegte man sich in Piemont denn doch eigentlich noch nicht in diesem Geleise. Es existirte wohl eine gewisse Freiheit de facto, aber nicht de jure. Gegenüber einer verhältnißmäßig fast ganz freien Presse, welche alle Acte der Regierung ihrer Beurtheilung unterziehen durfte, gab es doch keine ihrerseits verantwortliche Regierungsgewalt, die, indem sie sich zum Schilde der Gesetze gemacht hätte, dabei von ihrem

Standpunkte aus ihre Handlungsweise zu vertheidigen und ihr die nöthige Autorität zu geben im Stande gewesen wäre, um ihren Anordnungen Achtung und allgemeine Billigung zu verschaffen. Wenn eine derartige nicht ganz natürliche Situation länger gedauert hätte, so würde zur Beschwörung und Dämpfung ganz unvermeidlicher übler Folgen, weder die Mäßigung der Schriftsteller, noch der Patriotismus der Bürger, noch die Nachsicht der Regierung genügt haben, man würde ganz unvermeidlich einer gewissen Anarchie entgegen geschritten sein. Das war schon in Toskana hervorgetreten, wo man noch früher als in Piemont theilweise Reformen eingeführt hatte. Der Marquis Don Neri Corsini di Lajatico hatte deshalb dort im Hinblick auf die Gefahren eines solchen ungewissen, in jeder Beziehung an Halbheit krankenden Zustandes ein Werkchen veröffentlicht, in dem er ausführlich auseinandergesetzt, daß, um die gegenwärtigen Uebelstände zu beheben und noch Schlimmeres zu vermeiden, die Einführung constitutioneller Zustände das einzige geeignete Mittel sei. Die Stimme dieses ausgezeichneten toskanischen Patriziers klang aber den maaßgebenden Kreisen nicht zu angenehm und blieb vor der Hand unberücksichtigt. Schrieb doch sogar Salvagnoli darüber, daß ein derartiges Verlangen zwar edel gedacht, aber durchaus unzeitgemäß sei. Und so sprach man denn für den Augenblick nicht mehr von der Verleihung einer Constitution. Aber Don Neri Corsini's Vorschlag war gleichwohl richtig, sehr zeitgemäß und von kluger Vorhersicht dictirt. Cavour's schnelle Fassungsgabe verwarf ihn nicht, sondern machte ihn sich selbst zu eigen, wie er denn auch entschlossen war, bei der ersten guten Gelegenheit, die sich dazu bieten würde, dafür muthig und mit aller Entschiedenheit einzutreten.

In den ersten Tagen des Januar 1848 hatten in Genua einige Volksdemonstrationen stattgefunden. Die Gemüther waren dort sehr gegen die Jesuiten aufgeregt und man verlangte laut

ihre Vertreibung. Einige angesehene Bürger bemühten sich, die aufgeregten Massen zu beruhigen und so ernstere Unruhen für den Augenblick zu verhindern. Nach einigen Unterhandlungen ward beschlossen, daß eine Deputation sich eigens nach Turin begebe, um in aller Form die Vertreibung der Jesuiten zu verlangen und zugleich dem Herrscher überhaupt die Gefühle und Wünsche der genuesischen Bevölkerung an's Herz zu legen. Diese Deputation ging in der That ab und langte am 7. Januar in Turin an. Die Nachricht von den Vorfällen in Genua hatte hier bereits großen Eindruck gemacht. Alle wahren Patrioten, denen das Interesse des Staates und der Nation nicht gleichgültig war, geriethen in eine gewisse Aufregung und gelangten sofort zur Ueberzeugung, daß es sich für sie nicht zieme, die Rolle passiver Zuschauer zu spielen. Es wurde deshalb auch alsbald in Turin beschlossen, gelegentlich der Ankunft der ligurischen Deputation eine Versammlung abzuhalten, welche vereint mit ihr über die geeigneten Mittel berathen sollte, die Ruhe in die Gemüther zurückzuführen und einer Agitation gleich in ihrem Beginne die Wurzel abzuschneiden, die, wenn sie länger währen und größere Dimensionen annehmen sollte, der nationalen Sache leicht zu großem Nachtheile gereichen könne. Diese Versammlung wurde in der That abgehalten. An ihr nahmen auch die Redacteure und Mitarbeiter der damals in Turin erscheinenden Journale Theil. Es wurden verschiedene Ansichten, mancherlei Vorschläge und ziemlich weit von einander gehende Meinungen zum Besten gegeben. Endlich ergriff Graf Cavour das Wort. Er setzte mit großer Klarheit auseinander, wie eigentlich die wahre Lage der Dinge beschaffen sei, und nachdem er ihr gegenüber der verschiedenen zu ihrer Abhülfe bereits gemachten Vorschläge Erwähnung gethan, ward es ihm nicht eben schwer nachzuweisen, wie wenig dieselben unter einander in Zusammenhang stehend seien und wie noch weniger sie wirksam sein

würden. „Was sollen wir, rief er aus, damit noch weiter Zeit verlieren, Vorsichtsmaßregeln zu erörtern und zu verlangen, die schwerlich zum Ziele führen dürften. Ich schlage aber vor, daß man vom Hochsinn unseres Monarchen die Wohlthat einer legitimen öffentlichen Discussion dem Lande gegenüber erbitte, in der alle Meinungen, alle Interessen und alle Bedürfnisse der Nation vertreten sein würden. Ich stelle den Antrag, daß man eine Constitution verlange."

Das war in der That ein etwas kühnes Verlangen. Alle Zuhörer waren im ersten Momente davon betroffen. Aber es war ein kluges, praktisches, den wahren Verhältnissen entsprechendes Verlangen, und so kam es, daß, als der erste Moment des Staunens darüber vorüber war, einige der Versammelten darauf einzugehen, die Opportunität dieses Vorschlags zu prüfen und zu billigen und seine Ausführung in's Gesicht zu fassen begannen. Andere freilich waren anderer Ansicht, indem sie jenen Antrag für vorzeitig hielten, ihn vertagt und am liebsten ganz todt geschwiegen zu sehen wünschten. Endlich entschied man sich dahin, daß die weitere Erörterung und Beschlußfassung einer zweiten Versammlung vorbehalten bleiben solle, die am darauf folgenden Tage, am 8. Januar abzuhalten wäre. Da ward denn die Discussion wieder aufgenommen, aber abermals gingen die Ansichten weit auseinander. Es war nicht möglich, jene Einstimmigkeit zu erzielen, welche dem Antrag, der natürlich dem Könige übermittelt werden mußte, Ansehen und Wirksamkeit verliehen haben würde. Ohne daß man zu einem Entschlusse gekommen wäre, trennte sich diese Versammlung wieder. Der Graf Cavour aber konnte sich damit trösten, mit jenem von ihm gestellten Antrage wenigstens seiner Pflicht als guter Bürger und wahrer Fortschrittsmann genügt zu haben. Hatte er doch gethan, was eben in seinen Kräften stand, um seinem Lande einen ausgezeichneten Dienst zu leisten. Es war dies ein feierlicher Moment

in seinem politischen Leben gewesen und in den nachfolgenden Jahren pflegte er sich mit gerechtem Stolze manchmal jener Episode zu erinnern. Und wohl durfte er stolz darauf sein.

Mit jenem Antrage hatte er ein glänzendes Zeugniß von der Reife seines Urtheils und seiner feinen politischen Voraussicht abgelegt und zugleich bewiesen, wie tief seine wahrhaft fortschrittliche Ueberzeugung gehe und wie aufrichtig er der Wohlfahrt seines Landes zugethan sei. Allerdings verhallten in den ersten Tagen des Januar seine Worte unerhört, aber die schnell hereinbrechenden Ereignisse säumten nicht, ihm vollkommen recht zu geben und seinen wahrhaft prophetischen Blick in das wahre Licht zu setzen. Nur wenige Tage vergingen, und die Macht der Ereignisse führte das, was man dem Grafen Cavour nicht hatte bewilligen wollen, ganz von selbst herbei. Mehr als sein kluges, die Stimme der Zeit so klar verdeutlichendes Wort sollte der blinde Starrsinn eines Ferdinand II. wirken. Nachdem dieser alle Bitten, den Völkern Süditaliens dieselben Reformen zu gewähren, welche jenen von Mittel- und Norditalien durch Pius IX., Leopold II. und Carlo Alberto bereits verliehen worden waren, abschlägig beschieden hatte, befand sich jener Fürst plötzlich einer Lage gegenüber, die ihm keinen anderen Ausweg gestattete, als in den Concessionen noch weiter zu gehen und selbst zuerst eine Constitution zu proclamiren. Die Verleihung einer Constitution für Neapel ward dann Ursache, daß man in Florenz, Rom und Turin dasselbe that. Die Ereignisse dictirten das Gesetz und rechtfertigten somit in glänzender Weise den zu rechter Zeit vom Grafen Cavour gestellten Antrag. Die italienische Nationalbewegung ging aus der Periode der Reformen in jene der Constitutionen über.

VII.

Die bereits im Februar versprochene Constitution ward officiell am 4. März 1848 erlassen. Das erste constitutionelle Ministerium erhielt den Grafen Cesare Balbo zum Präsidenten. Dieser Mann sagte Alles: er allein war schon, wenn man sich eines Gemeinplatzes bedienen darf, ein Progamm für sich. Bedeutete er doch den festen Entschluß, Italien seine Unabhängigkeit zu erringen, war er doch gleichsam die Nachschrift zu den: „Speranze d'Italie“ (Hoffnungen Italiens), welche jetzt den Hauptgrundsatz der Regierung bilden sollten. Es versteht sich von selbst, daß das „Risorgimento“ mit der Ernennung dieses Ministeriums sehr zufrieden war.

Wenige Tage später trafen in Turin Nachrichten über die Begebenheiten in Mailand ein, das seine ewig denkwürdigen „fünf Tage“ („cinque giornate“) durchgekämpft hatte. Die öffentliche Meinung ward auf das Höchste erregt und förmlich elektrisirt. Alles wünschte den Krieg gegen Oesterreich, Jeder wollte ihn. Unter Jenen, die ihn mit der größten Wärme der Regierung anriethen, war auch der Graf Cavour.

„Die entscheidende Stunde“, schrieb er im „Risorgimento“ am 23. März 1848, „hat für die sardinische Monarchie geschlagen, noch waltet der Zauber der Stunde der starken Entschlüsse, der Stunde, von der die Schicksale der Reiche, das Loos der Völker abhängt. Den Ereignissen in der Lombardei und in Wien gegenüber sind Zögern, Zweifel und Unentschlossenheit nicht mehr möglich. Nichts zu thun, oder nicht bald zu handeln, würde für uns die allerverhängnißvollste Politik sein. Männer von kaltem Verstand wie wir, die gewohnt sind, weit mehr den Dictaten der Vernunft, als den Antrieben des Herzens zu folgen, müssen wir, nachdem wir vorher die Bedeutung jedes unserer Worte gewissenhaft erwogen haben, gleichwohl in klarem Bewußtsein

der Wichtigkeit des Augenblicks erklären: es giebt jetzt nur einen Weg für die Nation, die Regierung und den König. Das ist der Krieg! der sofort, ohne alles Zögern zu beginnende Krieg!..... Auch den vorsichtigsten und ruhigsten Bürgern schwebt diese Pflicht der Regierung jetzt klar vor Augen. Wir befinden uns in einer Lage, wo Kühnheit die wahre Klugheit ist und wo selbst Verwegenheit immer noch weiser als Zurückhaltung sein würde ..... Die Lombardei steht in Flammen ..... Mailand kämpft; wir müssen um jeden Preis ihm zu Hülfe eilen .... Unter den jetzigen Verhältnissen ist eine richtige und große Politik nur jene der kühnen Entschlüsse."

Das Ministerium trat zusammen, um zu berathen. Sein Entschluß war einmüthig. Es ward bestimmt, daß die piemontesischen Truppen, ohne Zögern den Ticino überschreiten sollten. Der Krieg ward erklärt, die große Politik der kühnen Entschlüsse hatte obgesiegt.

Der Graf Cavour war über diesen Entschluß, zu dem er mit dem Gewicht seines Rathes so viel beigetragen, hoch erfreut. Zum ersten Male, seit er den Kriegsdienst verlassen hatte, bereute er es, diesen Stand aufgegeben zu haben. Ein Neffe von ihm, der Sohn seines älteren Bruders Gustav, Namens August, war Unterlieutenant im Regiment der Garden. Es war das ein sympathischer, sehr gut gearteter junger Mann, der von Herzen gern in den Krieg zog. Der Oheim Camillo, der ihn sehr liebte, feuerte ihn noch mehr in diesem edlen Vorsatze an. August Cavour betrug sich dann auch seines Namens würdig. Er war ein tapferer Soldat, der mit Leib und Leben an seinem Stande hing. In der Schlacht bei Goito, die dann am 30. Mai 1848 geschlagen wurde, starb er, von einer österreichischen Kugel durchbort, den Heldentod. Bei seinem Leichnam fand man einen Brief, in dem er noch in liebevollster Weise angespornt wurde, seinem Könige und Vaterlande ja rechte Ehre zu machen.

Dieser Brief war von seinem Oheim Camillo geschrieben. Die Uniform, welche der tapfere junge Mann in der Schlacht getragen hatte, wies deutlich noch die verhängnißvolle Kugelspur auf. Der Graf Cavour ließ sie in einen Glaskasten legen und dann in sein Studirzimmer bringen. Sie war ihm Zeit seines Lebens eine hochverehrte Reliquie, ein Erinnerungszeichen ruhmvoller Trauer.

VIII.

Im Mai 1848 wurden die Wahlkreise des ehemaligen subalpinen Königsreichs zum ersten Male berufen, zur Wahl ihrer Vertreter zu schreiten. Auch Graf Cavour bewarb sich um ein Wahlmandat, allein schon hatte er politische Gegner, welche es durchzusetzen wußten, daß er beim ersten Wahlgange durchfiel. Er sollte indeß nicht lange verkannt bleiben. Schon am 16. Juni wurden einige Kreise, deren Plätze in der Volksvertretung vacant geworden waren, auf's Neue zu den Wahlen berufen und da entschieden sich bereits nicht weniger als vier dafür, den Grafen Camillo Cavour zu wählen. Es waren dies die Wahlkreise von Turin, Monforte, Cigliano und von Iglesias auf der Insel Sardinien. Cavour war nicht darüber in Zweifel, welches Mandat er annehmen sollte, sondern entschied sich sofort dafür, der Vertreter seiner Vaterstadt zu werden.

Er nahm seinen Sitz auf der Rechten ein, da die Parteien sich bereits zu scheiden begannen und bald stand er in den Räumen des Parlaments neben denselben Freunden und denselben Gegnern gegenüber, wie vordem schon auf der Arena der periodischen Presse.

Seine Jungfernrede hielt er in der Sitzung vom 4. Juli 1848 bei Gelegenheit der Debatte über die Gesetzvorlage, welche die Vereinigung der sardinischen Länder mit dem Gebiete von Mai=

land und Venedig aussprach. Sein erster Versuch auf der parlamentarischen Rednerbühne war indeß nicht allzu glücklich. Es fehlte ihm zwar keineswegs an guten Gedanken noch an der nöthigen logischen Schärfe der Ausdrucksweise, die ihm schon von Natur zu eigen war, aber er wußte das Wort noch nicht mit der gehörigen Leichtigkeit zu handhaben und seinen Gedanken sogleich den in jeder Beziehung entsprechenden Ausdruck zu geben. Zum ersten Male vielleicht nahm er wahr, daß er nicht jene klassische Schulbildung besitze, die dem politischen Redner doch so nöthig ist und es mochte ihm da wohl wie ein Gegenstand des Neides jene gediegene englische höhere Erziehung vorschweben, welche bei dieser bevorzugten Nation Ursache einer stets so frischen parlamentarischen Beredtsamkeit ist. Auch mochte er jenes Lords Georges Bentinck gedenken, der, obwohl er früher keinen anderen Ruf genossen, als jenen, den ihm seine eifrige Theilnahme an den Wettrennen zu Epsom verschafft, gleichwohl, als er dazu berufen wurde, im Parlament die Führung der Opposition der Torie's gegen die von Sir Robert Peel vorgeschlagenen Reformen zu übernehmen, so prächtig die parlamentarischen Waffen zu führen wußte, daß er sogar Peel selbst, den Lord John Russell, Cobden, Bright und Gladstone, diesen ersten Rednern des englischen Parlaments, die Siegespalme streitig machte.

Indessen entmuthigte ihn der wenig glückliche Erfolg seines ersten parlamentarischen Auftretens in keiner Weise, geschweige denn, daß er ihn veranlaßt hätte, sich von einer Arena zurückziehen, wo er mit der Zeit so reiche Lorbeerkränze erringen sollte. Gleich jedem Manne, der das echte Selbstbewußtsein seiner eigenen Kraft besitzt, gab er sich nach dem ersten mißlungenen Versuche noch lange nicht für besiegt aus. Er hielt aus und studirte fleißiger als je, und diese fleißige Ausdauer wurde dann mit Wucher belohnt. Derselbe Redner, der im Juli 1848 Mühe hatte, die Aufmerksamkeit des Hauses auch nur so weit zu ge-

winnen, daß man ihn überhaupt anhöre, wurde drei Jahre später derjenige Redner, dem man im subalpinischen Parlamente mit athemloser Spannung wie keinem Anderen zu lauschen pflegte.

Man erzählt, daß das erste Mal, wo Benjamin d'Israeli das Wort an das Haus der Gemeinen des englischen Parlamentes richtete, er nicht so glücklich war, überhaupt angehört zu werden, ja, daß man ihn sogar ausgezischt habe, worauf er aber ausgerufen haben soll: „es wird der Tag kommen, wo Ihr mich anhören müßt, auch wenn Ihr nicht wollt". Dem Grafen Cavour bekam seine erste Rede zwar nicht so schlecht, wie Herrn d'Israeli, aber sie brachte auch nicht den Effect hervor, den er sich von ihr versprochen hatte. In seinem Herzen aber mag Cavour wohl ein ähnliches Versprechen abgelegt haben, wie der englische Redner und er hielt es. Jedenfalls ist er dann der wirksamste Redner geworden, den das italienische Parlament je besessen hat.

Die vom Ministerium des Grafen Balbo vorgeschlagenen Maaßregeln fanden beim Deputirten Cavour stets mit Wort und Stimmabgabe eine eifrige Unterstützung. Je mehr derselbe sprach, um so mehr wurden die Fortschritte sichtbar, die er in der schwierigen parlamentarischen Redekunst machte.

Als im Juli 1848 die piemontesische Regierung der Nation eine größere Kraftanstrengung und größere Opfer auferlegte, erklärte sich Graf Cavour bereit, die Feder niederzulegen, den parlamentarischen Kampfplatz zu verlassen und selbst wieder unter die Fahnen zu eilen. Der nach der Schlacht bei Custozza abgeschlossene Waffenstillstand und die durch ihn bewirkte Unterbrechung der Feindseligkeiten hinderten ihn allein daran, diesen hochherzigen Entschluß zur Ausführung zu bringen. So fuhr er denn fort, dem Vaterlande in der Presse und im Parlamente zu dienen.

Der unglückliche Gang des unter so günstigen Auspicien

begonnenen Krieges begann seine natürlichen schmerzlichen Consequenzen nach sich zu ziehen. Die Tugend männlicher Resignation den unabwendbaren Schlägen eines unheilvollen Geschicks gegenüber ist keineswegs eine sehr leicht auszuübende Tugend; so war es also nicht zu verwundern, daß man sich damals in Piemont nur schwer in die Niederlage schicken wollte. Heute wissen wir Alle, wie damals die Dinge wirklich standen und deshalb nimmt uns jene Niederlage nicht mehr Wunder, wir müssen uns vielmehr darüber wundern, daß das piemontesische Heer unter so verschiedenartigen Bedingungen, bei so ungleichen Kräften, den Kampf gegen die österreichische Armee so ehrenhaft geführt hat*). Heute ist unser Urtheil nicht mehr von der Leidenschaft des Moments befangen und daher nöthigt uns die Gerechtigkeit das Zeugniß ab, daß das piemontesische Heer im 1848er Feldzuge in Bezug auf seine Disciplin und Tapferkeit Bewunderung verdiente, und daß seine Thaten den italienischen Waffen alle Ehre machten.

Damals aber war eine so ruhige und unparteiische Beurtheilung nicht zu erwarten; die Gemüther waren durch die Geschehnisse in zu hohem Grade erregt worden, der Haß der Besiegten, das Leid über die Gefallenen und die Bitterkeit der Täuschung überwogen alle anderen Gefühle und machten nur zu geneigt, vorschnelle und ungerechte Urtheilssprüche zu fällen. Die extremen Parteien legten die Hände dazu auch nicht in den Schooß. Sie fanden den Boden für ihre Intriguen geebnet

---

*) Hier spricht aus Herrn Massari wohl etwas zu sehr der italienische Patriot und zu wenig der objective Historiker. Daß sich die Piemontesen damals gut geschlagen haben, steht allerdings fest. Die Hauptursache ihrer Niederlagen war aber nicht etwa die Ueberzahl sondern die entschieden bessere Führung der Oesterreicher, die der alte Radetzky dem König Karl Albert gegenüber befehligte, der von dem Wahne, ein großer Feldherr zu sein, wie von einer bösen Krankheit ergriffen war.

Anmerkung des Uebersetzers.

und die öffentliche Meinung nur zu sehr bereit, der Spielball ihrer Künste und Wühlereien zu werden. Für die Launen des Geschicks machten sie den Willen der Menschen, für das geworfene ungünstige Loos die Unfähigkeit, oder gar den Verrath der Generäle verantwortlich. Kein Ruf blieb unverletzt, die dem Vaterlande factisch geleisteten Dienste waren völlig vergessen.

Die neue Regierung, die an die Stelle des Ministeriums Casati trat, das in Folge des Kriegsmißgeschicks und des Waffenstillstandes zurückgetreten war, sah sich, vom ersten Tage seiner Existenz an, gezwungen, den größten Schwierigkeiten gegenüberzustehen und den Kampf mit einer Opposition zu führen, die sich zum Dolmetsch des erzürnten und beleidigten Nationalgefühls machte. Das Haupt dieser neuen Regierung war erst der Marquis Cesare Alfieri di Sostegno, dann der General Perrone, und sein hauptsächlichster oratorischer Sachwalter war der Advocat Pier Dionigi Pinelli. Man nannte es das Opportunitätsministerium, weil es, anstatt an die unverweilte Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Oesterreich zu denken, Zeit verlangte, um das Heer zu reorganisiren und kriegstüchtiger zu machen und dabei auch die inneren Angelegenheiten etwas zu ordnen. Sein Ziel und Hoffen war, eine gute Gelegenheit abzuwarten, um den Krieg mit sicherer Aussicht auf guten Erfolg erneuen zu können. Graf Cavour schaarte sich entschlossen unter die Vertheidiger dieses Ministeriums. Er unterstützte es während der Parlamentsferien im „Risorgimento“ mit der Feder und, als die Kammer ihre Sitzungen wieder aufgenommen hatte, auch auf der Rednerbühne. Es war das kein leichtes Unternehmen, und es gehörte vielmehr sein ganzer Muth und entschlossener männlicher Charakter dazu, um sich den Stürmen, die dieses Ministerium bedrohten, entgegen zu werfen. Die Opposition gegen das Cabinet schöpfte ihre Kraft aus der augenblicklichen fatalen Situation selbst und wurde noch dadurch besonders

furchtbar, daß ein Mann von dem Ansehn Vincenzo Gioberti's an ihrer Spitze stand. Dieser große Philosoph lebte immer in den höheren Regionen seiner Gedanken und kümmerte sich wenig um die durch die Ereignisse geschaffenen besonderen Schwierigkeiten und die sich geltend machende Macht des Verhängnisses. Ihm schien es, daß das Ministerium zu nachgiebig gewesen und daß es den Einflüsterungen der europäischen Diplomatie, sowie den Erwägungen der Opportunität ein zu gefälliges Gehör geliehen habe. Deshalb trat er ihm gleich von seinem Beginn mit einer wahren Erbitterung entgegen. Er war ein Mitglied des vom Grafen Casati präsidirten Cabinets gewesen und es ist vielleicht nicht unwichtig, hier einzuflechten, daß er zu diesem Posten gerade durch die besonderen Bemühungen des Grafen Cavour berufen worden war, der, wohl wissend, was für ein Schatz von Arbeitskraft, moralischer Autorität und Popularität sich in dem Namen Vincenzo Gioberti vereine, sich eigens zum General Giacinto di Collegno, den der König mit der Bildung jenes Ministeriums beauftragt, begeben hatte, um ihn zu bitten, Gioberti mit unter die Räthe der Krone aufzunehmen, was dann auch geschehen war. Nach dem Waffenstillstand hatte Gioberti mit seinen übrigen Collegen sein Amt niedergelegt und sich mit dem Grafen Casati nach Vigevano in's Hauptquartier des Königs Carlo Alberto begeben, um ihm ihren Entschluß mitzutheilen. Der König gab ihm und dem Grafen Ottavio di Revel den Auftrag, in Uebereinstimmung mit einander an die Bildung eines neuen Cabinets zu gehen. Da aber eine solche Uebereinstimmung sich eben nicht erzielen ließ, wurde Gioberti Führer der Opposition. Die im October 1848 neu eröffnete Parlamentssession trug einen sehr erregten und stürmischen Charakter. Der Graf Cavour befand sich unter den entschlossensten und muthigsten Vertheidigern des Ministeriums. Sein Wort gewann immer mehr an Kraft, Energie und Vertrauen. Schwie-

rigkeiten erschreckten ihn nicht, keine Opposition vermochte ihn irre zu machen, und selbst die drohende Unpopularität verfehlte ihm gegenüber jede Wirkung. Wenn er von einem Gegner unterbrochen wurde, so antwortete er diesem erst mit aller Schärfe, um dann ruhig, als ob er nicht im Mindesten gestört worden sei, den Faden seiner Erörterungen weiter zu spinnen. Selbst wenn er von den Gallerien ausgezischt wurde, machte er nur den Präsidenten auf die durch solche Kundgebungen der Würde der Versammlung angethane Beleidigung aufmerksam und fuhr dann ebenfalls ganz ruhig in seiner Rede weiter fort. Er hatte den Muth, gegen eine von Vincenzo Gioberti geleitete und dadurch zu außerordentlichem Ansehn erhobene Opposition zu kämpfen, und dieser Muth gab ihm wohl schon allein das Recht dazu, den Lärm der Tribunen und die Schmähungen der großen Menge zu verachten.

Die extremen Parteien hatten damals in ihrem Vocabularium eines jener Worte aufgetrieben, das manchmal so sehr ihren Zwecken frommt und für das sie auf um so mehr Beifall und Gunst bei den Massen hoffen dürfen, je ungewisser seine eigentliche Bedeutung ist und einen je weiteren Spielraum es für alle möglichen Auslegungen läßt. Es war dies das Wort Codino (Zopf). Wer nicht mit an ihrem Zorn, an ihren Aufregungen und Utopien Theil nahm, war einfach ein Codino. Wer der Ansicht huldigte, daß ein gegenwärtiges Gut mehr werth sei, als ein erst sehr problematisch in der Luft schwebendes zukünftiges Glück, war ebenfalls ein Codino. Wer da bescheidene Zweifel an dem Axiom zu äußern wagte, daß man mit dem Volkskriege und der Erhebung in Masse die Oesterreicher aus Italien vertreiben werde, war ganz gewiß ein Codino. Wer nicht glauben wollte, daß Jemand, der Gründen der Opportunität für den Augenblick klug nachgebe, ein schwarzer Vaterlandsverräther sei, war erst recht ein Codino u. s. w. u. s. w.

Auf diese Weise wurden die besten und würdigsten italienischen Patrioten mit dem Spottnamen Codino belohnt, der natürlich auch Camillo Cavour nicht erspart blieb. Dieser machte sich übrigens aus solchem Ehrentitel um so weniger, als er ihn ja in sehr vorzüglicher Gesellschaft genoß und gar nicht lange zu warten brauchte, bis auch sein jetziger Gegner Gioberti selbst damit beglückt wurde, denn wenige Tage, daß dieser auf's Neue ein Portefeuille übernehmen mußte und, klaren Einblick in die wahre Lage gewinnend, ebenfalls einige von kluger Vorsicht gebotene Maßregeln, welche im Lichte der Opportunität erscheinen mußten, traf, als er ebenfalls mit allen Ehren in das stattliche Register der Codini aufgenommen wurde.

Nachdem das Ministerium alles Mögliche gethan, den Angriffen der Opposition zu widerstehen, sah es sich zuletzt genöthigt, zurückzutreten. Das Amt, eine neue Regierung zu Stande zu bringen, ward Gioberti selbst übertragen. Am 16. December 1848 stellten sich die neuen Minister dem Parlamente vor. Wenige Tage später ward die Kammer aufgelöst und wurden neue Wahlen ausgeschrieben. Der Name Gioberti machte seinen Zauber geltend. Der erste Wahlbezirk von Turin übertrug dem Grafen Cavour sein Mandat nicht wieder. Der Wahlkampf war heftig, aber zuletzt siegte sein Gegencandidat mit einer Mehrheit von nur wenigen Stimmen. Es war das ein guter Alter, Namens Pansoya, der über seinen Sieg wahrscheinlich am meisten selbst erstaunte und sich wohl nicht wenig die Augen darüber rieb, im Wahlgange den Grafen Cavour aus dem Felde geschlagen zu haben. Dieser war über seine Niederlage nicht seiner selbst wegen, aber wohl aus Liebe zu der so treu und lebendig von ihm verfochtenen Sache betrübt. Uebrigens gab er keiner persönlichen Verdrießlichkeit in seinem Gemüthe Raum, er tröstete sich damit, daß ihm schon Gerechtigkeit werden würde, ein Trost, der ihn nicht trog. Die Stunde, die ihm Genugthuung gewähren

sollte, war näher, als er selbst ahnte, wurde sie doch durch die Irrthümer der Sieger des Augenblicks selbst gar wesentlich beschleunigt.

IX.

Es genügten dem Gioberti wenige Tage seiner Ministerschaft, um sich einen klaren Begriff von der wahren Lage der Dinge zu machen. Er hatte die vorhergehende Regierung bekämpft, weil er sie nicht für geeignet hielt, die Schwierigkeiten des Moments zu beschwören und weil er eben von diesen Schwierigkeiten selbst keine vollkommen klare Vorstellung hatte. Italien befand sich damals in einer äußerst traurigen Lage. Die Insel Sicilien strebte zu jener Zeit ihre eigene Unabhängigkeit an und machte verzweifelte Anstrengungen, sie gegen die Angriffe der bourbonischen Truppen zu schützen. In Neapel hatte die Reaction jede Maske abgeworfen und wartete nur noch auf den gelegenen Moment, um auch die letzten kümmerlichen Ueberreste bürgerlicher Freiheit auszutilgen. In Rom war die Entfremdung zwischen Pius IX. und seinem Volke in bedenklichem Maße angewachsen und drohte unheilbar zu werden. Das muthige liberale Ministerium Pellegrino Rossi, welches mit hohem politischen Sinn und kräftigem Patriotismus versucht hatte, das constitutionelle System dort in loyaler Weise durchzuführen, war unter dem Dolche eines infamen Meuchlers gefallen, und Pius IX. war, nachdem dieser Mord ihn gewarnt hatte, nach Gaeta geflüchtet. In Toscana machte nur die Anarchie Fortschritte. In der Lombardei und im Venetianischen walteten wieder die Oesterreicher, die voller Erbitterung zurückgekehrt und jetzt darauf bedacht waren, ihre Herrschaft aufs Neue in rücksichtslosester Weise zu befestigen. Nur die Stadt Venedig allein leistete ihnen noch heroischen Widerstand. In Piemont selbst waren die Gemüther beunruhigt und Alles in Parteien zerklüftet, dazu das Heer noch

nicht reorganisirt, die Finanzen in einem wenig befriedigenden Zustande und der Enthusiasmus der ersten Monate des Jahres 1848 unter dem Einfluß der durchgemachten Leiden und Enttäuschungen sowie des immer mehr um sich greifenden Mißtrauens erlahmt. Auch die Haltung der europäischen Mächte war sehr wenig sympathisch und Vertrauen einflößend. Rußland verhielt sich geradezu feindlich, Deutschland noch feindlicher. Der preußische General Radowitz brachte öffentlich Toaste auf den Feldmarschall Radetzky aus. Mehr als je herrschte in Deutschland die Meinung vor, daß der Rhein am besten an den Ufern des Po vertheidigt werde. Frankreich und England gaben zwar Zeichen von Freundschaft zu erkennen, allein sie überschritten dabei keineswegs die Grenzen bloßer Vermittlungsanerbietungen, und diese so viel angepriesene Vermittlung brachte nicht einmal den bereits angesagten Congreß in Brüssel zu Stande, der über die Geschicke der Apenninenhalbinsel hatte entscheiden sollen. Wie durfte man es wagen, unter solchen Aussichten den Krieg wieder aufzunehmen? Mit welcher Wahrscheinlichkeit sicheren Erfolgs wollte man das im Jahre 1848 verlorene Terrain mit Waffengewalt im Jahre 1849 zurückerobern? Wie vermochte man Piemont die Beihülfe der übrigen Theile Italiens zu verschaffen, die theils von der Reaction beherrscht, theils von Anarchie unterwühlt wurden, dabei überall nur das Bild innerer Zwietracht darboten und schlecht dazu gestimmt und geeignet waren, jene Opfer darzubringen, die doch zur gehörigen Kriegführung gegen Oesterreich unbedingt nöthig gewesen wären? Das waren lauter schwierige, nur ernste Besorgniß erweckende Probleme. Gioberti fehlte es übrigens nicht an dem Muthe, sich an ihre Lösung heranzuwagen. Sein unerschöpflicher Patriotismus flößte ihm Kühnheit ein, und das Gefühl der ungeheuren Verantwortlichkeit, die er dem Lande gegenüber übernommen, verlieh seinem Geiste einen gewissen Schwung der Größe. Ein

wahrhaft großartiger Gedanke stieg in ihm auf und er schritt ohne Zögern an seine Ausführung. Er hielt sich überzeugt, daß davon das Heil des Vaterlandes abhänge und so ging er denn auch mit festem, thatkräftigem Willen, aller Hindernisse ungeachtet, an's Werk. Nachdem er viele und vergebliche Versuche gemacht hatte, im Centrum der Halbinsel die Eintracht zwischen den Fürsten und ihren Völkern wieder herzustellen, gedachte er alle Gefahren dadurch zu beschwören, daß er Piemont in Toscana und im Kirchenstaate interveniren ließe, um dort der Anarchie ein Ende zu machen und die constitutionelle Ordnung wieder herzustellen. Die piemontesischen Waffen sollten dazu dienen, die constitutionelle Monarchie wieder aufzurichten. Piemont hätte in solcher Weise Europa den Beweis geliefert, daß es ein wesentlich ruhiges Element und eine Garantie der Ordnung sei, und dadurch würde sich wohl auch seine Lage Oesterreich gegenüber verbessert haben. Entweder würde man nach Beruhigung Mittelitaliens auf dem Wege der Unterhandlungen seine Forderungen, die dann vielleicht, von den anderen Mächten unterstützt, energischer geworden wären, geltend gemacht oder man würde mit einer Armee, die bereits das Prestige eines Erfolgs für sich gehabt hätte, den Krieg unter günstigeren Auspicien erneuert haben. Auf alle Fälle wäre dieser Krieg gegen Oesterreich bis zu einem gelegeneren Momente vertagt worden. Dieser Plan wurde sehr geheim gehalten. Nur die Regierungen von Frankreich und England wurden davon in Kenntniß gesetzt und billigten ihn ohne jeden Vorbehalt oder irgendwelche Einschränkung. — Aber auch die österreichische Regierung erhielt Wind davon und benachrichtigte dann sogleich Leopold von Toscana und Pius IX., indem sie dieselben aufforderte, eine solche Intervention formell zurückzuweisen. Unterdeß bestärkten die Billigung Englands und Frankreichs Gioberti in seinem Plane ebenso sehr, als die Haltung Oesterreichs. Alle Vorbereitungen wurden in

aller Stille getroffen und die Ausführung des Unternehmens ward bereits dem Generale Alfonso La Marmora anvertraut. Während aber alles in bester Ordnung schien und man nahezu auf dem Punkte stand, die Ausführung dieses kühnen militärisch-politischen Schachzugs zu beginnen, entstanden plötzlich Zwistigkeiten im Ministerrathe selbst. Die Nachricht von dem, was in der Vorbereitung begriffen war, verbreitete sich im Publikum. Der Plan gefiel jener Partei, durch welche Gioberti an's Ruder der Regierung gelangt war, keineswegs. Man schrie über Verrath, im Parlamente gab es stürmische Scenen, Gioberti wurde genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Die piemontesische Intervention in Mittelitalien hatte darauf abgezielt, die italienische Nation vor der Schmach und dem Schaden einer erneuten fremden Einmischung zu bewahren und die Freiheit zu retten. Allein in Folge einer jener Verirrungen, die in aufgeregten Zeiten so häufig sind, wurde der Plan jener Intervention für eine Beleidigung Italiens und der Freiheit angesehen, das heißt gerade für das Gegentheil von dem, was er wirklich war. Es war das eine verhängnißvolle Verirrung, Italien hat ihre Folgen traurig genug büßen müssen. Die Sühne dauerte lange und war sehr schmerzlich. Die Freiheit ging darüber für den Augenblick fast gänzlich zu Grunde, eine fremde Intervention erfüllte Mittelitalien mit Scham und Schrecken. Die Oesterreicher kehrten in die Legationen, in die Marken und in die Herzogthümer, wo sie schon früher gewesen waren, zurück. Dazu besetzten sie aber auch noch Toscana, wo sie früher nicht gewesen waren. Nach Rom gingen die Franzosen. An der römischen Küste landeten die Spanier.

Der Graf Cavour, welcher gegen Gioberti in Fehde gestanden hatte, solange dieser der Führer der Opposition gewesen und von ungeheurer Popularität getragen worden war, befand sich unter seinen resolutesten Vertheidigern, als er, nachdem er

vergebens gesucht hatte, das Vaterland aus der ihm drohenden Gefahr zu retten, sich gezwungen gesehen hatte, sein Portefeuille niederzulegen. Cavour hatte gleich bei Beginn dieses Ministeriums erklärt, daß er ihm keine systematische Opposition machen werde. Jeden Gefühls persönlicher Rachsucht bar, strebte er nur danach, daß das Beste des Staats gewahrt werde. Die Personen, die dazu wirkten, waren ihm gleichgültig, d. h. wenn sie überhaupt dafür wirkten, waren sie ihm recht, wer sie auch sonst sein mochten. Sogar der Umstand, daß er bei der Parlamentswahl durchgefallen, indem seine Feinde, um dies Ziel zu erreichen, sich der Anempfehlung Gioberti's für seinen Gegencandidaten bedient hatten, machte ihn in dieser Auffassung seiner politischen Pflicht nicht irre. Er war deshalb auch keineswegs im Stande, blindlings gegen eine Regierung Opposition zu machen, deren Fähigkeiten erst noch der Probe unterlagen und von deren Thaten man noch nicht wußte, wie sie ausfallen und welche Richtung sie einhalten würden. Gioberti entging dies edle Verhalten seines früheren Gegners keineswegs, er merkte es sich wohl und freute sich herzlich darüber. Es war in Folge dessen nur natürlich, daß er sich gegen Cavour so artig als nur möglich betrug, und als er eines Abends im Ministerium des Auswärtigen eine Soirée gab, lud er auch ihn dazu und zeichnete ihn vor allen anderen Gästen durch ein längeres vertrauliches Zwiegespräch aus.

Wenn der Plan einer piemontesischen Intervention in Centralitalien vielleicht kühn, ja sogar verwegen erschien, so war er doch ohne Zweifel ein sehr praktischer Gedanke und schon deshalb mußte er Cavour gefallen. Er billigte ihn in der That vollkommen und trat für ihn in der periodischen Presse mit seiner gewohnten Entschiedenheit ein. Wäre er bei den Wahlen nicht unterlegen, so würde er auch im Parlamente seine Stimme dafür erhoben haben. Gioberti that der Beifall des berühmten Publicisten, der noch vor wenigen Monaten sein erbitterter Gegner

gewesen war, sehr wohl und nie vergaß er ihm seine eben nur vom reinsten Patriotismus bestimmte Haltung.

Unterdeß sollten sich die Geschicke Italiens erfüllen. Der letzte Hoffnungsanker, die von Gioberti ersonnene Intervention, war verloren gegangen, der Waffenstillstand ward gekündigt, die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang, und am 23. März 1849 unterlag die italienische Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde von Novara. Sogar der Tod erwies sich grausam gegen den König Carlo Alberto, indem er nicht während des Kampfes, obwohl von ihm eifrig gesucht, an ihn herantreten, sondern ihn dann erst im Exil berühren wollte. Der fremde Sieger jubelte, die extremen Parteien klatschten Beifall, alle guten Italiener aber und alle wahren Freunde der Freiheit und Civilisation hüllten sich in Trauer. Aber noch war nicht Alles verloren. Es blieb Italien das zwar von den Menschen und vom Glück, nicht aber von dem Gefühl seiner Würde, noch von dem Bewußtsein seiner großen Mission, in der es nur für den Augenblick unterlegen war, verlassene Piemont. Es unterlag, indem es seinem Feinde Achtung abnöthigte, dessen Siegesjubel mit gerechtem Staunen über die Majestät eines ruhmreichen Unglücks gemischt war. Ja, noch blieb Italien sein Piemont, und Piemont blieb seine treue Dynastie, seine zwar von Kugeln zerrissene, blutgeröthete, aber von keinem Makel der Ehre befleckte Fahne. Und Piemont blieb auch sein Glaube in seine providentielle Bestimmung, jener unbesiegbar feste Glaube, der seinen richtigsten Interpreten im Grafen Cesare Balbo fand, der, von Schmerz über den Tod seines als Artillerieofficier in der Schlacht bei Novara gefallenen jungen Sohnes tief gebeugt, gleichwohl mit ruhigem Vertrauen zum Schreiber dieses, der wenige Tage nach jener verhängnißvollen Schlacht nach Turin kam, sagte: „Piemont schließt niemals Friede mit Oesterreich, es geht jetzt nur einen zehnjährigen Waffenstillstand ein.“ Diese Prophezeiung erwies sich als nicht

trügerisch. Es verfloß das Decennium von 1849 bis 1859, und der Waffenstillstand ward gebrochen. Schon hatte die Vorsehung das starke Instrument zur Ausführung ihres Willens erkoren. Den Seherspruch des Grafen Cesare Balbo zur Wahrheit zu machen, ward die Lebensaufgabe eines Mannes von großem Geist und großem Herzen. Das war Camillo di Cavour. Der nahm diese schwierige Aufgabe auf sich, der brach den Waffenstillstand und führte uns von Novara nach Palestro und San Martino.

X.

In Folge der Abdankung des Königs Carlo Alberto bestieg sein erstgeborener Sohn, Victor Emanuel, Herzog von Savoyen, den Thron. Er hob die Krone gleichsam von einem unglücklichen Schlachtfelde auf und war als Besiegter zu der harten Pflicht genöthigt, den Waffenstillstand mit den Bedingungen zu unterzeichnen, die ihm von dem Feldherrn des siegreichen feindlichen Heeres auferlegt worden waren. Seine Regierung begann daher unter sehr traurigen Auspicien. Turin war in tiefe Trauer versenkt, Genua empörte sich; österreichische Schildwachen standen an den Thoren und auf den Wällen der Citadelle von Alessandria. Das übrige Italien war eine Beute der Anarchie und der Reaction, welch letztere, durch erstere begünstigt, schließlich zur absoluten Herrin wurde. Nur in Rom und Venedig ward das Panier der nationalen Unabhängigkeit noch mit verzweifeltem Muthe vertheidigt.

Der neue Herrscher begab sich ohne Zögern nach Turin und leistete dort vor dem feierlich versammelten Parlamente den Schwur auf die Verfassung. Das war der erste Lichtstrahl in jenen traurig-düsteren Tagen. Ein Jeder begriff, daß ein von einem Prinzen aus dem Hause Savoyen geleisteter Schwur kein eitel gesprochenes Wort sein würde.

Die Bildung des neuen Ministeriums bekräftigte nur noch das schnell wieder anwachsende Vertrauen. Es wurden, um daran Theil zu nehmen, berufen als Minister des Innern Pier Dionigi Pinelli, als Minister ohne Portefeuille Vincenzo Gioberti; der Eine wie der Andere dieser Männer mußte als eine sichere Garantie betrachtet werden. Der Name des Ersteren hatte die Bedeutung, daß das constitutionelle Princip gewissenhaft respectirt, der Name des Zweiten, daß die Tradition der nationalen Principien nicht aufgegeben werden würde. Einige Tage später, als die vorbezeichneten Ernennungen bereits eine sehr wohlthuende Wirkung auf die öffentliche Meinung ausgeübt hatten, wurde Massimo d'Azeglio zum Präsidenten des Ministerraths und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Zwischen zwei Systemen konnte man jetzt wählen, zwei Arten von Politik waren überhaupt möglich, zwei Wege standen der Regierung frei, von denen sie von allem Anfang an einen entschieden wählen mußte. Entweder galt es, eine Politik einzuschlagen, die nicht jenseits des Ticino und der Macra hinüberschielte, oder eine Politik zu inauguriren, die, obwohl sie sich für den Augenblick unter den Forderungen einer traurigen Nothwendigkeit beugte, doch Italien nicht aufgab. Entweder mußte man zur blauen Fahne zurückkehren, oder an der mit dem weißen Kreuze von Savoyen geschmückten Tricolore festhalten. Der Sohn Carlo Alberto's war in der Wahl nicht zweifelhaft. Er entschloß sich kurz und fest, den zweiten Pfad zu betreten. Unter Jenen, welche durch ihr viel geltendes Wort die öffentliche Meinung für diese hochherzige, providentielle und zugleich kühne Politik zu gewinnen wußten, befand sich vor Allen auch Graf Cavour. Seine Gegner hatten ihm wohl für den Augenblick die Pforten des Parlaments verschließen können, damit aber sein Ansehen in der öffentlichen Meinung keineswegs geschädigt, dasselbe war vielmehr noch gestiegen, da das Land es ja jetzt mit

Händen greifen konnte, wie traurig die Consequenzen jener Politik gewesen, die er von allem Anfange an so muthig und beständig bekämpft hatte. Er war jetzt voll Arbeitsmuth und Vertrauen. „Wir werden uns schon wieder erholen", pflegte er damals oft zu sagen, „wir werden uns erholen, und indem wir aus unseren früheren Irrthümern die nöthigen guten Lehren ziehen, werden wir es „„das andere Mal"" besser machen; wir werden unsere Revanche nehmen." Er sagte nicht etwa „ein anderes Mal", sondern „das andere Mal", so fest stand seine Ueberzeugung, so entschlossen war er in seinen Entwürfen, so sicher in seinem Glauben.

Die Deputirtenkammer ward aufgelöst, und jetzt stritten sich wieder zwei Wahlkreise darum, den Grafen Cavour in's Parlament zu wählen, der erste Wahlkreis von Turin und jener von Finalborgo. Er entschied sich für ersteren. Die Zusammensetzung der neuen Versammlung erwies einen unleugbaren Fortschritt hinsichtlich der Besserung der Richtung der öffentlichen Meinung, aber gleichwohl war sie doch noch nicht das, was sie hätte sein sollen. Die Majorität der Abgeordneten war dieselbe wie in der früheren Kammer, nur etwas mehr durchgesiebt. Die Schwierigkeiten, welche das Ministerium zu überwinden hatte, waren daher auch durchaus nicht gering. Die Opposition machte sich fortwährend zum Träger des schmerzdurchzuckten beleidigten Nationalgefühls und schöpfte hieraus ihre Kraft.

Die nationale Tradition war nun zwar durchaus nicht aufgegeben, aber gleichwohl war es einleuchtend, daß man sich den sich so gebieterisch geltend machenden Zeitumständen fügen und daß gerade, wenn man jener Tradition in Piemont Wirksamkeit verleihen wollte, dieses und seine Regierung sich erst sammeln und vor Allem erst wieder neue Kräfte zu einer gesunden eigenen Existenz gewinnen müßten. Die erste Aufgabe, die jetzt vor allen Dingen gelöst werden mußte, war die, mit dem siegreichen

Oesterreich einen Friedensvertrag abzuschließen, welcher der eigenen Ehre nicht zu nahe trete. Das Ziel ließ sich natürlich nicht ohne peinliche Opfer und nicht ohne sehr harte Bedingungen erreichen. Die Unterhandlungen waren schwierig und zogen sich lange hin. Endlich kam man aber doch damit zu Stande, und am 6. August 1849 wurde der Friedensvertrag definitiv stipulirt und von den österreichischen und piemontesischen Bevollmächtigten unterzeichnet. Ohne Zögern ward dieser Vertrag der Erwägung des Parlaments vorgelegt. Das war ein schmerzliches und undankbares Werk. Die Debatten darüber waren lebhaft und gereizt. Es gab wohl keinen einzigen Deputirten, der nicht in seinem Innern einen tiefgehenden Widerwillen dagegen empfunden hätte, für diesen Friedensschluß zu stimmen. Allein das Gefühl der Pflicht gegen das Vaterland mußte jenen Widerwillen überwinden. „Ich muß", sprach Massimo d'Azeglio mit tiefer Bitterkeit, „die theuersten Gefühle meines Herzens bekämpfen." Unter den Rednern, welche den Muth hatten, der Kammer die Annahme des Friedensvertrags anzurathen, befand sich auch Cavour. Während jener Debatten sprach er drei Mal, nämlich am 13., 15. und 16. November 1849. Die Deputirten der Opposition stellten den Antrag, daß die Annahme des Friedenstractats aufgeschoben werden solle, bis man erst in sicherstellender Weise für das Schicksal der Bürger jener Provinzen 'gesorgt habe, die mit Piemont schon vereinigt gewesen waren und bis in ihnen nicht gesetzlich die Eigenschaft als Bürger des subalpinen Königreichs anerkannt werden würde. Dieser Antrag wäre einer förmlichen Zurückweisung des Vertrags selbst gleichgekommen. „Wir wissen nicht", sprach Cavour, „welches etwa die Folgen eines solchen Aufschubs sein können, aber so viel steht dagegen um so mehr fest, daß wir uns bis zur Ratificirung des Friedensvertrags in der allerübelsten aller Situationen befinden. . . . . Man spricht hier viel von Ehre und Würde, was mich aber anbelangt, so glaube ich

nicht, daß Ehre und Würde viel dabei gewinnen werden, wenn man diese Discussionen noch mehr in die Länge zieht, weil wir hier ja alle davon überzeugt sind, daß die Worte, die wir an dieser Stelle verlieren, durchaus nicht im Stande sind, jenen beklagenswerthen, aber unvermeidlichen Vertrag auch nur im Mindesten abzuändern. Mich will es daher bedünken, daß wir, um diese Discussion überhaupt abzukürzen, nach allen Mitteln greifen müssen, die geeignet sind, sie bald zu Ende zu führen..... Da es sich hier um ein so schmerzliches Factum handelt, so darf durchaus keine Parteiangelegenheit daraus gemacht werden." — Allein so vernünftig diese Rathschläge auch waren, so drangen sie doch nicht durch. Mit obwohl nur geringer Majorität nahm die Kammer die Suspension des Friedensvertrags an. Die Folgen dieses Entschlusses drohten sehr ernst zu werden. War doch die Situation Piemonts überhaupt kritisch genug. Es durfte keine Zeit mehr verloren werden, schnelle und wirksame Maßregeln thaten noth. Massimo d'Azeglio befragte die erfahrensten und angesehensten Männer, unter ihnen auch Cavour, um Rath. Er war der Ansicht, daß man das Land selbst um seine Meinung befragen und von der Deputirtenkammer durch Neuwahlen an diese natürliche Instanz appelliren müsse. Auch dieser Ausweg war wohl nicht ganz ohne Schwierigkeiten und Gefahr, allein nach reiflicher Erwägung erwies er sich doch als der beste von allen. Der Ministerrath entschloß sich daher zur Auflösung der Kammer und unterbreitete dem Könige ohne Säumen das darauf bezügliche Decret. Unter den Collegen Massimo d'Azeglio's befand sich auch der intime Freund Cavour's, Ritter Pietro di Santa Rosa, welcher dem Ackerbau- und Handelsministerium vorstand. Es war dies ein äußerst sanfter, etwas unentschlossener Charakter, dem es sehr schwer wurde, in diese Entscheidung zu willigen. Cavour trug nicht wenig dazu bei, seine Zweifel und Besorgnisse zu zerstreuen.

Da indeß die Kammer, die man auflösen wollte, erst wenige Monate vorher erwählt worden war, schien es geboten, daß bei der Aufforderung zur Vornahme neuer Wahlen das Land die Stimme seines Monarchen vernehme. Dies gab Anlaß zur sogenannten „Proclamation von Moncalieri" (Name des Orts, wo der König dieselbe unterzeichnete). Jene Proclamation rettete, wie Cavour einige Jahre später mit vollstem Rechte sagen durfte, das Land. Von der Aufnahme, die sie finden würde, hing die Zukunft Italiens ab. Indeß war die Aufnahme eine solche, wie man sie von dem natürlichen gesunden Sinne der piemontesischen Bevölkerung und ihrer tief eingewurzelten Treue und Liebe zum Hause Savoyen erwarten durfte. Es war im Monat December. Die Jahreszeit war von ungewöhnlicher Strenge, es fiel reichlich Schnee, und die Anzeichen, die den Wahlen vorausgingen, ließen sich nicht zu günstig an. Graf Cavour zählte jedoch zu Jenen, die das meiste Vertrauen in sie setzten. Einem destinguirten Franzosen, der sich damals gerade in Turin befand und der, indem er auf den in großen Flocken niederfallenden Schnee wies, ihm gesagt hatte: „c'est une neige rouge, Monsieur le Comte!" (das ist rother Schnee, Herr Graf!), erwiderte er lächelnd und sich die Hände reibend: „rouge tant que vous voudrez, mais elle va déteindre: le bon sens de mes concitoyens suffira à la tâche" (möge er so roth sein, wie er wolle, er wird schon bläßer werden: der gesunde Sinn meiner Mitbürger wird dieser Aufgabe gewachsen sein).

Und sein Vertrauen ward nicht betrogen. Die Wähler stellten sich zahlreich bei der Wahlurne ein und vertrauten ihr Mandat Männern an, die, der Zeit und den Verhältnissen Rechnung tragend, dem Ministerium d'Azeglio's die Ausführung seiner schmerzlichen Pflicht erleichterten. Der erste Turiner Wahlkreis wählte abermals Cavour. Der Friedensvertrag mit Oesterreich wurde wieder vorgelegt und nach kurzer Berathung angenommen.

Nun konnte man wieder frei aufathmen. Eine schwere Gefahr war beseitigt und man vermochte jetzt mit ruhigem Gemüthe an die so nothwendige Arbeit des inneren Wiederaufbaues zu gehen. Diese Arbeit wurde besonders vom Grafen Cavour gefördert, von dem fast zu einem jeden Fortschritt der Impuls ausging.

XI.

Die Billigung des Friedensvertrags mit Oesterreich hatte endlich einen wahren Stein des Anstoßes aus den Parlamentsdebatten entfernt; jetzt konnte man doch wieder an eine Politik der Sammlung denken, welche aus der Vergangenheit lernen und eine bessere Zukunft vorbereiten wollte.

„Man darf den Muth nicht verlieren" (schrieb der Graf Cavour schon im Sommer 1849 an seinen Freund Vincenzo Salvagnoli, dem das Unglück des Vaterlandes und besonders die österreichische Invasion in Toscana sehr zu Herzen ging), „so lange die Freiheit noch in einem Winkel unserer Halbinsel eine Zufluchtsstätte findet, braucht man nicht zu verzweifeln. So lange Piemont seine constitutionellen Institutionen gegen den Despotismus und die Anarchie zu schützen vermag, so lange wird es noch immer möglich sein, wirksam für die Wiedergeburt des Gesammtvaterlandes zu arbeiten."

In der durch die conservativer gestalteten Wahlen, welche in Folge der Proclamation von Moncalieri stattgefunden, geschaffenen neuen Situation wurde es sowohl dem Ministerium wie dem Parlamente leichter, sich zu sammeln und seine ganze Sorgfalt auf jene inneren Fragen zu concentriren, deren Lösung für den Augenblick am nöthigsten war. Man mußte auf die Heilung gar vieler Wunden, besonders aber auf die Reorganisation des Heeres und der Finanzen bedacht sein. Minister des Kriegs war damals der General Alfonso La Marmora, dessen

militärischer Ueberblick in Achtung stand und dessen Sorgfalt für die Verbesserung der Heereszustände ebenfalls bekannt war *). Dem Finanzministerium stand der Graf Giovanni Nigra vor, ein ehrenwerther Banquier, der dies Portefeuille mit wahrer Selbstverleugnung nach dem Tage von Novara übernommen und seitdem den Credit des Landes durch sein Ansehen und seine unleugbare finanzielle Tüchtigkeit sowohl im Inlande wie im Auslande aufrecht erhalten hatte. Graf Cavour, der durch seine andauernden und gründlichen Studien in dieser Richtung eine besondere Competenz in allen Fragen finanzieller Natur erlangt hatte, unterstützte diesen Minister mit Rath und That, wo er nur konnte und trat auch im Parlamente für alle Vorlagen desselben ein. So war er auch Berichterstatter jener Commission, welche mit der Prüfung der Gesetzvorlage betraut war, durch welche die Regierung autorisirt werden wollte, eine neue Rente von vier Millionen Lire (Franken) zu emittiren, und während der Debatten trat er einige Male als Sprecher für diese Vorlage auf.

Seine thätige Antheilnahme an den parlamentarischen Arbeiten ließ seine Person immer mehr hervortreten. Er gewann offenbar Terrain und wuchs täglich mehr an politischem Ansehen. Dazu kam, daß er auch als Redner durch die sich ihm so reichlich darbietende Uebung immer größere Fortschritte machte. Kein Wunder daher, daß seine Freunde sich daran gewöhnten, in ihm eine vorzügliche Stütze zu sehen und ebenso, daß seine persönlichen Gegner, die ihn anfänglich nicht einmal hatten anhören wollen, nach und nach fast wider ihren Willen sich gezwungen

*) Herr Massari läßt hier eine ganze Sündfluth von Lobhudeleien auf den so traurig berühmten General La Marmora los, welche der Uebersetzer, der diesen unfähigen italienischen General und noch unfähigeren Politiker nur zu gut kennt, nicht wiederzugeben vermochte.

Anmerkung des Uebersetzers.

sahen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er benutzte aber seine wachsende oratorische und politische Beliebtheit vor Allem dazu, bei jeder Gelegenheit für nützliche Reformen einzutreten und die Kammer für jeden gesunden Fortschritt zu stimmen. Sein Bericht über den Gesetzentwurf zur Postreform, der der Kammer am 18. Februar 1850 vorgelegt wurde, ist eine auch heute noch in hohem Grade lesenswerthe Arbeit. Der darin von ihm eingenommene Standpunkt ist seitdem durch die Erfahrung reichlich bestätigt worden, und wenn man jetzt diesen Bericht wieder überliest, muß man über den praktischen Sinn und den richtigen Vorausblick, der ihn dictirte, staunen. Als jener Gesetzentwurf der Entscheidung des Parlaments vorgelegt wurde, wußte Cavour ihn dann noch durch neue triftige Gründe und ebenso durch die factische Zurückweisung aller dagegen gemachten Einwände zu unterstützen, so daß er es schließlich durchsetzte, daß diese so heilsame Reform angenommen wurde.

Indeß der Tag, wo der Graf Cavour den größten Ruhm als Parlamentsredner davontrug, war jener, wo er sich zum Vertheidiger des vom Siegelbewahrer, Grafen Giuseppe Siccardi, vorgelegten Gesetzentwurfs über die Aufhebung der kirchlichen Gerichtsbarkeit aufwarf.

Die Nothwendigkeit, die in Piemont gültigen Kirchengesetze zu reformiren, oder, um mich eines geläufigeren Ausdrucks zu bedienen, zu modernisiren, indem man sie den veränderten Zeitverhältnissen und den neuen politischen Einrichtungen anpaßte, war seit den ersten Tagen der Verleihung der Constitution hervorgetreten. Indessen hatten die Sorgen und Bedürfnisse des Kriegs die Regierungsthätigkeit so in Anspruch genommen, daß diese Reformen der kirchlichen Gesetzgebung unwillkürlich aufgeschoben werden mußten. Nachdem der Krieg aber aufgehört und der Friede abgeschlossen worden war, lag kein Grund zu weiterer Verzögerung mehr vor, ja man glaubte mit diesen

Reformen um so mehr vorgehen zu müssen, als durch sie die constitutionellen Einrichtungen erst ihre wahre Bestätigung und der Bruch mit der Vergangenheit sein letztes Siegel zu erhalten schienen. Die piemontesische Regierung ging dabei mit großer Klugheit und Mäßigung zu Werke. Bevor sie einen sie irgendwie bindenden Entschluß faßte, versuchte sie erst den Verhandlungsweg mit der römischen Curie. Zunächst wurde der Ex-Minister Pinelli, dann der Graf Siccardi nach Rom geschickt. Dieser ehrlich gemeinte Versuch schlug indeß fehl, weil die römische Curie auf jedes Verlangen der piemontesischen Abgesandten mit einem entschiedenen „Nein" antwortete. So mußte man also jeden Gedanken an Unterhandlungen mit Rom aufgeben und die Sache direct vor's Parlament bringen, damit die Kirchengesetze denn doch in den so nöthigen Einklang mit der Constitution gebracht würden. Ueber Anstiften Cavour's wurde der Graf Siccardi als Justizminister in den Rath der Krone berufen. Es war dies ein kenntnißreicher und rechtschaffener Beamter, ein tüchtiger Redner und dabei ein entschlossener Mann. Er schlug seinen Collegen vor, ohne Säumen einen Gesetzentwurf einzubringen, wodurch die bestehende Kirchengesetzgebung wesentlich modificirt und insbesondere die Abschaffung des speciellen Kirchengerichts decretirt werde, das noch immer für die Geistlichkeit bestand und auf diese Weise einen nach constitutionellen Begriffen unzuläßigen Rechtsunterschied zwischen ihr und den übrigen Bürgern begründete. Die übrigen Minister stimmten ihm bei, und der neue Gesetzvorschlag wurde der Deputirtenkammer vorgelegt, die sich darüber zuerst in den Commissionen, dann in öffentlicher Sitzung in ausführlichen Debatten erging. Einige sehr ehrenwerthe Männer, deren Patriotismus sonst nicht im Mindesten in Zweifel gezogen werden durfte, waren mit dem eingebrachten Gesetze keineswegs zufrieden, da ihr Gewissen sich darüber beunruhigte, indem sie darin einen Eingriff in die Rechte

der Kirche zu erblicken glaubten. Zu diesen Männern zählte auch der Graf Cesare Balbo und das Ansehen eines solchen Namens hauchte allen Gegnern des betreffenden Gesetzes neuen Muth ein, während es dem Ministerium und seinen Anhängern viel zu denken gab. Cavour begriff, daß dieser Moment für die Zukunft des constitutionellen Princips in Italien und ebenso für jene Partei, welcher er angehörte, entscheidend sei, und unterstützte, indem er sich das Beispiel der englischen Aristokratie vor Augen hielt, welche sich fast nie von jemand Anderem in der Beförderung zeitgemäßer und wahrhaft nothwendiger Reformen zuvorkommen läßt, die Vorlage Siccardi's in sehr energischer Weise.

„In ruhigen Zeiten", sagte er, „denken wahre Staatsmänner stets an die Ausführung nützlicher Reformen. . . . . Was diese Reform nun speciell betrifft, so wird sie allen Freunden des Fortschritts den Beweis liefern, daß unsere Verfassung eben keine Scheinconstitution ist. Ich glaube, daß diese Reform vollkommen klar darthun wird, welche die wahren und wirklichen Gesinnungen der Räthe der Krone und Jener sind, die zu ihnen halten. Diese Erwägung ist für mich von einer so großen Bedeutung und Wichtigkeit, daß sie schon für sich allein genügen würde, mein Votum zu bestimmen. . . . Zeitgemäße Reformen pflegen das Ansehen der Regierung nie zu schwächen, sondern immer nur zu stärken, wogegen sie dem revolutionären Sinne nicht nur keine neue Nahrung zuführen, sondern ihn geradezu zur Ohnmacht verdammen. Ich rufe daher den Herren Ministern zu: ahmet muthig das Beispiel des Herzogs Wellington, des Lord Grey und Sir Robert Peel's nach, welche die Geschichte für die ersten Staatsmänner unserer Epoche erklären wird. Schreitet entschlossen auf dem Wege der Reformen vorwärts und fürchtet nicht, daß sie für unzeitgemäß erklärt werden dürften. Wähnet nicht, daß Ihr dadurch die Macht des Eurer Obhut anvertrauten

constitutionellen Thrones schwächen werdet, Ihr werdet sie dadurch vielmehr verstärken. Werdet Ihr doch gerade durch ein solches Vorgehen bewirken, daß dieser Thron in unserem Lande so gesunde und feste Wurzeln fassen wird, daß, wenn sich auch rings um dasselbe der Sturm der Revolution erhübe, er diesem Sturme nicht nur glücklich widerstehen, sondern, indem er alle lebendigen Kräfte Italiens um sich vereinigte, unsere Nation vielmehr jenen hohen Zielen entgegenführen würde, zu denen sie durch die Vorsehung berufen erscheint."

Der durch diese Rede hervorgerufene Eindruck war mächtig. Zum ersten Male, seit Cavour im großen Saale des Palazzo Carignano saß, sah man, wie die Deputirten aller Parteien, von der Rechten wie von der Linken, sich von ihren Plätzen erhoben und zur Rednerbühne eilten, um ihm die Hände zu drücken und ihm zu gratuliren. Diese Rede war nicht nur ein oratorischer Triumph, sondern auch eine politische That. Von diesem Momente an wurde der, der sie gehalten, der eigentliche Führer der Fortschrittspartei.

Wie groß war die Veränderung, die im kurzen Zwischenraume weniger Monate hervorgetreten war. Welch ein Abstand zwischen jenem Cavour, der sich vor nicht gar langer Zeit kaum Gehör zu verschaffen vermochte und der außer den Schwierigkeiten, mit denen fast ein jeder Redner zu ringen hat, sich auch noch einem so geringen Wohlwollen von Seiten des Auditoriums gegenüber befand, und diesem am 7. März so gern gehörten und mit so großartigem Beifall gekrönten glänzenden Redner. Und doch war es das eine wie das andere Mal ganz derselbe Mann, es waren dieselben Grundsätze, dieselben wesentlich fortschrittlichen Meinungen, für die er eintrat, aber die Zeiten und die Stimmung der Gemüther hatten sich geändert.

Hier hatte sich die Macht des Genies und die Festigkeit des Charakters des Grafen Cavour erprobt. Ein Anderer würde in

seiner Lage den Muth verloren haben. Das Mißgeschick hätte ihn verzagt gemacht, die Unpopularität ihn aus dem Felde geschlagen. Nicht so er, der da fühlte, was er werth war und deshalb wußte, daß sein Tag schon kommen werde. Die Debatten über das Gesetz, welches die Abschaffung des kirchlichen Gerichts bezweckte, boten ihm die günstige Gelegenheit dar, er ergriff sie ohne Zögern und trug einen eines Politikers würdigen, schönen Erfolg davon. Nöthigte er doch Diejenigen, ihm lebhaften Beifall zu spenden, denen früher sein bloßes Auftreten schon zuwider war.

Der Graf Cavour hielt dann später bei anderen Anlässen wohl noch bessere Reden als die hier angeführte, aber diese war doch der eigentliche Anfang seiner oratorischen Macht und Wirksamkeit. Auch indem er Redner wurde, bewies er wieder nur die glückliche Energie seines Willens. Er ward ein Redner, weil er es sein wollte. Bevor er in das öffentliche Leben eingetreten, hatte ihm, wenn nichts Anderes, so doch die Gelegenheit gefehlt, zu versuchen, ob er die Fähigkeit besitze, sich öffentlich hören zu lassen. Dazu fehlten ihm jene klassischen Studien, die doch auf der Rednerbühne so nothwendig sind, wenn man den eigenen Gedanken und Meinungen ein höheres Relief verleihen will. Mit geduldiger Ausdauer, mit unermüdlichem Fleiße, mit beharrlichem Wollen besiegte er alle diese Schwierigkeiten und Mängel. So wurde er ein Redner nach englischer Art, kräftig und überzeugend in der Argumentation, aller rhetorischer Künsteleien bar, klar und bestimmt im Ausdruck, stets frisch und schlagfertig in der Zurückweisung unvorhergesehener Angriffe und übersprudelnd in überraschenden Epigrammen. Seine Beredtsamkeit war die Beredtsamkeit der Vernunft und der Ideen. Wenn man die Verschiedenheiten der Zeiten und des Nationalcharakters in Anschlag bringt, so könnte Graf Cavour unter allen englischen Rednern William Pitt am nächsten gestellt werden.

XII.

Die Worte, mit denen er seine Rede in der Kammersitzung vom 7. März 1850 schloß, spielten in nicht mißzuverstehender Weise auf den nationalen „italienischen Gedanken" an. Damals befanden sich in Turin aus allen Theilen Italiens jene Männer, die aus politischen Rücksichten ihren heimischen Boden hatten verlassen müssen. Sie suchten eine Zufluchtsstätte und fanden ein Vaterland. Es ist daher leicht begreiflich, wie die eben erwähnten Worte die Gemüther der Verbannten tief berühren und neue Hoffnungen in ihnen erwecken mußten. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß sich diesem Eindruck bei Jenen, welche Cavour schon kannten und wußten, in welcher Art er über politische Angelegenheiten denke, sich kein Gefühl des Staunens beimischte. Ja, bei denen, die ihn kannten, war sogar die Genugthuung noch größer als bei den Anderen, gerade weil sie durch die genaue Kenntniß des Charakters, der politischen Ansichten und der Stellung Cavour's die Ueberzeugung gewannen, daß er jene Worte gewiß nicht ausgesprochen haben würde, wenn er nicht in vollem Ernste an ihre Verwirklichung denke. Er gehörte nie zu jenen Leuten, welche den Gedanken der Phrase unterordnen und die lediglich danach ausgehen, Beifall zu erhaschen, um, wenn sie ihn davon getragen haben, sich wenig oder gar nicht um die durch ihre Worte hervorgebrachte gute oder böse, nützliche oder schädliche Wirkung zu kümmern. Durchdrungen von dem großen und legitimen Ehrgeize, mit ganzer Kraft seinem Lande zu dienen, lebte er stets in dem Bewußtsein seiner eigenen Verantwortlichkeit. Als Deputirter wie als Minister sprach er nie ein Wort aus, welches Wirkungen hätte hervorbringen können, die er zuvor nicht wohl erwogen und klar vorhergesehen hätte.

Von da an hatte er unter den Verbannten einige Freunde,

die ihm immer treu ergeben blieben und deren Zuneigung er mit unveränderlicher Herzlichkeit erwiderte. Er gehörte unter die Ersten, welche mit dem Venetianer Pietro Paleocapa Bekanntschaft anknüpften und den hohen Werth des berühmten Ingenieurs und ausgezeichneten Italieners zu schätzen wußten. Als Massimo d'Azeglio im September 1849 an die Bildung des Cabinets ging, dessen Haupt zu sein er berufen war, empfahl Cavour ihm Paleocapa so warm an, daß er ihm das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten übertrug. Paleocapa gehörte zu jenen Venetianern, die am eifrigsten für die Union Venedigs mit dem subalpinischen Königreiche eintraten. Deshalb fühlte er sich dann seinerseits in Turin auch vorzugsweise zu jenen Männern hingezogen, die gleich Cavour nichts unterlassen hatten, um die Gründung eines norditalienischen Königreichs zu Stande zu bringen.

In solcher Weise wurde das Gefühl des Vertrauens der anderen Italiener in Piemont und seine Regierung geweckt und genährt. Wie vortheilhaft sich aber dann dies Gefühl für die nationale Sache erwies, ist fast überflüssig zu sagen. Es ward unzweifelhaft eine der wirksamsten Ursachen jener Ereignisse, durch welche die Bildung der italienischen Einheit zu Stande gebracht wurde.

Doch nicht blos im Innern des eigenen Staates und im übrigen Italien gewann die piemontesische Regierung an Achtung, moralischem Entschluß und Sympathie. Auch in den übrigen Staaten des civilisirten Europa begann man sich über Piemont ein richtigeres Urtheil zu bilden und freundlicher von ihm zu denken. Der gesunde Sinn seines Parlaments und die ruhige und gewissenhafte Haltung seiner Regierung fingen an, nicht blos dem subalpinen Staate, sondern ganz Italien in der öffentlichen Meinung jene Gunst wieder zuzuwenden, welche die Ausschreitungen und Irrthümer von Ende 1848 und Anfang 1849

der ganzen Halbinsel entfremdet hatten. In England sprach man schon von dem „gallant little Sardinia“ (dem tapferen kleinen Sardinien), indem man ihm dabei die besten Wünsche spendete. In Frankreich sagte der Philosoph Victor Cousin zu einem Freunde Cavour's: „ce petit pays sauvera la monarchie constitutionelle en Europe“ (dieses kleine Land wird die constitutionelle Monarchie in Europa retten). Ebenso schrieb auch von Heidelberg aus der deutsche Historiker Welcker einer italienischen Edelfrau: „Ich blicke auf Piemont mit Freude und Hoffnung.“ Wem dankte man diesen glücklichen und so nützlichen Umschwung in der öffentlichen Meinung Europa's? Der Politik der piemontesischen Regierung und den Männern, welche heilsamen Einfluß auf die Räthe der Krone, das Parlament und die Presse nahmen. Unter diesen Männern aber nahm Graf Camillo Cavour jedenfalls den ersten Rang ein.

XIII.

Während der Parlamentsferien des Jahres 1850 schied einer der Ministercollegen Massimo d'Azeglio's, der Ackerbau- und Handelsminister Ritter Pietro di Santa Rosa, der, wie schon oben erwähnt wurde, zu den intimsten Freunden des Grafen Cavour zählte, aus den Reihen der Lebenden. Dieser wackere Mann hatte mit seiner Meinungsäußerung im Ministerrathe und seinem Worte in der Deputirtenkammer sehr wesentlich an den Bemühungen Theil genommen, die auf die Abschaffung des kirchlichen Gerichtshofes gerichtet waren. Daher war gerade er das Ziel aller zornigen Auslassungen und heftigen Angriffe Jener geworden, welche in dieser Reform eine Beleidigung der Vorrechte der Kirche, eine Profanirung, oder gar eine Art von Sacrileg witterten. Gegen ihn, von dem man sehr gut wußte, daß er ein aufrichtiger und überzeugungstreuer Katholik war,

schleuderten die Widersacher gerade am liebsten ihre oft keineswegs sehr gewählten geistigen Geschosse. Auf seinem Todtenbette verlangte er die Tröstungen der Religion, sie wurden ihm verweigert. Man verlangte früher von ihm einen absoluten und formellen Widerruf seiner offen bekannten Ansichten, eine Verdammung seines Thuns als Minister und Volksvertreter. Ein derartiges Verlangen wies der Sterbende jedoch entschieden zurück. Umgeben von seiner Familie und seinen liebsten Freunden, rief er mit lächelnder Stirn, als seine Hände schon die Schauer des Todes durchrieselten, aus: „Heiliger Gott! man verlangt da von mir Dinge, in die mein Gewissen nicht zu willigen vermag. Ich habe vier Söhne, aber ich hoffe, daß ich als ihr Vater ihnen einen ehrlichen Namen hinterlassen werde"*). Er hauchte seine edle, unbefleckte Seele erst am Abend des 5. August 1850 aus. Cavour hatte seinen geliebten Freund in jenen traurigen Momenten nicht verlassen. Er war Zeuge des tiefen Seelenleids, das jener tugendhafte Mann über die Versagung der letzten Tröstungen der Religion empfand, und wenn das Herz des Freundes schmerzlich davon bewegt wurde, so ward auch der Geist des Politikers davon lebhaft in Anspruch genommen. Das Schauspiel einer so großen Härte auf der einen und von so viel Resignation auf der andern Seite ward nie wieder aus seinem Gedächtniß verlöscht. Aus diesem Grunde sah sich Cavour, wie wir dann im Verlaufe der Erzählung sehen werden, bei Zeiten vor, daß ihm bezüglich seiner eigenen Person ein ähnlicher Schmerz erspart bleibe.

Die Bevölkerung von Turin gerieth in große Aufregung, als sie vernahm, was die letzten Augenblicke des armen Santa Rosa so sehr getrübt hatte. Der Unwille gegen die erzbischöf-

---

*) Vita del cavaliere Pietro Derossi di Santa Rosa, narrata con documenti inediti dal conte Filippo Saraceno, Torino, 1864, pag. 236.

liche Curie, von der die betreffenden Befehle ausgegangen waren, war allgemein und tiefgehend. Der beschwichtigende Rath der Regierung, die ebenfalls die Beruhigung der Gemüther anstrebenden Bemühungen der angesehensten Männer, und der natürliche gesunde Sinn der Bevölkerung verhinderten allein, daß dieser Unwille nicht zum offenen Ausbruche kam. Das Begräbniß des in so großem Schmerz Dahingeschiedenen wurde mit außerordentlichem Pomp in Scene gesetzt. Bürger jeden Ranges und Standes nahmen daran Theil. Allen lag daran, öffentliches Zeugniß ihrer Hochachtung für das Gedächtniß eines um das Vaterland verdienten Mannes abzulegen und zu gleicher Zeit damit gegen das Verhalten jener zu protestiren, welche die letzten Stunden eines reinen Leben verbittert hatten.

Der Tod Santa Rosa's ließ einen Posten im Rathe der Krone vacant. Da ward es denn nicht schwer den Nachfolger zu finden. Sein Name schwebte bereits auf allen Lippen, und indem ihn die Minister zur Annahme dem Monarchen vorschlugen, erfüllten sie nur einen deutlich ausgesprochenen Wunsch der öffentlichen Meinung. Massimo d'Azeglio und die anderen Minister kamen darin überein, daß ihr neuer College kein Anderer als Cavour sein dürfe. Die Krone gab bereitwillig ihre Einwilligung. Cavour wurde um die Annahme des Portefeuilles befragt und sagte zu. Bevor er aber in dies neue Amt eintrat, wollte er sich erst ein wenig von den parlamentarischen Mühen und Kämpfen ausruhen und sich zugleich für jene noch schwereren Prüfungen vorbereiten, denen er in seiner künftigen Laufbahn entgegen ging. Er bereiste jetzt einige Provinzen und profitirte von diesem Ausfluge nicht wenig hinsichtlich einer genaueren Kenntniß des Landes, so wie der Einsammlung wichtiger Daten über den Gang des Handels und der Industrie. Er besuchte Biella, befuhr dann den Lago Maggiore und hielt sich hierauf einige Zeit in Intra auf. In Stresa fand er herzliche Gast-

freundschaft bei Rosmini, der durch die Bande gleicher philosophischer Studien eng mit seinem Bruder dem Marquis Gustav Cavour befreundet war. Im Hause Rosmini's traf er auch mit Manzoni zusammen, den er sehr liebte und verehrte und der seinerseits in ihm einen Mann erblickte, dazu bestimmt, „noch große Dinge auszuführen." „Jener Mann", sagte der große Dichter, von Cavour sprechend, damals zu seinem Freunde Giovanni Berchet, der mit der Familie Arionati eine Sommerwohnung in Pallanza innehatte, „jener Mann verspricht für die Zukunft sehr viel." Gegenstand der Unterhaltung waren Italien und seine Geschicke. Der Dichter sprach mit heiterem Vertrauen von den kommenden Tagen, welche die italienische Einheit herbeiführen müßten. Da sagte Rosmini zu Manzoni: „Ihr laßt Eurer Phantasie zu freien Spielraum." Cavour aber rieb sich die Hände und rief mitunter aus: „Nun, etwas werden wir schon ausführen."

Von den Fenstern des Palazzo Bolongaro (dem Wohnsitze Rosmini's) aus, der am sardischen Ufer des Lago Maggiore gelegen ist, konnten die sich hier unterhaltenden Patrioten bequem das gegenüberliegende Ufer betrachten. Ein verhältnißmäßig nur schmaler Wasserstreifen, welcher die beiden Ufer von einander scheidet, schied auch in so starkem Abstande von einander zwei politische Systeme und zwei Regierungen. Drüben waltete die Fremdherrschaft, hier die nationale Unabhängigkeit. Drüben herrschte Unterwerfung, hier Freiheit. Dort wehte das schwarzgelbe Panier mit dem zweiköpfigen Adler, hier die italienische Tricolore mit dem Kreuze von Savoyen. Es war das eine durch den Eingriff der Menschen erzwungene Theilung, der jeden Augenblick die Natur und besonders die Geographie zu widersprechen schien. Die Wasser des Verbano benetzen heute zwei nicht mehr von einander getrennte Ufer. Der theuerste Wunsch jener Männer, die sich damals bei Rosmini zusammengefunden hatten,

ist seitdem erfüllt worden. Keiner von ihnen ist mehr am Leben. Aber sie leben und werden immer leben im dankbaren Andenken der Italiener.

Die Seeuferbewohner feierten mit Herzlichkeit die Anwesenheit des berühmten Volksvertreters. Das Dampfboot, auf dem er den See befuhr, war festlich geschmückt und auf seinem Hintertheil wehte die nationale Flagge. Zwei Verbannte waren seine Reisebegleiter: der lombardische Graf Enrico Martini und der sicilianische Advocat Filippo Cordova, welcher mit zu den Mitarbeitern des Journals „Risorgimento“ zählte.

Am 11. October 1850 unterzeichnete der König das Decret, welches den Grafen Cavour, den Vertreter des ersten Wahlkreises von Turin, zum Minister des Ackerbau's, der Industrie, des Handels und der Marine ernannte und ohne weiteren Aufschub ward dies Decret sogleich veröffentlicht.

XIV.

Manchem könnte es hier vielleicht erscheinen, daß das Ackerbauministerium einem Cavour nicht ein hinreichendes Feld der Thätigkeit eröffnet habe. Dieser aber dachte darüber anders. Er hatte das richtige Bewußtsein seines Werthes und wußte wohl, daß der wahre Politiker nicht durch das Amt, das er einnimmt, Bedeutung gewinnt, sondern daß er es ist, welcher seinem Amte Bedeutung verleiht. Als er jenes Portefeuille annahm, hatte er nicht blos eine Thätigkeit im Sinne seiner politischen Principien vor Augen, für die er bisher als Schriftsteller und Deputirter eingetreten, sondern er gedachte sich auch mit äußerster Sorgfalt mit jenen Gegenständen zu beschäftigen, welche in die besondere Competenz jenes Ministeriums gehören. Es gab da viel zu thun, und eine unaufhörliche Thätigkeit fand da unaufhörlich Nahrung. Da er seine besondere

Sorgfalt der Förderung der Handelsinteressen zuwenden mußte, so bot sich ihm hier eine günstige Gelegenheit dar, die Grundsätze des Freihandels zur Geltung zu bringen und mit ihnen erst die Gesetzgeber, dann das Land selbst vertraut zu machen. Er war nicht der Mann dazu, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen und wußte sich ihrer vielmehr mit Energie und Geschick zu bemächtigen.

Mit der Durchführung des Freihandelsprincips war es übrigens nicht gar leicht bestellt. Es machten sich da alle diejenigen Interessen, die für den Augenblick verletzt wurden, so wie eine Menge alter Vorurtheile, Traditionen und Gebräuche als Hindernisse geltend. In der Theorie geht es gar schnell vorwärts und wenn man sich da erst überhaupt einer Wahrheit bemächtigt hat, so ist es verhältnißmäßig leicht, sie zu begründen und in das wahre Licht zu stellen. Aber in der Praxis gehen die Dinge gemeiniglich einen andern Weg. Da vermag man nicht mit einem Schlage aus einer gegebenen Lage in eine andere entgegengesetzte, oder grundverschiedene überzugehen. Um da sein Vorhaben durchzusetzen, muß man Interessen verletzen und diese lehnen sich dann immer auf. Wenn man der Eigenliebe der Menschen entgegenzutreten gezwungen ist, so geht das nie ohne Kampf ab. Wenn man mit alten Bräuchen, Gewohnheiten und Traditionen brechen muß, stößt man immer auf kaum geahnten Widerstand. Derjenige Widerstand pflegt aber stets am gefährlichsten, zähesten und am mühseligsten zu überwinden zu sein, der, wenn er sich einem Fortschritt widersetzt, sich dabei auf ein altes Herkommen stützt. Das parlamentarische Leben in England bietet in dieser Beziehung der interessanten Beispiele genug. Es genüge hier an die Emancipationsbill der Katholiken, an die Wahlreformbill und an die Abschaffungsbill der Prohibitivgesetze gegen die Korneinfuhr zu erinnern, um die praktischste Bestätigung für diesen alten Erfahrungssatz zu finden. Die Staatsmänner,

welche für die Principien der Gerechtigkeit und Freiheit eintraten, von denen jene eben angeführten Gesetze eingegeben waren, hatten gar bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie ihre gute Absicht erreichten. Standen sie doch dabei einer Opposition gegenüber, welche ihnen das Terrain Schritt für Schritt streitig machte und zu deren Besiegung gar lange Zeit und gar große Geduld gehörte. Und wiederholt sich heute in England nicht wieder ein Beispiel derselben Art? Die vom Minister Gladstone beantragten Reformen bezüglich Irlands, die von einem tiefen Geist der Gerechtigkeit und Freiheit inspirirt sind, stoßen sie nicht auf gar harten Widerstand? Ja, man vermag bis jetzt noch nicht einmal den Moment voraus zu bestimmen, wo sie im Parlamente überhaupt durchdringen werden. Man darf daher nicht darüber staunen, daß die Absichten Cavour's in Betreff der Durchführung des Freihandelssystems ebenfalls auf eine gar gewaltige Opposition stießen. Er besiegte indeß alle Schwierigkeiten und setzte es durch, daß das Parlament die Handelsverträge mit England, Frankreich und Belgien annahm, welche gerade die praktische Ausführung jener Principien anbahnten und ihnen gleichsam die internationale Weihe verliehen. Die von ihm zur Vertheidigung jener Verträge in den Jahren 1851 und 1852 sowohl in der Deputirtenkammer wie im Senate gehaltenen Reden bildeten eine beredte Apologie der volkswirthschaftlichen Freiheit der Bewegung und den siegreichen Nachweis der Vortheile, welche ihre Durchführung den materiellen Interessen und dem Wohle des Landes überhaupt bringen werde. Doch auch der politische Gedanke fehlte nicht dabei, da ja auch die Freundschaft zwischen verschiedenen Nationen so wesentlich mit auf einer gewissen Gemeinschaft der materiellen Interessen beruht. Als Cavour jene Verträge stipulirte, war er dessen gewiß, damit auch die freundlichen Beziehungen zwischen seinem Lande und den anderen Staaten noch enger zu knüpfen, und diese guten

Beziehungen erwiesen sich nicht nur für die Gegenwart nützlich, sondern versprachen auch für die Zukunft heilsame Consequenzen.

„Die Dynastie von Savoyen", sagte Cavour in der Kammersitzung vom 21. Januar 1851, als er den Handelsvertrag mit Frankreich vertheidigte, „hat sich durch acht Jahrhunderte gemeinsamen Ruhmes und gemeinsam ausgestandener Gefahren mit der Nation identificirt, sich mit den schweren Opfern, die Carlo Alberto gebracht, an die Spitze der Wiedergeburt Italiens und Piemonts gestellt und wird jetzt wieder von einem Fürsten vertreten, der mit den alten angeerbten Tugenden seines erlauchten Stammes zugleich einen hohen Sinn und eine aufrichtige Liebe für unsere Freiheit vereint. Die savoyische Monarchie, darf ich wohl sagen, hat gewiß ganz andere Wurzeln in diesem Lande am Fuße der Alpen, als sie in Frankreich der Name Louis Philipp's hatte. Wenn ich mich aber dieses Vergleiches bediene, so will ich keineswegs etwa die Spukgestalt der Revolution aufrufen, um damit auf den Geist der Kammer zu wirken. Allein ich glaube der Kammer hierbei versichern zu müssen, daß wenn wir uns im Innern in besserer Lage befinden, als es jene Frankreichs war, man doch nicht dasselbe von unserer auswärtigen Position zu sagen vermöchte, und daß in letzterer Beziehung Frankreich unter Louis Philipp gewiß besser und sicherer bestellt war, als wir es jetzt sind. Ich bitte daher die Kammer, nicht blos die volkswirthschaftlichen, sondern auch die politischen Gründe wohl vor Augen zu haben und, wo es noth thut, von der kleinen Seite der Frage, d. h. der ökonomischen, den Blick abzuwenden und ihn auf die größere, d. h. die politische Seite derselben zu richten, dann muß es Ihnen leicht werden, den Vertrag zu votiren, der nicht blos so viele rein volkswirthschaftliche Vortheile gewährt, sondern auch die so wünschenswerthe Annäherung und Verbindung befestigt, welche zwischen den freien Völkern Westeuropa's herrschen soll."

Jenen, welche ihm vorwarfen, daß er sich auf das System der Verträge stütze und somit jede Möglichkeit, von der eingeschlagenen Bahn wieder abzuweichen, selbst abschneide, antwortete er in der Kammersitzung vom 14. April 1851, als er für die Annahme der Verträge mit England und Belgien eintrat, indem er sagte: „Der größte Einwurf, der mir gemacht wurde, war jener, daß ich den Weg zum Rückschritt abgeschnitten habe, und betrachtet man dies als einen Hauptfehler des Systems der Verträge. Ich aber, mit lauter Stimme muß ich dies erklären, ich glaube, daß dies gerade die vorzüglichste Seite daran ist. Ja, wenn das Ministerium kein „volles Vertrauen" in die Stichhaltigkeit des Freihandelssystems hätte, wenn es dasselbe vielmehr als etwas auffassen würde, mit dem man wohl ein Experiment versuchen dürfe, aber nur mit großer Vorsicht und Klugheit und immer mit Hinblick darauf, sich die Möglichkeit eines Wiederabweichens davon frei zu halten, wenn die daraus hervorgehenden Resultate den vorgefaßten Hoffnungen nicht entsprächen, dann allerdings, wenn sich das Ministerium mit einer solchen Meinung trüge, würde das System der Verträge in hohem Grade tadelnswerth sein und man müßte es den Ministern sehr für übel halten, es in Anwendung gebracht zu haben. Aber, wenn dagegen die Kammer die Meinung des Ministeriums theilt, wenn sie selbst volles Vertrauen in die Ersprießlichkeit des Freihandelssystems setzt, dann, meine ich, muß die Kammer auch dem Ministerium nur Dank dafür wissen, daß es der Protectionistenpartei, die mehr oder weniger mit gewissen politischen Parteien in Verbindung steht, jedes Mittel benommen hat, nachdem wir den Pfad der Freiheit ein Mal beschritten haben, uns irgendwie wieder zum Rückschritt nöthigen zu können. Vermöchte ich doch in gleicher Weise das Land gegen die übrigens wenig wahrscheinliche Gefahr eines politischen Rückschritts zu schützen!"

Und in der darauf folgenden Sitzung am 15. April spielte

er auf die Theorie der Socialisten an und hob die Vortheile speciell hervor, welche jene Theorien von den schutzzöllnerischen Lehren für sich selbst ableiten, wobei er betonte, daß diese Erwägung für die Kammer abermals ein Grund mehr sein müsse, die fraglichen Verträge gut zu heißen. „Ich hoffe daher", schloß er, „daß der Vertrag von Seite der Kammer eine fast einstimmige Billigung finden wird, und wenn dies geschieht, so glaube ich, daß dem Lande daraus nur Heil erwachsen wird, nicht nur hinsichtlich der materiellen Vortheile, welche dieser Reform ihren Ursprung verdanken werden, sondern auch weil dies wieder ein Mal ein wichtiges Factum bestätigen wird, das uns schon in sehr schwierigen Zeiten von so großem Nutzen gewesen ist, das jetzt unsere ganze Macht begründet und uns in Europa immer mehr Achtung verschafft, nämlich die leuchtende Thatsache, daß es im Schooße unserer subalpinen Nationalrepräsentanz wohl Meinungsunterschiede in nebensächlichen Fragen oder über die Mittel, den Vortheil des Vaterlandes wahrzunehmen, geben kann, daß aber dabei in ihr doch nur der eine Wille herrscht, auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit zu beharren."

Indem das subalpine Parlament die Verträge annahm, trat es der Ansicht des Ministers vollkommen bei. Damit war der Triumph der Freihandelsprincipien gesichert. Graf Cavour erneuerte mit glücklichem Erfolge jenseits der Alpen das Beispiel, welches einige Jahre früher der von ihm so sehr bewunderte englische Politiker Sir Robert Peel in England gegeben hatte.

XV.

Der so thätige Ackerbau- und Handelsminister beschäftigte sich aber nicht ausschließlich mit den Angelegenheiten des ihm anvertrauten Ministerium's, er nahm auch sehr lebhaften Antheil an den Berathungen des Cabinets in Betreff der übrigen Staats-

angelegenheiten, sowie an den Debatten der Kammer und des Senats. Daher sprach er von den Finanzen, von den öffentlichen Arbeiten, von der Verwaltung, von der Politik, vom Wahlgesetz rc. rc.; er war das wahre Prototyp eines constitutionellen Ministers, der sich für völlig solidarisch mit seinen Collegen hält, ihre Handlungen stets vertheidigt und so oft er spricht immer den gemeinsamen Gedanken der gesammten Regierung zum Ausdruck zu bringen weiß. Wenige Tage nach Eröffnung der Kammersession gegen Ende des Jahres 1850 war es deutlich zu erkennen, daß Graf Cavour der Redner, oder wie die Engländer sich so bezeichnend ausdrücken, der leader des Kabinets war. Bei einigen Gelegenheiten übernahm er sogar das Amt, welches gewöhnlich dem Ministerpräsidenten zuzufallen pflegt, das heißt, er stellte die Kabinetsfrage. Je öfter er als Redner auftrat, um so mehr gewann sein Wort Kraft und Ansehn. Je mehr er sprach, um so mehr traten auch die großen Fortschritte hervor, die er in der Kenntniß und im Gebrauche der italienischen Sprache gemacht hatte, welche Fortschritte er nur seinem zähen Willen verdankte. Gar oft, wenn er schon wußte, daß er wahrscheinlich eine Rede halten müsse, um irgend einen Regierungsact zu vertheidigen, oder auf voraussichtliche Interpellationen in der Kammer oder im Senate zu antworten, pflegte er lächelnd den einen oder den anderen seiner Freunde zu fragen: „Ist das Wort auch gut italienisch? Ist das eine im Italienischen gestattete Ausdrucksweise? Ich bin kein Grammatiker und muß mich daher über diese Sachen erst unterrichten.“ Und das sagte er, ohne damit irgend welche gesuchte Bescheidenheit zur Schau zu tragen, aber mit jener gemüthlichen Art, in der sich zugleich die wahre Herzensbildung und jenes ehrende Vertrauen ausspricht, welches er immer in den Gesprächen mit seinen Freunden vorwalten ließ. In der langen Reihe der von ihm gehaltenen Reden ist ein stetiger Fortschritt ganz entschieden ersichtlich.

Sein Genie hatte die Natur, die ihm die Rednergabe eigentlich verweigert, so zu sagen besiegt. Er hatte sie sich zu eigen machen wollen und erlangte sie. Ja, es kam der Tag, wo er auf der italienischen Rednerbühne nicht mehr seines Gleichen fand.

Nachdem der Graf Nigra im Monat April auf sein Amt als Finanzminister Verzicht geleistet hatte, ward Cavour ersucht, ihn zu ersetzen und so wurde er zum ersten Male Finanzminister. Nachdem in der Folge auch der Posten des Unterrichtsministers frei geworden war, ward hierzu der Doctor Luigi Carlo Farini berufen, der sich aus den römischen Provinzen hatte entfernen müssen, weil er der Sache der constitutionellen Monarchie treu gedient und sich seitdem, wie so viele andere Verbannte, in Turin aufhielt, wohin ihn ein richtiger politischer Instinct, sein glühender Patriotismus und seine alte Freundschaft mit Massimo d'Azeglio geführt hatten. Farini war einer der ersten unter den Männern der italienischen Fortschrittspartei, der da begriff, daß in Piemont allein neue Hoffnungen für Italien keimten. Azeglio hatte ihn Cavour vorgestellt und diesem vorgeschlagen, ihn unter die Mitarbeiter des „Risorgimento" aufzunehmen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und aus ihrem von da an datirenden Verkehr entstand dann zwischen beiden Männern jenes Gefühl gegenseitiger Achtung und Sympathie, welches eine so mächtige Grundlage aufrichtiger und dauerhafter Freundschaft ist. Diese für Beide ehrenhafte Freundschaft wurde dann 1859 und 1860 nicht eine der letzten Ursachen des für Italien so glücklichen Verlauf's der Dinge. Das lebhafte und dabei gemüthvolle Wesen des römischen Verbannten, sein würdevoller Eifer und sein geweckter Geist gefielen dem Grafen Cavour ganz außerordentlich. Farini seinerseits erkannte in Cavour den Mann, der dazu geschaffen sei, die Geschicke Italiens einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Der Eintritt Farini's in's Ministerium war deshalb gleich angenehm für den Ministerpräsidenten,

wie für den Ackerbau= und Handelsminister. Das war ein zweiter Verbannter, der ein wichtiges Amt im Rathe des Königs von Sardinien erhielt. Der König, wie die piemontesische Regierung, bezeugten damit thatsächlich, wie lebhaft und tief in ihnen das Nationalgefühl wurzele. Uebrigens gehörte zu einem solchen Vorgehen damals nicht wenig Muth. So natürlich und einfach es heute aussieht, so gewagt mußte es damals erscheinen. Noch waren nicht zwei Jahre seit der Schlacht von Novara verflossen, und schon gab die piemontesische Regierung durch die Sprache der Thatsachen zu erkennen, daß wenn sie sich männlich in die Entscheidungen eines ungünstigen Geschicks zu finden gewußt, sie dieselben doch keineswegs für unwiderruflich halte und sich ohne Zögern, aber mit der festen Ruhe eines unumstößlichen Entschlusses anschicke, eine nationale, eine italienische Regierung zu werden. Als Farini zum Unterrichtsminister ernannt wurde, hatte er erst seit Kurzem das sardinische Unterthanenrecht erwirkt und war noch nicht zum Deputirten erwählt worden. Es lag somit zu Tage, daß er nur deshalb in's Ministerium berufen worden sei, weil er einer der angesehensten und geistig hervorragendsten Verbannten war. Dieser Umstand verlieh seiner Ernennung die wahre politische Bedeutung. Die Diplomatie rümpfte bei der Nachricht von seiner Erhebung die Nase, in ganz Italien aber wurde sie mit der größten Genugthuung aufgenommen.

Während das Ministerium Azeglio mit so viel Umsicht und Würde das schwierige Werk des inneren Wideraufbau's und zugleich der Wiederaufrichtung der italienischen Hoffnungen in Angriff nahm, erschien in Paris aus der Feder Gioberti's das Rinnovamento civile degl' Italiani (die bürgerliche Wiedergeburt der Italiener). Von seinem freiwilligen Exil aus, zu welchem sich der berühmte Philosoph selbst verdammt, dachte er an sein Vaterland und an dessen Geschicke, forschte er den Ursachen des früheren Mißgeschicks desselben und den sichersten Mitteln nach,

ihm eine bessere Zukunft zu erringen. Jenes Buch war ein Ereigniß. Es sprach in ihm nicht nur der Denker und Philosoph, sondern auch der Mann, der an sich selbst die Schwierigkeiten des praktischen politischen Lebens erfahren und der aus bitteren Enttäuschungen einen Schatz von Erfahrungen gerettet hatte. Im Rinnovamento ließen sich zwei bestimmte Abtheilungen unterscheiden. Die eine drehte sich ausschließlich um die Ereignisse von 1848 und handelte von den damals leitenden politischen Personen und Parteien. Die andere dagegen beschäftigte sich mit der Zukunft Italiens. Diese zweite Abtheilung war die wichtigste und lenkte die Aufmerksamkeit der Politiker am meisten auf sich. Gioberti trat da mit offenem Visir für die piemontesische Hegemonie ein und bewies, wie zu ihrer Erhaltung und Fruchtbarmachung es nöthig sei, daß die savoyische Dynastie ihre eigenen Geschicke mit denen Italiens identificire. Im Jahre 1843 hatte Gioberti die Idee einer Conföderation entwickelt und hatte sie als das geeignetste Mittel vorgeschlagen, um Italien die Unabhängigkeit zu erringen. Im Jahre 1848 hatte er den loyalen Versuch gemacht, diese Idee zur praktischen Ausführung zu bringen. Sie war aber sowohl an der Zügellosigkeit der Bevölkerungen, wie an dem bösen Willen der Fürsten gescheitert. Diesen Versuch wieder aufzunehmen wäre eitles Bemühen gewesen, und Gioberti, der in seinen Zielen so beständig war, begriff, daß man, um sie zu erreichen, jetzt zu anderen Mitteln greifen müsse. Es wurde ihm daher nicht schwer, sich mit ganzem Herzen jener Dynastie anzuschließen, die mitten unter der Gepflogenheit hoher Meineide allein ihr dem Volke und der nationalen Sache gegebenes Wort treu bewahrt hatte. In dieser Beziehung erwies sich der Philosoph als praktischer Politiker.

Der durch die Veröffentlichung jenes Buches hervorgerufene Eindruck war sehr groß. Graf Cavour zählte unter die Ersten, die es lasen. Ihm gefiel es außerordentlich gut, wie es ihm

denn auch neue und mächtige Gründe lieferte, in seinen Vorsätzen zu verharren und Anregung zu eben so klugen als kühnen Unternehmungen ab. Gioberti hatte ihn darin gelobt, hatte ihm aber auch einige Ausstellungen gemacht. Cavour war ihm für das gezollte Lob sehr dankbar und zürnte ihm keineswegs wegen der an ihm auch geübten Kritik.

„Cavour weiß", hatte Gioberti geschrieben, „daß die Civilisation in der menschlichen Gesellschaft Alles und daß ohne sie das Uebrige nichts ist. Er weiß, daß die Verfassungen, die Parlamente, die Journale und alle die übrigen Hülfsmittel liberaler Regierungen dem wahren öffentlichen Interesse gegenüber nichts Anderes, als elender Mummenschanz sind, wenn sie nicht den wirklichen civilisatorischen Fortschritt unterstützen. Ich beuge mich vor dem Genie, und Cavour ist reich an dieser Gabe. Sein Schwung, seine Kraft und seine unermüdliche Thätigkeit reißen mich hin. Ich bewundere sogar seinen hochherzigen Fehler, der ihn eine bloße Provinz behandeln läßt, als wäre es die ganze Nation, wenn ich sie mit der Verkehrtheit Jener vergleiche, welche die Nation einer Provinz zu Liebe verkürzten. Deshalb halte ich ihn für einen der geistig befähigtsten Männer, mit seinem Fürsten das Werk durchzuführen, von dem ich rede. Allerdings aber muß er ein Mal seine Municipalthätigkeit einschränken und offen und ganz in den nationalen Weg einlenken. Er muß auf die alte Politik des Hauses Savoyen Verzicht leisten und dem kleinlichen Ehrgeize entsagen, Piemont zu vergrößern, anstatt Italien zu retten. Er muß sich überzeugen, daß diese Politik, die ehemals Jenen, die sie ausübten, zum Lobe gereichte, heute (so sehr haben sich die Zeiten geändert!) sowohl ihren Executoren, wie dem Lande zum Verderben und zur Schmach gereichen würde. Aber Cavour ist einer solchen Wandelung fähig, weil er ein wahres Genie und ein Progressist ist, und wie er es nicht verschmäht, einen weniger guten Weg zu

verlassen, auf den ihn seine Erziehung oder die Ereignisse für einen Moment abweichen ließen, so ist er um so mehr fähig, die schlimmen Wege zu erkennen, die direct zum Abgrunde führen. Wann er erst ein Mal für die vaterländische Sache mit einigen jener glänzenden Beweise echt italienischer Gesinnung eingetreten sein wird, die kein Zurück mehr zulassen, wer wird sich dann noch an ihm zu zweifeln erlauben? Starke Geister seines Schlages vermeiden nicht gern Gelegenheiten, sich berühmt zu machen, sondern suchen sie eher noch auf. Heute aber verdient kein italienischer Minister oder Fürst mehr Lob, der sich nicht zum Initiator unserer Wiedergeburt macht."

Diese Worte waren eine Prophezeiung. Cavour vermählte sich der vaterländischen Sache durch glänzende Beweise echt italienischer Gesinnung, er verdiente sich das höchste Lob und erreichte das ersehnte Ziel, von dem es geheißen, „es sei Thorheit danach zu haschen."

XVI.

Es kamen die Ereignisse des zweiten December in Paris. Die Nachricht davon traf nicht ganz unerwartet ein, weil es am Tage gelegen, daß der Antagonismus zwischen der französischen Nationalversammlung und dem Präsidenten der Republik nicht lange mehr dauern könne und daß von beiden Theilen derjenige den Sieg davon tragen werde, welcher der geschickteste und geduldigste sei, was man von der französischen Nationalversammlung eben nicht behaupten konnte. Diese Nachricht rief aber in Italien sehr verschiedene Eindrücke hervor, sowohl Befürchtungen wie Hoffnungen. Die Freunde der Reaction freuten sich darüber, besonders deshalb, weil sie das Vertrauen hegten, daß sie nun wohl auch bald von dem gefährlichen Beispiele bürgerlicher Freiheit, das ihnen zu so großem Aerger Piemont darbot, ebenfalls

befreit werden dürften. Die bourbonische Regierung in Neapel beeilte sich, dem Prinzen Louis Napoleon ihre Glückwünsche darzubringen. Einige Literaten, die der napoleonischen Traditionen bezüglich eines Königreichs Italien eingedenk waren, hofften ebenfalls, daß die in Frankreich stattgefundene Veränderung Italien vielleicht Nutzen bringen werde. Der größte Theil war aber sehr niedergeschlagen. Die liberale piemontesische Presse sprach laut ihren Tadel über den französischen Staatsstreich aus. Was den Grafen Cavour anbetraf, so war er, ganz abgesehen von der Zurückhaltung, die ihm sein Amt auferlegte und die er gewissenhaft beobachtete, auch sonst äußerst vorsichtig und reservirt in seiner Art, die Pariser Ereignisse zu beurtheilen, auch empfahl er seinen Freunden dringend an, in ihren Urtheilen ebenfalls nicht vorschnell zu sein, sondern abzuwarten und zu beobachten. Was ihn dabei am meisten beschäftigte und mit ernster Sorge erfüllte, war die Furcht, daß nicht etwa durch die veränderte Lage der Dinge in Frankreich auch die piemontesische Freiheit zu Schaden käme. Ihm war recht gut bekannt, daß die Politik des Ministeriums von gewissen Leuten als äußerst waghalsig und gefährlich dargestellt wurde, sowie auch, daß man ihn als Denjenigen bezeichne, der für diese Politik ganz besonders verantwortlich sei, da er seine Collegen mit sich fortreiße. Diejenigen nun, welche in solcher Weise dachten, nahmen natürlich jetzt die Gelegenheit ganz besonders wahr, ihre Kritiken zu verdoppeln nnd ihre Anklagen zu verschärfen. Der Moment war schwierig. Zu allem Glück aber fehlte es Jenen, die damals in Piemont am Staatsruder standen, nicht an Muth, sie hatten es wohl vor Augen, daß vom Schicksale dieses Landes jenes ganz Italiens abhänge. Einem bourbonischen Diplomaten, der im Namen seines Herrschers dem Könige rieth, eine andere Politik zu inauguriren, indem er ihm dabei die Gefahren recht schwarz vormalte, die aus seiner bisherigen Haltung für seinen Thron

erwüchsen, gab Victor Emanuel die stolze Antwort: „ich habe nichts zu fürchten, denn hinter meinem Throne steht weder der Verrath noch der Meineid.“ Allen fremden Diplomaten, die den Minister d'Azeglio fragten, wie er über die Lage der Dinge denke, erwiderte dieser, daß die Vorfälle in Frankreich weder auf die liberalen Institutionen Piemonts, noch auf die politische Richtung der piemontesischen Regierung Einfluß haben könnten.

Der Graf Cavour hielt es für nothwendig, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um in feierlicher Weise zu versichern, daß die liberale Richtung der Regierung nicht nur nicht verändert worden sei, sondern überhaupt auch gar keine Veränderung erfahren würde. Er hatte seiner Zeit offen die Anarchie bekämpft, als diese Gefahr drohte, jetzt wollte er eben so offen die Reaction bekämpfen, weil diese, kühn geworden durch die Vorfälle in Frankreich, nun auch in Piemont ihr Haupt erheben wollte.

Schon seit einiger Zeit ging er mit dem Plane um, eine neue Parteibildung im Parlamente zu veranlassen und die Basis, auf der die Regierungspolitik ruhte, zu erweitern. Die Parteiungen, welche 1848 existirten und die, als während des Waffenstillstandes die Frage, ob Krieg oder Vermittelung, ventilirt wurde, sich unversöhnlich gegenüber gestanden, hatten jetzt keinen Grund mehr zu bestehen. Damals hatte freilich, wer für den sofortigen Wiederausbruch des Krieges war, nicht neben Jenem sitzen können, der ihn verschoben wissen und abwarten wollte, aber jetzt hatte diese Entzweiung jede Bedeutung verloren. Wer im November 1848 die sofortige Wiederaufnahme des Krieges gewollt hatte, konnte jetzt, ohne sich dem Vorwurf der Inconsequenz auszusetzen, im Parlamente ruhig mit Jenem zusammengehen, der früher einmal eine ihm entgegengesetzte Ansicht vertreten hatte. Andererseits stand es fest, daß sich in den Reihen der Rechten Leute befanden, und zwar besonders die Deputirten von Savoyen, denen die Politik des Ministeriums keineswegs sehr wohl gefiel,

die sie vielmehr als zu italienisch und zu gefährlich tadelten und deshalb nur ungern ihre Stimmen für das Ministerium abgaben. Nach der Debatte und Annahme des Gesetzes wegen Abschaffung des geistlichen Gerichtshofes war die Abneigung jener Deputirten gegen das Ministerium noch gewachsen. Die Parteibildung in der Kammer war daher nicht mehr solcher Art, daß sie dem Ministerium einen sichern Schutz gewährt und jenes Ansehen und jene Kraft verliehen hätte, das zur Führung der Geschäfte und zur Eindämmung der extremen Parteien nothwendig ist. Von der richtigen Erwägung dieser Nothwendigkeit durchdrungen, bemühte sich Cavour, der schon mit Erfolg durch sein Eingreifen die ungerechte Voreingenommenheit einiger Liberaler gegen ihn zerstreut und in der Kammer überhaupt eine ungewöhnliche Bedeutung gewonnen hatte, den Versuch einer Annäherung der verschiedenen liberalen Parteien der Versammlung durchzuführen und dadurch eine große Partei zu bilden, die eine solide Stütze der fortschrittlichen und nationalen Politik der Regierung abgeben mußte. An diesem Versuche betheiligten sich alle wahrhaften Patrioten, an die er sich dieserhalb wandte, und so ward in der That nach einiger Zeit der gewünschte Erfolg erzielt. Jener Theil der Kammer, der sich „linkes Centrum" nannte und zu dessen Koryphäen Lanza, Buffa, Ratazzi und Carlo Cadorna gehörten, nahm das Programm Cavour's an und versprach, es zu unterstützen. Um dies wichtige Factum durch öffentliche Erklärung zu erhärten, bedurfte es abermals einer Gelegenheit und diese ward durch die Ereignisse vom 2. December in Paris schnell genug herbeigeführt.

Das Ministerium hatte es für geeignet erachtet, einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher festsetzte, daß im Falle einer Beleidigung gegen die Herrscher oder Regierungsoberhäupter fremder Staaten die Staatsgewalt nicht gehalten sei, erst das Ersuchen des Beleidigten abzuwarten, um einzuschreiten, sondern daß solche

Delicte sogleich vor die ordentlichen Gerichte gebracht und der Competenz der Geschworenen entzogen werden sollten. Die Ursachen, welche die verantwortlichen Räthe Victor Emanuel's dazu bestimmt hatten, diesen Gesetzentwurf einzubringen, waren Erwägungen des reinsten Patriotismus und dem gerechten Wunsche entsprungen, die Würde des Landes und der Regierung mit der etwa berechtigten Empfindlichkeit fremder Staaten in Einklang zu bringen. Sie zielte besonders darauf ab, Jenen, welche in Frankreich gegen la mauvaise presse piémontaise declamirten, jeden plausibeln Vorwand zu entziehen, nachdem diese bereits öfter die Regierung des Königs selbst für die von einigen Blättern begangenen Ausschreitungen verantwortlich machten und d'Azeglio und Cavour gefährliche Demagogen nannten. Durch einen solchen von eben diesen Ministern eingebrachten Gesetzentwurf mußte allen derartigen Verleumdungen der Boden entzogen werden.

Wie es zu erwarten gewesen, fehlte es natürlich nicht an solchen Leuten, die gleich bei der ersten Ankündigung der neuen Vorlage gegen den auswärtigen Druck zu schreien und die Minister anzuklagen begannen, daß sie fremden Drohungen nachgegeben und dadurch die Würde des Landes geopfert hätten. Aber da, wo eine freie Rednerbühne existirt, von der aus ein Jeder seine eigenen Gründe zu entwickeln und die ihn leitenden Absichten zu erklären vermag, lebt die Verleumdung nur ein kurzes Leben und zerschellen bloße Declamationen gar bald an dem Felsenboden der Wahrheit. Die diesbezüglichen parlamentarischen Debatten dienten damals, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, nur den Vertheidigern der guten Sache. Die Vorlage wurde zwar heftig angegriffen, aber nicht weniger entschieden vertheidigt. Die verschiedenen politischen Parteien, aus denen damals die piemontesische Kammer bestand, zeichneten sich bei diesem parlamentarischen Kampfe sehr scharf gegen einander ab

und suchten jede in ihrer Weise auf das Regierungssystem Einfluß zu nehmen. Auf der rechten Seite wies man die Vorlage nicht zurück, fand sie aber nicht ausreichend, auf der Linken dagegen erklärte man sie geradezu als den Principien der Freiheit und der nationalen Würde zuwiderlaufend. Cavour erhob sich gegen diese zweifache Art von Widersachern, indem er den Einen nachwies, daß man in dieser Beziehung weder weiter vorgehen könne noch dürfe, und den Anderen erklärte, daß man hier keineswegs fremden Einflüssen gefügig sei, daß also auch die Freiheit nicht Gefahr laufe, und die nationale Würde unverletzt bleibe. Er ergriff in jenen Debatten, die mehrere Tage in Anspruch nahmen, mehr als ein Mal das Wort, wobei er die Angriffe der Rechten wie der Linken geschickt zurückwies und die entschiedene Erklärung abgab, daß die Regierung durchaus nicht gesonnen sei, ihren bisherigen liberalen Standpunkt aufzugeben und nicht im Entferntesten daran denke, mit Jenen gemeinsame Sache zu machen, die sich gegen diesen Standpunkt auflehnen zu müssen glaubten. Die hervorragendste Rede, bei diesem Anlaß, hielt er aber in der Sitzung vom 5. Februar 1852, wo er nicht nur für die betreffende Gesetzesvorlage eintrat und die Fortschrittspartei übr die wahren Absichten der Regierung beruhigte, sondern zu gleicher Zeit auch den Gedanken praktisch zu verwerthen suchte, die beiden Centren mit dem gemäßigten Theile der Rechten zu einer einzigen Regierungspartei zu verschmelzen. Indem er sich in sehr energischer Weise gegen die Anmaßungen der äußersten Rechten ausließ, begrüßte er dabei in freundlichster Weise die ihm von einigen Rednern des linken Centrums gemachten Unterstützungsanträge und erklärte ohne allen Rückhalt, daß Piemont nur nach fortschrittlichen Principien regiert werden könne. Die eingebrachte Gesetzesvorlage sei nur durch Gründe der Opportunität und Convenienz, die sich nicht wohl bekämpfen ließen, eingegeben und bedeute daher nichts weniger als eine

Verletzung des bisherigen liberalen Standpunktes der Regierung, der in keiner Richtung eine Veränderung erleiden werde.

Die Bedeutung dieser Erklärungen des Ministers Cavour entging weder der Beachtung der Kammer noch jener des Publikums. Noch während er sprach, ward der tiefe Eindruck sichtbar, den seine Worte auf die Zuhörer hervorbrachten, und als er seine Rede beendet hatte, war die Wirkung derselben eine tiefgreifende, allgemeine.

Wer parlamentarischen Sitzungen öfter beizuwohnen pflegt, weiß, was sich bei solchen Anlässen zu ereignen pflegt, wenn nämlich eine bedeutende Rede gehalten worden ist, die ein Factum berührt, dessen eigentlichen Zusammenhang nur wenige Eingeweihte bisher genau kannten. Es entsteht ein allgemeines Geflüster, von allen Seiten regnet es Commentare und Prophezeiungen in Betreff des eben Gehörten. Niemand mag mehr auf die Rede des Nachfolgers jener Auslassung hören, die so großen Eindruck hervorgebracht hat. Das Glöckchen und die Ermahnungen des Präsidenten erweisen sich völlig machtlos, um wieder Ruhe und das nöthige allgemeine Schweigen herzustellen. So geschah es auch in jener denkwürdigen Sitzung. Die Worte des Grafen Cavour hatten in's Schwarze getroffen. Von diesem Momente an trat eine tiefe Spaltung zwischen ihm und einem Theil seiner früheren Anhänger von der Rechten ein, wogegen sich ein festes Bündniß zwischen ihm und einem Theil jener Abgeordneten bildete, die bisher gegen das Ministerium in Opposition gestanden hatten. Der Graf von Revel sagte, es habe sich ein Connubio, d. h. eine „parlamentarische Ehe", abgeschlossen. Dies Wort fand Anklang. Es ist in der Geschichte des piemontesischen Parlamentarismus als eine stehende Bezeichnung zurückgeblieben. Es wurde damals vielfach behauptet und bis zum Ueberflusse wiederholt, daß das eine politische Schwenkung gewesen sei. Wenn diese Bezeichnung damit ein Meisterstück par-

lamentarischer Strategie meinte, so müßte man sie als zutreffend gelten lassen. Allein der würde sehr irren, der damit etwa andeuten wollte, daß Cavour seine Partei gewechselt und, wie man zu sagen pflegt, mit Waffen und Gepäck in's Lager der Gegner übergegangen sei. Dies war keineswegs der Fall. Bei dieser Gelegenheit gab Niemand seine eigenen Principien auf, ward Niemand fahnenflüchtig. Der Minister Cavour bestätigte nur mit größter Klarheit die liberalen Principien, welche seine und die Schritte der Regierung leiteten, deren Mitglied er war. Es muß demnach ganz natürlich erscheinen, daß Diejenigen, die diesen seinen Versicherungen vollen Glauben beimaßen, sich ihm nun auch mehr näherten und aufhörten, ihm Opposition zu machen. Es war das ein durch gegenseitige und beiderseits zufriedenstellende Aufklärungen zu Stande gebrachtes Uebereinkommen. Vorhandene Mißverständnisse wurden beseitigt, frühere Voreingenommenheiten entfernt. Einige bis dahin in ihren Ansichten von einander mehr oder weniger entfernte politische Persönlichkeiten näherten sich wieder und erklärten, nachdem sie erkannt, daß sie keine ernste Ursache hätten, in der bisherigen Spaltung zu verharren, fortan vereint vorzugehen und gemeinsam zur Durchführung derselben Principien und Pläne zu wirken. Es war das ein parlamentarisches und politisches Ereigniß von großer Wichtigkeit, das der nationalen Sache nicht geringe Sicherheit und Kraft verlieh. Ueber dieses Ereigniß, das von gewisser Seite so großen Unwillen und so heftige Vorwürfe gegen den Grafen Cavour heraufbeschwor, pflegte er oft mit seinen Freunden und mit Fremden von politischer Bedeutung, die Italien wieder zu bereisen begannen und sich dabei gewöhnlich mit Vorliebe in Turin aufhielten, zu sprechen „Man klagt mich an", sagte er, „daß ich mich von einigen früheren Freunden getrennt habe. Diese Anklage ist nicht begründet. Ich habe mich nicht von ihnen getrennt, sondern bin vielmehr von ihnen

verlassen worden. Sie wollten mir nicht weiter folgen. Sollte ich also allein bleiben und etwa die Beihülfe Jener zurückweisen, die sich bereit erklärten, mir zu folgen?"

In den folgenden Jahren, als die Resultate dieser politischen That immer ersichtlicher wurden, drückte er sich darüber auch noch deutlicher aus. So sagte er 1857 zu einem Freunde, der es beklagte, daß einige hervorragende Persönlichkeiten sich noch immer der Regierung gegenüber in einer wenig günstigen, ja geradezu unfreundlichen Haltung gefielen: „Was wollen Sie? Vor dem Connubio that ich alles Mögliche, um sie mir anhänglich zu machen und sie zu überreden, zu mir zu stehen. Sie wollten es nicht. All' meinen Bitten und Vernunftgründen setzten sie beharrliche Weigerung entgegen. Ich mußte um jeden Preis vorwärts schreiten, ich mußte mir daher im Parlamente eine sichere Stütze verschaffen, um das nöthige Ansehen und die moralische Kraft zu gewinnen, meine Politik durchführen zu können. So ging ich das Connubio ein; ich konnte nicht anders und bin sehr zufrieden damit, daß ich es gethan habe".

Unter jenen Fremden, welche um diese Zeit Turin besuchten, befand sich auch Herr Thiers, der sich nach den Vorfällen des 2. December aus Frankreich hatte entfernen müssen und seitdem Italien bereist hatte. Der Graf Cavour begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit und führte mit ihm einige politische Gespräche. Allein zwischen dem piemontesischen Minister und dem berühmten französischen Redner fand keine große Ideenübereinstimmung, weder in Bezug auf Principien noch auf Menschen, statt, und so ging aus jenen Gesprächen nur die gründliche Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Ansichten recht klar hervor.

XVII.

Massimo d'Azeglio sah das wachsende Ansehen seines thätigen Collegen ganz gern, aber dieses Gefühl des Wohlwollens war nicht ganz frei von Besorgniß. Er ließ ihn wohl gewähren, fürchtete aber dabei, daß er zu weit gehen könne. Beiden gemeinsam war die Hingebung für König und Vaterland, die Liebe zur Freiheit, die Sorge für Aufrechterhaltung der Würde des Landes und für die Geschicke Italiens. Dagegen waren sie aber in Charakter, Geschmack und Lebensgewohnheiten ganz verschieden, und diese Verschiedenheit kam auch in ihrem politischen Wirken zum Ausdruck und machte ihnen Beiden ein ersprießliches Zusammenwirken in derselben Regierung nicht gar leicht. Azeglio hatte sich zum Politiker herangebildet, Cavour dagegen war ein geborener Politiker. Jener war aus Pflichtgefühl gegen sein Vaterland und gegen sich selbst in das politische Leben eingetreten, dieser aber aus natürlichem Beruf. Azeglio erschrak vor Schwierigkeiten nicht und wich vor ihnen nicht zurück, aber er suchte sie auch nicht. Cavour wartete nicht erst ihr Herankommen ab, er sah sie voraus und eilte ihnen entgegen, um ihnen zu trotzen. Der Charakter des Ersten war sanft und ruhig, der des Andern unruhig und von dem Bedürfniß einer Thätigkeit ohne Muße erfüllt. Das an Erlebnissen und glänzenden Episoden so reiche Leben Massimo d'Azeglio's gleicht jenen historischen Landschaften, die er selbst mit so großer Meisterschaft beschrieb und in denen das reale Element der Natur und der Geschichte gar merkwürdig mit einem gewissen phantastischen Elemente harmonisirte. Das Leben Camillo Cavour's dagegen kann einem historischen Bilde grandiosen Stils verglichen werden, wo Oertlichkeiten, Menschen und Handlungen mit unerbittlicher Treue dargestellt sind. Azeglio hatte viel unter Italienern gelebt, Cavour fast gar nicht. Ersterer kannte ihre Vorzüge und

Mängel von Grund aus und beschäftigte sich nicht wenig mit den Schwierigkeiten, die sich durch ihre Eigenart selbst einer Verbesserung ihres Geschicks entgegen stellten. Cavour, der diese Kenntniß nicht in demselben Grade besaß, gab sich solchen Sorgen nicht im Geringsten hin und war deshalb freier in seinen Entwürfen und unbehelligt von jeder Voreingenommenheit bei seinen Entschlüssen. Azeglio ging in's Parlament, weil er hingehen mußte. Cavour begab sich aus Lust daran und natürlicher Neigung dahin, weil er fühlte, daß er dort zu Hause sei. Azeglio setzte sich, wenn er sich durchaus in die Kammer begeben mußte, dort auf seinen Posten, wechselte mit seinem Nachbar ein paar Worte, schnitt sich eine Feder zurecht, entwarf auf einem Stück Papier irgend eine Skizze und ergriff nur dann das Wort, wenn ihn seine Pflicht als Minister dazu zwang. Cavour fehlte keinen Tag im Parlamente, stets bereit, dort zu reden, immer fertig zu Angriff und Vertheidigung. Jene Streitlust, welche über einer politischen Versammlung weht, benahm Azeglio oft den Athem, während sie der Lunge Cavour's wohlzuthun schien. Azeglio wollte und wußte sich nicht zu langweilen. Cavour langweilte sich überhaupt nie. Es ist daher leicht erklärlich, wie es dem Charakter des Ersteren widerstand, sich eine besondere parlamentarische Strategie zu ersinnen und nach ihr vorzugehen, während der Andere dazu nur zu sehr geeignet war. Zwischen beiden bestand eben der wesentliche Unterschied, der zwischen einem Künstler und einem Politiker, zwischen dem zarten Nervensystem eines Gelehrten und den starken Nerven eines Staatsmannes stattfindet. Man darf daher nicht staunen, wenn diese beiden Männer, nachdem sie vereint dem Vaterlande große Dienste geleistet und das Staatswesen nach einer traurigen Katastrophe wieder emporgebracht, später nicht mehr in Gemeinschaft an einem Werke Theil zu nehmen vermochten, wo ein Jeder von ihnen sich seiner vollen Verantwortlichkeit so sehr bewußt war, daß er

für sich auch volle Freiheit der Handlung beanspruchen zu müssen glaubte. So lange es nöthig war, daß beide zusammen blieben, thaten sie es, als aber die Nothwendigkeit der Vereinigung aufhörte, ja, ein Zusammenbleiben eher schädlich wirken konnte, weil sie der Regierung die innere Einheit und unvermeidliche geistige Geschlossenheit entzogen hätte, trennten sie sich.

Die Mißhelligkeiten zwischen ihnen traten zuerst zu Tage, als Cavour sich von einigen Deputirten der Rechten trennte und die Unterstützungsanerbietungen von Deputirten annahm, die bis dahin nicht zur ministeriellen Partei gehört hatten. Azeglio wußte um die Verhandlungen, welche sein College anknüpfte. Er war nicht von ihrem Nutzen überzeugt, ließ es aber geschehen, und so lange es sich nur um einen Austausch von Erklärungen handelte, sagte er nichts. Allein es waltete bereits kein Zweifel darüber, daß, sobald jene Erklärungen zu irgend einer praktischen Consequenz führen würden, alsbald zwischen dem Conseilspräsidenten und dem Ackerbauminister ein ernster Zwiespalt ausbrechen würde. Das geschah denn auch. Den Anlaß dazu bot der Tod Pinelli's und die Ernennung seines Nachfolgers für den wichtigen Posten eines Kammerpräsidenten.

Pinelli war zu Beginn der neuen Legislaturperiode durch die einstimmige Wahl der zum Ministerium haltenden Kammermajorität zum Präsidenten erhoben worden. In der zweiten Session war er in derselben Weise wieder anerkannt worden. Dann erkrankte aber dieser Ehrenmann plötzlich schwer und starb in der Blüthe seiner Jahre. Die Wahl seines Nachfolgers war keine geringfügige Angelegenheit und schloß eine Cabinetsfrage in sich. Cavour zögerte nicht, seinen Freunden die Wahl Urbano Ratazzi's vorzuschlagen, der gerade ein Hauptrepräsentant der Gruppe des linken Centrums war, das sich von der Linken getrennt und dem Ministerium seine Unterstützung geliehen hatte. Ratazzi wurde dann auch in der Sitzung vom 12. Mai 1852

mit 74 gegen 52 Stimmen, die Boncompagnie erhielt, gewählt. Es fiel sogleich auf, daß Azeglio sofort nach der Wahl mit einem anderen Minister in den Saal eintrat und man maß dies mit Recht dem Umstande bei, daß er, weil er mit Cavour nicht übereingestimmt, sich lieber bei dieser Wahl nicht habe betheiligen wollen. Das veranlaßte dann nähere Erklärungen im Ministerrathe selbst und da man sich hier nicht wieder zu einigen vermochte, so reichten alle Minister bei der Krone ihre Entlassung ein. Es geschah dies am 16. Mai 1852. Azeglio erhielt dann den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Einige der früheren Minister blieben im Amte, Cavour aber und Farini schieden aus. Am 21. Mai war die Krise beendet.

Ueber diese Krise schrieb Graf Cavour am 20. Juni 1852 an Salvagnoli in Florenz den folgenden Brief:

„Theurer Freund!

Ich danke Ihnen für die Sympathie, die Sie mir wegen meines Austritts aus dem Ministerium bezeugen. Seien Sie überzeugt, daß er keine schädlichen Folgen für die constitutionelle Sache nach sich ziehen wird, der er sich schließlich vielmehr noch zum Vortheil erweisen dürfte. Es war meiner Ansicht nach unbedingt nothwendig, eine starke liberale Partei zu bilden. Das konnte aber nicht geschehen, wenn man nicht einen Schleier über die Vergangenheit zog und jenen verzieh, die 1849 weit mehr aus Unwissenheit als aus Uebelwollen das Land in Gefahr brachten. Azeglio, der anfänglich ebenfalls von dieser Nothwendigkeit überzeugt zu sein schien, wollte dann ihre Consequenzen nicht anerkennen und rief dadurch eine Krise hervor, die entweder zu seiner oder zu meiner Entfernung vom Ruder der Regierung führen mußte. Die äußere Politik machte es nöthig, daß ich geopfert wurde. Ich glaube, Azeglio hätte sich selbst gern zurückgezogen, ich habe ihm aus allen Kräften davon abgerathen, und so ist er geblieben und ich bin ausgetreten, ohne

daß wir darum aufhörten, private und politische Freunde zu sein. Azeglio wird aber ebenfalls bald austreten müssen und dann erst wird man an die Bildung eines wahrhaft fortschrittlichen Cabinets gehen können. Unterdeß bediene ich mich meiner wieder errungenen Freiheit, um eine Reise nach England und Frankreich zu unternehmen. Ich würde mich auch gern nach Toscana begeben, wenn ich nicht besorgen müßte, dadurch der dortigen Polizei zu viele Unruhe zu bereiten."

Zu jener Zeit und zwar gerade im Februar 1852 hatte bei der englischen Legation in Turin eine Veränderung stattgefunden. Der Gesandte Sir Ralph Abercomby (der spätere Lord Dumfermline) wurde nach Haag versetzt und an seine Stelle trat Herr Hudson. Dieser Diplomat hatte bisher England in Brasilien vertreten und sich dort sehr durch den Eifer, den er gegen den Sklavenhandel entwickelte, hervorgethan. Lord Palmerston hielt ihn sehr hoch und bestimmte ihn für die Legation in Florenz, da von diesem Punkte aus Beziehungen zwischen England und Rom geleitet wurden und die englische Regierung gerade damals es für wichtig hielt, den Gang der Politik des römischen Hofes zu überwachen. Als er ihm seine Ernennung für Florenz anzeigte, schrieb Lord Palmerston Herrn Hudson nach Rio Janeiro die folgenden bezeichnenden Worte: „Sie haben in Amerika wacker den Handel mit den Schwarzen bekämpft, und so hoffe ich denn, daß Sie sich in Europa bezüglich des Handels mit weißen Sklaven ebenso verhalten werden". Während aber Hudson den Ocean durchkreuzte, um sich aus Brasilien in sein Vaterland zurück zu begeben, hatte Lord Palmerston mittlerweile aufgehört, Minister des Auswärtigen der Königin Victoria zu sein, da er sich mit dem Ministerpräsidenten Lord John Russel überworfen, und an seine Stelle war Earl Granville getreten. Das englische Ministerium war gegen Piemont sehr wohlwollend gesinnt und sah mit aufrichtigem Gefallen den Bemühungen der Regierung

des Königs Victor Emanuel zu, das constitutionelle System aufrecht und unverletzt zu erhalten. Die Vorfälle vom 2. December in Frankreich hatten diese freundlichen Beziehungen der englischen Regierung zu Piemont nur noch erhöht, und so erachtete sie es denn auch für angemessen, nach Turin einen Diplomaten von außerordentlichen Verdiensten zu entsenden. Da traf Herr Hudson aus Brasilien in London gerade zu rechter Zeit ein, und als er sich in's Foreign office begab, um dort die nöthigen Instructionen für die Legation in Florenz in Empfang zu nehmen, ward er, statt diese zu erhalten, vielmehr ersucht, die Leitung des Gesandtschaftspostens in Turin zu übernehmen. Hudson, der ein Mann von hoher Bildung, großem Scharfsinn und außerordentlicher Menschen- und Sachkenntniß war, begab sich ohne Zögern auf seinen neuen Posten und ward hier schon nach wenigen Tagen der Bewunderer und Freund Cavour's.

Kaum daß die Kammersession wegen der Sommerferien vertagt wurde, als Graf Cavour seine Reise in's Ausland antrat und sich nach Belgien, Frankreich und England begab, wobei er überall die hervorragendsten Staatsmänner der Epoche besuchte, mit ihnen eingehende Besprechungen pflog und bei ihnen nicht nur Interesse für seine Person, sondern auch für sein geliebtes Piemont erweckte. In Brüssel besuchte er Herrn Frère Orban, den er sehr hoch schätzte und auf dessen Freundschaft er immer große Stücke hielt. In London sah er alte Freunde wieder, welche die berühmtesten Redner des englischen Parlaments waren. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Malmesbury, begegnete ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit.

„Lord Malmesbury", schrieb Graf Cavour am 15. Juli 1852 von London aus dem General La Marmora, „ist gegen mich sehr liebenswürdig gewesen und hat mir über unser Land sehr viel Gutes gesagt." Lord Palmerston nahm ihn ebenfalls sehr artig auf, unterhielt sich mit ihm recht lebhaft über den Gang der

Dinge in Piemont und sprach den Wunsch aus, daß die Principien constitutioneller Freiheit in diesem Lande so tiefe Wurzel fassen möchten, daß es nicht nur für das übrige Italien, sondern für das gesammte continentale Europa als leuchtendes Beispiel dastehen möge. Auch versicherte ihm Lord Palmerston ausdrücklich, daß England die diesbezüglichen Bemühungen der piemontesischen Regierung in jeder Weise moralisch unterstützen werde, indem er als praktischen Beweis dafür den Umstand anführte, daß das Cabinet der Königin seinen besten Diplomaten (Herrn Hudson) nach Turin geschickt habe.

In Paris besuchte er den damaligen Prinz-Präsidenten Louis Napoleon und wurde auch von ihm mit Auszeichnung behandelt. Der Prinz sprach mit ihm über Piemont und die italienischen Angelegenheiten wie ein Mann, dem das Alles sehr am Herzen läge. Er ließ es nicht an den freundschaftlichsten Versicherungen fehlen und gab ihm dabei zu verstehen, daß sich zu gelegener Zeit für Piemont, das von ihm gar nichts zu fürchten habe, schon etwas thun lassen werde. Jenes erste Gespräch Cavour's mit Louis Napoleon war wie der erste Lichtschimmer, der einem hellen Morgen vorausgeht. Der piemontesische Ex-Minister nahm einen sehr tröstlichen Eindruck davon mit. Eine sichere Ahnung sagte ihm, daß er da auf einen Mann getroffen sei, den das Verhängniß dazu bestimmt hatte, auf Italien wohlthätig einzuwirken.

Am 9. September schrieb er von Paris dem General La Marmora:

„Ich glaube, daß mein Aufenthalt hier sich unserem Lande nicht unnütz erweisen wird. Wenn ich mich nicht täusche, so scheint es mir, daß ich bezüglich unserer sehr viele im Umlaufe befindliche falsche Ideen rectificirt habe und andere wohl noch rectificiren werde. Der Präsident (L. Napoleon) und seine Minister haben mich außerordentlich artig aufgenommen und haben mit

mir in einer Weise gesprochen, die keineswegs jener Sprache gleicht, die Butenval den Ohren Azeglio's zu kosten gibt. Der Präsident hört mit Interesse die Erwägungen an, die man ihm vorträgt, und läßt es sich selbst gefallen, wenn man ihm zu widersprechen wagt. Die beste Art ihm zu gefallen ist, wenn man sich ihm gegenüber ganz offen ausspricht."

Darüber vergaß er aber auch den Verfasser des Rinnovamento nicht, der, ganz in seine Studien vergraben, sein freiwilliges Exil in einer bescheidenen Wohnung der Rue de Parme zubrachte und dabei fortwährend an sein fernes geliebtes Vaterland dachte, so wie es die Verse des Dichters Berchet schildern:

Sempre nel cor l'Italia,
S'ella anco obblia chi l'ama!
(Im Herzen stets Italien,
Wenn es auch den, der's liebt, vergißt!)

Man kann sich denken, daß Gioberti über diesen Besuch erfreut war. Sofort unterhielten sich Beide natürlich von den heimischen Angelegenheiten. Gioberti war sehr von melancholischen Gedanken geplagt. Die durchgemachten Enttäuschungen und die Leiden Italiens, dazu seine Einsamkeit bewirkten bei ihm eine große Hinneigung zu trüber Stimmung. Sein erhabener Geist senkte unter solchen Eindrücken seine Schwingen, und so waren auch seine Urtheile über die Ereignisse der Gegenwart verstimmt und seine Ansichten über die Zukunft verdüstert. Indeß that ihm der Anblick eines Mannes, der voller Leben und Hoffnungen war, und der sich zu einer unaufhörlichen und kühnen Thätigkeit entschlossen erklärte, sehr wohl und richtete ihn für den Augenblick förmlich wieder auf. Gioberti glaubte zwar nicht, daß die politischen Angelegenheiten bald eine bessere Gestalt gewinnen könnten, indeß gab er zu, daß Cavour viel thun könne und daß er, auch wenn er sich nur auf die Beförderung der Entwickelung der materiellen Interessen Piemonts beschränke, schon immerhin einer besseren Zukunft die Bahn brechen helfe.

„Ich verhehlte nicht", schrieb er mir (d. h. Herrn Massari) am 10. October 1852 von Paris aus, „meine Ansicht über die piemontesischen Angelegenheiten, als ich mich mit dem Grafen Cavour besprach. Ich drückte ihm meinen lebhaften und aufrichtigen Wunsch aus, daß er wieder zur Regierung berufen werde, als der einzige Mann, der fähig sei, sie in ein richtiges Geleis zu bringen und dabei auch die materiellen Interessen des Landes zu heben. Die auf diesem Felde gemachten Fortschritte werden dauern und sich fruchtbar erweisen, welche politische Zukunft uns auch die Vorsehung beschieden haben mag."

Wenige Tage nach jenem Gespräche kehrte Graf Cavour nach Turin zurück und ward von der Krone zur Bildung eines neuen Cabinets berufen. Es war Gioberti nicht vergönnt, ihn am Werke zu sehen. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seinem Vaterlande und der Wissenschaft und ließ ihn nicht die Freude erleben, jenen Politiker werkthätig schalten zu sehen, dem der Ruhm vorbehalten war, den Beweis zu liefern, daß „Piemont ruhig, aber bewaffnet und dabei frei von jeder Schuld und frei von Volksausschreitungen" bestehen könne, damit es zugleich der Moderator und Lenker der Appenninenhalbinsel werde.

XVIII.

Nachdem das Gesetz über die Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit durchgegangen war, war die Gesetzvorlage über die Civilehe eingebracht worden und hatte den Zorn und Widerstand Jener, welche sich schon gegen das erste Gesetz aufgelehnt, in noch weit höherem Grade wach gerufen. Die Opposition war äußerst lebhaft und als sie in der Deputirtenkammer aus dem Felde geschlagen worden, trachtete sie dafür im Senat ihre Revanche zu nehmen. Die Schwierigkeiten jeder Art wuchsen und lähmten alle Schritte des Ministerium's d'Azeglio, der daher

nach reiflicher Erwägung gegen Ende October 1852 seine Entlassung einreichte. Der König berief hierauf die angesehensten Männer des Senats zu sich, um sich mit ihnen zu berathen, und Jeder trug mit ehrerbietiger Offenheit seine eigene Ansicht über die Lage der Dinge vor. Der Graf Cesare Balbo machte mit der ihm eigenen Loyalität und jenem feurigen Patriotismus, der ihn noch immer trotz der Last der Jahre beseelte, einige Versuche, ein Ministerium nach seinem Geschmack zu bilden, doch diese Versuche schlugen fehl. Nun wurde der Graf Camillo Cavour mit der Aufgabe betraut, eine neue Regierung zu bilden, der sich derselben in kürzester Frist entledigte. Schon am 4. November war das Ministerium Cavour gebildet. Er selbst hatte für sich den Vorsitz und das Portefeuille der Finanzen behalten, der General Dabormida hatte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf Ponza di San Martino jenes des Innern, und der Ritter Luigi Cibrario jenes des öffentlichen Unterrichts erhalten. Von dem früheren Ministerium blieben im Amte: der Justizminister Ritter Carlo Boncampagni, der Minister der öffentlichen Arbeiten, Ritter Pietro Paleocapa und der Kriegsminister, General Alfonso La Marmora. Indem er diese drei Männer in sein Kabinet mit aufnahm, und diese damit auch ganz zufrieden waren, war gewissermaßen der Beweis geliefert, daß die politische Richtung des Ministeriums gegen früher keine wesentliche Veränderung erleide und daß daher Diejenigen, die das Ministerium Azeglio im Parlament und in der Presse unterstützt, ihre Unterstützung nun auch, ohne damit sich selbst untreu zu werden, dem Ministerium Cavour angedeihen lassen könnten.

Die Beibehaltung des Generals Alfonso La Marmora als Kriegsminister hatte noch die besondere Bedeutung, daß die von ihm in der Heeresreorganisation eingeschlagene Richtung ebenfalls beibehalten werden solle. Piemont brauchte vor allen

Dingen ein tüchtiges, schlagfertiges Heer. Nun aber war es nach den Ereignissen von 1849 und besonders nach der Schlacht von Novara um das Heer nicht gar gut bestellt. Der General La Marmora nahm die große Verantwortlichkeit auf sich, dies hochwichtige Problem zu lösen und hielt Wort. Er fand zwar ein noch immer tapferes und treues, aber in Folge der erlittenen Mißgeschicke und Umwälzungen der Verjüngung und Reorganisation dringend bedürftiges Heer vor. Streng, geduldig und fest ging er an das schwierige Werk. Seine Anordnungen galten vor Allem der Hebung der Disciplin, der Abschaffung eingewurzelter Mißbräuche und der Einführung heilsamer Neuerungen. Von den alten Reglements behielt er, was nur irgend brauchbar war, alles Unnütze entfernte er aber auch mit unerbittlicher Entschlossenheit. Da er unbeugsam, aber billig und gegen Niemand parteiisch war, gelang es ihm, seine Aufgabe glücklich zu lösen. Ein so schwieriges Werk konnte und durfte aber nicht unterbrochen werden, deshalb mußte La Marmora durchaus im Kriegsministerium verbleiben.

Die Nachricht von der Bildung des neuen Ministeriums ward vom Publicum beifällig aufgenommen. Zwar war der Graf Cavour bei Weitem noch nicht so populär wie später, aber gleichwohl galt er schon für einen rastlos thätigen und dabei liberalen Politiker, und indem man ihn an der Spitze der Geschäfte wußte, wuchs im Lande das Gefühl der Sicherheit und Vertrauen in eine bessere Zukunft. Auch das Parlament zeigte sich der neuen Regierung gewogen. Die im November 1852 wieder aufgenommene Session dauerte bis in den Juli 1853. Die ministeriellen Vorlagen fanden eine Majorität, die sie immer günstig auf- und annahm. Selten kam es vor, daß der Graf Cavour an den Debatten „nicht“ mit Antheil genommen hätte. Jeder seiner Collegen konnte stets auf die Unterstützung seines Wortes rechnen, dessen Bedeutung im Parlamente immer noch in Zunahme begriffen war.

Alles ging in ruhiger Regelmäßigkeit vor sich, das Ministerium wachte mit großer Sorgfalt über die administrativen Angelegenheiten und schlug die geeignetsten Mittel zur Wiederherstellung eines geordneten Staatshaushaltes vor. Das Parlament aber ging auf diese Vorschläge immer mit bereitwilligem Verständnisse ein. Da trafen plötzlich schmerzliche Nachrichten vonjenseits des Ticino ein, und die Regierung befand sich auf ein Mal nicht geringen Schwierigkeiten gegenüber.

Am 6. Februar 1853 wurde nämlich in Mailand ein Erhebungsversuch gegen die Oesterreicher in Scene gesetzt. Es floß Blut, aber der Versuch ward natürlich schnell unterdrückt. Es war das ein Rückfall in jenes alte System der Verschwörungen gewesen, der, wenn von nichts Anderem, so doch bereits durch die Erfahrung verurtheilt worden war und der damals, wie überhaupt immer nur zur Befestigung der Fremdherrschaft führen konnte. Italien hatte bereits in Piemont die sichere Garantie für seine Zukunft erlangt. Die Verschwörungen und vorzeitigen Erhebungen aber vermochten diese Zukunft nur in Frage zu stellen. Die Nachricht von jenen Vorfällen vom 6. Februar rief in Piemont einen sehr schmerzlichen Eindruck hervor. Der gerade Sinn der piemontesischen Bevölkerung fühlte sich dadurch gewissermaßen beleidigt. Ebenso peinlich berührt fühlten sich auch alle ehrenwerthen lombardischen Verbannten, die sich in Turin und Genua aufhielten und die ihr ganzes Vertrauen auf die piemontesische Regierung gesetzt hatten. Ein solches Ereigniß mußte dieser Regierung natürlich nur Verlegenheiten bereiten, weil die österreichische Regierung natürlich diese günstige Gelegenheit benutzen und Piemont wieder ein Mal anklagen konnte, der Herd der gegen alle übrigen Staaten der Halbinsel gerichteten Revolution und besonders gegen Lombardo-Venetien zu sein. In dieser unangenehmen Lage ließ die piemontesische Regierung ihre Pflicht nicht außer Acht. Sofort ertheilte sie die strengsten Befehle

wegen sorgfältiger Ueberwachung der Grenze, wies einige auf sardinischen Boden geflüchtete Verbannte, die auf die Verhältnisse nicht zu sehr Rücksicht genommen hatten, aus und tadelte in ihrem Organe den tollen Mailänder Putsch auf das Ausdrücklichste. Indem sie in dieser Weise mit größter Entschlossenheit und Klarheit vorging, bewies sie wohl hinlänglich, welch ein Abstand zwischen ihrer Politik und der Revolution bestehe.

Anfänglich wollte es nun scheinen, daß auch die österreichische Regierung sich mit großer Mäßigung benehme. Die Proclamation des Grafen Strassoldo über die Vorfälle vom 6. Februar war in durchaus gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, und wenn die österreichische Regierung in dieser klugen Haltung verharrt hätte, so steht es unzweifelhaft fest, daß jener Putsch der italienischen Sache weit mehr geschadet hätte, als es dann der Fall war, und daß die österreichische Herrschaft in der Lombardei und Venetien dadurch nur noch tiefere Wurzel gefaßt haben würde. Die Mäßigung im Betragen und in der Sprache der österreichischen Behörden erweckte bei allen italienischen Liberalen die lebhaftesten und gerechtesten Besorgnisse und mehrte nur noch ihren Unwillen gegen Jene, welche den Aufstandsversuch in Mailand in Scene gesetzt hatten. Graf Cavour theilte jene Besorgnisse und jenen, wahrem Patriotismus entspringenden, Unwillen und machte sich darauf gefaßt, daß der durch diese Vorfälle in Europa hervorgerufene Eindruck, selbst bei den Piemont sonst am günstigsten gesinnten Staaten, wie beispielsweise England, Oesterreich zu Gute kommen werde.

Zu allem Glücke dauerte aber die Mäßigung der österreichischen Regierung nicht lange. Ja, nicht einmal eine volle Woche verging, und die Martialgerichte standen in der Lombardei wieder in voller Blüthe, zahllose Verhaftungen wurden vorgenommen und es ging an ein lustiges Erschießen und Erhängen ohne vorhergehende ordentliche Untersuchung, ob die Unglücklichen, die

man vom Leben zum Tode brachte, bei dem Putsche wirklich betheiligt gewesen waren oder nicht. Und als ob dies Alles noch nicht genüge, um ja kein günstiges Vorurtheil aufkommen zu lassen, publicirten die österreichischen Behörden auch noch am 13. Februar ein Edict, nach welchem die Güter aller jener Lombarden confiscirt wurden, die aus politischen Gründen ihren Heimathboden verlassen hatten. Der größte Theil der durch diese grausame Maßregel Getroffenen lebte in Turin und Genua, und einige, wie Luigi Torelli, Giuseppe Arconati und Enrico Martini saßen sogar in der sardinischen Deputirtenkammer, wo sie mit zur ministeriellen Majorität gehörten. Durch diesen Entschluß zielte aber die österreichische Regierung darauf hin, die ganze lombardische Emigration zur Mitschuldigen des Putsches vom 6. Februar zu machen, und da dieselbe größtentheils in den piemontesischen Provinzen lebte, so hoffte sie dadurch indirect auch die piemontesische Regierung mit in den Verdacht zu ziehen, als ob sie den Verschwörungen und Unternehmungen der Emigranten nicht gar zu fern stehe. Der österreichischen Regierung lag aber vor Allem daran, Piemont überhaupt als einen Friedensstörer für die benachbarten Staaten, als eine beständige Gefahr für die Ruhe der Halbinsel und als eine Werkstätte von Revolutionen hinzustellen und es dahin zu bringen, daß es gewissermaßen von allen civilisirten Staaten in die Acht gethan würde. Allein das Güterconfiscationsedict erreichte diesen vorgedachten Zweck ganz und gar nicht Der Unwille, der sich zu Anfang aller Orten gegen die Putschmacher geregt haben mochte, richtete sich jetzt gegen die österreichische Regierung selbst. In ganz Europa erhob sich die Stimme der Mißbilligung. Das österreichische Edict wurde von allen europäischen Regierungen verdammt und von der öffentlichen Meinung der gesammten civilisirten Welt auf's Höchste getadelt. Die in Turin residirenden fremden Diplomaten gaben sogleich mit allem Freimuth ihrer Mißstim=

mung darüber Ausdruck. Das Ministerium Cavour, welches wenige Tage früher seine volle Pflicht mit aller Strenge den Revolutionären gegenüber gethan, erfüllte sie nun in gleicher Weise auch gegen die österreichischen Uebergriffe. Es wurde ein würdiger Protest abgefaßt, den man unter der ausgesprochenen moralischen Unterstützung der Regierungen von England und Frankreich nach Wien abgehen ließ. Wie es vorher zu sehen gewesen, fand dieser Protest natürlich keine günstige Aufnahme, und so ward der sardinische Gesandte von Wien abberufen. Der österreichische Gesandte in Turin, Graf Apponyi verlangte hierauf ebenfalls seine Pässe und war sehr zufrieden damit, ebenfalls abberufen worden zu sein, da er auf diese Weise der wenig beneidenswerthen Aufgabe enthoben wurde, einen Act seiner Regierung zu vertheidigen, den er selbst mißbilligte und gegen den sich sein Gewissen als Ehrenmann empörte. Statt der Gesandten verblieben in beiden Hauptstädten dann nur noch mit Führung der laufenden Geschäfte beauftragte Legationssecretäre. So begann jene Erkältung in den diplomatischen Beziehungen zwischen Piemont und Oesterreich, die dann beständig wuchs, bis sie zum offenen Bruche führte.

Das piemontesische Ministerium beschränkte sich aber nicht darauf, energische Proteste nach Wien gehen zu lassen und den nicht verweigerten moralischen Beistand der europäischen Mächte anzurufen, es that noch mehr. Es beschloß, dem eigenen Parlamente einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den, so weit dies nur immer möglich, der durch das österreichische Edict angerichtete ökonomische Schade verringert würde. Die Regierung des Königs Victor Emanuel trat mit voller Entschiedenheit für diese Vorlage ein. Es war das ein edelmüthiger und kühner Entschluß, den das Parlament aber auch ohne alle Widerrede billigte. In den wenigen Worten, welche Graf Cavour in der Sitzung vom 12. Mai 1853 sprach, gefiel er sich, nachdem er der Kammer

für ihre in dieser Sache bewiesene Bereitwilligkeit gedankt, auf die Einstimmigkeit des Unwillens hinzuweisen, mit dem in ganz Piemont das österreichische Edict aufgenommen worden war. „Ich", sagte er, „ergreife nicht das Wort, um die gegenwärtige Vorlage zu vertheidigen. Wohl aber fühle ich das Bedürfniß, mir mit der Kammer darüber Glück zu wünschen, daß hier wie im ganzen Lande, wie wir dessen vor wenigen Tagen ja alle Zeugen waren, nur ein Gefühl hinsichtlich des Anlasses zu dieser Gesetzvorlage herrscht."

Es war dies der erste politische Feldzug, den der Minister Cavour gegen Oesterreich unternahm, und es war auch gleich ein erster Sieg. Die diplomatische und moralische Niederlage, welche jene Macht bei dieser Gelegenheit erlitt, half die Ereignisse mit vorbereiten, welche der österreichischen Herrschaft auf der Halbinsel später ein Ende machten.

Dem scharfen Verstande des Grafen Cavour entging die Erwägung der ungeheuren Verantwortlichkeit keineswegs, die er auf sich nahm, als er jenen Weg einschlug, auf dem er fortan seine Regierung und sein Volk beständig weiter führte. Mit weit voraussehendem Blick erkannte er und wog er die Gefahren ab, mit denen jener Weg besäet war. Sein Entschluß gerieth aber nicht in's Schwanken. Als er um diese Zeit mit einem lombardischen Freunde über die Haltung der österreichischen Regierung sprach, sprach er offen seine Meinung dahin aus, daß jene Regierung durch ihr Confiscationsdecret einen groben Fehler begangen habe. „Sie hat", sagte er, „durch diesen Schritt die ganze öffentliche Meinung und alle europäischen Kabinette gegen sich aufgebracht. Indem sie uns schaden wollte, hat sie uns einen großen Dienst erwiesen und sie kann sich darauf verlassen, wir werden davon Nutzen ziehen, wir werden den Ticino nur um so früher wieder überschreiten."

XIX.

Die in Folge des unbedachten österreichischen Vorgehens in Turin gereiften Entschlüsse ließen immer mehr den inneren Sinn und die wahre Richtung der piemontesischen Regierung hervortreten. Jedem unparteiischen Menschen wurde es klar, daß diese Richtung die rein nationale war. Dies vermehrte das Ansehen Piemonts im übrigen Italien. Sein Einfluß nahm schnell und bedeutend zu zum großen Nachtheil der extremen Parteien und zum größten Vortheil für die nationale Sache selbst. Graf Cavour wartete aber, mitten unter den beständigen und immer mehr anwachsenden Sorgen und Beschäftigungen, die ihm die hohe Politik verursachte, auch gar getreulich und emsig seines schwierigen Amtes als Finanzminister. Wenn in einem Lande die öffentlichen Kassen voll sind und die Einnahmen des Staats seine Ausgaben übersteigen, ist es freilich keine große Kunst, Finanzminister zu sein. Wenn aber in den öffentlichen Kassen eine bedenkliche Leere gähnt, und um jeden Preis neue Einnahmequellen geschaffen werden müssen, dann ist es jedenfalls kein besonderer Ruheposten, das Portefeuille der Finanzen zu verwalten. Die Aufgabe, die hier an den Grafen Cavour herantrat, war sehr schwer, er aber war nicht gewohnt, vor schwierigen Unternehmungen zu erschrecken. Die Regierungsmaßregeln und die Parlamentsdebatten der Session von 1853 legen deutlich Zeugniß davon ab, wie eifrig er bemüht war, dem Parlament alles Nöthige vorzuschlagen, um in geeigneter Weise das gewünschte Ziel, d. h. die Verbesserung der finanziellen Zustände zu erreichen. Allein ein Minister, der durch die zwingenden Verhältnisse und durch das Bewußtsein seiner Pflicht dazu gedrängt wird, neue Steuern aufzuerlegen und die Lasten der misera contribuens plebs zu vermehren, darf sich natürlich nicht schmei-

cheln, hiebei auf keine Widersacher und Feinde zu stoßen, und an solchen fehlte es denn auch Cavour nicht.

Die extremen Parteien, die jede Gelegenheit im Trüben zu fischen gern ergreifen, benutzten die neuen Finanzmaßregeln, um die Gemüther der Menge gegen den muthigen Minister aufzubringen. Ihre Agitationen waren darauf gerichtet, den sonst so gesunden Sinn der Turiner Bevölkerung zu verwirren; das einzige Resultat all ihrer im Dunkeln schleichenden Bestrebungen und Hetzereien war aber nur der Putschversuch vom Abend des 18. October 1853.

Die eingetretene Theuerung der Lebensmittel diente ihnen zum Vorwande, um die Regierung und speciell den Ministerpräsidenten als Urheber derselben zu beschuldigen. Sagten sie doch gar dem Letzteren in giftiger Verleumdung nach, er benutze seine Stellung, um im eigenen Vortheil und zur größten Benachtheiligung des Volkes ein Monopol bezüglich der Mehlvorräthe seiner Mühlen zu Collegno zu schaffen. Diese von übelwollenden Leuten unter die Massen geworfenen Verdächtigungen blieben leider nicht ganz ohne Wirkung. Am Abend des 18. Octobers fand ein Auflauf statt. Eine tumultuirende Menge bewegte sich von einem Platze der Stadt durch mehrere Straßen, indem sie sich dabei noch fortwährend, wie das bei solchen Anlässen immer geschieht, durch Neugierige vermehrte, gegen den Palast Cavour's, wo sie laute Verwünschungen und Todesandrohungen gegen ihn ausstieß, heulend und schreiend die Fenster einwarf und dann in das Innere des Gebäudes selbst einzudringen suchte. Fünf Carabinieri (Gensdarmen), die, sobald sie das Geschrei vernahmen, herbeieilten, und einige entschlossene Diener des Grafen wiesen aber den Angriff der Menge ab und vermochten noch glücklich das Thor des Palastes zu schließen und zu verrammeln. Unterdeß hatte sich die Nachricht von diesen Vorgängen rasch über die ganze Stadt verbreitet. Soldaten und

Carabinieri eilten von allen Seiten herbei, und bei ihrem Anblick stoben die Tumultuanten auseinander.

Man schaudert bei dem Gedanken, was wohl erfolgt wäre, wenn jene fünf Carabinieri nicht zur rechten Zeit eingetroffen wären, um sich diesem Pöbelhaufen entgegen zu werfen. Es fehlte vielleicht an jenem traurigen Abende nur wenig daran, daß sich in Turin die Blutscene der Ermordung des Ministers Prina in Mailand wiederholt hätte. Die Vorsehung hat Turin und Italien so große Schmach und so heillosen Schaden erspart. Es hatte hier eine Ueberraschung stattgefunden, aber Vorfälle ähnlicher Art erneuern sich nur, wenn der Boden, auf dem sie sich ereignen, ihnen durch die Mitschuld, halbe Billigung, Gleichgültigkeit, oder Furcht der Bevölkerung günstig ist. Das war aber in Turin nicht der Fall. Es wurden sofort ausgedehnte Vorsichtsmaßregeln getroffen, die aber glücklicher Weise sich dann als ganz überflüssig erwiesen. An dem auf diesen häßlichen Abend folgenden Morgen begab sich Graf Cavour, seiner Gewohnheit gemäß, um dieselbe Stunde wie immer und ganz allein durch dieselben Straßen in den Palast des Finanzministeriums. Der General La Marmora begleitete ihn. Alle auf diesem Wege an ihnen Vorübergehenden entblößten unwillkürlich das Haupt vor dem Manne, der einer so unverdienten wie großen Gefahr glücklich entgangen war. Der Municipalrath protestirte sofort durch einen feierlichen Beschluß gegen den unwürdigen Vorfall. Ebenso protestirten dagegen die Nationalgarde und die in Turin anwesenden Kammerdeputirten und Senatoren. Im ganzen Königreiche bemühte man sich um die Wette, dem Grafen Cavour Beweise der Zuneigung und des Vertrauens zukommen zu lassen.

Die neue Kammersession sollte eben wieder eröffnet werden und da hielt man es für gut, die Position des Ministeriums, nach dem, was vorgegangen war, noch dadurch zu verstärken, daß man den Kammerpräsidenten Urbano Rattazzi in dasselbe

mit aufnahm. Dieser willigte auch ein und erhielt das Portefeuille der Justiz.

Kurz bevor die parlamentarischen Arbeiten wieder aufgenommen wurden, waren einige ausgezeichnete Männer, unter ihnen Massimo d'Azeglio und zwei lombardische Verbannte, der Graf Vitaliano Borromeo und der Graf Gabrio Casati, die beide im Jahre 1848 Mitglieder der lombardischen provisorischen Regierung gewesen waren, zu Senatoren des Königreichs ernannt worden.

Auch diese Ernennungen hatten wieder ihre wohlbedachte Bedeutung. Sie waren nicht nur eine Auszeichnung sehr würdiger Persönlichkeiten, sondern auch eine abermalige Bestätigung der nationalen Politik des Ministeriums Cavour, welche durch die feindselige Haltung, die Oesterreich gegen Piemont so offen zur Schau trug, nicht nur nicht geschwächt oder eingeschüchtert, sondern nur noch immer entschlossener gemacht wurde.

XX.

In der ersten Häfte des Octobers 1853 unternahm der frühere belgische Minister Frère-Orban eine Reise nach Italien und hielt sich, wie alle Italien besuchenden voraussichtigen Politiker, die in Piemont den Kernpunkt einer italienischen politischen Entwickelung erkannten und zugleich die Bemühungen der piemontesischen Regierung, die Wunden des Landes durch die Befestigung bürgerlicher Freiheit zu heilen, bewunderten, auch einige Tage in Turin auf. Er fand beim Ministerpräsidenten die allerherzlichste Aufnahme. Hielt doch Graf Cavour Herrn Frère-Orban, dessen scharfen politischen Blick und dessen fortschrittliche Richtung er sehr schätzte, hoch in Ehren. Es fanden sich da zwei Politiker zusammen, von denen ein jeder in seinem Heimathlande dieselbe Sache verfocht und dieselben Principien

vertheidigte, weshalb es nur natürlich war, daß sie sich einander in aufrichtiger Freundschaft anschlossen. Frère-Orban verließ Turin mit der Ueberzeugung, das Schicksal Piemonts einem ersten Minister anvertraut zu sehen, der ein Mann von großem Genie und muthiger Entschlossenheit sei und sprach es rückhaltslos aus, daß es dem Grafen Cavour gelingen werde, am Fuße der Alpen eine constitutionelle Monarchie fest zu begründen, deren Einfluß sich dann bald über die ganze Halbinsel erstrecken würde.

Cavour ging aber nicht blos darauf aus, die Finanzen zu ordnen und der Politik seines Landes einen nationalen und fortschrittlichen Stempel aufzudrücken, sondern er ließ sich auch die höhere Entwickelung des öffentlichen Wohlstandes sehr angelegen sein. Da er wußte, von wie großem Vortheile sich in dieser Beziehung die öffentlichen Arbeiten erwiesen, so that er, was er nur vermochte und so weit es die finanziellen Kräfte nur immer zuließen, diesen möglichste Ausdehnung zu geben. In diesem Zweige der Verwaltung, wie auch in allen anderen, schwebte ihm beständig die Ueberzeugung als Leitstern vor, daß, was auch Gutes für Piemont geschehe, sich das früher oder später für ganz Italien heilsam erweisen werde.

Die Eisenbahn von Turin nach Genua war eine nothwendige Vorbedingung für den höheren Aufschwung des Handels, ein mächtiges Band der Vereinigung zwischen den beiden Städten, ein Mittel der Annäherung an Centralitalien und eben deshalb war die Inangriffnahme und baldige Vollendung jener Linie von hoher Wichtigkeit. Er hatte dabei in seinem Collegen Paleocapa einen sehr urtheilsfähigen und eifrigen Mitarbeiter, der ihn in jeder Hinsicht richtig aufzufassen und sogleich die wahre Bedeutung seiner Entwürfe zu würdigen und bei Ausführung derselben hülfreiche Hand zu leisten wußte. Nach vielen und mühseligen Arbeiten wurde jene Eisenbahn vollendet: Der Tunnel

von Giovi war durchstochen, jedes Hinderniß überwältigt worden, und die Locomotive vermochte nun, als Siegerin über Raum und Zeit, ohne Unterbrechung in wenig Stunden die nicht geringe Entfernung zwischen Genua und Turin zu durchlaufen. Die Oberleitung des Eisenbahndepartements im Ministerium der öffentlichen Arbeiten führte damals der Komthur Bartolomeo Bona, der mit seinem eisernen Willen und unermüdeter Arbeit nicht wenig dazu beitrug, daß diese ebenso nützliche als großartige Unternehmung glücklich zu Stande kam. Als in Turin die Nachricht eintraf, daß diese Eisenbahnlinie vollendet sei, ihrer Eröffnung nichts mehr im Wege stehe und daß das Apenninengebirge keine Schranke mehr sei, war Graf Cavour in hohem Grade erfreut und wollte die neue Bahn sogleich in Person befahren.

Man kam dahin überein, daß in den ersten Tagen des Jahres 1854 eine feierliche Eröffnung stattfinden solle, die der König ebenfalls durch seine Anwesenheit verherrlichen würde. Mittlerweile wollte man aber eine Probefahrt so zu sagen privatim machen. Dies geschah am 6. December 1853. Es nahmen daran Graf Cavour, seine Collegen La Marmora, Dabormida und Paleocapa, einige Deputirte und andere angesehene Persönlichkeiten Theil. Der Zug ging von der Station Turin um 9½ Uhr Vormittags ab. In Busalla angelangt verließ Cavour den Waggon, in dem er bis dahin gereist war und bestieg die Locomotive selbst, um mit größerer Muße und Genauigkeit die hier ausgeführten Arbeiten und die Schwierigkeiten zu prüfen, welche die Ingenieurkunst dabei zu überwinden gehabt hatte. Um 1 Uhr Mittags langte der Zug in Genua an. Welch ein Schauspiel! In wenig Stunden vom Fuße der Alpen zur See, von den Ausläufen des Cenisio zum mittelländischen Meere! Heute ist das freilich eine Thatsache, die Niemand mehr in Staunen setzt und keine Phantasie in sonderliche Bewegung

bringt, damals aber im vollen ersten Reize der Neuheit glich es doch fast einem Wunder. Die Bewegung des Grafen Cavour, da er als erster Minister seines Königs die Stadt wiedersah, in der er einst als einfacher Genielieutenant so viele Tage seiner Jugend zugebracht, war groß. Thränen traten ihm in die Augen. Man erwartete einen enthusiastischen Empfang und glaubte, daß die Genuesen dieses glückliche und für sie so wichtige Ereigniß mit aller Wärme feiern würden. Allein darin irrte man sich. Der Empfang war eher kalt zu nennen. Cavour suchte diesmal bei Anderen vergeblich den Enthusiasmus, der seine eigene Seele erfüllte. Dies erhöhte seine Bewegung noch. Wurden doch seine jetzt so lebhaft in ihm wieder aufsteigenden Jugenderinnerungen durch jene Gleichgültigkeit, die er nicht vorhergesehen und nicht erwartet hatte, verbittert. Aber er dachte dabei an die Zukunft und tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Tag, an dem auch Genua ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, nicht mehr fern sei. Diese von ihm damals ausgesprochene Prophezeiung sollte sich nicht als eitel erweisen.

Abends fand ein Zweckessen im Hôtel Feder statt, zu dem alle die aus Turin gekommen und die Staats= und Stadtbehörden von Genua geladen waren. Es wurden viele Trinksprüche ausgebracht, aber Graf Cavour schwieg. Schon begann man zu besorgen, daß er überhaupt nicht sprechen wolle. Da erhob er sich plötzlich und sagte mit jener ihm in so hohem Grade eigenen natürlichen und freudigen Lebhaftigkeit, daß es ihm nicht möglich sei, sich von der Gesellschaft zu trennen, ohne zuvor ein Glas auf den „halsstarrigen Muth" des Komthur Bona geleert zu haben, dem die Vollendung dieses eine so große Zukunft in sich bergenden Unternehmens zu großem Theile zu danken sei. Dieser Trinkspruch wurde mit dem sympathischsten Applaus aufgenommen. Ein Jeder begriff den delicaten Gedanken, den diese Worte zum Ausdruck brachten, die Allen aus dem Herzen ge=

sprochen waren und war dem Grafen Cavour dafür dankbar. Bona selbst war tief ergriffen, der strenge Blick dieses energischen guten Alten umflorte sich mit Thränen.

Andern Tags kehrte Graf Cavour mit der Gesellschaft, die ihn nach Genua begleitet hatte, nach Turin zurück, voller Freude über die überwundenen Schwierigkeiten, den durch die Kunst über die Natur davongetragenen Triumph und über die neue Garantie, die man für eine bessere Zukunft Piemonts und daher auch der ganzen italienischen Nation gewonnen.

XXI.

Gegen Ende des Jahre 1853 wurde die durch die Proclamation von Moncalieri berufene Kammer aufgelöst. Sie hatte in würdiger Weise ihr Mandat erfüllt und die in sie gesetzten Erwartungen durchaus gerechtfertigt. Ohne die Einsicht dieser parlamentarischen Versammlung würde das jetzige Italien nicht zu Stande gekommen sein.

Die Auflösung wurde durch eine zwischen dem Ministerium und dem Senat des Königreichs ausgebrochene Mißhelligkeit herbeigeführt. Cavour hatte vorgeschlagen, den Dienst des Schatzmeisteramtes der Bank zu übertragen. Dieser von Giulio und anderen angesehenen Senatoren lebhaft bekämpfte Antrag war verworfen worden. Um nun diesen Conflict den constitutionellen Gewohnheiten entsprechend zu lösen, blieb nichts Anderes übrig, als die Krone zu bitten, von ihrem Vorrecht, durch Ausschreibung neuer Wahlen die Meinung des Landes zu befragen, Gebrauch zu machen. Der Ausfall der neuen Wahlen war der ministeriellen Politik günstig, und so ging das Ministerium Cavour aus diesem Experimente nun aufs Neue gestärkt und in seinem Ansehn noch mehr befestigt hervor. Der erste Wahlkörper von Turin blieb abermals seinem früheren Repräsentanten Cavour getreu.

Die neue Versammlung war dazu berufen, das Werk ihrer Vorgängerin fortzusetzen. Es galt, die inneren Einrichtungen zu befestigen, die Finanzen noch mehr zu kräftigen und die nationale und fortschrittliche Richtung der piemontesischen Politik aufrecht zu erhalten. Das war das Programm der legislativen Thätigkeit der neuen Kammer. Es wurde mit gewissenhafter Treue eingehalten und entwickelt. Die Traditionen der zu Ende des Jahres 1849 erwählten Volksvertretung wurden genau von jener aus den Wahlen des scheidenden Jahres 1853 hervorgegangenen Repräsentanz befolgt. In der Periode von vier Jahren war der politische Sinn in Piemont gar sehr gereift und durch Erfahrungen geläutert worden. Die loyale Praxis der Freiheit begann ihre Früchte zu tragen.

Unterdeß ging in der europäischen Politik eine Bewegung vor, die neuen Ereignissen von hoher Wichtigkeit entgegentrieb. Die Wolken, die 1853 über dem Oriente aufgestiegen waren, hatten sich auch gegen den Westen hin immer mehr verdichtet und der russisch-türkische Krieg war daran, was er dann auch wurde, ein Krieg zwischen Rußland und den zwei großen Westmächten England und Frankreich zu werden. Graf Cavour hatte vom ersten Tage an, wo die Zeichen eines derartigen Conflictes hervortraten, die Bedeutung der im Werden begriffenen Ereignisse sehr richtig ermessen. Er errieth sogleich die wahrscheinlichen Folgen und sagte es voraus, daß ein Krieg zwischen der Türkei und Rußland schwerlich auf diese beiden Mächte beschränkt, oder wie man zu sagen pflegt, localisirt bleiben würde. Er nährte bereits sogar die Ueberzeugung, daß hier eine Gelegenheit aufsteige, die seinen Plänen und der piemontesischen Politik günstig werden dürfte und beschloß, sie nicht unbenutzt vorüber zu lassen.

General La Marmora, der immer darauf bedacht war, wie und was der Armee nützen könne, hatte darauf gedrungen, daß ein Officier an die Donau abgesandt werde, um dort den mili-

tärischen Operationen beizuwohnen und sich dabei über Alles genau zu unterrichten. Es wurde hierzu der junge Hauptmann des Generalstabs Giuseppe Govone *) gewählt, der in jeder Weise dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprach und sich der ihm übertragenen delicaten Mission ganz vorzüglich entledigte. Der Gedanke der Sendung, sowie auch die Wahl gerade dieses Officiers war von Cavour sehr beifällig aufgenommen worden. Govone machte die Belagerung von Silistria in jener Stadt mit durch und nahm dann auch an jenem berühmten englischen Kavallerieangriff bei Balaclava Theil, welcher eine der herrlichsten Waffenthaten der neuesten Zeit war. Die von ihm eingesandten ausführlichen Berichte über den Gang und alle Wechselfälle der Belagerung von Silistria zeichneten sich durch ihre Klarheit und richtige Auffassung in hohem Grade aus. Sie wurden in den officiellen Zeitungen abgedruckt und Napoleon III., welcher fand, daß sie sehr gut abgefaßt seien, verlangte ihre specielle Mittheilung.

Graf Cavour wollte sich indeß nicht damit begnügen, daß blos irgend ein piemontesischer Officier an diesem Feldzuge Theil nahm und sich in der praktischen Schule des Krieges unterrichtete. Er wollte sehr viel mehr, nämlich, daß das durch La Marmora wieder völlig reorganisirte piemontesische Heer ebenfalls an diesen Kämpfen Theil nehme. Die Beziehungen zwischen Piemont und Rußland waren durch den eigenen Willen letzterer Macht schon seit 1848 unterbrochen, und als Victor Emanuel allen europäischen Herrschern Nachricht von dem Ableben seines Vaters Carlo Alberto gab, hatte Czar Nikolaus diesen Act pietätvoller Höflichkeit auch nicht ein Mal eines Wortes gewürdigt. Piemont war also nicht in der Lage, gegen Rußland irgend welche Rücksicht

*) Jener selbe Offizier, der später als General dazu ausersehen war, im Jahre 1866 das Bündniß zwischen Preußen und dem Königreiche Italien gegen Oesterreich in Berlin zu Stande zu bringen. Anm. des Uebersetzers.

nehmen zu müssen, es hatte ihm gegenüber jedenfalls die Hände zu jeder Action vollkommen frei. Dies erleichterte es Piemont gar sehr, den kriegführenden Mächten beizutreten. Und das war auch schon von den ersten Monaten des Jahres 1854 an der Plan und die bestimmte Absicht Cavour's. Der Gedanke dieses großen, kühn um sich blickenden Geistes war es, an dem Kampfe, den die Heere Englands und Frankreichs gegen Rußland führten, activ mit Theil zu nehmen und hierdurch in Europa jene politische Stellung zu gewinnen, welche Piemont das Recht und auch das Ansehn verlieh, den einmal betretenen Weg muthig weiter zu schreiten.

In den letzten Tagen des Februar 1854 wurde die officielle Eröffnung der Eisenbahn von Turin nach Genua gefeiert. Der König und die ganze königliche Familie nahmen an dieser Festlichkeit Theil. Cavour begleitete, wie dies seine Pflicht mit sich brachte, seinen Herrscher und nahm mit Genugthuung an den Festen Theil, welche bei dieser Gelegenheit veranstaltet wurden. Mitten in diesem Festlärm aber beherrschte ihn der vorbezeichnete große Gedanke ausschließlich. Er erwog und prüfte ihn nach allen Richtungen hin, aber je mehr er sich in denselben vertiefte, um so mehr entflammte sich in ihm die Ueberzeugung, daß das zwar eine äußerst kühne, aber bei gelungener Ausführung ungemein nützliche und folgenreiche Idee sei. Es war das freilich eine so ernste Angelegenheit, daß es die Klugheit erheischte, sie vorerst möglichst geheim zu halten. Er eröffnete sich aber doch einem lombardischen Verbannten, der um jene Zeit in Genua lebte, dem Grafen Edoardo Toffetti, einem eben so geweckten als feinen Geist, der in politischen Dingen bereits erfahren war und für einen klugen Rathgeber galt. Er war 1848 zu einigen diplomatischen Missionen verwendet worden und hatte dabei ein nicht geringes Geschick bewiesen. An den Hof König Ferdinand II. nach Neapel gesandt, um den Beistand der neapolitanischen Waffen im Un=

abhängigkeitskampfe zu erwirken, hatte er sofort erkannt, daß die italienische Sache sich auf diesen Fürsten nicht im Geringsten verlassen könne. Als die neapolitanischen Truppen sich dann gegen Norditalien in Bewegung setzten, hatte er ungescheut seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der König von Neapel dieselben entweder schon unterwegs werde stehen bleiben oder doch sie bald genug wieder ganz werde Kehrt machen lassen. Das, was er vorausgesagt, war nur zu sehr eingetroffen. Jetzt beurtheilte er den ihm vom Grafen Cavour vorgelegten Plan sehr günstig und rieth ihm an, ohne Säumen an dessen Ausführung zu gehen. Cavour hätte gar gern nicht lange gezögert. Hätte die Ausführung seines Planes nur von ihm und nicht auch von Anderen abgehangen, so würde Piemont schon im März 1854 und noch bevor der Marschall Saint Arnaud sich in Marseille einschiffte, um im Orient das Commando des französischen Heeres zu übernehmen, an diesem Kriege mit Theil genommen haben. Indeß war Cavour weder, noch auch hätte er es sein mögen, Minister einer absoluten Regierung. Er mußte daher vor Allem dahin trachten, die öffentliche Meinung für sein Unternehmen zu gewinnen. Er zog nach einander die angesehensten Männer seines Landes zu Rathe und suchte ihre Gemüther für sein großes Vorhaben nach Möglichkeit günstig zu stimmen.

Da befand er sich aber gar vielen Hindernissen gegenüber. Große Entwürfe sind für große Geister allerdings verführerisch, und deshalb übte auch die Idee, daß Piemont an dem Kriege Englands und Frankreichs gegen Rußland mit Theil nehme, auf Cavour selbst einen fast bestrickenden Zauber aus. Allein die Schwierigkeiten, die sich dagegen erhoben und erheben mußten, waren nicht von leichtem Gewicht, und wer die Verantwortlichkeit für das ganze Unternehmen auf seine eigenen Schultern nehmen mußte, durfte jene Schwierigkeiten natürlich auch nicht zu leicht nehmen oder sich zu schnell über sie hinwegzusetzen trachten.

Große Staaten können gar leicht unter einander Allianzen abschließen und wieder lösen, werden dieselben doch zwischen ihnen unter gleichen Bedingungen abgeschlossen und ist doch dabei nicht wohl zu vermuthen, daß die eine Macht die andere absichtlich und dictatorisch in's Schlepptau nehmen wolle. Allein das kleine Piemont war eben kein großer Staat und sein Sichanschließen an zwei Großmächte wie England und Frankreich konnte leicht die fatale Auslegung erfahren, daß es, anstatt ein Bündniß abzuschließen, dasselbe ihm einfach auferlegt worden sei, und daß es, statt seinen eigenen Interessen zu dienen, nur den Fußschemel der zwei verbündeten Großmächte abgebe. Dann hätte allerdings der Sieg keinen Nutzen, die Niederlage aber die traurigsten Folgen bringen müssen. Und wie wollte man die Kosten der Kriegführung decken, besonders bei dem noch immer etwas problematischen Stande der piemontesischen Finanzen? Wollte man vielleicht Subsidien von England annehmen? Das durfte nicht sein! Das widersprach zu sehr der Würde der Regierung, des Landes und des Heeres. Das lief am meisten auch den Anschauungen des Kriegsministers La Marmora zuwider, der in keiner Weise weder für sich noch für das von ihm so sehr geliebte Heer, dessen Schicksal ihm beständig am Herzen lag, die Söldnerrolle übernommen hätte, und der gerade dieses Umstandes wegen dann später irriger Weise vielfach angeklagt worden ist, überhaupt ein Gegner dieses Kriegszugs gewesen zu sein. Und wenn nun Oesterreich sich zu einer entschiedenen Politik und besonders dazu entschlossen hätte, gegen Rußland wirklich das Schwert zu ziehen, wer weiß, ob dann der Eintritt Piemonts in das Bündniß mit den Westmächten seine Probe überstanden haben würde? Ueberdies würde der wuchtige Beistand des österreichischen Heeres dann leicht die Hülfe des kleinen piemontesischen Contingents überflüssig gemacht haben.

Diese und andere Schwierigkeiten noch machten Jene, mit

denen Cavour über seinen Plan sprach, diesem gegenüber geltend. Er ließ sich indeß durch alle diese Einwürfe nicht irre machen und die Folge davon war, daß seine eigene Ansicht immer mehr Anhänger gewann. Die ihn bei diesem Unternehmen leitende politische Idee war in sich selbst richtig und gerecht und mußte daher triumphiren. Als dann später auch der glückliche Erfolg noch für ihn sprach, da klatschten auch die ihm Beifall zu, die erst seiner kühnen Idee entgegen getreten waren. Indeß darf das Urtheil über Pläne und Entwürfe wahrer Politiker nicht dem schließlichen Erfolge untergeordnet werden. In diesem Falle würde immer nur der Recht haben, dem es eben glückte, und mit dieser Theorie ließen sich dann die größten Unthaten glorificiren, die glänzendsten Tugenden in Schatten stellen. Der Plan einer Theilnahme Piemonts an dem Kriege gegen Rußland war an sich selbst gut, gerecht und zeitgemäß. Das mußte die historische Kritik zugeben, auch wenn er nicht zu so ruhmvollen und glücklichen Resultaten geführt hätte. Wenn ein Staatsmann die furchtbare Verantwortlichkeit übernommen hat, sein Land und seine Regierung an einer schwierigen und gefährlichen Unternehmung Theil nehmen zu lassen, so ist es seine Pflicht, nichts zu unterlassen, was den Erfolg verbürgen kann, alle nur irgend wirksamen Mittel zur Erreichung des Zieles in Bewegung zu setzen und überhaupt Alles zu thun, was menschenmöglich ist, um die Sache zu einem guten Ende zu führen. Dieser Pflicht genügte Graf Cavour vollkommen. Der Ausgang war dann seinen Anstrengungen günstig, aber wenn er dies auch nicht gewesen, so hätte Cavour damit doch nicht aufgehört, Recht zu haben.

Die Erwägung, daß das Bündniß Piemonts mit den Westmächten Oesterreich äußerst unangenehm sein würde, bestärkte Cavour nur noch mehr in der festen Ueberzeugung, daß er sich auf dem rechten Wege befinde. Die Haltung Oesterreichs im

Orientkriege war die Jenes, der um jeden Preis den offenen Bruch mit einem der beiden Kriegführenden vermeiden und abwarten will, bis der Eine triumphirt*), um sich dann an die Seite des Glücklichen zu stellen. Den dringenden Einladungen Rußlands, ihm beizustehen, antwortete es mit allerhand Freundschaftsversicherungen und mit Ausdrücken des Bedauerns darüber, daß es nicht für dasselbe das Schwert zu ziehen vermöge, jenen der Westmächte aber erwiderte es, daß es gern ihre Partei ergreifen würde, wenn es nur sicher sein dürfte, daß sich dann nicht Jemand an einem anderen Theile seiner Grenzen erhübe, um ihm, die Gelegenheit benutzend, in die Flanke zu fallen. Dieses diplomatische Laviren Oesterreichs trug sehr wesentlich zum Bündniß Piemonts mit England und Frankreich bei. Je mehr Oesterreich sich im Spiele der Ungewißheit gefiel, erkannte Cavour, daß man gerade entschieden auftreten und nicht zögern dürfe. Einen Moment wollte es ihm scheinen, daß ein Anderer vielleicht in dieser Beziehung wirksamer und schneller zum Ziele gelangen werde, als er selbst. Er wandte sich dieserhalb an Massimo d'Azeglio mit der Bitte, daß er an seiner Stelle ein neues Ministerium bilden möge, indem er sich bereit erklärte, entweder unter ihm in dasselbe einzutreten oder, wenn ihm das nicht ganz genehm sein sollte, es wenigstens im Parlamente unterstützen zu wollen. „Mache, was Du für das Beste hältst", sagte und schrieb er ihm, „ich werde Dich in Allem und überall unterstützen, wenn Du nur die Alliance zu Stande bringst." Indeß war kein Ministerwechsel nöthig. Azeglio versprach, daß er für diese Alliance im Senate eintreten werde und hielt dies Versprechen

---

*) Das ist ganz richtig und erinnert zugleich an die Worte, die Graf Andrássy im Mai dieses Jahres an die ungarische Delegation in Pest richtete, der er sagte, „Oesterreich könne im nächsten Kriege, wenn seine Armee auf gutem Fuße stehe, entweder neutral bleiben oder sich auf die Seite Desjenigen stellen, der die meisten Chancen des Erfolges für sich habe". Das ist eine Politik, die zu schlau ist, um klug zu sein. Anm. des Uebersetzers.

getreulich. Andererseits verlieh ihm General La Marmora, indem er die Ideen Cavour's acceptirte, jene Unterstützung, die ihm in seinem eigenen Cabinet unumgänglich nöthig war.

Die Nachricht von einem zwischen England, Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen und am 2. December 1854 in Wien unterzeichneten Vertrag machte jedem weiteren Zögern vollends ein Ende. Durch jenen Vertrag verpflichtete sich Oesterreich allerdings nicht, an den Feindseligkeiten gegen Rußland Theil zu nehmen, allein es näherte sich doch dadurch den Westmächten gar sehr, und seine Neutralität nahm ein für Petersburg ebenso unangenehmes, als für London und Paris gefälliges Colorit an. Die intime Alliance Oesterreichs mit den beiden Westmächten war für Piemont, wenn es nicht ebenfalls dem Bündnisse beitrat, ebensowohl eine Gefahr, als eine bedenkliche Drohung. Die Zeitgemäßheit einer Alliance Piemonts mit England und Frankreich trat hierdurch außer alle Frage. Die Wahrung der Interessen des Landes selbst erheischte sie nunmehr. So sah denn Graf Cavour den für die Durchführung seines Plans günstigen Moment endlich gekommen. Die Verhandlungen wegen des Allianceabschlusses fanden in einem Saale des Ministeriums des Aeußeren in Turin statt. Der französische und der englische Bevollmächtigte für diese Angelegenheit waren der beim König Victor Emanuel accreditirte französische und englische Gesandte, d. h. für Frankreich der Herzog von Gramont, für England Sir James Hudson. Bald ward übrigens der Gang der Unterhandlungen durch eine ziemlich ernste Schwierigkeit unterbrochen, die den Vertragsabschluß einen Moment in Zweifel stellte. Einigen wollte nämlich die Clausel, durch welche sich Frankreich und England für die Integrität Piemonts verbürgten, nicht hinreichend erscheinen. Sie verlangten vielmehr, daß die beiden Westmächte sich durch einen besonderen Artikel verpflichten sollten, die österreichische Regierung zur Widerrufung des Confiscations-

edictes gegen die Güter der lombardischen Emigranten zu veranlassen. Auf diese Bedingung aber, welche Graf Cavour selbst für durchaus nicht nöthig erachtete, wollten die Bevollmächtigten Englands und Frankreichs nicht eingehen. Die sich damals in Turin und Genua aufhaltenden lombardischen Verbannten erhielten Wind von dieser Zögerung und waren davon in hohem Grade unangenehm berührt. Einestheils wollten sie in keiner Weise ein wenn auch unfreiwilliges Hinderniß für die Durchführung des großen politischen Planes des Grafen Cavour sein, dem sie von ganzem Herzen beistimmten. Andererseits wollte es sie, und zwar nicht mit Unrecht, bedünken, daß die Gegner des Vertrags der Regierung vorwerfen würden, sie wolle nur deshalb das Schicksal Piemonts und das Leben seiner Soldaten auf's Spiel setzen, um dem einen oder anderen emigrirten lombardischen Cavalier seine confiscirten Güter wieder zu verschaffen. Einer der angesehensten lombardischen Emigranten, Achille Mauri, schrieb in Bezug hierauf von Genua aus einen Brief an seinen Freund und Exilgefährten, den Grafen Ercole Oldofredi in Turin, in dem er in seinem wie im Namen der achtbarsten lombardischen Proscribirten sich gegen jene Bedingung erklärte und seinen warmen Wünschen dafür Ausdruck gab, daß der Alliancetractat, wie ihn Graf Cavour beabsichtigt, d. h. einzig in Hinblick auf die Interessen der Regierung und des Landes selbst, stipulirt und abgeschlossen werden möge. Mauri war zur Abfassung dieses Briefes hauptsächlich durch den Grafen Francesco Arese bewogen worden, der gerade zu jenen Emigranten zählte, die durch das österreichische Confiscationsdecret am meisten und am empfindlichsten geschädigt worden waren, der aber bei dieser Gelegenheit, wie während seines ganzen Lebens, sich als ein Mann von selbstlosem Patriotismus erwies. Graf Cavour las den von so edlen Gefühlen dictirten Brief Mauri's, nicht ohne davon in angenehmster Weise berührt zu werden, denn er erkannte daraus,

wie sehr sich Piemont in einer vielleicht nahen Zukunft wieder auf die Lombarden werde verlassen können.

Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, General Dabormida, der vielleicht gerade unter den Räthen der Krone derjenige gewesen war, der das größte Gewicht auf jene in Rede stehende Bedingung gelegt hatte, nahm nunmehr, um nicht durch seine Person dem Abschluß des Tractats noch weiter im Wege zu stehen, seine Entlassung, und an seiner Stelle ward jetzt Graf Cavour provisorisch auch mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, in welcher Eigenschaft er dann als Bevollmächtigter des Königs von Sardinien den Alliancevertrag unterzeichnete. Dies geschah am 10. Januar 1855. Am Tage darauf schrieb Graf Cavour an den Grafen Ercole Oldofredi den folgenden Brief:

„Theuerster Freund!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief. Inmitten gar heißer Mühen und Prüfungen sind die Trostesworte eines aufrichtigen Freundes ein wahrer Balsam. Dabormida zieht sich zurück, und so ist denn das Protokoll bereits unterzeichnet worden. Ich habe eine furchtbare Verantwortlichkeit auf mich genommen. Ich schrecke aber nicht davor zurück. Komme auch, was da wolle, mein Gewissen sagt mir, daß ich eine heilige Pflicht erfüllt habe.

Paleocapa will aus zu weit getriebenen Skrupeln dem Beispiele Dabormida's folgen und aus dem Ministerium austreten. Geht doch zu ihm und sucht ihn von dem Schaden zu überreden, den er dadurch sich selbst und dem Ministerium zufügen würde. Zeigt ihm den Brief Mauri's. Ich weiß, daß er vor ihm eine große Hochachtung hegt. Addio."

XXII.

Die Beschäftigung mit der Durchführung seines großen Planes hinderte den Grafen Cavour aber keineswegs, thätigsten

Antheil an den übrigen Staatsgeschäften zu nehmen und sein unter so günstigen Auspicien begonnenes Reformwerk fortzusetzen. Die laufende Kammersession ließ es nicht an unausgesetzten Arbeiten fehlen. Es wurden da besonders administrative und finanzielle Fragen, sowie auch solche, welche die öffentlichen Arbeiten betrafen, erledigt. Die Politik blieb diesen parlamentarischen Debatten freilich auch nicht ganz fremd, nahm aber dabei doch nicht die erste Stelle ein. Es war also kein Grund vorhanden, die Cabinetsfrage aufzuwerfen. Die gesetzgebende Versammlung beschäftigte sich in ernster Weise mit den Angelegenheiten des Landes und war weit davon entfernt, auf den Sturz des Ministeriums hinzuarbeiten. Sowohl die Freunde, wie die Gegner des Cabinets begriffen instinctiv, daß einem Lande, das sich im Innern wieder aufrichten und dabei eine große Mission übernehmen will, die mit häufigen Ministerwechseln verbundene Ungewißheit der Verhältnisse keineswegs von Nutzen ist. So vermochte denn das Ministerium Cavour während des Jahres 1854 den Staatsgeschäften ohne irgend eine Erschütterung vorzustehen. Die einzige Veränderung, welche im Bestande des Ministeriums erfolgte, war die Ersetzung des bisherigen Ministers des Innern, Grafen Ponza di San Martino, durch Herrn Rattazzi.

In jenem Jahre wurde die unterseeische Telegraphenleitung zwischen Spezzia und Bastia hergestellt und die Eisenbahn von Turin nach Susa eröffnet. Graf Cavour wohnte dieser Eröffnungsfeierlichkeit bei und sprach schon damals von der unaufschiebbaren Nothwendigkeit einer Durchstechung des Mont Cenis. An dieser Eröffnungsfeierlichkeit nahm auch Vincenzo Salvagnoli Theil, der von Florenz gekommen war, um einige Tage in Turin zuzubringen und dabei die wärmste Aufnahme bei Cavour gefunden hatte. Beide hatten sich dabei viel mit einander über die italienischen Angelegenheiten unterhalten und

der berühmte toscanische Advocat war dabei von der tröstlichen Ueberzeugung durchdrungen worden, daß der erste Minister des Königs Victor Emanuel die Lage der italienischen Halbinsel genau kenne und den festen Vorsatz habe, das nationale Werk, dem 1848 nicht das Glück gelächelt, mit weit größerer Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. Als sich dann Salvagnoli in Genua wieder nach Livorno einschiffte, sprach er zu zwei ihn begleitenden Freunden in Bezug auf Cavour: „Nachdem ich mit jenem Manne gesprochen, athme ich auf, mein Geist fühlt sich wieder frei".

Die freundschaftlichen Beziehungen zu jenen ausgezeichneten Männern, die 1848 mit klarem Verstande und muthiger Werkthätigkeit der italienischen Sache gedient und dabei in unzweifelhafter Weise ihre Zuneigung zu Piemont zu erkennen gegeben hatten, waren dem Grafen Cavour sehr werth. Er suchte sie mit Eifer und unterhielt sie mit aufrichtiger Treue. Besonders angenehm war ihm auch die Bekanntschaft mit Marco Minghetti, der alljährlich von Bologna aus einen Ausflug nach Turin unternahm. Cavour gereichte es zu nicht geringer moralischer Unterstützung, sagen zu dürfen, daß ein jeder geistig hervorragende Italiener für seine Politik Partei nehme und Vertrauen in ihn setze. Das war die einzige Art von Verschwörung, die ihm gefiel, die Verschwörung am hellen Tage, die sich nicht in geheimen Zusammenkünften und im Finstern schleichenden Umtrieben gefiel, sondern, auf dem gleichen Verständniß verwandter Geister beruhend, vor Aller Augen offen ihren Zielen zuschritt und durch möglichst große Offenheit eine immer noch größere Verbreitung und intensivere Kraft gewann.

Auch die vielen Besuche hervorragender Nichtitaliener und ihren öfteren Aufenthalt in Turin sah er sehr gern. Mußte es ihn doch nicht wenig freuen, wie unparteiische und angesehene Männer aller civilisirter Völker sich mit eigenen Augen davon überzeugen konnten, daß Alles, was von den Feinden Italiens

im Auslande über die Anarchie und das Elend in Piemont absichtlich gefabelt wurde, nichts als elende Erfindungen und haßerfüllte Verleumdungen waren. Unter den berühmten Fremden, die im Jahre 1854 nach Turin kamen, befand sich auch der deutsche Professor Gustav Liebig. Graf Cavour feierte die Anwesenheit des berühmten Chemikers in ausgezeichneter Weise. Während einer langen Unterhaltung, die er mit ihm führte und an der mehrere hervorragende Italiener Theil nahmen, von denen Einige seitdem schon aus diesem Leben geschieden sind, legte er dem deutschen Gaste mit der ihm eigenen Klarheit die wahre Lage der Dinge in Italien dar und setzte ihm ohne alles Selbstlob ausführlich auseinander, was Piemont gethan, um sich selbst aus der Umklammerung der Reaction zu retten und somit auch für das übrige arme Italien einige Hoffnung auf eine bessere Zukunft lebendig zu erhalten, indem er bedauernd darauf hinwies, daß er leider für den Augenblick nicht mehr in Betreff dieser Zukunft zu thun vermöge. Liebig antwortete ihm mit Worten des Trostes, sprach ihm seine persönliche Bewunderung aus, ermahnte ihn, auszudauern und fügte dann mit einem wahrhaft herzlichen Ausdruck in einem zwar nicht sehr eleganten, dafür aber um so ausdrucksvolleren Französisch hinzu:

„Herr Graf, verlieren Sie den Muth nicht. Wenn in einem Haufen todter und amorpher Materie sich nur eine organisirte und lebendige Molekülarkraft befindet, so genügt dieselbe, um alles Uebrige wieder zu organisiren und auf's Neue zu beleben. Mir aber scheint es, daß dieses kleine Land am Fuße der Alpen die lebensvolle Molekülarkraft ist, welche die Macht des Todes besiegen und dem ganzen übrigen Italien die Bewegung und Wärme neuen Lebens einhauchen wird.“

Es war das ein in das glänzende Gewand der Wissenschaft gekleideter Seherspruch, und Graf Cavour faßte ihn recht gut auf.

Hier sei es dem Autor (Massari) gestattet, zu erzählen, daß,

als er im Herbst 1869 die Ehre hatte, Liebig in München wiederzusehen, er ihn an jenes Gespräch und an seine Weissagung vor funfzehn Jahren erinnerte, und daß jener ausgezeichnete Mann sich nicht wenig über diese Reminiscenz freute.

XXIII.

In diesem selben Jahre 1854 brach auch die Cholera in mehreren italienischen Städten aus und richtete nicht geringe Verwüstungen an. Im Monat August trat sie mit großer Heftigkeit in Genua auf und bedrohte von da aus Turin, wo sie in der That bald darauf, obwohl weit milder auftretend, ebenfalls ihre Opfer verlangte. Gerade als die Geißel am meisten wüthete, begab sich der König, um Trost zu spenden, nach der schwer heimgesuchten Stadt, und Graf Cavour befand sich unter Denen, die ihn dabei begleiteten.

Auf diese Zeit bezieht sich ein Zug aus seinem Leben, der gewiß erwähnt zu werden verdient.

Das Andenken an die letzten Augenblicke seines armen Freundes Pietro di Santa Rosa hatte sich dem Gemüthe des Grafen Cavour mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Jene herzzerreißende Agonie, jenes unbefleckte Leben, das mit so großer Bitterkeit zu schließen verdammt war, hatten auf ihn einen tiefen Eindruck hervorgebracht, den weder die Zeit noch seine politische Thätigkeit zu verwischen vermochten. Die Gefahr eines schnellen Todes, welche jetzt durch den Ausbruch der Cholera näher gerückt schien, rief in seinem Geiste jene schmerzhafte Erinnerung wieder lebhafter wach und regte in ihm den Gedanken an, sich gegen ähnliche Eventualitäten sicherzustellen. Er sandte nach einem in der Pfarre der Madonna degli Angeli (der dem Palast Cavour's nächstgelegenen Kirche) angestellten Geistlichen und sagte ihm, daß, nachdem Minister ebenso gut von der Krankheit ergriffen

werden könnten, wie jedes andere Menschenkind, ihm wenigstens sehr viel daran liege, mit den Tröstungen der Religion seiner Väter zu sterben. Hierauf machte er es mit jenem Geistlichen, der den Namen Frà Giacomo führte, in ruhiger Heiterkeit, als ob er von etwas ganz Gewöhnlichem spreche, genau aus, wie Alles vor sich gehen solle, wenn er in den letzten Zügen liege. Als er mit diesem Zwiegespräch fast schon zu Ende war, trat Rattazzi, der Minister des Innern, zum Besuche bei ihm ein, da er mit ihm über politische Geschäfte zu reden hatte. Da reichte Cavour dem Pater, ihn verabschiedend, freundlich die Hand und äußerte dabei gegen seinen Collegen: „Wir (auf den Geistlichen deutend) haben da eben alles Nothwendige geordnet, wenn es mit mir zum Sterben kommen sollte."

Die Vorsehung wollte damals nicht, daß jenes kostbare Leben Italien so bald schon entzogen würde. Sieben Jahre später aber spendete Frà Giacomo dem sterbenden Camillo di Cavour die letzten Tröstungen der Religion.

XXIV.

Die Nachricht von dem Abschluß einer Alliance zwischen Piemont und den Westmächten brachte in und außer Italien einen sehr tiefen, aber sehr verschiedenen Eindruck hervor. Die Liberalen frohlockten, die Feinde Italiens zeigten sich sehr ergrimmt. Auf der ganzen Halbinsel nahm die liberale öffentliche Meinung dies Ereigniß sehr günstig auf, ganz besonders aber in der Lombardei. Da machte nicht nur die häufige Berührung mit Piemont und den Piemontesen, welche nicht einmal die österreichische Polizei zu verhindern vermochte, sowohl die Verbreitung politischer Nachrichten als auch das wahre Verständniß für die Absichten der piemontesischen Regierung leichter, sondern es erzeugte daselbst auch der beständige Kampf gegen die Fremd-

herrschaft einen äußerst geweckten politischen Taktsinn. Uebrigens begrüßten alle Italiener von politischem Scharfblick diese Alliance als das deutliche Anzeichen des Nahens einer besseren Zukunft. „Als ich von diesem Bündnisse erfuhr", erzählte einige Jahre später Carlo Poerio, „so fühlte ich zum ersten Male das Gewicht meiner Galeerensträflingskette leichter werden." Ihr feiner nationaler Instinct beeinflußte das Urtheil der Italiener und ergriff ihre Gemüther mit warmer Verehrung für den muthigen und weitblickenden Minister, der sich so sehr für den Abschluß dieses Vertrags bemüht hatte. Die italienischen Regierungen dagegen waren darüber ebenso aufgebracht als beunruhigt. Der Bourbone Ferdinand von Neapel vor Allem, dem es zwar gar sehr an Seelengüte, jedoch keineswegs an politischem Scharfblick fehlte, zeigte sich darüber in hohem Grade erregt und soll ausgerufen haben: „Dieser piemontesische Graf hat uns diesmal einen bösen Streich gespielt". Die österreichische Regierung, die es so oft wiederholt hatte, daß sie keinen Schritt vorwärts thun könne, weil sie sonst sofort von Piemont in der Flanke angefallen werden würde, wußte jetzt, wo Piemont in die Reihe der streitenden Westmächte mit eingetreten war, nicht mehr, was sie sagen sollte und stand rath- und thatlos da. Der preußische Diplomat Graf Usedom, der in jener Zeit von seiner Regierung nach London geschickt worden war, um sich dort einer besonderen Mission zu entledigen, rief, als er von dem Abschluß des Vertrags zwischen Piemont, England und Frankreich vernahm, ebenso scharfsinnig als wahr aus: „das ist ein vor dem Ohre Oesterreichs abgefeuerter Pistolenschuß". (C'est un coup de pistolet à l'oreille de l'Autriche.) Napoleon III. zeigte sich sehr zufrieden und sandte besondere Glückwünsche nach Turin. In England war man für Piemont, seinen König und seinen ersten Minister alles Lobes voll. Das gallant little Sardinia stieg ungeheuer in der Achtung und Sympathie des englischen Volks. Der Ver-

gleich zwischen der Haltung dieses kleinen Landes und jener der großen Staaten, wie Oesterreich und Preußen, stieg unwillkürlich vor dem praktischen englischen Verstande auf und fiel sehr zu Gunsten des ersteren aus.

Dem Beifall der liberalen öffentlichen Meinung in Italien und Europa schloß sich gewissermaßen auch die historische Tradition an. Hatte doch schon im 18. Jahrhundert die orientalische Frage die Minister des Hauses Savoyen sehr beschäftigt und auch damals hatte die piemontesische Politik die Partei der Westmächte ergriffen.

Die französische Regierung hatte in ihrem officiellen Journale, dem „Moniteur", einige auf die orientalische Frage bezügliche Documente aus den Jahren 1783 und 1784 veröffentlichen lassen, in denen auch von der piemontesischen Regierung gesprochen wurde. Diese Publication reifte in Cavour den Gedanken zu einer Veröffentlichung ähnlicher Art in Turin zu schreiten. Er richtete eine dahin gehende Bitte an seinen Freund Castelli, dem damaligen Director der Staatsarchive, der sich alsbald daran begab, alle diesbezüglichen diplomatischen Documente zu sammeln, welche bewiesen, daß die Politik Victor Amadeo's III. bezüglich der orientalischen Angelegenheiten von denselben Principien geleitet gewesen sei, wie jene Victor Emanuel's II. Wenn Frankreich und England 1783 entschlossen gewesen wären, sich der Türkei so energisch anzunehmen, wie sie es 1854 thaten, so würde auch schon zu jener Zeit Piemont ihre Partei ergriffen haben, so gut, wie dies jetzt geschah. Aus jenen Documenten, welche der früheren piemontesischen Diplomatie alle Ehre machten, ging unwiderleglich hervor, daß der von Cavour gethane Schritt durchaus im geistigen Zusammenhange mit der früheren piemontesischen Politik stand und sich keineswegs von der durch diese bezeichneten Tradition entfernte.

Diese Veröffentlichung kam sehr gelegen, und Graf Cavour

hatte alle Ursache, sich zu ihr zu gratuliren. Der geschickte Staatsmann wußte, von welcher Bedeutung für politische Thaten die Präcedenzfälle sind und freute sich, jetzt, an der Hand authentischer Documente, den Beweis liefern zu können, daß er, wenn er auch eine kühne und entschlossene Politik einschlage, sich doch dabei nicht nur nicht von den alten Zielen des Hauses Savoyen entferne, sondern sich ihnen vielmehr anbequeme und sie nur fortsetze. Er wollte, daß man unter keiner Bedingung in denselben Fehler verfalle, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von der venetianischen Republik begangen wurde und sie dann glücklich um ihre Existenz brachte. Die vom venetianischen Senat decretirte Neutralität trug der alten Republik die Freundschaft keiner der kriegführenden Mächte ein. Es wurde vielmehr zu Campoformio über das Schicksal Venedigs entschieden, als ob Venedig gar kein unabhängiger, zur Kundgebung eines eigenen Willens berechtigter Staat sei.

Cavour würde seinem Herrscher nie eine Politik angerathen haben, wie sie zu großem Schaden seines Staates seiner Zeit vom venetianischen Senate angenommen worden war. Hier sei übrigens noch bemerkt, daß, als Cavour den Philosophen Antonio Rosmini über seine Meinung bezüglich der inneren Gerechtigkeit und der moralischen Convenienz eines Bündnisses mit den Westmächten befragen ließ, dieser erwiderte, der Abschluß einer solchen Alliance verletze nicht das Princip der Gerechtigkeit und sei vielmehr dem Lande sehr nützlich, da es Piemont aus seiner bisherigen Isolirung, die ihm leicht höchst verderblich hätte werden können, herausreiße.

Wie schon gesagt, kam der Vertragsabschluß am 10. Januar 1855 zu Stande. Am folgenden Tage zeigte Cavour der Kammer an, daß der General Dabormida das Portefeuille der äußeren Angelegenheiten niedergelegt habe und daß er selbst ad interim mit der Leitung derselben betraut worden sei. Die Bedeutung dieser Mittheilung war klar. Alle wußten, welche Beweggründe

jene Demission veranlaßt hatten. Einige Deputirte der Linken verlangten, daß das Ministerium baldmöglichst die geeigneten Aufklärungen über diese Veränderungen geben möge. Cavour antwortete, daß er dieselben schon in wenigen Tagen geben werde, „da es wahrscheinlich sei, daß die Regierung in Kurzem in der Lage sein dürfte, der Kammer einige Acte vorzulegen, welche die natürliche Consequenz der stattgefundenen Veränderung seien.“

Die Militärconvention, ebenso wie der finanzielle Vertrag, die mit der Ausführung des Alliancetractats in Verbindung standen, wurden am 26. Januar 1855 unterzeichnet und noch am selben Tage der Deputirtenkammer vorgelegt, damit dieselbe, nach stattgefundener Prüfung, die Regierung ermächtige, die stipulirten Pacte in Ausführung zu bringen. Der mit der Prüfung beauftragte Ausschuß erklärte sich in bejahendem Sinne und ernannte zu seinem Berichterstatter den ehrenwerthen Giovanni Lanza. Die darüber geführten Debatten waren in jeder Beziehung sowohl des wichtigen Gegenstandes wie der Versammlung selbst würdig. Sie dauerten eine ganze Woche, indem sie am 3. Februar begannen und am 10. ihr Ende nahmen. Das sind Daten, welche nicht vergessen werden dürfen, weil sie den Beginn eines besseren Geschicks für Italien bedeuten. Es sprachen viele Redner. Der Vertrag wurde heftig bekämpft, aber noch weit kräftiger vertheidigt. Die größte Rede war jene des Grafen Cavour. Die gute Sache konnte sich keinen besseren Vertheidiger wünschen. Er ließ keinen Einwurf ohne Entgegnung, keiner der von den Gegnern angeführten Gründe blieb unzurückgewiesen. Er führte alle politischen Gründe, welche für diesen Tractat sprachen, mit einschneidender Klarheit an, setzte die Absichten, von denen die Regierung dabei geleitet worden war, mit bestechender Gewandtheit auseinander und wies die strenge Congruenz der Interessen des Landes mit der hier eingeschlagenen Politik nach. Dann führte er in großen Zügen an, wie die ein=

gegangene Alliance in England und Frankreich so populär und wie es gewiß die Pflicht der Gesetzgeber Piemonts sei, sich die Gunst der öffentlichen Meinung jener beiden Länder zu gewinnen und zu erhalten. Erst dann ging er auch auf die nationale Bedeutung der Angelegenheit über, indem er fragte: „Wird unser Beitritt zum westmächtlichen Bündnisse für Italien verhängnißvoll oder nützlich sein?" und dann fortfahrend selbst die Antwort gab: „Ich glaube ohne Zögern antworten zu dürfen, daß unser Beitritt Italien höchst nützlich sein wird. Zunächst muß ich vorausschicken, daß wir in dieses Bündniß eingetreten sind, ohne unsere äußeren Sympathien zu verleugnen, so wenig, als wir damit unseren uns im Innern leitenden Principien untreu geworden sind. So haben wir es denn auch nicht verleugnet, daß wir uns in hohem Grade für die Zukunft Italiens interessiren und daß wir den lebhaftesten Wunsch hegen, sein Schicksal sich bald bessern zu sehen. Aber wie, wird man mir vielleicht einwenden, kann dieser Vertrag jemals Italien nützlich sein? Ich antworte darauf: er wird es in dem Maße sein, als wir ihn bei der gegenwärtigen Lage Europa's eben für Italien auszunützen verstehen werden. Die Erfahrung der vergangenen Jahre und der verflossenen Jahrhunderte hat genugsam dargethan, wie wenig Italien gerade die Verschwörungen, Revolutionen und unzusammenhängenden Bewegungen genützt haben. Ja, weit entfernt zu nützen, sind sie vielmehr eine der größten Calamitäten gewesen, welche diesen schönen Theil Europa's betrübt haben. Und nicht nur wegen des vielfachen Unglücks und Verderbens, welches für Einzelne durch solche Vorgänge heraufbeschworen wurde, nicht nur weil sie Ursache und Vorwand zu noch größerer Unterdrückung wurden, sondern auch deshalb waren jene beständigen Verschwörungen und sich immer wiederholenden Revolutionen verhängnißvoll, weil eben diese unzusammenhängenden Bewegungen zur Folge hatten, Italien bei den übrigen

Völkern Europa's um seine Achtung und um fast alle Sympathien zu bringen. Nun aber glaube ich, daß es die erste Bedingung der Besserung der Lage Italiens ist, die allen anderen voransteht, daß es seinen guten Ruf wieder herstelle und bewirke, daß alle Völker der Welt und Regierende wie Regierte seinen guten Eigenschaften wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dazu sind aber zwei Dinge nothwendig: erstens Europa den Beweis unserer Fähigkeit zu liefern, daß wir uns selbst in maßvoller Weise zu regieren und unter einer möglichst fortschrittlichen, möglichst vollendeten Regierungsform uns ruhig in bürgerlicher Freiheit zu entwickeln vermögen, zweitens aber darzuthun, daß unser militärischer Muth und unsere kriegerische Tüchtigkeit dem Muthe und der kriegerischen Tugend unserer Vorfahren gleicht. Sie haben in der Vergangenheit Italien diesen ersten Dienst durch Ihre sieben Jahre hindurch beobachtete Haltung erwiesen, mit welcher Sie Europa die Ueberzeugung beibrachten, daß sich die Italiener in loyaler Weise mit Klugheit und Mäßigung zu regieren wissen. Jetzt ist es an Ihnen, Italien einen ebenso großen, wenn nicht noch größeren Dienst zu leisten. Unserem Lande fällt nämlich die Aufgabe zu, der Welt vor Augen zu führen, wie die Söhne Italiens als tapfere Soldaten auf den Feldern des Ruhmes zu kämpfen verstehen. Und ich bin dessen sicher, daß die Lorbeeren, welche unsere Soldaten auf den Schlachtfeldern des Orients erkämpfen werden, sich weit wirksamer erweisen und der Zukunft Italiens unendlich mehr nützen werden, als alles das, was Jene gethan haben, welche die Wiedergeburt unserer Nation durch Declamationen oder durch Schriften bewirken wollten."

In der Sitzung vom 10. Februar wurde die ministerielle Vorlage angenommen. Von 160 anwesenden Deputirten enthielt sich Einer der Stimmabgabe, 95 stimmten dafür, 64 dagegen. Im Senat war die Verhandlung darüber ebenfalls von hohem

Interesse. Die in Staatsgeschäften vielfach erfahrenen Männer, die in dieser würdigen Versammlung saßen, verfehlten nicht, die ganze Unternehmung nach allen Seiten hin einer ernsten Prüfung zu unterziehen. Die dort am 1. März begonnenen Debatten dauerten bis zum 3. dieses Monats. Graf Cavour vertheidigte auch hier den Vertrag mit derselben Geschicklichkeit wie vordem in der Deputirtenkammer. Der General Giacinto di Collegno und Massimo d'Azeglio hielten kurze, aber eindringliche Reden zu Gunsten des Tractats. Die Gründe, welche den Senat bestimmen mußten, das Bündniß zu billigen, waren in einem vom Marquis Alfieri di Sostegno abgefaßten Berichte mit außerordentlicher Klarheit und Prägnanz auseinandergesetzt worden. Während noch im Senate selbst debattirt wurde, traf die Nachricht von dem Tode des Kaisers Nicolaus ein. Dieser Todesfall war unzweifelhaft ein sehr wichtiges politisches Ereigniß. Konnten doch von ihm aus sich Consequenzen ergeben, welche dem Charakter der Ereignisse vielleicht eine ganz andere Richtung gegeben haben würden. Vor Allem wollte jetzt gar Vielen die Wahrscheinlichkeit eines sofortigen Friedensschlusses nahe erscheinen. Diese Illusion sollte indeß nur kurze Zeit dauern. Der neue Beherrscher Rußlands vermochte nicht die Regierung seines Reiches damit anzutreten, daß er sich den Forderungen Englands und Frankreichs ohne weiteren Widerstandsversuch gefügt hätte. Die Nachricht vom Tode des Czaren Nicolaus verhinderte den piemontesischen Senat nicht, dem Acte politischer Klugheit und wahren Patriotismus', mit dem ihm die Deputirtenkammer vorangegangen war, beizutreten. Am 3 März nahm er den Vertrag mit 63 bejahenden gegen 27 verneinende Stimmen an.

Das Gesetz, durch welches die Regierung autorisirt ward, die Allianceverträge in Ausführung zu bringen, wurde ohne Zögern mit der königlichen Sanction versehen, und bereits am 4. März ward ein vom Ministerpräsidenten unterzeichnetes Ma=

nifest veröffentlicht, in dem in gedrängter, aber klarer Sprache die Gründe auseinandergesetzt wurden, welche den Entschluß der Regierung herbeigeführt hatten und darin zugleich in kategorischer Weise auf die Anklagen und Beschwerden der russischen Regierung geantwortet, welche, in der Voraussetzung, daß die piemontesische Regierung ohne vorhergehende Kriegserklärung ein Expeditionscorps nach der Krim gesandt habe, sie der Verletzung des Völkerrechts anklagte.

„Indem wir an einem sehr ernsten Kriege Theil nehmen", sprach das Manifest, „zweifelt der König nicht, daß seine geliebten Völker und tapferen Soldaten in alter Treue seinem Rufe folgen und wie er selbst, so ebenfalls auf den Schutz jenes Gottes bauen werden, der uns im Laufe von acht Jahrhunderten unter schweren Prüfungen so oftmals gnädig gelächelt und die savoyische Monarchie trotz all' ihrer Feinde einen ruhmreichen Weg geführt hat." Mit der Organisirung des Expeditionscorps, welches sich nach der Krim begeben sollte, wo damals der Kriegsschauplatz war, wurde General Alfonso La Marmora beauftragt. Man war diese Auszeichnung dem organisatorischen Talent dieses Militärs gewissermaßen schuldig. Hatte er sich doch in der That große Mühe gegeben, das Heer zu reorganisiren. So sollte er es also auch sein, dem man die Probe der Tüchtigkeit des von ihm geformten Materials auf dem Schlachtfelde anvertraute. Die Regierung kam ihm dabei mit fast unbedingtem Vertrauen entgegen, und die Armee hielt ebenfalls große Stücke auf ihn.

Die Vorbereitungen zur Expedition wurden mit Energie und Schnelligkeit getroffen. Die Vertreter Frankreichs und Englands gaben laut ihre Genugthuung über die eifrige Bereitwilligkeit der piemontesischen Regierung zu erkennen. Am 14. April begab sich der König nach Alessandria, um dort eine Revue über die für diesen Feldzug bestimmten Truppen abzuhalten. Es gab das Anlaß zu einem wahrhaft rührenden Schauspiel. Von da an

gingen täglich zu diesem Zwecke gemiethete Schiffe von Genua mit Mannschaften und Kriegsvorräthen ab. Eines dieser Schiffe, der Croesus, ward in Folge eines unseligen Zufalles am 24. April in der Nähe der Küste ein Raub der Flammen. Sofort fehlte es nicht an Unglückspropheten, die aus diesem Unfalle schlimme Vorhersagungen für das Ende der ganzen Expedition zogen. Zum Glück waren und blieben das aber falsche Propheten.

Am 24. April schiffte sich General La Marmora selbst mit seinem Generalstabe in Genua ein, hielt sich unterwegs nur einige Tage in Konstantinopel auf und langte in aller Frühe am 9. Mai in Balaklava an.

XXV.

Während man noch alle Hände voll zu thun hatte, um in jeder Weise dem Alliancetractat pünktlich nachzukommen, ward der Gang der politischen Angelegenheiten plötzlich durch eine Ministerkrise gestört, die einige Tage hindurch die Gemüther in hoher Spannung erhielt.

Unter den Gesetzesvorlagen, welche dem Parlamente bei seiner Wiedereröffnung gemacht worden waren, befand sich auch jene über die Aufhebung der Klöster und geistlichen Institute. Dieselbe gelangte in der Deputirtenkammer gleich nach der Annahme des Alliancevertrags zur Discussion und stieß dort auf eine ziemlich lebhafte Opposition. Graf Cavour hielt zu ihrer Vertheidigung in der Sitzung vom 17. Februar 1855 eine Rede, in welcher er mit größter Bestimmtheit die leitenden Grundsätze dieses Gesetzentwurfes ausführte, auf deren bürgerliche, politische, moralische und ökonomische Consequenzen hinwies und dann den Beweis lieferte, wie durch diese Reform weder das religiöse Gefühl noch die Interessen der Religion selbst verletzt würden. Ganz besonders hob er das volkswirthschaftliche Moment dieses Gesetzes hervor und ging dann ebenfalls sehr genau auf alle

politischen Gesichtspunkte desselben, sowohl der römischen Curie, wie Europa und dem eigenen Lande gegenüber ein. Es war das eine sehr durchdachte und sehr wirksame Rede; man hätte in der That einen so delicaten Gegenstand nicht wohl mit größerer Einsicht und zugleich mit rücksichtsvollerer Geschmeidigkeit behandeln können, wie es hier geschah. Das Ziel des Redners war, die Absichten der Regierung einleuchtend zu machen und in ihrem Sinne überredend zu wirken, ohne doch dem religiösen Gefühl oder dem Gewissen irgend Jemandes zu nahe zu treten.

Jene Debatten, welche ziemlich lange dauerten, schlossen übrigens damit, daß diese Gesetzesvorlage angenommen wurde. Allein hiermit war der Sieg erst halb gewonnen, indem die Sache nun erst noch vor den Senat zur Entscheidung kam. Da war die Opposition natürlich nicht geringer als in der Deputirtenkammer, ja, sie war noch weit beträchtlicher und bedrohte das Ministerium mit einer Niederlage. Der vom Senat ernannte Prüfungsausschuß nahm die Vorlage nicht in der Fassung an, wie sie ihr von der Deputirtenkammer gegeben worden war, da indeß der hier beliebte Wortlaut nicht gerade im Widerspruche mit den sie leitenden Principien stand, so machten die Minister keine Schwierigkeiten, ihn anzunehmen. Nun erst begann aber die Discussion, welche schon einige Tage dauerte, als in der Sitzung vom 26. April der Senator Calabiana (damals Bischof der Diöcese von Casalmonferrato, heute Erzbischof jener von Mailand) sich das Wort erbat, um dem Senate anzuzeigen, daß er im Namen des gesammten subalpinen Episcopats die Mittheilung zu machen habe, daß „dieses nämlich, vom heiligen Stuhle selbst dazu bevollmächtigt, um einen Beweis seiner unbegrenzten Hingebung für den König und seiner Anhänglichkeit an die Regierung zu geben, vorschlage, der Regierung die Summe von 928,417 Lire 30 Centesimi, welche aus der Bilanz gestrichen und dem Einkommen der Pfarrer (der Congrua) zugewiesen

worden war, freiwillig anzubieten". Die Streichung jener Summe aus der Bilanz, die von der Deputirtenkammer decretirt worden, war einer der Gründe gewesen, welche das Ministerium überhaupt bestimmt hatten, die betreffende Vorlage zu machen, daher war allerdings die Mittheilung, die Bischof Calabiana Namens des Episcopats vorgebracht, der Art, daß sie leicht die Aufhebung der Discussion und wesentliche Aenderungen in den Entschlüssen der Regierung selbst veranlassen konnte. Der durch die Worte des Kirchenfürsten hervorgerufene Eindruck war sowohl beim Senat, wie bei dem die Tribunen überfüllenden Publikum, welches diesen wichtigen Debatten mit außerordentlicher Spannung folgte, sehr groß. Der Graf Cavour erhob sich auch sogleich und erklärte in seinem und seiner Collegen Namen, daß die vom Bischof Calabiana gemachte Eröffnung von hoher Wichtigkeit sei und daß die Regierung, bevor sie sich darüber auszusprechen vermöge, diese Angelegenheit erst einer reiflichen Prüfung unterziehen müsse. Er bat daher die Versammlung, für heute die Berathung einzustellen und zu warten, bis ihr am folgenden Tage das Ministerium seine Entschließungen kundgeben werde. Andern Tags hielt der Ministerpräsident denn auch sein Wort, indem er dem Senate mittheilte, das Ministerium habe der Krone die Lage der Dinge und auch das Anerbieten des Bischofs Calabiana getreulich berichtet, es erkenne vollkommen die Absicht des Episcopats, eine Verständigung zu erzielen, an, allein, nachdem ein Eingehen auf dessen Vorschlag eine Wiederaufnahme der Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle nöthig mache, und das Ministerium einer solchen im Princip zwar nicht entgegen, aber dabei nicht geneigt sei, die Verantwortlichkeit eines derartigen Versuchs auf sich zu nehmen, so habe es der Krone die volle Freiheit der Entschlüsse zu sichern getrachtet, indem es seine Portefeuilles in die Hände des Königs zurückgelegt habe. Die durch diese mit edlem Freimuth vorgetragene Erklärung hervor=

gerufene Sensation war unbeschreiblich. Eine Ministerkrise, wohl immer ein ernster Vorfall in einem constitutionell regierten Lande, war gerade in jenem Momente, unter den speciell obwaltenden Verhältnissen, ein sehr bedenkliches Ereigniß. Hing doch von der Art ihrer Lösung die Entscheidung ab, ob die bisher mit ebenso viel Einsicht als Glück gehandhabte Politik in Piemont weitergeführt werden würde oder nicht. Alles stand daher auf dem Spiele. Die durch diesen Vorfall in der Bevölkerung hervorgerufene Aufregung war aber um so größer, als die Ministerkrise ja gerade zu Beginn der Krimexpedition ausbrach, durch welche Piemont in einer gefahrvollen Unternehmung sein Glück, seine Ehre und seine Zukunft einsetzte. Dieser Umstand machte es nur zu natürlich, daß man einem Ministerwechsel nicht mit sorgloser Gleichgültigkeit entgegensah.

Nachdem Graf Cavour der Krone den wahren Stand der Verhältnisse offen dargelegt, erwartete er mit ruhigem Vertrauen ihre Entschlüsse, die, wie immer, von der aufrichtigsten Sorge für das Wohl des Vaterlandes und von dem Gefühl der gewissenhaftesten Beobachtung der constitutionellen Principien und Gebräuche dictirt wurden.

Das savoyische Königshaus war eben von unerhörten Unglücksfällen heimgesucht worden. Binnen nur vierzig Tagen waren die Königin Maria Theresia, die Mutter des Königs, die Königin Maria Adelaide, seine Gemahlin, und sein Bruder, der Herzog von Genua, gestorben. Unter dem Drucke so viel persönlicher Trauer vergaß aber Victor Emanuel seine Regentenpflichten nicht. Nachdem er mit voller Unbefangenheit die Lage der Dinge und die Stimmung der Gemüther geprüft, die aufgeworfene Frage von allen Gesichtspunkten aus sorgfältig erwogen und den Rath der einsichtsvollsten Männer des Königreichs darüber eingeholt hatte, entschloß er sich dazu, Cavour auf's Neue zur Wiederaufnahme der Leitung der Regierungs-

geschäfte einzuladen und ihn aufzufordern, mit dem ganzen Ministerium nochmals vor den Senat zu treten und diesen zur Weiterführung der Debatte über das Klostergesetz aufzufordern, welches dann trotz des Anerbietens des Episcopats in der zwischen dem Ministerium und dem Prüfungsausschuß des Senats ursprünglich vereinbarten Fassung angenommen wurde. Diese Entscheidung entsprach durchaus den Wünschen der öffentlichen Meinung sowie den Ansichten der Parlamentsmajorität. Es wurde allgemein mit größter Genugthuung aufgenommen, als man erfuhr, daß Cavour im Amte bleibe, und alle wahren Patrioten fühlten sich wieder wie von dem Gewicht eines schweren Alpes befreit.

Am 3. Mai wurde die Krise officiell für beendet erklärt und dem Senat das Verbleiben des Ministeriums Cavour verkündet. Zwei Tage später ward dann von jenem die unterbrochene Discussion wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Der Senat fügte sich, das böse politische Wetter war wieder vorübergezogen. Graf Cavour war sehr froh über den glücklichen Ausgang eines Conflictes, der sowohl durch die dadurch leicht herbeizuführende tiefe Verstimmung der Gemüther, wie durch die Ermuthigung, die er den extremen Parteien zu geben schien, und besonders auch dadurch gefährlich war, daß er religiöse Ueberzeugungen berührte, welche zu verletzen dem Ministerpräsidenten keineswegs am Herzen lag. Als das Gesetz glücklich durchgegangen war, fügte Cavour, als er einem Freunde von den schweren Mühen und lastenden Sorgen der letzten Tage erzählte, hinzu: „Ein anderes Mal würde ich, ehe ich mich wieder in Angelegenheiten solcher Art einließe, lieber nach Amerika auswandern“.

Das Ministerium ging aus dieser Krise gestärkt und neu belebt hervor, und Cavour nahm jetzt die Gelegenheit wahr, einige vacante Ministerposten zu besetzen. Für den durch das Ausscheiden des Generals Dabormida leer gewordenen Posten

eines Ministers des Aeußeren wurde Graf Luigi Cibrario ernannt. Das durch die Demission des Ritters Carlo Boncompagni erledigte Portefeuille des Justizministers erhielt der Comthur Giovanni De Foresta und der durch die Ernennung Cibrario's zum Minister des Aeußeren ebenfalls vacant gewordene Posten des Ministers des öffentlichen Unterrichts wurde dem Deputirten Giovanni Lanza anvertraut.

Nachdem in solcher Weise im Innern Alles wieder wohlbestellt war, durften Regierung und Land wieder ihre sympathischen Blicke mit ungetheilter Aufmerksamkeit der Krim zuwenden, wo die piemontesischen Soldaten unter der Führung La Marmora's an den ruhmvollen Gefahren der Heere Frankreichs und Englands Theil nahmen.

XXVI.

Der Anfang der Krimexpedition ließ sich nicht eben sehr günstig an. Die militärischen Operationen der verbündeten Heere vermochten nur langsam vorzuschreiten und wurden gar sehr durch die Nothwendigkeit, ungeheure Kriegsvorräthe auf dem Seewege nachzuführen, sowie durch ungünstiges Klima und die ungünstige Jahreszeit erschwert. Die Cholera verursachte in den Reihen der Heere große Verwüstungen und ging natürlich auch nicht an dem piemontesischen Hülfscorps vorüber. Bevor sie sich noch mit den Russen auf dem Schlachtfelde zu messen vermochten, waren die piemontesischen Soldaten dazu verdammt, den Angriffen dieses entsetzlichen unsichtbaren Feindes gar sehr ausgesetzt zu sein. Nicht auf dem Schlachtfelde, sondern von der Cholera hingewürgt, sanken sie unter furchtbaren Leiden dahin, die nicht durch den Schimmer des Ruhmes, der den kämpfend Sterbenden blendet, gemildert wurden. Wohl aber konnte sie freilich wenigstens der Gedanke trösten, daß auch ein solcher Tod dem fernen Vaterlande nicht ganz unnütz sei. Der disciplinirte,

dabei aber stolze Charakter des piemontesischen Soldaten wurde hier einer grausamen Probe ausgesetzt, aus der er indeß siegreich hervorging. Gerade die schweren Leiden, welche durchgemacht werden mußten, ließen es glänzend hervortreten, wie mächtigen Einfluß auf das Gemüth unserer Soldaten Pflicht- und Ehrgefühl ausübten. Gleichwie vordem andere tapfere italienische Soldaten, wie der melancholische Dichter Giacomo Leopardi in seinen Canzonen singt: „hinstarben an des Meeres traurig unheilvollem Strand", so starben auch sie, ohne indeß wie jene sagen zu können: „Alma terra natia, la vita che mi desti ecco ti rendo" (Vielliebеr Heimathboden Dir geb' ich das Leben, das Du mir einst gegeben, gern zurück!) Und doch starben auch sie für ihre Heimath, denn sie sanken in's Grab, um den Italienern ein Vaterland zu gewinnen. Damals sprach einer jener braven Officiere, der den Feldzug im großen Generalstab mitmachte, ein gar gelungenes und zugleich prophetisches Wort aus, indem er einem Kameraden, der sich darüber beklagte, daß er bis über die Knie im Schlamm stehen müsse, launig im piemontesischen Dialekte entgegnete: „da sta panta s'fa l'Italia" (aus diesem Schlamme wird man Italien machen). Er hatte recht. Damals und später ist es oft gesagt worden, aber es kann nie genug wiederholt werden, daß die piemontesische Krimexpedition der Anfang des italienischen Glückes war.

Die Berichte von den Leiden des Heeres gelangten nach Turin und erfüllten hier die Gemüther mit Schmerz und Mitleid. Wie schlichen jene Sommertage von 1855 so langsam dahin und wie waren sie so voller Besorgniß! „Wir kommen oft zusammen (schrieb damals Cavour dem General La Marmora) und da spricht man dann immer von Dir. Unsere Wünsche und Gedanken folgen Dir nach auf jene ruhmvollen, aber dornenreichen Gefilde, wohin Dich Deine Liebe zum Vaterlande geführt hat." Graf Cavour las alle aus Balaclava eintreffenden Tele-

gramme sogleich, ob sie nun bei Tag oder Nacht ankamen. Gar viele Tage hindurch gab es da aber für ihn nichts Anderes als Todesanzeigen, oder Grüße Sterbender zu lesen. An einem Tage starb der Bersaglierimajor Francesco Cassinis, eines andern Tages der Artilleriehauptmann Vittorio di San Marzano, dann wieder der Generalstabshauptmann Girolamo Casati, lauter junge, tapfere Männer, alle in der Blüthe ihrer Jahre, nicht durch das Eisen, oder durch die Kugeln der Russen, sondern durch Krankheit. Eines Abends spät (ich erinnere mich nicht genau, ob es am 10. oder 11. war) traf wieder eines jener traurigen Telegramme ein. Die Bewegung Cavour's, als er es las, war größer, als gewöhnlich, war es doch die Nachricht vom Tode des Generals Alessandro La Marmora, die von seinem Bruder, dem General Alfonso La Marmora mit einfachen, aber einen tiefen Schmerz bekundenden Worten gegeben wurde. Die Trauer des Generals en chef wurde vom ganzen Heere getheilt, und als diese Unglücksnachricht nach Turin gelangte, gab sie hier ebenfalls zu allgemeiner Trauer Anlaß.

Wie es unter solchen Umständen immer zu geschehen pflegt, mischten sich den wahren Nachrichten dann auch falsche und übertriebene Gerüchte bei, und einige von jenen, welche vorher schon den Plan einer Theilnahme Piemonts an dem Bündnisse der Westmächte bekämpft hatten, nannten jetzt die Krimexpedition ohne Weiteres eine Thorheit und priesen ihren eigenen richtigen Vorherblick gegenüber der politischen Kurzsichtigkeit des Grafen Cavour, der nicht auf ihre guten Vorschläge hatte hören wollen, gar sehr.

Es waren das in der That traurige Tage; und eines Abends schilderte Graf Cavour unter den Bäumen des Parkes von Santena, wohin er sich öfter des Sonntags, um frische Luft zu schöpfen, mit einigen Freunden zu begeben pflegte, nicht ohne tief ergriffen zu sein, den Schmerz und die Sorgen, die sein

Gemüth einnahmen. Es waren der Minister Rattazzi, der englische Gesandte Sir James Hudson, Antoni Panizzi, der Bibliothekar des British Museum in London, der erst seit Kurzem aus England eingetroffen war, der lombardische Graf Ercole Oldofredi, der Graf Gaetano Recchi aus Ferrara, Minghetti, Farini, Michelangelo Castelli und der Autor dieses Werkes zugegen. Cavour war augenscheinlich sehr bewegt und aufgeregt. Trotzdem war die Klarheit seines politischen Blickes nicht getrübt. Er sprach sehr eingehend von der gegenwärtigen Lage, von den Gefahren des Krieges und von den sich an ihn knüpfenden Hoffnungen. „Ich habe mich keinen Illusionen hingegeben, sagte er. Als ich meinem Herrscher und dem Lande eine so großartige Unternehmung anrieth, verbarg ich mir nicht, daß wir großen Schwierigkeiten entgegengingen und harte Prüfungen würden durchmachen müssen; aber der Krieg, den uns jetzt die Krankheiten machen, beunruhigt mich doch. Es ist das ein Mißgeschick, aber es darf uns nicht aus der Fassung bringen. Jetzt, wo wir uns ein Mal in diese Unternehmung eingelassen haben, dürfen wir den Kopf nicht mehr nach rückwärts wenden. Ich weiß, daß Rosmini auf seinem Todtenbette, als er schon in den letzten Zügen lag, die Vorahnung ausgesprochen hat, daß die Westmächte siegen werden. Auch ich hoffe und glaube das, aber wir machen jetzt eine häßliche Uebergangsperiode durch." Und so suchte er weiter abwechselnd den Ausdruck seiner Besorgniß durch sein Vertrauen zu bekämpfen. Es waren das zwei gleich edle, gleich patriotische Gefühle, welche sich in jener großen Seele stritten.

Endlich sollte ein besserer Tag anbrechen. Es war am 17. August Nachmittags $2\frac{1}{2}$ Uhr, als das folgende Telegramm des General La Marmora, an den Kriegsminister Giacomo Durando eintraf:

Kadikoi, den 16. August.

Diesen Morgen haben die Russen mit 50,000 Mann die Linien an der Tschernaja angegriffen. Unser Feldgeschrei war:

König und Vaterland. Diesen Abend werden Sie durch den Telegraphen erfahren, ob die Piemontesen würdig waren, sich an der Seite der Franzosen und Engländer zu schlagen. Sie sind tapfer gewesen. Der Brigadegeneral Montevecchio liegt im Sterben. Wir haben 200 Todte und Verwundete gehabt. Die russischen Verluste sind beträchtlich. Die französischen Depeschen werden das Uebrige besagen."

Die französischen und englischen Telegramme meldeten dann in der That, daß sich die Piemontesen auf's Tapferste geschlagen hatten.

In Turin brach ein wahrer Freudensturm aus. Das Herz jeden ehrenwerthen Italieners erhob sich in patriotischem Stolze. Das von Farini geleitete Journal „Il Piemonte" begann seinen Leitartikel über das freudige Ereigniß mit den Worten des Dichters Berchet:

Han combattuto, han vinto.
(Sie haben gekämpft und gesiegt).

Graf Cavour selbst vergoß Freudenthränen. Er hatte, als er den Allianzvertrag vertheidigte, der Deputirtenkammer gesagt, daß Piemont, um Italien zu helfen, Beweise von politischer Klugheit und militärischer Tüchtigkeit geben müsse. Jetzt waren alle seine Vorhersagungen in Erfüllung gegangen. So wie früher die Beweise politischer Klugheit von ihm, der Regierung, dem Parlamente und der Nation gegeben worden waren, so war nun auch der Beweis militärischer Tüchtigkeit durch das von La Marmora befehligte kleine Heer geliefert worden.

Die verbündeten Armeen zollten dem piemontesischen Heere alles Lob. Die Gesandten Englands und Frankreichs, der Herzog von Gramont und Sir James Hudson brachten der piemontesischen Regierung Namens ihrer Regierungen ihre besonderen Glückwünsche dar. Als sich im darauf folgenden Jahre aber Cavour in Paris befand, um an den Berathungen des Congresses

zur Herstellung des Friedens Theil zu nehmen, hörte er erst wieder aus dem Munde des Marschalls Bosquet das Lob des piemontesischen Heeres. „Vous avez là, sagte der tapfere Marschall, vous avez là, Mr., le Comte, un bijou d'armée.“ Diese Worte, die ein ganz spontanes Urtheil eines sehr competenten Augenzeugen waren, erfüllten das Herz Cavour's mit den stolzesten Hoffnungen.

XXVII.

Die neue Kammersession wurde am 12. November eröffnet. Das Ministerium Cavour besaß der Volksrepräsentanz gegenüber jetzt noch weit größeres Ansehen und weit mächtigeren moralischen Einfluß als früher. Die vom König selbst an die beiden Versammlungen gerichtete Thronrede war einfach und bestimmt, aber sowohl dessen der sie sprach, als der ruhmvollen Politik der Regierung würdig. Der König wies zuerst in einem kleinen Rückblick auf die Beweggründe hin, die ihn bestimmt hatten, sich der Sache der Westmächte anzuschließen, spendete dann dem Heere das gebührende Lob und fügte hierauf hinzu: „Möge Gott die gemeinsamen Bemühungen mit immer größeren Erfolgen krönen und dadurch einen dauerhaften Frieden ermöglichen, der einer jeden Nation ihre legitimen Rechte sichert“. Die Bedeutung dieses Satzes entging Niemand, sie gab den diplomatischen Kreisen viel zu denken. Waren doch in ihm mit hinreichender Klarheit die Ansichten ausgesprochen, welche die piemontesische Regierung sowohl ihrer eigenen Politik unterlegte, als auch überhaupt in Europa zur Geltung zu bringen trachtete.

Kurz nach Eröffnung der Session begab sich der König Victor Emanuel, in Folge ihm kundgegebener Wünsche und höflicher Einladungen, zum Besuch bei seinen beiden mächtigen Alliirten, dem Kaiser Napoleon III. und der Königin Victoria.

Er reiste am Morgen des 20. November, von den besten Wünschen seines Volkes und den Hoffnungen aller italienischen Patrioten begleitet, nach Paris ab. Die politische Wichtigkeit dieser Reise leuchtete einem Jeden ein, war sie doch gleichsam die Weihe des Triumphes, welchen die Politik Cavour's schon auf dem Schlachtfelde davongetragen hatte. Zwei Staatsmänner begleiteten den König Victor Emanuel auf dieser Reise, Massimo d'Azeglio und Graf Camillo Cavour. Die Gegenwart des Ersteren war durch die des Zweiten bedingt worden. Wußte doch Cavour die hohe gesellschaftliche und politische Delicatesse, sowie den reinen Patriotismus Azeglio's gar sehr zu schätzen und war überzeugt, daß sein Rath bei allen Gelegenheiten wohl zu verwenden sein würde. Der König schiffte sich in Genua ein, die beiden berühmten Staatsmänner trafen erst in Lyon wieder mit ihm zusammen.

Die Aufnahme in Frankreich war eine sehr herzliche. Die Bevölkerung wie die Regierung begrüßten freudig und dankbar den treuen Verbündeten, jenen Fürsten, der wie Napoleon III. sich so treffend ausgedrückt: „nicht die Größe seiner Entschlüsse nach der Kleinheit des Staates, den er beherrscht, abgemessen hatte und der muthig vorwärts gegangen war, ohne zurück zu blicken." Die Gespräche zwischen den beiden Herrschern ergingen sich über Italien und die Nothwendigkeit, sein Schicksal nicht nur im Interesse der Civilisation zu verbessern, sondern damit auch zu gleicher Zeit einen ewigen Herd von Unruhen und Revolutionen abzuschließen. Napoleon III. gab die gütigsten und theilnehmendsten Gefühle zu erkennen. Er hatte nie ein Geheimniß aus seinen Sympathien für Italien gemacht, die noch von seiner frühesten Jugend her datirten. Er war noch immer derselbe, den man scherzweise im Vatican den „Verschwörer von Forli" zu nennen pflegte. Wenn er aber früher in der Aeußerung dieser seiner Sympathien behutsam sein und auf mancherlei Rücksichten Be-

dacht nehmen mußte, so waren jetzt diese Rücksichten in Wegfall gerathen. Die vom König Victor Emanuel und seiner Regierung während des Orientkrieges bewährte Haltung hatte jede ungerechte Voreingenommenheit entwaffnen müssen. Oesterreich und Preußen*), die so mächtig und gefürchtet waren, hatten gezögert und zögerten noch. Das kleine Piemont aber hatte schnell seinen entscheidenden Entschluß gefaßt. Es allein in Europa hatte England und Frankreich die Hand gereicht und an ihren Gefahren Theil genommen, indem es vergaß, daß es selbst nur ein Staat zweiten Ranges war und blos vor Augen hatte, Vertheidiger einer gerechten und civilisatorischen Sache zu sein. In jenen Gesprächen warf Napoleon III. ein Mal auch die seitdem historisch gewordene Frage auf: „Was kann man wohl für Italien thun? (que peut-on faire pour l'Italie?) Die Antwort darauf wurde kurze Zeit später von Massimo d'Azeglio geschrieben und im nächstfolgenden Jahre vom Grafen Cavour praktisch gegeben, als im versammelten Congresse von den italienischen Angelegenheiten verhandelt und trotz der zähen und entschlossenen Opposition der österreichischen Bevollmächtigten anerkannt wurde, daß die Dinge auf der Apenninenhalbinsel nicht so bleiben dürften, wie sie nach den unglücklichen Vorfällen des Jahres 1849 die österreichische Regierung und die italienischen Fürsten, die ihre Abhängigkeit von Wien nur schlecht zu verbergen vermochten, haben wollten.

Von Paris begab sich der König nach London, wo er nicht

---

*) Herr Massari urtheilt hier vom einseitig italienischen Standpunkte aus. So klug es von Piemont damals war, gegen Rußland aufzutreten, so unklug würde das von Preußen gewesen sein. Die italienische Politik brauchte die Westmächte, die preußische Rußland zur Stütze. Ueberdies aber mag Herr Massari es vor der Civilisation selbst verantworten, daß er die künstliche Rettung der Türkei eine große und civilisatorische Sache nennt.

Anmerkung des Uebersetzers.

weniger freundlich aufgenommen wurde. England und seine Königin ehrten mit ihrer glänzenden Gastfreundschaft nicht nur den treuen Verbündeten, sondern auch den edlen Fürsten, der fast allein auf dem europäischen Festlande sein ererbtes Königreich mit echt constitutionellen Einrichtungen begabt, sein Volk daran gewöhnt und aus Piemont gewissermaßen das England Italiens gemacht hatte. Die Königin Victoria zeigte sich überaus sympathisch und sprach so reichliche Freundschaftsversicherungen für Piemont aus, daß sich Cavour nicht enthalten konnte, ihr zu sagen:

„Vous êtes, Madame, la meilleure amie du Piémont en Angleterre."

Am Abend des 11. December langte der König wieder in Turin an, begrüßt von dem festlichen Zuruf der Bevölkerung, die in den ihrem Herrscher widerfahrenen Ehren sich stolz gehoben und auch mit neuem Vertrauen in die eigene Zukunft beseelt fühlte. Jene Reise war keine bloße Conventions- oder Vergnügungsreise, sondern geradezu ein politisches Ereigniß gewesen, dessen Consequenzen schon damals sichtbar wurden, aber bald noch deutlicher hervortreten sollten.

Unterdeß sollte es Cavour auch nicht an einer Genugthuung anderer Art fehlen. Nach der am 8. September erfolgten Erstürmung des Malakoffthurm's und der Einnahme von Sebastopol hatte der Anbruch der Wintersaison die Einstellung der Feindseligkeiten erleichtert. In dieser Zwischenzeit beschäftigte man sich aber gar angelegentlich mit dem, was geschehen müsse, wenn Rußland etwa in seinem Widerstande verharren solle. Für diesen Fall, das sahen die Westmächte wohl ein, mußte ein ganz neuer Kriegsplan entworfen werden. Es wurden deshalb auch Unterhandlungen wegen einer Alliance mit Schweden angeknüpft und diese in Stockholm vom Marschall Conrobert abgeschlossen. Für einen Feldzug vom baltischen Meere aus würde sich ein

solches Bündniß gewiß sehr nützlich erwiesen haben. Einstweilen wurde in Paris ein aus lauter Generälen bestehender Kriegsrath abgehalten, der die neuen Pläne einer genauen Prüfung unterziehen sollte. An diesem Kriegsrathe Theil zu nehmen wurde auch der General La Marmora eingeladen, der auch diese Einladung bereitwillig annahm und sich dieserhalb für einige Zeit von der Krim entfernte. Als noch über den Alliancevertrag in den beiden piemontesischen Kammern debattirt wurde, hatten einige Senatoren und Deputirte der Regierung einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie nicht genau die Stellung fixirt habe, welche der piemontesische Oberbefehlshaber unter den Generälen der Verbündeten einzunehmen habe. Die Antwort darauf war einfach die gewesen: „wenn sich das piemontesische Heer so verhalten wird, wie seine Tapferkeit und seine Traditionen es vorhersehen lassen, so wird der piemontesische General ganz von selbst eine Achtung gebietende Stellung einnehmen, die zu verkümmern, oder ihm streitig zu machen Niemandem einfallen wird. Im entgegengesetzten Falle aber würde jede besondere Stipulation überflüssig sein, da sich doch Niemand um den piemontesischen General kümmern würde." Der Erfolg bewies, wie richtig diese Antwort gewesen war. Ohne besondere Vertragsartikel wußte sich der General La Marmora unter den Commandanten der verbündeten Truppen eine sehr hervorragende Position zu verschaffen, wie sie ihm durch kein vorhergegangenes Uebereinkommen zu Theil geworden sein würde. Wie sehr sich Graf Cavour hierüber freute, bedarf wohl keiner näheren Ausführung. Als der General aus der Krim zurückkehrte, war seine Seele so von Freundschaft und Dankbarkeit für ihn erfüllt, daß er ihn nicht nur am Bahnhofe erwartete, sondern, als er den ersehnten Freund in einem Wagen des Zuges erblickte, geradezu in einen Freudenschrei ausbrach.

La Marmora ging nach Paris und London, wo er*) durch seine guten Rathschläge seinen militärischen Ruf nur noch erhöhte und, indem er von allen Seiten mit Beweisen von Achtung überhäuft wurde, jener Politik nicht wenig nützte, der er als Rath der Krone, Organisator des Heeres und commandirender General in der Krim so entschieden gedient hatte.

XXVIII.

Die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen den alliirten Mächten und Rußland war der Vorläufer des Friedens. Auch Oesterreich und Preußen waren im Sinne der Wiederherstellung des Friedens thätig. Sie begriffen, daß eine Verlängerung des Krieges, sie ebenfalls mit hineinverflechten würde und gaben sich alle Mühe, der Möglichkeit neuer Feldzüge noch vor der Wiederkehr der besseren Jahreszeit ein Ende zu machen. Preußen bediente sich hierbei der speciellen Freundschaftsbande, die seine Dynastie mit der russischen verbanden und besonders auch der großen persönlichen Zuneigung, welche die russische Kaiserfamilie für den König Friedrich Wilhelm IV. hegte. Die französische Regierung sah die Perspective eines baldigen Friedens gern. Sie hielt Rußland für hinreichend gedemüthigt und geschwächt und verlangte zunächst nichts mehr. Die englische Regierung war nicht gleicher Meinung, einestheils weil sie das Uebergewicht der russischen Marine auf dem schwarzen Meere von Grund aus zerstören wollte, dann aber auch weil sie die Lücken ihres Heeres wieder ausgefüllt und ihre Seemacht in so furchtbarer Weise vergrößert hatte, daß sie mehr denn je Vertrauen in ihre eigenen

*) Unter den Blinden ist bekanntlich auch der Einäugige König. Wie elend die Kriegführung in der Krim überhaupt beschaffen war, ist sattsam bekannt. Näheres darüber ist in meiner demnächst erscheinenden „Ars vincendi“ zu lesen. Anmerkung des Uebersetzers.

Kräfte besaß. Nächst England waren Schweden und Piemont die beiden Länder, wo man die Fortsetzung des Krieges am meisten wünschte. Schweden hatte eben erst seinen Alliancevertrag abgeschlossen und trachtete danach, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um zur Schwächung der Macht Rußlands beizutragen und sich dadurch besser gegen einen Nachbarn sicher zu stellen, dessen ungeheure Stärke ihm stets lästig und gefährlich war. Das durch die glücklichen Erfolge seiner Waffen ermuthigte Piemont aber hoffte, während der Fortdauer des Krieges noch mehr Lorbeeren zu pflücken und dadurch seine diplomatische Position in Europa zu verstärken. Die Nachgiebigkeit Rußlands auf die ihm gestellten Bedingungen einzugehen, hinderte die Fortsetzung des Krieges und so ward unter gemeinsamer Uebereinstimmung ein Congreß berufen, der in Paris zusammentreten, dort alle Mißhelligkeiten ausgleichen und die Friedensbedingungen stipuliren sollte. Außer den kriegführenden Parteien, sollten an ihm auch die neutralen Mächte Oesterreich und Preußen Theil nehmen. Der Platz, den Piemont dabei einnehmen sollte, war fest bestimmt. Freilich wurden gar viele Anstrengungen gemacht, um es davon auszuschließen. Oesterreich strengte sich besonders mächtig an, den Repräsentanten des Königs Victor Emanuel die Pforten des Congresses zu verschließen. Diese Anstrengungen waren jedoch eitel und alle dabei von Stapel gelassenen Intriguen erwiesen sich als unnütz. Die englische Regierung erklärte mit aller Entschlossenheit, daß Piemont auf alle Fälle zugelassen werden müsse. Die französische Regierung gab eine gleiche Ansicht zu erkennen. Da nun auch die russische Regierung dem nicht opponirte, so mußte sich Oesterreich dem Willen der übrigen Mächte fügen und die ihm dadurch zugefügte Demüthigung (denn als solche faßte man dies in Wien auf), seine Vertreter neben jenen des gehaßten Piemont sitzen und rathen zu sehen, ruhig hinnehmen.

Die piemontesische Regierung mußte daher zur Wahl eines Diplomaten schreiten, der sie auf diesem europäischen Areopag vertreten würde. Da dachte man zunächst, mehr als an irgend einen Anderen, an Massimo d'Azeglio und der schien auch im ersten Moment keineswegs abgeneigt, diese Mission anzunehmen. Dieselbe erschien ihm zwar, was sie auch wirklich war, schwierig und dornenvoll, allein diese Erwägung ließ ihm bei seinem so geweckten Pflichtgefühl nicht davor zurückschrecken, bei einem so feierlichen und wichtigen Anlasse in hervorragender Weise seinem Könige und seinem Lande zu dienen. Azeglio trat bereits mit den Ministern und seinem Herrscher darüber in Berathungen ein, was für geeignete Instructionen man ihm wohl ertheilen würde, welche Haltung er auf dem Congresse einnehmen, was er dort fordern und worin er sich etwa fügen solle. Allein diese Vorverhandlungen und Gespräche selbst ließen es immer mehr hervortreten, daß wohl Niemand dazu so sehr geeignet sei, diese ebenso klippenreiche als delicate Mission auf sich zu nehmen, als eben Graf Cavour. Er selbst freilich fühlte sich nicht zu sehr dazu hingezogen, weil er, da er kein zu großes Vertrauen in die Resultate des Congresses setzte, sich seine eigene Actionsfreiheit bezüglich der italienischen Angelegenheiten unverkümmert zu erhalten strebte, nachdem diese natürlich das Hauptobject seiner Sorgen und Pläne waren. Allein schon sprach sich die öffentliche Meinung bezüglich seiner sehr deutlich aus. Er wurde allgemein als der Mann betrachtet, der besser als jeder Andere im Stande sein dürfte, sich aus allen diplomatischen Schlingen zu ziehen und der dabei doch das Möglichste thun würde, die Interessen und die Würde seiner Regierung und seines Landes zu wahren. Damals geschah es nicht leicht, daß ein Freund in Turin dem Anderen begegnete und mit ihm über die politischen Tagesangelegenheiten und den Alle so lebhaft interessirenden nahe bevorstehenden Kongreß sprach, ohne daß man schließlich

immer in die Frage ausgebrochen wäre: „aber warum geht denn Cavour nicht nach Paris?“ Seine eigenen Freunde bestürmten ihn dieserhalb mit Bitten, unter ihnen auch Azeglio selbst, der, seine Eigenliebe und jeden Sporn persönlicher Ehrsucht unterdrückend, nur auf das Wohl des Landes bedacht, Cavour schließlich hauptsächlich dazu beredete, der an ihn Namens der Lebensinteressen der savoyischen Dynastie, Piemonts und Italiens ergangenen Einladung Folge zu leisten.

Graf Cavour ward demnach definitiv zum Amte eines ersten piemontesischen Bevollmächtigten auf dem Pariser Kongresse erwählt. Diese Entscheidung erregte im Publicum einen ebenso großen Beifall, als der Wunsch nach ihr vordem allgemein gewesen war. Die französische und englische Regierung waren damit ganz einverstanden. Die russische Regierung, welche schon die Geschicklichkeit des Grafen Cavour schätzen gelernt hatte und aus Abneigung gegen Oesterreich entschlossen war, sich ihm freundlich gegenüber zu stellen, war damit ebenfalls zufrieden. Nur die österreichische Regierung war davon sehr wenig erbaut.

Damals war in Oesterreich Graf Buol-Schauenstein Minister des Aeußeren. Dieser hatte sich früher eine Zeit lang in Turin als diplomatischer Vertreter seiner Regierung aufgehalten und war von da erst abgegangen, als im Jahre 1848 König Carlo Alberto an Oesterreich den Krieg erklärte. Er kannte den Grafen Cavour ziemlich genau, hatte er doch mit ihm früher in Turin gar manche Whistpartie im Club gespielt. Auch wußte er, wie sehr derselbe voller Geist und Thätigkeit und dabei ebenso entschlossen in seinen Meinungen wie in seinen Handlungen war. Man erzählt sich, daß, als er erfuhr, Cavour sei bestimmt, Piemont auf dem Congresse zu vertreten, er alsbald ausgerufen habe: „Ich kenne Herrn von Cavour und weiß, was ich von ihm zu halten habe: ich fürchte, er wird uns sehr viel Garn abzuspinnen geben“.

Der Eifer, mit dem Cavour an seine neue Aufgabe ging, wurde durch das Vertrauen, das man ihm von allen Seiten bewies, noch mehr angespornt. Indeß ließ ihn die Gewißheit, vom öffentlichen Vertrauen getragen zu werden, nicht das Bewußtsein der großen Schwierigkeiten verlieren, denen er jetzt trotzen sollte. Das Publicum sah freilich diese Schwierigkeiten nicht, oder ermaß doch wenigstens nicht ihre ganze Tiefe und Weite. Er aber erkannte sie nur um so schärfer und beschäftigte sich nach allen Richtungen hin mit ihnen. Er holte das Gutachten von Männern darüber ein, deren Urtheil ihm besonders hoch stand und dachte selbst beständig über seine Aufgabe nach und je mehr er dabei die Schwierigkeiten, die sich ihm darbieten würden, erwog, um so mehr ward er entschlossen, sie zu bekämpfen und sie zu besiegen.

Am Abend des 13. Februar 1856 reiste er nach Paris ab. Zwei Secretäre begleiteten ihn, unter ihnen der junge Costantino Nigra, der sich bereits seine Achtung zu erringen gewußt hatte. Am 16. langte er in der Hauptstadt Frankreichs an. Der Congreß aber hielt seine erste Sitzung erst am 25. ab.

In den ersten Tagen seines Pariser Aufenthaltes vor der Eröffnung des Congresses verlor Cavour seine Zeit durchaus nicht. Er sprach vielmehr mit verschiedenen Politikern und Diplomaten und hatte auch einige Unterredungen mit dem Kaiser der Franzosen, der ihn sehr gütig aufnahm. Darüber erlangte er bald ein vollkommen klares Bild der Situation. Eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften, mit denen er begabt war, war gerade die Fähigkeit, seine Thätigkeit genau den Schwierigkeiten anzupassen, die er mit ihr besiegen wollte. Es fehlten ihm nie die nöthigen Kräfte, aber er vergeudete sie auch nicht. Wo es noth that, wußte er sogar selbst seiner Energie einen Zaum anzulegen. Das aber machte ihn besonders zum Amte eines Congreßbevollmächtigten geeignet, der sich auf einem Terrain mit

verschiedenen Strömungen, oft weit auseinandergehenden Interessen, Ungleichheit der Sympathien und Antipathien, gar verschiedenen Vorsätzen und einander geradezu entgegengesetzten Zielen bewegen mußte. Da war eine große Feinheit des Urtheils nöthig, um die Atmosphäre gehörig zu durchdringen, und es war ein außerordentlicher Takt von Nöthen, um den sich kreuzenden Schwierigkeiten auszuweichen. Jenes Urtheil und jener Takt aber fehlten dem Grafen Cavour nicht. Er machte davon, so lange der Congreß dauerte, beständig den allerbesten Gebrauch.

Seine Absicht ging dahin, im Congreß die italienischen Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Dies Ziel zu erreichen, bedurfte er unumgänglich zweier Dinge, d. h. das nöthige Ansehn, um eine derartige Discussion auf's Tapet bringen zu können und dann die Geschicklichkeit, sie zu einem praktischen Resultate zu leiten.

Das nöthige Ansehen hing von der Stellung ab, die er sich im Congresse erringen würde. Um es zu erreichen, wandte er einen wahrhaft bewundernswerthen Takt und Scharfsinn an. Mit äußerster Geschicklichkeit benutzte er die sich geltend machenden Sympathien und Antipathien. Mit Klugheit entwaffnete er feindliche Voreingenommenheit, oder, wo diese nicht zu entwaffnen war, weil sie sich vielleicht durch noch so versöhnliche Artigkeit nicht irre machen lassen durfte, machte er sie wenigstens unwirksam. Durch sein feines entgegenkommendes Wesen gewann er unwillkürlich die Gemüther seiner Collegen. Durch den Scharfblick seiner Bemerkungen flößte er ihnen eine vorzügliche Idee von seiner politischen Erfahrung ein. Uebrigens sprach er nicht zu oft; ja, während der ersten Sitzungen öffnete er gar nicht den Mund. Er suchte eine gute Gelegenheit zur Ergreifung des Wortes. Man unterhandelte über auf die Donauschifffahrt bezügliche Fragen. Die österreichischen Bevollmächtigten

suchten daraus zur Schädigung Rußlands ein Monopol zu machen, was natürlich den Vertretern dieser Macht sehr wenig behagte. Graf Cavour sprach gegen die österreichischen Vorschläge. Er stellte sie unter dem doppelten Gesichtspunkte der Principien, die sie verletzten und der Interessen, die sie schädigten, dar und trug wesentlich mit dazu bei, daß sie vom Congresse abgelehnt wurden. Bei der Erörterung von Vorschlägen, welche die Empfindlichkeit Rußlands direct angriffen, ließ er nie ein Gefühl von vorgefaßter Abneigung und nie die Absicht hervortreten, dieser Macht Ursache zum Mißfallen geben zu wollen. Und die russischen Bevollmächtigten notirten sich diese Haltung sehr wohl und indem sie sie jener der österreichischen Bevollmächtigten gegenüberstellten, vermehrte sich nicht eben ihre Sympathie, noch ihr Wohlwollen für letztere. Der Gegensatz der Haltung des Grafen Buol und des Grafen Cavour trat sehr scharf hervor, und die beiden russischen Bevollmächtigten, welche der Graf Orlov und der Baron Brunov waren, ließen sich das nicht entgehen. Graf Cavour repräsentirte einen Staat, welcher sein Glück und das Leben seiner Soldaten auf's Spiel gesetzt hatte. Graf Buol dagegen war der Vertreter eines Staates, der nichts riskirt und Gewehr beim Fuß diesem mörderischen Kriege zugesehen hatte*). Der Erstere verhielt sich gemäßigt und versöhnlich, Letzterer dagegen war rauh in seiner Art und Weise, hart in seinen Prätensionen. In der Sitzung, in der über die Einschränkung der russischen Seemacht auf dem schwarzen Meere verhandelt wurde, sagte Orlov seitwärts zu Cavour gewandt, aber laut genug, daß es auch die übrigen Anwesenden hören konnten: „Le comte Buol parle comme si c'était l'Autriche qui

*) Dies Zusehen hatte übrigens Oesterreich genug gekostet. In Galizien, wie in den Donaufürstenthümern wurde sein Heer von Krankheiten decimirt und überdies verschlang dies glorreiche Nichtsthun die ganze Summe des sogenannten Nationalanlehens. Anmerkung des Uebersetzers.

aurait pris Sébastopol: (Graf Buol spricht, als ob die Oesterreicher Sebastopol erobert hätten). Und in einer anderen Sitzung, wo über die Abtretung eines Theils des Territoriums von Bessarabien verhandelt wurde, welche Gebietsabreißung man eine Grenzregulirung zu betiteln beliebte, sagte Orlov wieder zu Cavour: „Il ne sait pas le plénipotentiaire d'Autriche combien de larmes et de sang cette rectification de frontières va coûter à son pays.“ (Der österreichische Bevollmächtigte weiß nicht, wie viel Thränen und Blut diese Grenzregulirung seinem Lande kosten wird).

In der bezüglich der künftigen Stellung der Donaufürstenthümer entstandenen Controverse, trat Cavour in ebenso glänzender als wirksamer Weise hervor. Es handelte sich darum, ob die Moldau und die Wallachei unvereint bleiben, oder ob sie fortan einen einzigen Staat bilden sollten. Die Union beider Länder wurde von der Bevölkerung derselben gewünscht. Sie war aber auch Frankreich, England und Preußen angenehm, dagegen mißfiel sie im höchsten Grade der Türkei, die in ihrer Durchführung die volle Emancipation der Rumänen erblickte, und ebenso Oesterreich, welches, wenn schon nichts Anderes so doch in ihr ein gefährliches Beispiel sah. Graf Cavour trat energisch für den Unionsvorschlag ein, und die darauf bezüglichen Artikel des Pariser Vertrags wurden dann factisch in der von ihm vorgeschlagenen Fassung und dem von ihm ausgegangenen Wortlaute compilirt.

Was also Ansehen und Stellung anbetraf, so waren dieselben bereits in höchst befriedigender Weise gewonnen. Das Ansehen Cavour's stand im Congresse ganz unbestritten da, ebenso war seine Stellung daselbst in würdiger Weise gesichert. Jeder Unterschied zwischen einer Großmacht oder einem Staate geringeren Ranges hatte hier vollkommen aufgehört. An jenem historischen grünen Tische saßen die Bevollmächtigten Piemonts

unter absolut gleichen Bedingungen, wie die Bevollmächtigten Frankreichs, Rußlands, Englands, Oesterreichs, Preußens oder der Türkei.

Es blieb jetzt nur noch die Aufgabe zu lösen übrig, wie die italienische Frage in die Discussionen des Congresses hineinzubringen sei. Es war das nicht eben leicht, da die Frage im Einklang mit den diplomatischen Regeln und mit diplomatischen Gründen behandelt werden mußte. Wenn man sich aber an diese Regeln und solche Gründe hielt, so befand sich Oesterreich dabei in einer entschieden vortheilhaften Lage. In einem politischen Areopage wie es dieser war, durfte man nicht eine Sprache führen, die sich nicht streng nach den Formen und Gepflogenheiten der Diplomatie gerichtet hätte. Ebenso wenig durfte man sich schmeicheln, diese ausgezeichnete Versammlung zu überreden, ihre Aufmerksamkeit einer Frage zuzuwenden, die ihr nicht ganz in correcter diplomatischer Form vorgetragen und entwickelt worden wäre. Graf Cavour hätte hier niemals das Nationalitätsprincip anrufen dürfen, da man ihm darauf alsbald geantwortet haben würde, daß der Congreß damit nichts zu thun habe, womit ihm einfach der Mund geschlossen gewesen wäre. Nun sollte er den Wunsch Italiens zum Ausdrucke bringen, von der Fremdherrschaft befreit zu werden, es war ihm aber dabei auch nicht einmal erlaubt, nur entfernt auf die österreichische Herrschaft in der Lombardei und Venetien anzuspielen. Wenn jemals die Lage eines Politiker's schwierig und verwickelt war, so war es die Cavour's in diesem Falle gewiß im höchsten Grade. Aber auch diese Schwierigkeit wurde behoben. Das Wohlwollen des Kaisers Napoleon III., die freundschaftlichen Gesinnungen Lord Clarendon's und die mindestens nicht unfreundlichen Dispositionen der russischen Bevollmächtigten ermöglichten dem Grafen Cavour die Durchführung des ihm gewordenen Mandats, und so wurden denn die österreichischen Bevollmächtigten genöthigt,

einer Verhandlung beizuwohnen, deren wahren Sinn sie eben so gut erkannten, wie sie ihre Consequenzen vorauszusehen vermochten.

Oesterreich herrschte nicht allein vom Ticino bis zur Lagunenstadt, sondern gerirte sich auch in den Legationen, den Marken und den Herzogthümern nahezu als unbedingter Herr. Was nun die erstere Herrschaft anbelangt, so war sie durch Verträge sanctionirt, und ohne Krieg oder neue Uebereinkünfte, an die auch nicht im Traume zu denken war, vermochte man ihm da keineswegs beizukommen. Die Herrschaft in den päpstlichen und estensischen Landen dagegen hatte die Rechtfertigung keines Vertrages und keiner diplomatischen Uebereinkunft für sich. Es war das ein Factum, welches die anderen Mächte bis dahin blos geduldet hatten, das aber offenbar gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit verstieß. In den päpstlichen Provinzen maßten sich die österreichischen Generäle sogar das Begnadigungsrecht an, welches nur Souverainen selbst zukommt und zu ihren vorzüglichsten und beneidenswerthesten Prärogativen gehört. Die österreichische Occupation in Centralitalien war aus einer Intervention eine den Völkern mit den Waffen aufgenöthigte absolute Herrschaft geworden, welche allerdings von den eigenen Souverainen geduldet wurde, weil diese mit solcher Verzichtleistung ihrer Herrscherrechte wenigstens ihre persönliche Sicherheit zu erkaufen wähnten. Von diesem Gesichtspunkte aus glaubte Cavour, müsse die italienische Frage der Aufmerksamkeit des Congresses empfohlen und unterbreitet werden und damit erreichte er in der That das gewünschte Ziel. Er hatte es sich ganz besonders angelegen sein lassen, die Frage der Occupation der Legationen in allen ihren Einzelheiten zu studiren. Zu diesem Ende hatte er auch Minghetti eingeladen, zu ihm nach Paris zu kommen, um sich seines Rathes und seiner Specialkenntnisse zu bedienen, die ihm dieser gern zur Verfügung stellte.

In der Congreßsitzung vom 8. April beschäftigte man sich mit den italienischen Angelegenheiten. Napoleon III. hatte dem Grafen Walewski, der in seiner Eigenschaft als erster französischer Bevollmächtigter dem Congresse präsidirte, den bestimmten Auftrag ertheilt, die Verhandlung über die italienische Frage durch eine Rede förmlich einzuleiten. Graf Walewski aber gehorchte natürlich pünktlich dem Befehle seines Herrn. Auch Lord Clarendon gab seine Meinung in lebhaften Ausdrücken zu erkennen und sprach mit wohlverdienter Schärfe von den schlechten italienischen Regierungen. Graf Cavour stand natürlich ebenfalls seinen Mann. Er hatte sein großes Ziel erreicht. Die Zurückhaltung der Diplomatie war besiegt. Die italienische Frage nahm ihre Stellung unter den politischen Fragen ein, denen Europa seine Aufmerksamkeit zuwendete. Die Vertreter einer Macht aber, deren erster Minister noch vor wenigen Jahren Italien verächtlich nur einen geographischen Begriff genannt hatte, mußten es jetzt von den Repräsentanten der ersten europäischen Mächte mit anhören, daß die mit jenem geographischen Begriff zusammenhängenden Fragen auch eng mit den Interessen des europäischen Friedens und der Civilisation verknüpft seien. Am 8. April 1856 war Camillo di Cavour im europäischen Congreß der sein Wort zur Geltung bringende Interpret der Schmerzen und Hoffnungen Italiens.

In einer an die Regierungen von Frankreich und England gerichteten, vom 27. März datirten Verbalnote waren die Gründe auseinandergesetzt worden, weshalb man der fremden Occupation im Kirchenstaate ein Ende machen müsse und wurden auch zugleich die Mittel angegeben, wie dies am besten geschehen könne. In einer anderen an dieselben Regierungen unter dem 16. April gerichteten Note wurde die Nothwendigkeit auseinandergesetzt, dem österreichischen Einflusse in Italien einen Damm entgegenzusetzen. In jener Note wurde auch versichert, daß Piemont der einzige

Staat sei, welcher sich für den revolutionären Geist unzugänglich erwiesen und sich dabei ebenso unabhängig von Oesterreich zu erhalten gewußt habe, gegen dessen usurpatorische Gelüste er auf der Apenninenhalbinsel das einzige Gegengewicht sei. Piemont nahm hiermit jene stolze und würdige Haltung an, die ihm zukam. Es versicherte, daß es das sei, was es wirklich war: der Vertheidiger Italiens, eine Garantie der Ordnung und des Friedens für Europa. Jene Reden und jene diplomatischen Noten zogen freilich nicht unmittelbare Consequenzen nach sich. Es wäre das nicht einmal wünschenswerth gewesen. Aber die Prämissen waren jetzt gegeben, die italienische Frage war damit in Fluß gebracht worden. Jetzt begannen bereits die Ereignisse heranzureifen, welche die Vorhersicht und den Scharfsinn des Staatsmannes in's hellste Licht setzen sollten, der eben jene Prämissen zuerst ausgesprochen und Europa die Stimme Italiens zu hören gegeben hatte.

XXIX.

Während Graf Cavour sich des Congresses wegen in Paris aufhielt, wurde er das Ziel von Aufmerksamkeiten aller Art. Schriftsteller, Gelehrte, Politiker und Künstler wetteiferten förmlich, ihm ihre besondere Verehrung zu bezeigen, und auch damit nützte er dem italienischen Rufe und gewann seinem Vaterlande neue Sympathien, die sich von seiner Person auf jenes übertrugen. Viele, die ihn in seiner Jugend gekannt und damals schon seine geistvolle Unterhaltung bewundert hatten, freuten sich jetzt, ihn als einen Staatsmann wieder zu sehen, von dem Alle mit großer Achtung sprachen. Napoleon III. zeichnete ihn ebenfalls in jeder Art aus und unterhielt sich mit ihm lieber als mit irgend Jemand. Gesandte und Diplomaten der verschiedensten Länder rissen sich um ihn. Ebenso beeilten sich auch

die in Paris weilenden angesehensten Rumänen, ihm ihren Dank für seine Vertheidigung der von ihnen so heiß ersehnten Union der beiden Fürstenthümer durzubringen. Der berühmte spanische Redner Don Salustiano de Olozaga war ebenfalls bemüht, seine Bekanntschaft zu machen. Cavour war damals das beliebteste Congreßmitglied, der Mann der Mode, möchte man fast sagen, dem es gelungen war, die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten auf sich zu lenken.

Eines Tages ward er mit den übrigen Congreßmitgliedern vom Cardinal Morlot, dem damaligen Erzbischof von Paris, zu Mittag geladen. Es traf sich dabei, daß er gerade neben den Generalvicar der Diöcese, welcher der Abbé Darboy war, zu sitzen kam, der dann später auch der Nachfolger Morlot's wurde. Das Tischgespräch drehte sich um die Lage der katholischen Kirche, um ihre Beziehungen zur modernen Welt und um die Nothwendigkeit, daß diesen Beziehungen eine nützliche, das religiöse Gefühl mit dem Zeitgeist versöhnende Richtung gegeben werde. Der würdige Geistliche bewunderte sehr den toleranten und unparteiischen Sinn seines Tischnachbars und vergaß die Eindrücke jenes Abends nicht wieder. Als sich dann im Januar 1870 das Concil in Rom versammelte, hatte der Autor dieses die Ehre, die Bekanntschaft des mittlerweile Bischof gewordenen Darboy zu machen und erwähnte, als er sich einst mit ihm über politische und religiöse Angelegenheiten unterhielt, auch des Namens Cavour's. „Oh", rief der würdige Prälat sogleich bei Anhörung dieses Namens aus, indem er die rechte Hand mit ausdrucksvoller, ehrfürchtiger Geberde erhob, „oh! celui-là était vraiment un homme hors ligne; il n'avait pas le moindre sentiment de haine dans son coeur". (Oh, das war wirklich ein außerordentlicher Mann; er hegte nicht das geringste Gefühl des Hasses in seinem Herzen.) Und dann erzählte er mir, wie er einst mit ihm zusammengetroffen.

Wie viel Wahrheit lag in dem Eindruck, den Bischof Darboy vom Grafen Cavour empfangen hatte! Wie viel Wahrheit lag in seinem Urtheile über den Charakter und die Gefühle dieses großen Italieners!

XXX.

Ich darf hier einige sich auf den damaligen Aufenthalt Cavour's in Paris bezügliche Einzelheiten nicht mit Stillschweigen übergehen. Gewisse Anecdoten illustriren, so geringfügig sie auch an sich erscheinen dürften, den Charakter eines Mannes oft besser, als es lange Schilderungen und Auseinandersetzungen vermöchten.

Eines Tages wurde ihm im Namen einer österreichischen Persönlichkeit, die jetzt nicht mehr am Leben ist, eine reiche Betheiligung an den Actien einer Eisenbahngesellschaft angetragen. Nun würde zwar Cavour ein solches Anerbieten immer und überall ausgeschlagen haben. Man kann sich aber denken, mit wie unbeschreiblicher Indignation ihn dieser blöde Bestechungsversuch gerade in jenem Momente erfüllen mußte. Er antwortete sogleich per Telegraph: „Je repousse l'offre que vous me faites avec le plus grand mépris". (Ich weise Ihr Anerbieten mit der größten Verachtung zurück.)

Eine andere Anecdote ist die folgende:

Das Journal „Il Risorgimento" hatte aufgehört zu erscheinen und war durch ein anderes, den Titel „Il Piemonte" führendes Tageblatt ersetzt worden, dessen Leitung Farini führte, der darin wacker für die Politik Cavour's eintrat. Ende März 1856 legte aber Farini, durch andere Geschäfte in Anspruch genommen, die Leitung dieses Blattes nieder und so drohte dasselbe ebenfalls einzugehen. Vielen aber wollte es scheinen, daß es nicht recht passe, daß die journalistische Arena von dem Nachfolger des „Risorgimento" verlassen werde. So wurde denn der

Advocat Pier Carlo Boggio, ein noch junger Schriftsteller, dessen Talente aber bereits die Aufmerksamkeit Cavour's auf sich gezogen hatten, aufgefordert, die journalistische Erbschaft Farini's anzutreten. Dieser zeigte sich nun hierzu nicht abgeneigt, wünschte aber, daß das Blatt seine frühere Benennung zurückerhalte und statt „Piemonte“ wieder „Risorgimento“ genannt werde. Da warf man aber ein, daß es sich vielleicht nicht zieme, den Namen des Journals zu ändern und den früheren Titel wieder anzunehmen, ohne vorher die Genehmigung Jenes nachzusuchen, der so viel zu dem einstigen großen Ansehen des „Risorgimento“ beigetragen, d. h. des Grafen Cavour. Da nun dieser des Congresses wegen abwesend war, so ward ihm telegraphisch die Bitte um seine Einwilligung zugesandt. Cavour hatte keinen Grund, die von ihm erbetene Einwilligung zu verweigern, allein er erwog, daß er als ein in die Geheimnisse der europäischen Politik eingeweihter Minister sich gegen die Möglichkeit gewisser Deutungen sichern und im Vorhinein den nahe liegenden Vorwand entfernen müsse, daß irgend Jemand sagen könne, er, obwohl Staatsmann, habe noch immer Antheil an dem wiedererstandenen „Risorgimento“. Deshalb telegraphirte er dem Freunde die launige Antwort: „Je ne fais aucune objection à la résurrection, pourvu que je n'ai rien à faire avec le résuscité!“ (Ich habe nichts gegen die Wiederauferstehung [das ist der Sinn von Risorgimento], vorausgesetzt, daß ich mit dem Wiedererstandenen nichts zu thun habe.)

XXXI.

Bevor er in sein Vaterland zurückkehrte, unternahm Graf Cavour noch einen Ausflug nach England, wo man es ihm nicht an einer ehrenvollen Aufnahme fehlen ließ. Er sprach mit allen hervorragenden Politikern dieser Nation, wurde dabei gern wiedergesehen von Denen, die ihn schon persönlich kannten und

leicht mit Jenen bekannt, die bisher außer aller Beziehung zu ihm gestanden hatten. Von allen Seiten gingen ihm schmeichelhafte Beweise der Hochachtung für seine Person und des aufrichtigen Interesses für Piemont und Italien zu. Er überzeugte sich, daß sogar die Tories die Tradition ihrer früheren Politik verlassen hatten, deren Basis die Freundschaft mit Oesterreich gewesen war und die unter allen Allianceen auf dem Continente der österreichischen immer den Vorzug gegeben hatten. Als er sich eines Tages bei Tische neben dem Lord Stanhope, einem Tory, befand, hatte er das Vergnügen, von ihm die Erklärung zu hören, daß die italienische Frage aufgehört habe, in England ein Gegenstand des Zwiespalts zwischen den politischen Parteien zu sein und daß jetzt Alle in dem Wunsche einverstanden seien, daß diese Frage im Einklange mit den Wünschen der Italiener entschieden werde. Das praktische Wort: „Italien für die Italiener" (Italy by Italians) war die gemeinsame Devise der Tories und Whigs geworden, und die Zeiten waren jetzt glücklich vorüber, wo ein Ministerwechsel in England den Charakter der äußeren englischen Politik besonders Italien gegenüber wesentlich änderte.

Unter den ausgezeichneten Staatsmännern, mit denen es ihm vergönnt war, Bekanntschaft anzuknüpfen, befand sich auch der alte Lord Lyndhurst, welcher trotz seines vorgerückten Alters noch immer eine sehr hervorragende Stellung in der Torypartei einnahm und sich noch wacker mit an der parlamentarischen Thätigkeit betheiligte. Der ehrwürdige Greis kam dem ersten Minister des Königs Victor Emanuel mit großer Achtung entgegen und bezeugte auch seine Sympathie für die italienische Sache bald darauf dadurch, daß er im Hause der Lords eine epochemachende Rede hielt, in der er die piemontesische mit der österreichischen Politik verglich, sich offen für einen Bewunderer der ersteren erklärte und seinen lebhaftesten Wünschen für ihren Triumph rückhaltlosen Ausdruck gab.

Ich will hier nicht ausführlicher von Lord Palmerston, Lord Minto und Lord Russel sprechen, die bereits alte und liebe Freunde des Grafen Cavour waren.

Er reiste dann über Paris, wo er sich nur noch sehr kurze Zeit aufhielt, nach Hause und traf am 29. April in Turin wieder ein. Hier brachte er zunächst dem Könige, der ihn mit offenen Armen empfing und ihn zum Zeichen seiner allerhöchsten Genugthuung eigenhändig mit dem Ritterkreuze des Annunziatenordens*) schmückte, seine Huldigung dar.

Er wollte sich nicht ein Mal ein paar Tage Ruhe gönnen, sondern ging sofort wieder an's Werk, indem er die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten aufs Neue übernahm, und außer seinem Finanzportefeuille auch noch das durch die Demission des Senator's Cibrario freigewordene Amt des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten versah.

Die legislative Session war bereits wieder eröffnet und so war es wohl kein ungerechtfertigter Wunsch der Volksvertreter, von dem Minister, der Piemont auf der Pariser Conferenz vertreten, die möglichst genauen Informationen zu erhalten, wie er sich dort der Aufgabe entledigt, die ihm das Vertrauen der Krone unter dem Beifall der ganzen Nation übertragen hatte. Der Deputirte Domenico Buffa stellte eine diesbezügliche Interpellation, und der Minister erklärte sogleich, daß er bereit sei, zu antworten. Die Sitzungen der Deputirtenkammer vom 6. und 7. Mai 1856 waren höchst interessant und gereichten sowohl dem Interpellanten, wie dem Minister, welcher die Interpellation beantwortete und der Versammlung, welche die Haltung des berühmten Congreßbevollmächtigten fast einstimmig billigte, zur Ehre.

*) Der Annunziatenorden war die oberste Ordensauszeichnung in Piemont. Anmerkung des Uebersetzers.

„Die Mission der sardinischen Bevollmächtigten", sprach Cavour dem ehrenwerthen Buffa antwortend, „hatte ein doppeltes Ziel. In erster Reihe mußte sie mit ihren Alliirten am Werke der Friedensstiftung mit Rußland und der Consolidirung des ottomanischen Reiches Theil nehmen. In zweiter Reihe war es ihre Pflicht, ihre Anstrengungen dahin zu richten, die Aufmerksamkeit ihrer Bundesgenossen und Europa's auf die Lage Italiens zu lenken und, wenn irgend möglich, ein Mittel ausfindig zu machen, das auf der italienischen Nation lastende Unheil zu erleichtern."

Hierauf führte er aus, wie man bemüht gewesen, beide Ziele zu erreichen und fuhr dann fort:

„In der durch Wiederherstellung des Friedens geschaffenen Lage durfte Niemand mehr daran denken, jetzt etwa in Italien irgend eine territoriale Veränderung herbeizuführen. Vielleicht hätte man, wenn der Krieg sich noch weiter hingezogen und noch größere Dimensionen angenommen haben würde, allerdings hoffen dürfen, daß auch das bei Beginn des Krieges aufgestellte Programm der Westmächte eine Erweiterung erfahre. Als aber erst die Verhandlungen begannen, und das Schwert der Alliirten bereits in die Scheide zurückgekehrt war, war nachdem die Diplomatie sich nur mit den auf den Krieg bezüglichen europäischen Angelegenheiten beschäftigen sollte, an eine derartige Hoffnung für Italien nicht mehr zu denken. Große Entscheidungen werden nicht mit der Feder vollbracht. Die Diplomatie an sich ist außer Stande, die Verhältnisse der Völker zu ändern. Sie vermag nur vollendete Thatsachen zu sanctioniren und ihnen die gesetzliche Form zu verleihen. Gleichwohl ließ sich sogar auf dem Terrain der Diplomatie und unter Zugrundelegung der existirenden Verträge, an denen nicht gerüttelt werden durfte, die italienische Frage vor den Congreß, oder doch wenigstens vor die auf demselben vertretenen Mächte bringen. Der

gegenwärtige Zustand Italiens entspricht nämlich factisch nicht den zu Recht bestehenden Verträgen. Die Principien, welche auf dem Wiener Congreß und in den späteren Verträgen festgestellt wurden, sind ganz offenbar verletzt worden. Das politische Gleichgewicht, welches dort begründet wurde, ist schon seit vielen Jahren umgeworfen worden."

Nach einigen näheren Erläuterungen dieser Sätze fuhr er dann fort:

„Die Pariser Conferenzen haben unsere Beziehungen zu Oesterreich nicht gebessert. Wir müssen bekennen, daß die Bevollmächtigten Sardiniens und jene Oesterreichs, nachdem sie dort zwei Monate hindurch neben einander gesessen, und gemeinsam an dem größten politischen Werke der letzten vierzig Jahre gearbeitet haben, dann ohne persönliche Abneigung von einander geschieden sind. Ja, indem ich hier das im Allgemeinen stets höfliche und angemessene Vorgehen des Chef's der österreichischen Regierung bezeuge, darf ich wohl wiederholen, daß wir uns ohne alles persönliche Uebelwollen getrennt haben. Aber die intime Ueberzeugung haben wir beiderseits mitgenommen, daß die Politik der beiden Länder weiter als je davon entfernt ist, sich im freundnachbarlichem Einklang zu befinden und daß die beiderseitigen Regierungsprincipien vielmehr im schroffsten Widerspruche zu einander stehen. Dieses Factum ist gewiß sehr ernst. Es kann zu Schwierigkeiten und Gefahren Anlaß geben, aber es ist eben eine unvermeidliche Consequenz des durch unsern König von seiner Thronbesteigung an bei uns eingeführten liberalen Systems, dessen treue Stützen bisher sowohl die Regierung wie das Parlament gewesen sind und es gewiß auch fürder sein werden. Auch glaube ich nicht, daß die Erwägung dieser Schwierigkeit und dieser Gefahren im Stande sei, bei uns eine Aenderung in der politischen Richtung herbeizuführen. Der Weg, den wir in den letzten Jahren gegangen sind, hat uns ein hübsches

Stück vorwärts gebracht. Zum ersten Male in unserer Geschichte ist die italienische Frage vor einen europäischen Congreß gelangt und da discutirt worden, nicht etwa um, wie auf dem Congresse von Wien, oder von Laibach, eine Verschlimmerung zu erfahren und zu einer größeren Befestigung unserer Ketten zu führen, sondern in der deutlich kundgegebenen Absicht, die Wunden Italiens zu heilen. Die Vertreter großer Nationen haben laut ihre Sympathien für uns ausgesprochen. Nun der Congreß beendet ist, wird die Sache Italiens vor das Tribunal der öffentlichen Meinung getragen, vor jenes Tribunal, dem, nach dem denkwürdigen Ausspruche des Kaisers der Franzosen, der letzte Schiedsspruch, die siegreiche Entscheidung zukommt. Der Streit kann lange dauern, seine Ausdehnung wird vielleicht groß sein, aber weil wir in die Gerechtigkeit unserer Sache vertrauen, sehen wir ruhig der schließlichen Entscheidung entgegen."

Die Versammlung faßte die Bedeutung dieser, in dem was sie sagten, wie in dem, was sie verschwiegen, gleich beredten Erklärungen richtig auf und begrüßte sie mit lebhaftem Beifall. Das auf den Tribunen anwesende zahlreiche Publicum verlor kein Wort, ja, keine Miene des Redners. Es schien den Ernst seiner Prophezeiung zu athmen. Hier handelte es sich nicht um ein parlamentarisches Spektakelstück, nicht um ein Publikum, welches gekommen, um sich an tumultuösen Debatten zu ergötzen, sondern um eine politisch gebildete Bevölkerung, deren lebendiger Patriotismus sie antrieb, aus dem Munde des ersten Ministers ihres Königs zu vernehmen, was sie wohl für die Zukunft des Vaterlandes hoffen dürfe.

Unter den Zuhörern befanden sich nicht wenige Emigranten aus allen Theilen des übrigen Italiens, von denen die Meisten diese denkwürdige Sitzung tief ergriffen, voll neuer Hoffnung und Freudenthränen in den Augen verließen.

Sie hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß Italien im

Begriff stehe, wieder aufzuleben. Das Wort Liebig's begann sich zu verwirklichen. Die lebendige Moleküle am Fuße der Alpen fing an sich auszudehnen und die sie umgebende Atmosphäre des Todes, die sie vergeblich zu vergiften und in's Verderben zu ziehen strebte, zu besiegen.

Die Deputirtenkammer nahm dann andern Tags in der Sitzung vom 7. Mai die folgende von Carlo Cadorna beantragte Resolution an: „Die Kammer billigt, nach Anhörung der ihr vom Herrn Ministerpräsidenten zu Theil gewordenen Erklärungen, die nationale Politik der Regierung des Königs und die Haltung der sardinischen Bevollmächtigten auf dem Pariser Congresse und geht, in dem Vertrauen, daß die Regierung in dieser Politik verharren werde, zur Tagesordnung über." Diese Billigung war fast einstimmig; nur sehr wenige Deputirte enthielten sich bei diesem feierlichen Anlaß der Theilnahme an der vorcitirten Resolution.

In der Sitzung vom 9. Mai sprach dann die Kammer, von demselben Geiste geleitet und abermals über Antrag des Deputirten Cadorna auch dem Heere und der Flotte, soweit sie sich an der Krimexpedition betheiligt, den Dank des Vaterlandes aus und bestätigte zugleich die Wahl des Generals La Marmora zum Deputirten des Wahlbezirks von Pancalieri und die des Obersten Casanova, der ebenfalls an der Expedition Theil genommen hatte, zum Deputirten von Santhia. Graf Cavour hatte in seiner am 6. Mai gehaltenen Rede nicht verfehlt, auch seinerseits dem Heere und seiner Leitung den gebührenden Dank auszusprechen, indem er gesagt hatte: „Obwohl in Bezug auf den Wirkungskreis unseres kommandirenden Generals nichts vorausbestimmt war, so wissen Sie doch, welchen Einfluß er nicht nur im Felde, sondern auch im Kriegsrathe ausgeübt hat, ein Einfluß, den er nicht sowohl seiner Stellung, als vielmehr dem selbst erworbenen Rufe verdankte."

Der Senat ahmte alsbald das von der Deputirtenkammer gegebene patriotische Beispiel nach. In der Sitzung vom 10. Mai lud Massimo d'Azeglio den Ministerpräsidenten ein, dem Senate die geeigneten Aufklärungen über die Haltung der Congreßbevollmächtigten und über die Ansichten der Regierung zu geben. Graf Cavour verfehlte hierauf nicht, nochmals den wesentlichen Unterschied hervorzuheben, der zwischen der piemontesischen und österreichischen Politik obwalte. Er sagte unter Anderem:

„In der internationalen Politik laufen die Principien, von denen sich Oesterreich leiten läßt, und jene, die wir uns als Richtschnur dienen lassen, gar weit auseinander. Oesterreich hält jede bewaffnete Intervention für legitim und legal, wenn sie von einer Regierung verlangt wird. Wir dagegen vermögen diese Ansicht, die für so viel ungerechtes Einschreiten einen Deckmantel abgeben kann, durchaus nicht zu theilen. In diesem Meinungszwiespalt spiegelt sich der ganze Unterschied, der zwischen der österreichischen und unserer Auffassungsweise besteht und bei jeder Gelegenheir in so scharfen Umrissen hervortritt."

Mit diesen Worten bestätigte er das, was er schon in der Deputirtenkammer gesagt hatte und hob als einen Hauptcharakterzug der Politik der piemontesischen Regierung ihren Antagonismus gegen Oesterreich hervor. Wurde es demnach nicht schon damals klar, daß dieser Antagonismus schließlich nur in einem Kriege ausgefochten werden könne?

Der Senat begnügte sich nicht damit, von der Erklärung des Ministers einfach Act zu nehmen, er wollte ihr vielmehr durch seine Beistimmung noch größeres Gewicht verleihen und nahm deshalb fast einstimmig die folgende von Massimo d'Azeglio beantragte Tagesordnung an:

„Der Senat, überzeugt von den glücklichen Consequenzen, zu denen der Pariser Vertrag sowohl hinsichtlich der Förderung der allgemeinen Civilisation, wie zur Herstellung der wahren

Grundlagen von Ruhe und Ordnung auf der italienischen Halbinsel führen muß, drückt unter gleichzeitiger Anerkennung des ehrenvollen Antheils, den die Politik unserer Regierung durch ihre Congreßbevollmächtigten an diesen erwünschten Resutaten nahm, derselben ihr volles Vertrauen aus. Ebenso erklärt auch der Senat seine hohe Genugthuung über das Verhalten des Heeres, seines Anführers und der Marine, die sich um das Land und die Nation verdient gemacht haben und weiht Jenen, die ihr Leben für das Vaterland gelassen haben, das ruhmvollste Andenken".

Diese feierlichen Kundgebungen der Dankbarkeit des Landes fanden ihren Widerhall in jenen, die von den übrigen Theilen Italiens damals mit würdevollem Muthe in Scene gesetzt wurden. Die ängstliche Ueberwachung der Polizei war nicht im Stande, diese Manifestationen zu verhindern. Alle Italiener begriffen die Bedeutung der vom Grafen Cavour im Parlamente ausgesprochenen Worte. Sowohl in dem, was er gesagt, wie in dem, was er nicht gesagt hatte, fanden sie den Beweis, daß die piemontesische Regierung vor ganz Europa die Aufgabe auf sich genommen habe, der Rächer und Vertheidiger Italiens zu werden. Die Grillen der Sophisten und die Declamationen der Revolutionäre verloren allen Einfluß auf den gesunden Sinn der Italiener, welche mehr denn je ihre Blicke und Hoffnungen mit Vertrauen und Liebe dem Königsschloß in Turin zuwandten.

Von allen Seiten gingen dem Grafen Cavour Glückwunschadressen zu. Mailand, Como, Neapel und Rom ließen ihm zu Ehren goldene Medaillen prägen, auf deren einer Seite sich sein Bild, auf der andern eine einfache Erwähung des Pariser Congresses befand. Die Medaille, welche die Neapolitaner prägen ließen, brachte nur das Datum: „Am 8. April 1856"; doch das war allerdings ein sehr vielsagendes Datum. Die Medaillen wurden in der Turiner Münzstätte angefertigt, aber die nöthigen

Summen zur Herstellung derselben wurden in den verschiedenen Ländern durch private Subscription gesammelt. Die neapolitanische, österreichische und päpstliche Polizei gaben sich die größte Mühe, um diese Subscriptionen zu verhindern und verfolgten alle Jene, die sie im Verdachte hatten, solche zu befördern. Aber alle polizeiliche Mühe war vergebens. Die Subscriptionen fanden dennoch statt und erreichten ihr Ziel, d. h. die Prägung der Medaillen. Die Toskaner hatten den glücklichen Gedanken, ihre Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß sie dem Grafen Cavour seine Marmorbüste mit der Dante'schen Inschrift übersandten:

„Colui che la difese a viso aperto"

„Der sie (die ital. Unabhängigkeit!) mit offenem Gesicht vertheidigt."

Graf Cavour ließ die mit dieser Inschrift versehene Büste in seinem Vorzimmer aufstellen.

Es läßt sich denken, daß ihm alle diese Kundgebungen nicht wenig angenehm waren, erkannte er doch in ihnen den Triumph der von ihm befolgten Politik, welche die Sache Italiens für immer den Händen der Verschwörer entwandte und sie mit jener einer der ältesten und berühmtesten Dynastien Europa's identificirte. An dem Tage, an welchem über besonders aus Neapel eingelaufenen Auftrag, Herrn Antonio Scialloja und dem Schreiber dieses die Ehre zu Theil ward, dem Grafen Cavour die vorerwähnte Medaille zu überreichen, sagte er uns, nachdem er uns zuvor ersucht, unseren Auftraggebern seinen wärmsten Dank auszusprechen: „Diese Vertrauensbeweise der Italiener werden mir immer ein Sporn sein, auf der eingeschlagenen Bahn auszuharren und vorwärts zu schreiten. Sie werden mir dazu dienen, Europa immer mehr den Beweis zu liefern, daß wir die italienische Sache den Händen der Revolutionäre entrissen haben, und daß heute die wahren Beförderer und Mitschuldigen der Revolution nur jene Regierungen sind, die sich unserer Politik entgegenstellen".

Es dürfte fast überflüssig zu bemerken sein, daß durch all dies die Sympathie und Zufriedenheit der italienischen Völker mit Cavour ebenso gesteigert, als die Unzufriedenheit der übrigen italienischen Regierungen gegen ihn immer mehr wachgerufen wurde. Diese Unzufriedenheit verwandelte sich bald in einen förmlichen Haß. Man klagte ihn an, daß er in Italien Alles umstürzen wolle, daß er die Verwirrung nähre und die Unordnung hervorrufe. Es waren das die gewöhnlichen Ausbrüche ohnmächtigen Zorns, die boshaften Verleumdungen Jener, welche Anderen die Schuld ihrer eigenen Fehler aufbürdend, damit die unbequeme Stimme des eigenen Gewissens, dieser Verkünderin ihrer künftigen Züchtigung, zum Schweigen zu bringen vermeinen. Cavour ließ sich diesen Haß und diese Verleumdungen nicht im Geringsten anfechten. Er antwortete durch Thaten und schritt ruhig seines Weges weiter.

„Wenn es sich treffen sollte, schrieb er zu jener Zeit dem nach Paris gegangenen Grafen Oldofredi, daß zufällig auf uns die Rede käme, so sagt Allen, daß wir klug, sehr klug sein und die Ereignisse mit äußerster Ruhe abwarten werden, aber daß, sobald der Moment zum Handeln kommt, wir diesmal entschlossen sind, für die Ehre und das Heil unseres Landes Alles zu wagen. Wir werden, wenn es Noth thut, „des enfants terribles“ sein. Ihr kennt mich hinreichend genug, um überzeugt zu sein, daß ich nicht scherze und daß ich nicht in die Luft spreche, wenn ich so etwas sage.“

XXXII.

Am 11. Mai 1856 wurde der Sitte gemäß das Andenken der Verleihung der Constitution gefeiert. Diesmal fiel diese Feier äußerst glänzend und fröhlich aus. Es waren dabei einige Bataillone jener Truppen zugegen, welche soeben von der Krim=

expedition zurückgekehrt waren. Ihre Anwesenheit verursachte einen ganz unbeschreiblichen Enthusiasmus. Die Nationalgarde von Turin, der nach dem Herkommen der Ehrenposten dieses Tages gehörte, war so rücksichtsvoll, ihn diesmal den aus der Krim zurückgekehrten Truppen abzutreten. Beim Defiliren dieser wackeren Soldaten entstand ein ungeheurer Beifallssturm, ein endloses Händeklatschen und Evvivarufen. Mischte sich doch hier dem Gefühl der Bewunderung für die Ueberlebenden der trauerumflorte Gedanke an jene Vielen bei, die ebenfalls mit in's Feld gezogen und nicht wieder zurückgekehrt waren. Es war ein Tag tiefer Bewegung und gegenseitiger patriotischer Liebe. Der König und die Nation blickten mit Stolz auf die männlichen, gebräunten Gesichter der Soldaten, die ihre Pflicht so wacker erfüllt hatten. Graf Cavour sah sich den Vorübermarsch vom Balkon des Palastes des Finanzministeriums aus an, welches sich damals in einem Flügel der Piazza Castello dem „Königlichen Theater" gegenüber befand. Sein Blick athmete Zufriedenheit und Genugthuung. Neben ihm stand ein fremder Officier in fremder Uniform und einem Helm mit weißem Federbusch. Die Blicke der Menge hefteten sich neugierig auf diese unbekannte Persönlichkeit, welche sich mit Cavour freundlich unterhielt und großen Gefallen an dem militärischen Schauspiel zu finden schien. Allgemein fragte man sich, wer dieser Officier nur sein möge. Bald genug erfuhr man, daß es der Graf Stackelberg sei, der später, vor und nach der Bildung des Königreichs Italien, russischer Gesandter in Turin wurde und jetzt vom Czaren Alexander II. hieher gesandt war, um dessen Thronbesteigung dem König Victor Emanuel officiell zu notificiren.

Das war der erste Freundschaftsbeweis, den die russische Regierung Piemont seit 1848 gab. Auf den Gefilden der Krim hatte Piemont alte Freundschaftsbande befestigt und auch solche, die ihm verloren gegangen waren, wieder neu angeknüpft. Durch

seine Haltung auf dem Congreß hatte Graf Cavour die Zuneigung der russischen Bevollmächtigten gewonnen, und diese hatten nicht verfehlt, ihre eigenen Eindrücke ihrer Regierung mitzutheilen und ihr zu rathen, in ein freundlicheres Verhältniß zu jenem kleinen Staate zu treten, der gerade, weil er ein ehrlicher, offener Feind gewesen, jetzt allen Grund hatte, ein zuverlässiger Freund zu werden. Graf Stackelberg kam nach Turin, um diese wohlwollenden Gesinnungen seiner Regierung zum Ausdruck zu bringen. Schon in seinem ersten Gespräche, das er mit Graf Cavour hatte, zeigte er sich sehr befriedigt und sagte, als er ihm beim Abschiede die Hand reichte: „Nous avons Mr. le Comte, des sympathies communes, nous avons des inimitiés communes: voici plus qu'il n'en faut pour établir entre nos deux pays une bonne et solide amitié. (Herr Graf, wir haben gemeinsame Sympathien und gemeinsame Feindschaften; das ist genug, um zwischen uns eine gute und dauerhafte Freundschaft zu begründen). Merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände! Der Abgesandte Alexander's II. ward Augenzeuge des dankbaren Empfanges, den man in Turin den Soldaten bereitete, die vor wenigen Monaten noch gegen das russische Heer gefochten hatten.

Noch größere Feste erwarteten den General La Marmora, als er mit dem Gros des Expeditionscorps zurückkehrte. Diese Feste begannen schon in Genua, wo man zahlreiche Triumphbogen errichtet hatte und die Soldaten und ihren Anführer mit großem Enthusiasmus begrüßte.

Am 15. Juni fand dann auf der Piazza d'Armi in Turin die Vertheilung der Belohnungen statt. Auch das gestaltete sich zu einer sehr schönen und imposanten Ceremonie. Aus den Provinzen waren zahlreiche Besucher herbeigeströmt, um die aus der Krim Zurückgekehrten zu sehen. Der König richtete eine Ansprache, die unter dem Militär wie unter dem Volke den größten Jubel erregte, an diese erprobten Krieger. Die Vertreter

Englands, Frankreichs und der Türkei nahmen an der Festlichkeit Theil. Der Anblick des Schauspiels, das an diesem Tage die Piazza d'Armi darbot, war allerdings geeignet, einen nachhaltigen Eindruck auf die Gemüther eines patriotisch fühlenden Volkes hervorzubringen. In amphitheatralischer Gestalt waren Tribünen errichtet worden; in der Mitte des Platzes stand ein Altar Diesem gegenüber hielt der König zu Pferde mit seinem Gefolge und den fremden Gesandten. Die vom Volke umwogten Soldaten standen auf dem Platze in Schlachtordnung. Da vermischten sich wohl in manchem Geiste die Erinnerungen an die Vergangenheit mit der Freude der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft. Das Heer, das unter so schwierigen Verhältnissen sich um das Vaterland verdient gemacht, nahm hier den Dank aus dem Munde seines Königs und von dem es jubelnd umdrängenden Volke entgegen.

Nachdem General La Marmora das Commando über die soeben beendete Krimexpedition niedergelegt, ward er ersucht, das Portefeuille des Kriegsministeriums wieder zu übernehmen, welches während seiner Abwesenheit vom General Giacomo Durando geleitet worden war, und er erklärte sich sofort dazu bereit.

XXXIII.

Die Theilnahme an der westmächtlichen Alliance hatte die Stellung Piemonts in Europa gar wesentlich gehoben und zugleich seiner Politik ein lebendiges Colorit verliehen. Wenn früher Zurückhaltung eine Pflicht, und Vorsicht eine unumgängliche Nothwendigkeit waren, so hatte sich in dieser Beziehung jetzt so Manches verändert. Allerdings durfte man sich auch jetzt nicht von den Wegen der Klugheit nnd Besonnenheit entfernen, indeß durfte man doch schon kühneren Bestrebungen nach-

gehen, als es früher möglich gewesen. Nach dem Krimkriege und dem Pariser Congreß hatte Graf Cavour mehr als je das Recht erlangt, die Stimme der piemontesischen Regierung in Europa vernehmbar zu machen und er war nicht der Mann dazu, sich etwa eines so kostbaren Rechtes nicht mit unermüdlicher Energie zu bedienen. Die von ihm den beiden Kammern gemachten Erklärungen deuteten klar genug die Richtung an, welche die piemontesische Politik nunmehr einschlagen würde. Dies war nicht mehr und konnte nicht mehr blos die Politik der Sammlung sein. Ebenso wenig war es, oder durfte es die Politik der Provocation sein. Dagegen war es in der That die Politik der Vorbereitung zu einem Kriege, dessen Ausbruch sich wohl noch verzögern ließ, der aber, wie die Dinge nun ein Mal lagen, schließlich unvermeidlich wurde.

Jene Politik der Vorbereitung mußte sowohl auf das Innere wie auf das Aeußere Bedacht nehmen. Im Innern war es nöthig, das Land kriegstüchtig zu machen und in guten Vertheidigungszustand zu versetzen. Nach Außen hin aber mußte man sich nach zuverlässigen und kräftigen Bundesgenossen umsehen.

Um das Land kriegstüchtig zu machen, mußte man sich zu Opfern und Selbstverleugnung entschließen, denn es waren sowohl materielle, wie moralische Vorbereitungen von Nöthen. Graf Cavour wußte aus Erfahrung, daß er von seinem piemontesischen Parlamente nie vergeblich Opfer, oder Selbstverleugnung in Anspruch nahm; was er forderte, erhielt er immer. Er genoß eines solchen Vertrauens, daß man ihm nichts verweigerte. Waren doch Alle überzeugt, daß wenn er auch das von ihm gestellte Verlangen nicht hinreichend genug gerechtfertigt habe, er doch unzweifelhaft gebieterisch sich geltend machende Gründe dafür haben müsse. Auch die moralischen Vorbereitungen waren von hoher Bedeutung. Sie mußten die materiellen Rüstungen unter-

stützen und erst recht wirksam machen. Darum war es nöthig, das Vertrauen wach zu erhalten, das Nationalgefühl anzuspornen und alle ernsten Kundgebungen desselben zu begünstigen. Er wollte damit gewiß nicht, daß man Gassendemonstrationen mache, die, anstatt zu nützen, nur gefährlich werden konnten. Wohl aber lag ihm an jener permanenten, alltäglichen, ja allstündlichen Demonstration, die sich in Vertrauensbeweisen für die Regierung, in offener Billigung all ihrer Schritte, in jener schönen Gemeinsamkeit aller nationalen Elemente in Allem und Jedem kundgab, die in freien Ländern eine so wesentliche Bedingung des Prosperirens der staatlichen Ordnung und ein so mächtiger Hebel für den Erfolg großer politischer Pläne ist. Graf Cavour pflegte oft zu wiederholen: „Ich will dem Lande voranschreiten und es zum Fortschritt antreiben, aber es muß mich dabei unterstützen. Zwischen mir und ihm darf es kein mißtrauisches Zögern geben. An dem Tage, wo dieses einträte, würde ich mir nicht nur nicht mehr schmeicheln dürfen, daß ich meine politischen Pläne durchsetzen werde, sondern ich würde auch aufhören müssen, Minister zu sein". Aus diesem Grunde sah er die Anerkennungsadressen für das Heer und die Sammlungen für die hundert Kanonen von Alessandria, die auch im übrigen Italien einen gewaltigen Nachhall fanden, sehr gern und ermuthigte sie, wie er nur konnte. Piemont und mit ihm Italien in dieser geweckten Stimmung zu erhalten, war aber keineswegs eine geringe Aufgabe. Wohl ist es leicht, den Enthusiasmus zu entzünden, aber sehr schwer, ihn zu bewahren und für längere Zeit thatkräftig zu erhalten. Es ist eine Flamme, die ein günstiger Luftzug emporsteigen läßt und verstärkt, die ruhige Luftströmungen aber sinken und ungünstige Winde verlöschen machen. Nun war Italien wohl Enthusiasmus nöthig, aber nicht ein vorübergehender, flüchtiger, sondern ein dauerhafter, der auch schweren Prüfungen, vor Allem aber momentaner

Enttäuschung und der Ermüdung zu widerstehen wisse. Das Stichwort der Politik Cavour's war: alere flammam.

Mit jedem neuen Tage gewann übrigens sozusagen die piemontesische Politik neuen Boden. Der Fortschritt, den sie in der öffentlichen Meinung machte, war evident. Der piemontesische Einfluß äußerte sich bereits in allen italienischen Angelegenheiten. Auch unter jenen italienischen Emigranten, welche bisher einem anderen Asyle vor Piemont den Vorzug gegeben hatten, begann jetzt ein Umschwung einzutreten, der die besten Resultate versprach. So erklärte damals auch Daniele Manin, der sich, seitdem er seine Heimath verlassen, immer in Paris aufgehalten und sich nicht von dem republikanischen Programme lossagen zu können geschienen hatte, daß er jetzt ebenfalls das Heil Italiens nur im festen Anschluß an Piemont und an das Haus Savoyen erblicke. Der Sicilianer Giuseppe La Farina, der an der Spitze einer politischen Gesellschaft stand, die sich Società Nazionale (Nationalverein) nannte, ahmte das Beispiel Manin's nach. Seit dieser Zeit begannen die Beziehungen des Nationalvereins zum Grafen Cavour, die dann freilich sehr übertrieben worden sind, aber doch ihre nützliche Seite hatten. Hat es denn doch sogar Leute gegeben, welche die kühne Behauptung aufzustellen wagten, Graf Cavour habe sich diesem Vereine vollkommen untergeordnet und von ihm Inspirationen und das Losungswort erhalten. Das ist aber durchaus nicht der Fall gewesen. Der Nationalverein nützte allerdings der nationalen Sache innerhalb gewisser Grenzen ebenfalls, besonders weil er viele Leute der Secte der Mazzinisten abspenstig machte und Proselyten für den Plan einer monarchischen Einigung Italiens gewann. Auf diese Weise wurde er ein nützliches Instrument, aber damit noch lange nicht der Inspirator der Politik Cavour's, die für sich ganz allein bestand und früher in dem Geiste des großen Politikers gereift war, als er von der Existenz jenes Vereins über-

haupt eine Nachricht hatte. Sehr nützlich in den römischen Provinzen, besaß doch der Nationalverein nicht viel Einfluß in der Lombardei und ebenso wenig in Toscana. Dabei trug er, wie dann die Erfahrung lehrte, nicht eben viel zur Eintracht der Gemüther auf der Insel Sicilien bei. Graf Cavour verachtete als ein Praktiker, wie er war, kein vernünftiges Mittel, welches die Erreichung des großen Zieles, das er sich gesteckt hatte, erleichtern konnte, aber damit sah er jenes Mittel noch keineswegs als ausschließlich und einzig gültig an und war noch viel weniger danach angethan, es aus einem bloßen Instrumente zu einem selbstständigen Leiter werden zu lassen. „Der Nationalverein", sagte er ein Mal zu Jemand, der ihn darüber befragte, „läßt die Mazzinisten Terrain verlieren; deshalb kann und darf ich ihm nicht entgegentreten". Uebrigens darf man sich nicht verwundern, daß über dieses Verhältniß gar mancherlei erzählt worden ist und daß gewisse oft gesagte und wiederholte irrige Behauptungen bei der bekannten Leichtgläubigkeit der Massen eine günstige Aufnahme gefunden haben. Es ist das nur natürlich; sind doch derartige Fabeln gewissermaßen das Verhängniß aller großen Unternehmungen, wenn sie glücklich zum Ziele gelangen. Wenn ein Wagestück mißlingt, so will Niemand die Verantwortlichkeit des schlechten Erfolges auf sich nehmen; im Gegentheile, Alle weisen sie entrüstet von sich ab und lassen sie mit rührender Eintracht am liebsten auf die Schultern eines einzigen Mannes zurückfallen. Wenn aber eine Sache gelingt, so tritt genau der entgegengesetzte Fall ein, da wollen Alle Ehre und Ruhm ernten, da ist Jeder der eigentliche Anstifter oder Vollender der Großthat gewesen, wenn er nur im Entferntesten daran mitzuwirken berufen war. Unser Manzoni pflegte oft die Anecdote von jenem Sacristan zu erzählen, der beim Anhören des Lobes der von seinem Pfarrer gesungenen Messe voll Eigendünkel ausrief: „ja, aber zu jener Messe hat kein Anderer geläutet als ich".

Die Welt bleibt sich in großen, wie in kleinen Dingen immer gleich und ebenso sind auch die Menschen immer dieselben. Wie viele und viele Leute giebt es doch, die in der Politik gerade so sprechen, wie jener Sacristan. Wie natürlich ist es daher, daß so Manche, nun sie das große Werk des Grafen Cavour vollendet sehen, der Versuchung nicht zu widerstehen vermögen, sich den größten Theil des Verdienstes daran zuzueignen und bescheidentlich zu sagen, oder doch wenigstens zu verstehen zu geben, daß es Cavour ohne sie nicht geglückt sein würde, seinen großen Plan durchzuführen.

Cavour, sein Ziel vor Augen, war darauf bedacht, Alle und Alles dafür nutzbar zu machen. Er verschmähte keine Beihülfe, keine sich ihm darbietende ehrliche Mitwirkung. Um Italien moralisch zur Erlangung seiner eigenen Unabhängigkeit vorzubereiten, sammelte er alle Elemente, alle Fähigkeiten und jede tüchtige Willenskraft um seine Person. Alle aber, die ihm wirklich Hülfe leisteten und ihn factisch mit Rath oder That unterstützten, haben sich dadurch auch um das Vaterland verdient gemacht.

Während demnach Graf Cavour Alles that, um in den Gang der italienischen Angelegenheiten eine gleiche Richtung zu bringen, alle lebenskräftigen Elemente im Lande zu vereinen und aus dieser Vereinigung neue Kraft und Stärke zu gewinnen, dachte er zugleich auch ernstlich daran, einen mächtigen Bundesgenossen zu finden, welcher der italienischen Unabhängigkeit gleichsam als Schild und Hort zu dienen vermöge. Sein eifriges und tiefgehendes Studium der europäischen Verhältnisse und der sie leitenden Politiker, dem er sich auf dem Pariser Congresse hingegeben, der Gang der dort stattgefundenen Verhandlungen, und die daraus hervorgegangenen Resultate hatten nicht wenig dazu beigetragen, ihm einen klaren Einblick und ein richtiges Urtheil über die von ihm zu treffende Wahl und über

das dabei nöthige Verhalten zu verschaffen. Seine häufigen Zwiegespräche mit Napoleon III. hatten ihn immer mehr davon überzeugt, daß, wenn die italienische Sache sich von irgend Jemand wirksame Hülfe versprechen dürfe, dieser Helfer nur Napoleon III. sein werde. Zwar schätzte er auch die englische Freundschaft nicht gering, allein er war davon überzeugt, daß sie die Grenzen diplomatischer guter Dienste und blos moralischer Hülfe nicht überschreiten werde*). Er wünschte aufrichtig, daß Piemont und seine Politik sich die Gunst des englischen Publicum's erhalten möchten, aber damit gab er sich noch nicht der Hoffnung hin, daß England etwa dem piemontesischen Heere in einem Kriege gegen Oesterreich seine Schiffe und Truppen zu Hülfe senden werde. In wen anders sollte er dagegen Vertrauen auf ausgiebige Unterstützung setzen, wenn nicht auf Napoleon III., der, als er sich 1855 an Victor Emanuel mit der Frage gewandt: „Que peut-on faire pour l'Italie?“ seine Sinnesart deutlich genug zu erkennen gegeben und seine Neigung für Italien zu interveniren keineswegs verhehlt hatte?

---

*) Massari stellt in seinem Werke das Verhältniß Cavour's zu den englischen Staatsmännern, das sich gerade auf dem Pariser Congresse getrübt hatte, wohl etwas zu rosig dar. In London konnte man, wie auch William de la Rive berichtet, es Cavour lange nicht vergessen, daß er auf dem Congresse sowohl Rußland geschont, wie auch die Unabhängigkeit der Donaufürstenthümer vertheidigt, kurz die Tendenz und Forderungen Englands nur schwach unterstützt hatte. Dazu kam, daß Cavour während der Verhandlungen in Paris einen sehr sanguinisch gehaltenen Brief an seinen Freund Rattazzi in Turin richtete, der unter Anderem über eine Unterhaltung mit Lord Clarendon berichtete und diesem in Bezug auf die Eventualität eines italienisch-österreichischen Krieges die Worte in den Mund legte: „O, gewiß können Sie auf uns zählen, wenn Sie in Verlegenheit sind, und Sie werden sehen, mit welcher Energie wir (England) Ihnen darin zu Hülfe kommen werden.“ Dieser keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmte Brief wurde aber gleichwohl veröffentlicht und gab dann Anlaß dazu, daß Lord Clarendon in Bezug auf das, was darin ihn berührte, im englischen Oberhause ganz entschieden dagegen protestirte. Anmk. des Uebersetzers.

Die Alliance mit Frankreich war demnach das natürliche Ziel der äußern Politik des Grafen Cavour. Damit war er jedoch durchaus nicht gesonnen, sich etwa die Sympathie der übrigen Mächte zu verscherzen, sondern meinte vielmehr, daß die freundlichen Beziehungen zu den anderen Staaten das Bündniß mit Frankreich eher noch erleichtern würden. Außer mit Oesterreich, zu dem er sich so schlimm wie nur möglich zu stellen trachtete, wollte er mit allen anderen Staaten gut stehen und wünschte, daß sie nicht mit mißgünstigem Auge auf Piemont blicken möchten. Sein eifriges Streben war fortwährend darauf gerichtet, in Europa eine seinem Lande günstige politische Strömung zu erzielen, die der italienischen Sache jene moralische Unterstützung verschaffen würde, welche dann Frankreich seine materielle Hülfeleistung erleichtern müßte. Auch in dieser Beziehung war ihm der Pariser Congreß sehr nützlich gewesen. Wenn man die Männer persönlich kennt, die auf den Gang der europäischen Angelegenheiten wesentlich Einfluß nahmen, kann man sich leichter ein Urtheil über ihre Handlungsweise und ihre Absichten bilden und vermag man sich auch eher in ihre Denkweise zu versetzen, wenn plötzlich irgendwelche unerwartete Ereignisse eintreten. Seinem scharfen Blicke aber war in dieser Beziehung gar nichts entgangen, und das hätte schon ein merkwürdig feiner Diplomat sein müssen, dem es gelungen wäre, sein Inneres ganz vor ihm zu verbergen. Ihm schwebte das Verhalten der preußischen Bevollmächtigten (Graf Manteuffel und Graf Hatzfeld) auf dem Congresse deutlich vor Augen; er hatte recht gut wahrgenommen, daß die Erinnerungen an Olmütz aus ihrem Gedächtnisse noch nicht verlöscht seien und daß deshalb zwischen Oesterreich und Preußen die Freundschaft jedenfalls nicht zu groß sei. Ebenso hatte er erkannt, wie übel gestimmt die russischen Bevollmächtigten (der Graf und spätere Fürst Orlov und der Baron Brunov) gegen Oesterreich seien

und in dieser Beziehung gewiß nichts gesagt, noch gethan, was diese Mißstimmung vermindern oder zur Beseitigung der sichtbaren Antipathie zwischen Russen und Oesterreichern beitragen könne. Kam doch eine sich gegen Oesterreich in Europa bemerklich machende politische Windrichtung seinen Plänen gar sehr zu Statten; er that daher seinerseits, was nur irgend in seinen Kräften stand, um dieselbe mit erzeugen zu helfen.

Vom Jahre 1849 bis 1855 war Piemont darauf bedacht gewesen, überhaupt nur zu leben, was unter den obwaltenden Umständen das Klügste war, was es thun konnte. Dann hatte es 1855 auf den Schlachtfeldern der Krim bewiesen, wie kräftig sich sein Leben erweise und 1856 hatte es wieder auf diplomatischem Gebiete in Paris eine große Karte ausgespielt. Von jenem Momente an mußte seine Politik darauf gerichtet sein, sich immer und überall lebendig und rührig zu zeigen. Der Thätigkeit des Grafen Cavour öffnete sich jetzt ein weites Feld. Der Pariser Vertrag verlieh ihm das Recht, seine Meinung über alle auf ihn bezügliche Fragen auszusprechen und dieses Rechtes wußte er sich mit seltenem Geschick und großer Umsicht zu bedienen. Das von ihm gewonnene Ansehn verschaffte ihm aber auch die Genugthuung, über andere Angelegenheiten befragt zu werden, die in keiner Beziehung zu jenem Vertrage standen und die ihn zwar an sich nicht eben zu specieller Einwirkung reizten, ihm aber doch wieder bei seiner diplomatischen Behändigkeit hie und da neue Stützpunkte zu seinen politischen Zielen darboten. Fehlte doch einen Moment nicht viel daran, daß er sich dazu entschlossen hätte, auch an der anglo-französischen Expedition nach China Theil zu nehmen, und wenn er es nicht that, so kam dies nur daher, daß ihm der Nutzen jener Mitwirkung mit Recht nicht so evident erscheinen wollte, wie die frühere Theilnahme an dem Kriege gegen Rußland.

Im Sommer 1856 gestalteten sich die Beziehungen zwischen

dem Könige Ferdinand II. von Neapel einerseits und Frankreich und England andererseits sehr wenig freundschaftlich. Der aus dem Munde Lord Clarendon's auf dem Congresse laut gewordene und durch die Haltung und Sprache des Grafen Walewski noch bestätigte herbe Tadel der bekannten Mißwirthschaft der bourbonischen Regierung hatte diese in hohem Grade aufgebracht und bewog sie, in jeder Art ihre Verstimmung zu erkennen zu geben, und da sie sich gegen offene Angriffe durch den ihr von Rußland aus gewährten Schutz für hinreichend gesichert hielt, so ließ sie sich keine Gelegenheit entgehen, ihr Uebelwollen gegen England und Frankreich recht demonstrativ zur Schau zu tragen. Die Regierungen von Paris und London meinten daher, daß etwas geschehen müsse, um die Anmaßung der bourbonischen Regierung zurückzuweisen und zugleich bemerklich zu machen, daß die Erklärungen der Congreßbevollmächtigten keine leeren Worte gewesen seien. Es war zur Genüge bekannt, was für ein trauriges Regierungssystem von dem Bourbonen Ferdinand II. gehandhabt werde. Die Briefe Gladstone's hatten in dieser Beziehung die öffentliche Meinung der ganzen civilisirten Welt hinreichend aufgeklärt, und der famose Ausspruch in jenen Briefen, daß „die neapolitanische Regierung die zum System erhobene Negation Gottes“ sei, lief von Mund zu Munde. Indem daher die Westmächte von jener Regierung eine Aenderung ihrer Politik verlangten und sie ersuchten, wenn schon nichts Anderes, so doch die Gesetze der Menschlichkeit zu beobachten, oder wenigstens aufzuhören, sie zu beleidigen, wie sie es mit so großer Schamlosigkeit that, mischten sie sich nicht sowohl in die inneren Angelegenheiten dieses Staates ein, als daß sie vielmehr eine Pflicht der Civilisation und Gerechtigkeit erfüllten. Um diesen vernünftigen Forderungen mehr Nachdruck zu geben, hatten einige Kriegsschiffe der englischen und französischen Flotte den Befehl erhalten, sich nach dem Golfe von Neapel zu be-

geben. Es handelte sich hier um etwas, was einen Theil Italiens anging und daher war es klar, daß die piemontesische Regierung sich ebenfalls darum kümmern müsse, und Graf Cavour blieb auch keineswegs müßig. Die Westmächte unterrichteten ihn von ihren Absichten und zeigten sich geneigt, einzuwilligen, daß die piemontesische Regierung ebenfalls ein oder zwei Schiffe, vereint mit den Fahrzeugen Frankreichs und Englands, in die neapolitanischen Gewässer sende. Wenn aber die italienische Flagge hier neben der französischen und englischen geweht haben würde, so wäre das civilisatorische und humane Werk, welches die Mächte dort ausführen wollten, nur noch mehr hervorgetreten. Das Project war bereits seiner Ausführung sehr nahe, als Graf Cavour, bevor er die letzten diesbezüglichen Befehle gab, sich erst noch überzeugen wollte, wie weit und innerhalb welcher Grenzen die beiden Großmächte entschlossen seien, ihre Action zu treiben. Es war wenig wahrscheinlich, daß Ferdinand II. auf ihre Forderungen eine bejahende oder auch nur mittelmäßig befriedigende Antwort geben werde. Was sollte aber weiter geschehen, wenn er sich streng ablehnend verhalten würde? Würde man sich mit der gemachten bloßen Demonstration zufrieden geben und es bei einfachem Bruch der diplomatischen Beziehungen bewenden lassen? Oder würde man seine Forderungen dann energischer und dringender erneuern und entschlossen sein, wenn sie abermals zurückgewiesen werden sollten, die bourbonische Regierung durch Anwendung von Gewalt zur Vernunft zu bringen? Die Haltung und die Entschlüsse der piemontesischen Regierung mußten sich danach richten, welchem Verhalten die Westmächte in diesem Dilemma den Vorzug geben würden. Graf Cavour hatte dabei scharf vor Augen, daß ein kleinerer Staat, der eben erst wieder neues Ansehn gewonnen, jeden seiner Schritte wohl abmessen, und bevor er sich in eine Unternehmung einlasse, deren Wesen, Ziel und Consequenzen genau erwägen müsse.

Gerade weil das kleine Piemont sich in Europa wieder eine geachtete Stellung erworben, war es um so mehr seine Pflicht, nichts zu unternehmen, was seinen Ruf vielleicht wieder schmälern könne. Frankreich und England, als Mächten ersten Ranges, konnte es vielleicht passend erscheinen, eine Demonstration zu machen, auch wenn sie nicht von positiven und sofortigen Resultaten begleitet sein sollte. Aber das stand Piemont nicht zu, welches, da es keine Großmacht war, nichts unternehmen durfte, was es vielleicht dann dem Vorwurf der Schwäche ausgesetzt haben würde. Niemand würde je gewagt haben, zu sagen, daß Frankreich und England aus Furcht vor der bourbonischen Regierung von ihrem Vorhaben abließen. Es würde dies vielleicht nicht einmal Piemont nachgesagt worden sein; aber es hätte in Bezug auf dieses gleichwohl gesagt werden können. Man hätte sich in Neapel rühmen können, die piemontesische „Umsturzregierung“ und ihren turbulenten Ministerpräsidenten zu einem Rückzug genöthigt zu haben. Einer solchen Eventualität wollte sich aber Graf Cavour nicht aussetzen. Sobald die Gewißheit vorlag, daß Frankreich und England nicht entschlossen seien, eventuell bis zu den äußersten Consequenzen vorzugehen, hielt er es für gerathener, sich ganz bei Seite zu halten. So wurden denn damals also die piemontesischen Schiffe nicht nach Neapel gesandt.

Diese durch die eben berührten triftigen Gründe gebotene Enthaltsamkeit war allerdings nicht sehr nach dem Geschmacke Cavour's, wurde ihm aber durch seine eigene klare Einsicht zur Pflicht gemacht. Sie war ihm um so unlieber, als er, stets von dem Gedanken, bei günstiger Gelegenheit Oesterreich den Krieg zu machen, beherrscht, sich mit der Idee trug, dabei den Beistand der neapolitanischen Waffen zu erhalten. Da er nun wußte, daß dies unmöglich sein werde, so lange Ferdinand II. das Königreich beider Sicilien beherrsche, so hatte er gehofft, daß jetzt

vielleicht eine Veränderung der Dynastie in Neapel herbeigeführt und dann die Mitwirkung des neapolitanischen Heeres beim bevorstehenden Unabhängigkeitskriege als gewiß betrachtet werden dürfte *). Er war zwar der französischen Alliance für einen solchen Kriegsfall ziemlich gewiß, glaubte aber, daß die italienische Nationalehre es erfordere, daß so viel wie möglich eigene italienische Kräfte dabei mit in's Feld rückten, damit die italienische Unabhängigkeit nicht etwa zu sehr wie ein französisches Geschenk aussehe. Aus diesem Grunde sehnte er politische Veränderungen im Königreiche beider Sicilien so sehr herbei, Veränderungen, durch welche das neapolitanische Heer ein Verbündeter der piemontesischen Armee gegen Oesterreich geworden wäre.

Welches eigentlich die Gründe waren, die zu jener Zeit die französische und englische Regierung davon zurückhielten, kräftiger und entschlossener vorzugehen, ist hier nicht der Ort, näher zu untersuchen. Wahrscheinlich gelang es den beiden Mächten nicht, sich unter einander über den Nachfolger der bourbonischen Dynastie zu verständigen. Mir genügt es, hier in Erinnerung gebracht zu haben, was damals die Absichten und Pläne Cavour's bezüglich dieser Frage waren und wie er auch bei jener Gelegenheit wieder, wie gewöhnlich, sich nur von triftigen politischen Gründen leiten ließ und dabei beständig danach trachtete, alle seine Entschlüsse mit seinem einzigen großen Ziele möglichst in Uebereinstimmung zu bringen.

Anknüpfend an diese neapolitanischen Angelegenheiten scheint es mir geeignet, hier auch einer sehr lieben und werthvollen Freundschaft des Grafen Cavour mit dem schwedischen Diplo-

*) Es giebt nicht blos ein Glück im Kriege, sondern auch in der Politik. Damals wäre Cavour glücklich gewesen, wenn Napoleon III. sich dazu verstanden hätte, den Prinzen Napoleon oder Murat auf den Thron von Neapel zu setzen. Napoleon III. entschied sich aber nicht für diese Combination und ermöglichte somit selbst erst die spätere völlige Einigung Italiens.
Anmerkung des Uebersetzers.

maten Grafen Carl von Wachtmeister, einem Manne von seltenen Gaben des Herzens und Geistes, Erwähnung zu thun. Graf Wachtmeister war von seiner Regierung nach Italien in der Eigenschaft eines Geschäftsträgers bei den Regierungen der verschiedenen Staaten, in welche die Apenninenhalbinsel damals noch zerfiel, gesandt worden. Seine Instruction lautete dahin, seinen beständigen Aufenthalt in Neapel zu nehmen, sich aber von da aus zeitweise nach Florenz, Rom und Turin zu begeben. Es kostete ihm eben keine Schwierigkeit, sich mit den verschiedenen Tendenzen der respectiven Regierungen, bei denen er accreditirt war, bekannt zu machen, und da gab er denn denen der piemontesischen Regierung vor allen anderen den Vorzug. Sobald er Neapel verlassen konnte, begab er sich nach Turin, wo er den Grafen Cavour kennen gelernt hatte und sein Bewunderer und Freund geworden war. Er gehörte unter jene ausgezeichneten Männer, welche von der leidenschaftlichen Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit tief durchdrungen sind und war Italien dabei so ergeben, als ob er selbst ein geborener Italiener gewesen wäre. Graf Cavour schätzte die Freundschaft dieses Ehrenmannes sehr hoch und pflegte sich nicht selten seiner Kenntnisse und Rathschläge zu bedienen. Graf Wachtmeister wurde später Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Schweden und starb im Sommer 1871. Er erinnerte sich immer gern an die von ihm in Italien zugebrachten Jahre und war stolz darauf, sagen zu dürfen, daß ihn Graf Cavour unter seine besten Freunde gezählt hatte.

XXXIV.

Die Folge bewies, daß die Vorhersicht des Grafen Cavour nicht trügerisch gewesen und machte der Feinheit seines politischen Scharfblicks alle Ehre. Ferdinand von Neapel machte

sich gar nichts aus den Vorstellungen und Zumuthungen Frankreichs und Englands und fuhr vielmehr, als ob ihm Niemand etwas zu sagen habe, ganz nach seinem Belieben zu wirthschaften fort. Die Manifestationen der Westmächte blieben ohne irgend welche Wirkung. Und doch hatte Graf Cavour nicht unterlassen, die Mächte auch darauf aufmerksam zu machen, daß die Haltung der neapolitanischen Regierung, ganz abgesehen davon, daß sie nicht den Principien der Gerechtigkeit und Civilisation entspreche, auch für den Frieden der Halbinsel gefährlich sei, indem sie den revolutionären Geist rege erhalte und damit die Sache der Ordnung, welche die piemontesische Regierung so sehr bemüht sei aufrecht zu erhalten, schwer schädige. Jener heillose, hartköpfige Despot Ferdinand II. war damals und blieb bis zu seinen letzten Augenblicken der gefährlichste Mitschuldige der Revolution in Italien und ganz Europa. Und auch in dieser Beziehung sollte der Reflex der Thatsachen nur zu sehr bestätigen, wie recht Cavour und wie unrecht Jene hatten, die es für gut fanden, nicht mit ihm übereinzustimmen. Das Unkraut der Verschwörungen, das in Piemont so völlig ausgerottet worden war, sproß um so üppiger im Königreiche beider Sicilien in die Höhe. Dort war es, wo ein Dampfschiff der Kriegsmarine um diese Zeit in die Luft gesprengt wurde und wo bald darauf bei einer Revue ein Soldat aus Reih und Glied hervor mit dem Bajonnet auf den König Ferdinand eindrang und ihn zu tödten versuchte. Das waren bedenkliche Vorfälle, die das Vorhandensein sehr bedenklicher Zustände kund gaben und ein trauriges Licht auf jene Regierung warfen, welche durch ihr tolles Vorgehen dies Alles verschuldete. Wie immer, fanden sich schnell Leute, die aus derartigen Vorgängen der ganzen italienischen Nation einen Vorwurf machen wollten, obwohl man ihnen mit Recht erwidern konnte, daß in Piemont, wo constitutionelle Freiheit herrschte, ähnliche Dinge nicht vorkämen.

Graf Cavour beschloß die erste Gelegenheit zu ergreifen, um seine Ansicht hierüber ohne allen Rückhalt auszusprechen und besonders auch, um den ungeheuren Abstand zu beleuchten, der zwischen der offen und mit loyalen und ehrlichen Mitteln von der piemontesischen Regierung verfochtenen Sache und den gewaltsamen und unsittlichen Mitteln der Verschwörer existirte. Als die Nachricht von dem am 8. December 1856 von dem Soldaten Agesilao Milano gegen die Person des Königs Ferdinand II. versuchten Attentate in Turin eintraf, war Graf Cavour sehr ungehalten darüber, sowohl weil seiner edlen Sinnesart die Theorie des politischen Meuchelmords Abscheu einflößte, als auch, weil er vorhersah, daß Vorfälle dieser Art der italienischen Sache nur Schaden bringen könnten. Er sah es deshalb sehr ungern, daß einige Journale sich nicht rückhaltlos tadelnd über jenen Attentatsversuch aussprachen. Als aber der neapolitanische Geschäftsträger Komthur Canofari sich zu ihm begab, um sich direct bei ihm über die Sprache jener Journale zu beschweren, gab er ihm eine ebenso würdige als entschiedene Antwort. Er habe, sagte er dem Neapolitaner, es nicht nöthig und seine Selbstachtung verbiete es ihm geradezu, ihm seine Meinung über den politischen Meuchelmord, die überdies bekannt genug sei, speciell auseinander zu setzen. Das aber erlaube er sich, ihm anläßlich dieser Affaire zu bemerken, daß aus Gewaltacten immer wieder Gewaltacte zu entspringen pflegen, und, daß die neapolitanische Regierung, anstatt sich über die piemontesische Presse zu beklagen, besser thäte, ihr unseliges System zu ändern und nicht Anderen die Schuld einer Lage der Dinge aufbürden zu wollen, die sie ganz und allein selbst verursacht habe.

Unter den fremden Diplomaten, die sich gleich nach stattgefundenem Attentatsversuche zu Ferdinand II. begaben, um ihm Glück zu wünschen, daß er einer so großen Gefahr entgangen sei, befand sich auch der piemontesische Gesandte, Graf Giulio

Groppello. Graf Cavour billigte diesen Schritt, den der junge Diplomat ohne Instructionen, unter würdiger Auslegung der wahren Gesinnungen seiner Regierung unternommen, vollkommen.

Einige Tage später wurde er in der Deputirtenkammer nochmals über die Richtung seiner Politik und über den Einfluß, den auf dieselbe die Verhandlungen des Pariser Congresses genommen, interpellirt. Auf diese ziemlich unbestimmt und allgemein gehaltene Frage antwortete er in sehr bestimmter und positiver Weise, daß die Regierung sicher und vorsichtig zugleich ihren einmal eingeschlagenen Weg fortsetze und daß sie, gerade deshalb, weil sie fest entschlossen sei, das Ziel der nationalen Wünsche zu erreichen, sich weder durch von der Ungeduld eingegebene Rathschläge fortreißen, noch durch unbegründete Besorgnisse werde aufhalten lassen. Das schien ihm zugleich die geeignete Gelegenheit zu sein, sich über die neapolitanischen Vorfälle auszusprechen und seiner Ansicht in dieser Beziehung rückhaltlosen Ausdruck zu geben.

Es hatten gerade auch einige revolutionäre Zuckungen auf der Insel Sicilien stattgefunden, und der Deputirte Brofferio hatte der Regierung einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie keine Kriegsschiffe in die Gewässer jener Insel entsandt habe. Cavour erwiderte darauf in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 15. Januar 1857 wörtlich: „Unsere Worte und unsere Politik haben keineswegs die Tendenz, in Italien unzusammenhängende Bewegungen, oder eitle unvernünftige revolutionäre Versuche hervorzurufen und zu unterstützen. Wir stellen uns die italienische Wiedergeburt ganz anders vor und eben deshalb enthalten wir uns alles dessen, was zu ähnlichen Unruhen Anlaß geben könnte. Wir haben immer eine offene und legale Politik verfolgt, stets die Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit gemieden; und so lange wir mit den anderen Machthabern Italiens in

Frieden leben *), werden wir nie revolutionäre Mittel anwenden, nie Tumulte oder Rebellionen zu erregen suchen . . . . . Was Neapel anbelangt, so kann ich diesbezüglich dem ehrenwerthen Brofferio nur mit Schmerz antworten. Er hat sehr traurige Vorfälle wieder in Erinnerung gebracht. Das Auffliegen von Pulverkammern auf Kriegsschiffen, das den Verlust vieler Menschenleben verursachte, ist ein erschreckliches Attentat. Er hat davon in einer Art gesprochen, die fast glauben machen könnte, daß solche Vorfälle das Werk der italienischen Partei seien. Das weise ich zurück, ja, das weise ich mit lauter Stimme im Interesse Italiens selbst zurück. Nein, das sind nicht Thaten, die der italienischen Partei zugeschrieben werden dürfen. Es sind das vereinzelte Unternehmungen irgend eines Irregeleiteten, der vielleicht unser Mitleid und unser Bedauern in Anspruch nehmen darf, die aber jedenfalls von allen einsichtsvollen Männern, und besonders von Jenen auf's Härteste getadelt werden müssen, denen die italienische Ehre und das italienische Interesse am Herzen liegt."

Indem Graf Cavour in solcher Weise sprach, gab er nicht nur seinen edlen Gefühlen und rechtlichen Ansichten freien Ausdruck, sondern leistete auch der nationalen Sache selbst damit einen großen Dienst. Trat doch in dieser Erklärung die Reinheit der Principien, die seine Politik inspirirten, der Politik, den Theorien und den Werken der Revolutionäre gegenüber so scharf hervor. Indem er sich in diesem Sinne vor der Deputirtenkammer aussprach, vermehrte er auch sein Ansehn bei der Diplomatie und gewann ein um so größeres Recht, die Haltung der

---

*) Graf Cavour, als kluger Staatsmann, verwirft die Revolutionirung der Gebiete der Nachbarn hier ausdrücklich nur für so lange, als er mit ihnen in Frieden lebt Während des Krieges verwarf er dies Mittel, das nachmals dem General La Marmora, im preußischen Interesse angewandt, auf einmal nicht mehr gefallen wollte, durchaus nicht.

Anmerk. des Uebersetzers.

übrigen Regierungen der Apenninenhalbinsel einer gebührenden Kritik zu unterwerfen. Als er vom Pariser Congreß zurückgekehrt war, hatte er seinen Freunden gesagt, daß er die nationale Sache nunmehr den Händen der Revolutionäre entrissen habe. Dieses Wort konnte vielleicht etwas stolz erscheinen, aber er war in der That berechtigt, es auszusprechen. Wenn die italienische Sache auf's Neue in die Hände zurückgefallen wäre, denen er sie mit so viel Umsicht und Kraft zu entwinden gewußt hatte, so würde sein Werk bald wieder zerstört und die Zukunft Italiens abermals in Frage gestellt worden sein. Darum war er auch eifrig besorgt, zu verhindern, daß die von ihm zur Würde einer europäischen Frage erhobene italienische Frage nicht wieder eine Frage politischer Secten und Verschwörungen werde.

XXXV.

Die Ereignisse nahmen ihre natürliche Entwickelung und schritten schneller vorwärts, als man hätte vermuthen oder nach der vorhandenen Sachlage berechnen dürfen. Damals freilich waren wir Alle mehr oder weniger ungeduldig und mehr als alle Anderen war dies der Graf Cavour. Jeder Tag, der ohne einen auf das Nahen der entscheidenden Momente bezüglichen Vorfall vorüberging, schien ein verlorener Tag zu sein. Erst heute sind wir in der Lage, mit leidenschaftsloser historischer Ruhe über das, was zu jener Zeit vorging, zu urtheilen und dürfen nunmehr behaupten, daß nicht nur keine Zeit verloren wurde, sondern daß die Ereignisse einen weit schnelleren Gang einhielten, als es zu hoffen erlaubt schien. Graf Cavour schmiedete gewiß nicht die Ereignisse selbst, aber er hatte die Gabe, sie vorher zu fühlen und vermochte sie daher, auf seine scharfe Voraussicht gestützt, auch zu beherrschen. Anstatt sich von ihnen in Schlepptau nehmen zu lassen, wußte er es immer so einzurichten,

daß er sich jedes Mal in der Lage befand, ihnen die erwünschte Richtung zum Vortheil seiner eigenen Politik zu geben. Es war das ein besonders charakteristisches Kennzeichen seiner eigenthümlichen staatsmännischen Befähigung und der Macht seines Genies.

Das, was er 1855 und 1856 gesagt und gethan hatte, brachte seine natürlichen und nothwendigen Wirkungen hervor. Die österreichische Regierung fühlte und begriff, daß man sie in eine Lage versetzt, die ihr mehr und mehr Schwierigkeiten in Italien erwachsen ließ und ihr die Aufrechthaltung ihrer Herrschaft in der Lombardei und Venetien immer problematischer machte. Ich weiß nicht, ob es damals in Oesterreich Staatsmänner gab, die sich darüber vollkommen klar waren, was sich vorbereite, aber so viel steht fest, daß es ihnen nicht entging, daß Graf Cavour sie nicht auf Rosen gebettet habe.

Dieselbe Großmacht, welche in Wirklichkeit ihre Herrschaft von einem zum anderen Meere, von Hamburg bis nach Ancona ausdehnte, die Preußen Gesetze dictirt und, ohne das Schwert zu ziehen, Rußland die Macht ihrer Undankbarkeit zu fühlen gegeben, sah sich jetzt genöthigt, sich damit zu beschäftigen, was der Minister des kleinen Piemont sagte, und was die Regierung jenes kleinen Landes am Fuße der Alpen that, das sie bei Novara niedergeworfen und das sich doch nun zu neuem, weit kräftigerem Leben erholt hatte und mit der ganzen Kühnheit einer meisterhaften Politik die Herrschaft seiner furchtbaren früheren Ueberwinderin bedrohte.

In den Wiener Regierungskreisen erachtete man es deshalb für nothwendig, sich des Prestige des Kaisers Franz Joseph selbst zu bedienen, und durch seine Person der Erhaltung der österreichischen Herrschaft auf der italienischen Halbinsel gleichsam eine neue sichere Garantie zu geben. Der Kaiser unternahm zu diesem Zwecke gegen Ende des Jahres 1856 und während der ersten Tage des Januars 1857 eine Reise nach Venedig und

Mailand. Man hoffte hierdurch, wenn schon nicht das Gefühl der Hingebung an die habsburgische Dynastie im Gemüthe der Italiener neu zu beleben, oder besser gesagt, zu schaffen, nachdem es ja überhaupt dort noch nie existirt hatte, ihnen doch wenigstens recht gründlich das Bewußtsein der eigenen Schwäche beizubringen, das in Ermangelung von etwas Besserem dann immer wenigstens die Rolle lauer Loyalität spielen konnte. Der Kaiser reiste von Wien ab und begab sich nach Venedig und Mailand, aber dieser ganze Versuch erwies sich als vergeblich. Die österreichische Herrschaft schöpfte aus der Kaiserreise nicht neue Elemente der Kraft und Dauer, sondern nur die Ueberzeugung, wie schwach sie in diesem Boden wurzele. Die Wiener Politiker leisteten dadurch unwillkürlich und jedenfalls sehr gegen ihren Willen der Politik des Grafen Cavour einen großen Dienst. War es doch gerade dessen höchstes Ziel, Europa die absolute Unverträglichkeit der Oesterreicher mit den Lombarden und Venetianern und die Gefahren nachzuweisen, die aus dieser Unverträglichkeit für die Ruhe der Halbinsel und consequenter Weise damit auch für den Frieden Europa's erwüchsen. Die Reise des Kaisers Franz Joseph aber bot ihm eine Gelegenheit dar, seine früheren Versicherungen mit neuen und noch weit unwiderlegbareren Gründen aufzufrischen. Die Vortheile, die aus diesem Vorfalle seinem Ziele erwuchsen, begreifen und sich ihrer sofort zu bemächtigen, war bei ihm Eins. War er doch nicht der Mann dazu, zu zögern oder die Dinge auf die lange Bank zu schieben.

Er wurde freilich in diesem Streben ungemein durch die Haltung der Oesterreich unterworfenen italienischen Bevölkerungen selbst unterstützt. Die Aufnahme, die der Kaiser in Venedig fand, war sehr kalt, ja so kalt, daß sie Jene, die ihm zu dieser Reise bewogen, veranlaßte, sich alle Mühe zu geben, um wenigstens in Mailand bessere Vorbereitungen zu treffen,

damit daselbst jener „freiwillig" enthusiastische Empfang erzielt würde, der aus Mangel an der dazu nöthigen Vorsorge in Venedig nicht hatte erzielt werden können. Aber auch diese eifrigen Vorkehrungen hatten nicht einmal zur Folge, jene „Freiwilligkeit", die man in Bezug auf freundliche Volkskundgebungen bewirken wollte, in Scene zu setzen. Die Aufnahme in Mailand war zwar durch die große Menge der dahin beschiedenen Landleute geräuschvoll genug, aber im Uebrigen glich sie jener von Venedig auf ein Haar. Ja, die Mailänder ließen es sich sogar angelegen sein, die Anwesenheit des Kaisers in den Mauern ihrer Stadt durch recht unzweifelhafte Vertrauensdemonstrationen für das benachbarte Piemont zu feiern.

Graf Cavour ließ damals den Lombarden alle Gerechtigkeit widerfahren und wiederholte auch später noch oft, daß er ohne ihre Haltung nicht so schnell zum Ziele gekommen sein würde, wie dies factisch der Fall war. Der Widerstand der Lombarden gegen die österreichische Herrschaft füllt sehr wichtige Seiten der italienischen Nationalgeschichte aus. Es trat in ihm sehr viel Heroismus hervor und zwar nicht der Heroismus eines Moments, eines Tages, eines Jahres, sondern der Heroismus aller Tage, aller Stunden, aller Momente, dazu eines Heroismus, der in sich selbst die nöthige Kraft fand und nicht der Hoffnung bedurfte, um entflammt zu werden, so wenig, als ihn fremde Gewalt zu beugen vermochte, weil er eben seinen Ursprung im reinsten, erhabensten Nationalgefühle fand. Er war nicht das Werk von Unruhestiftern, Verschwörern oder ausländischen Hetzern, sondern die natürliche Kundgebung der durch die Unglücksfälle von 1848 und 1849 erzogenen öffentlichen Meinung.

Das Mot d'ordre wurde dort von Niemand ausgegeben, als von Jenen selbst, die entschlossen waren, sich muthig nach ihm zu richten. Die Grafen Cesare Giulini della Porta und Emilio Dandolo, um nicht von Anderen zu reden, gehörten unter jene

hervorragenden Männer, welche das allgemeine Fühlen und Denken am einsichtsvollsten auszulegen wußten. Beide sind jetzt schon todt, und so dürfen ihre Namen hier anerkennend erwähnt werden, ohne daß dadurch irgend eine Rücksicht verletzt würde. Graf Giulini war der populärste Mann in Mailand, der seines bekannten und viel erprobten Patriotismus wegen von Allen geliebt und geachtet wurde. Emilio Dandolo war ein junger sympathischer, sehr intelligenter Mann, der 1848 und 1849 in der lombardischen Division gedient, mit zu den tapferen Vertheidigern Roni's gezählt und in einem einfachen, aber ergreifenden Styl die Schicksale jener Division in einem viel und mit Recht bewunderten Buche beschrieben hatte, das ein Jeder, der die Geschichte Italiens im 19. Jahrhundert schreiben will, zu Rathe ziehen muß. Sowohl Giulini, wie Dandolo waren Bewunderer Cavour's und fühlten sich durch seine Freundschaft, die er ihnen zu Theil werden ließ, sehr geehrt. Sie benachrichtigten ihn auf's Genaueste von Allem, was in der Lombardei vorging und führten für ihn sorgfältig Buch über die Fortschritte, welche die nationale Bewegung daselbst machte. Auf ihr und anderer Freunde Anstiften wurde dort Geld für die hundert Kanonen von Alessandria und für ein Ehrendenkmal, das man dem piemontesischen Heere stiften wollte und dessen Ausführung man dem Bildhauer Vela anvertraute, gesammelt. Diese kühne Demonstration hatte den doppelten Zweck und Vortheil, zu gleicher Zeit eine Kundgebung der Abneigung gegen die österreichische Herrschaft und gegen die republikanische Fraction zu sein, die bei den von den Lombarden der piemontesischen Regierung und dem piemontesischen Heere gegebenen Vertrauensbeweisen nichts weniger als ihre eigene Rechnung fanden.

Am 15. Januar 1857 zog Kaiser Franz Joseph in Mailand ein und am selben Tage zeigten die Turiner Blätter die von einigen lombardischen Städten gemachte Sendung von sieben=

tausend Franken an, welche mit für die hundert Kanonen von Alessandria bestimmt waren. Zugleich theilten sie den Beschluß der Mailänder bezüglich des vorerwähnten Denkmals für das piemontesische Heer mit. Am folgenden Tage (16. Januar) wiederholte die „Gazzetta Piemontese", das officielle Organ der Regierung, dieselbe Doppelnachricht. Es waren das nur wenige Zeilen, aber in den Spalten dieses Journals gerade gewannen sie eine besondere Bedeutung, die auch dem fremden diplomatischen Corps nicht entging, welches sich höchlich darüber verwunderte. Jemandem, der dem Grafen Cavour bemerkte, daß jene Veröffentlichung in dem officiellen Blatte leicht als ein Act von Provocation ausgelegt werden könnte, antwortete er: „In wiefern soll das eine Provocation sein? Das officielle Organ unserer Regierung soll wohl nicht ein Mal das Recht aller übrigen Blätter haben, von jenen Thatsachen Notiz zu nehmen, die dem Lande nur Ehre bringen? Wozu würden dann die officiellen Journale eigentlich nützen, wenn sie nicht ein Mal solche Notizen veröffentlichen dürften? Wenn der „Moniteur Universel" Ehrenbezeigungen meldet, die im Auslande für das französische Heer stattfanden, provocirt er damit irgend wen? Provociren wir etwa Oesterreich dadurch, daß es diesem nicht gelingt, sich das Herz der Lombarden zu gewinnen?"

Jene Veröffentlichung machte jenseits des Ticino viel Lärm. Auch Kaiser Franz Joseph erfuhr davon und war darüber sehr aufgebracht. Die Militärs und Politiker seiner nächsten Umgebung nahmen sich die Sache sehr zu Herzen und machten darauf bezüglich sehr verschiedene Vorschläge, die Zeugniß von ihrer lebhaft erregten Mißstimmung ablegten. Hieß es doch damals sogar, Jemand habe kurz und gut vorgeschlagen, man möge sogleich den Truppen den Befehl geben, über den Ticino zu rücken, um den unverschämten Nachbar ungesäumt zu züchtigen.

Während man sich aber mit solchen oder ähnlichen Projecten

trug, wurde der österreichischen Presse, die zu jener Zeit in Mailand in italienischer Sprache erschien, der Befehl ertheilt, die piemontesische Regierung ohne jede Rücksicht zu behandeln und über ihre Handlungen, wie über ihre Politik in sehr entschiedener Weise loszuziehen. Dieser Befehl ward pünktlich und mit Eifer ausgeführt. Es wurden jetzt so viele Beleidigungen gegen die piemontesische Regierung gedruckt, daß es sogar den Mazzinistischen Blättern bald des Guten zu viel schien. In einigen Zeitungsartikeln wurde Graf Cavour mit Cromwell, in anderen sogar mit Maximilian Robespierre verglichen. Die Palme im Wettkampf der Verleumdung und Verdächtigung trug aber die Gazzetta di Milano davon*). Alle diese Artikel waren freilich unter der Dictatur und Inspiration der österreichischen Behörden geschrieben und durften deshalb als Meinungsäußerungen der österreichischen Regierung selbst betrachtet werden. Aus diesem Grunde gaben sie auch Anlaß zu einer Antwort, die Graf Cavour erst dem Ministerrathe zur Prüfung vorlegte und sie dann in der Gazzetta Piemontese (dem officiellen Blatte) am 11. Februar 1857 erscheinen ließ. Nachdem darin zunächst die Anklagen der österreichischen Blätter in würdiger Sprache zurückgewiesen worden waren, schloß der betreffende Artikel mit den Worten: „Europa wird darüber richten, ob Piemont wohl oder übel daran gethan, einen ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen, als wie er in den übrigen italienischen Provinzen von den respectiven Regierungen beliebt wird. Die durch die Lehren der Geschichte der Vergangenheit und dieses Jahrhun-

---

*) Man hat sich oft über den ausgelassenen Ton der österreichischen Presse gewundert. Massari berührt hier ganz richtig eine Hauptursache desselben. Die österreichischen Officiösen unserer Tage gleichen leider der damaligen Gazzetta di Milano nur allzusehr. In wie weit dadurch einer Regierung gedient wird, beantwortet sich wohl von selbst.

Anmerkung des Uebersetzers.

derts aufgeklärten Politiker (es waren das die Minister des Königs Victor Emanuel und insbesondere Graf Cavour), an welche die Gazetta di Milano so bittere Worte richtet, sind entschlossen, auf dem ein Mal eingeschlagenen Wege auch weiter vorzugehen. Als Lenker und Leiter eines italienischen Staates, wissen sie recht gut, was für eine Pflicht ihnen obliegt, so wie sie sich auch ihres Rechtes bewußt sind, das Wohl Italiens auf jede ehrliche Weise zu fördern. Von diesem Vorhaben werden sie weder die Beleidigungen noch die Drohungen der officiellen und officiösen Blätter jenseits des Ticino abbringen. Sie werden vielmehr, nicht etwa im Vertrauen auf die Langmuth Oesterreichs, sondern auf die Loyalität ihrer Absichten, die Gerechtigkeit der von ihnen angewandten Mittel und auf die Freundschaft ihrer Alliirten, wie auf die Sympathie ganz Europa's gestützt, sich durch die ihnen angedrohten Gefahren nicht irre machen lassen, da sie solchen, vorkommenden Falles, muthig, entschlossen zu trotzen wissen, überzeugt, daß heute der Ausgang von für im Namen großer Principien der Civilisation und Gerechtigkeit unternommenen Kämpfen nicht blos von der Zahl der Soldaten und der Ausdehnung der Gebiete abhängt."

So sprach die Regierung des kleinen Piemont 1856 zu dem so mächtigen Oesterreich, und Niemand in Europa zieh jene Sprache der Unbedachtsamkeit oder Keckheit. Alle sahen in ihr vielmehr nur eine gerechte Vergeltungsmaßregel und erlaubte Defensive. Auf diese Höhe hatte bereits die Politik des Grafen Cavour die Dinge gebracht!

Die Journalpolemiken waren das sichtbare Vorzeichen einer diplomatischen Befehdung, die sich ebenfalls sehr lebhaft gestalten sollte. Der österreichische Geschäftsträger mußte dem piemontesischen Minister des Auswärtigen sehr empfindlich und drohend gehaltene Noten überreichen. Von derselben Art war auch die Sprache, welche Graf Buol dem piemontesischen Geschäftsträger

in Wien, Marquis Cantono, zu hören gab. Die von Graf Cavour hierauf gegebenen Antworten entsprachen dem Gefühl beleidigter Würde und den in dem Artikel der „Gazzetta Piemontese“ niedergelegten Ansichten. Es wurde das unparteiische Urtheil der europäischen Mächte angerufen und das fiel für Piemont sehr günstig aus. Sagte doch damals sogar Baron Bourqueney, der französische Gesandte am Wiener Hofe, zum Grafen Buol: „Vous avez toute l'Europe contre vous: l'Europe entière dit que vous avez tort“. (Sie haben ganz Europa gegen sich; ganz Europa sagt, daß Sie unrecht haben)“. Graf Buol erwiderte, daß dagegen die russische Regierung die österreichische Auffassung theile. Das war indeß ein Mißverständniß, zu dem einige vom österreichischen Gesandten in Petersburg, Grafen Esterházy, unrichtig ausgelegte Worte des Fürsten Gortschakov Anlaß gegeben hatten. Graf Cavour, den man von dieser Antwort sogleich benachrichtigte, that Alles, um dies Mißverständniß aufzuhellen und hatte dabei den Erfolg auf seiner Seite. Fürst Gortschakov sprach sich mit größter Klarheit über den Sinn der von ihm gebrauchten Worte aus und da stellte es sich denn heraus, daß sie nicht die mindeste Billigung der von Oesterreich beobachteten Taktik enthielten.

Nachdem über diese ganze Angelegenheit recht viel Staub aufgewirbelt worden war, begriff man, durch die Haltung Europa's unangenehm überrascht, in Wien, daß man keinen Vortheil davon haben werde, wenn man unter solchen Umständen Piemont anzugreifen versuchen sollte und ließ daher von weiteren Drohungen ab. Dagegen befahl man dem österreichischen Geschäftsträger in Piemont, Turin zu verlassen und hob somit jeden diplomatischen Verkehr mit der piemontesischen Regierung auf. Noch während dieser diplomatische Conflict im Zuge war, traf in Turin der Großfürst Constantin von Rußland ein, der eben die Kaiserin-Mutter in Nizza besucht hatte. Man bereitete

dem russischen Prinzen einen sehr festlichen Empfang und dieser sprach sich dagegen voll warmer Sympathie für Piemont aus. Den Grafen Cavour behandelte er mit besonderer Auszeichnung und unterhielt sich mehrmals mit ihm in langen Gesprächen. Am Abend des 26. Februar begab sich der Großfürst mit dem Könige in's Hoftheater, welches festlich beleuchtet und mit einem distinguirten Publikum überfüllt war. Das Erscheinen des Königs und seines Gastes wurde mit lebhaftestem Applaus begrüßt. Während des Schauspiels trat Graf Cavour in die königliche Loge, entfaltete ein Papier und überreichte es dem Könige, der es, nachdem er es gelesen, dem Großfürsten Konstantin übergab, der es nun seinerseits las und sich dann mit der Miene Jemands, der sich an der Freude eines Anderen ebenfalls erfreut, zuerst zum Könige und dann zu Cavour wandte, dem er dabei warm die Hand drückte. Das Publicum, dessen Augen auf die königliche Loge geheftet waren, begriff, daß es sich um irgend eine gute Nachricht handle und irrte sich darin nicht. Auf jenem Papiere stand ein Telegramm geschrieben, welches die Anzeige enthielt, daß die österreichische Regierung ihren Rückzug antrete. Das war allerdings eine hohe Genugthuung für die piemontesische Regierung. Jene vom Publicum beobachtete kleine Scene vermehrte dessen Enthusiasmus noch, und als der König und der Großfürst sich erhoben, um das Haus zu verlassen, begleiteten sie noch enthusiastischere Zurufe, als bei ihrem Eintritt. Cavour war von dieser einem fremden Piemont sympathisch gesinnten Prinzen gegenüber stattgefundenen Kundgebung um so angenehmer berührt, als ihm natürlich daran liegen mußte, daß man auch außerhalb des Landes erfahre, wie herzlich in Piemont das Einvernehmen zwischen König und Volk sei.

Die officielle Notificirung des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen geschah am 22. März. Graf Paar begab sich um die Mittagsstunde zum Ministerium der auswärtigen Angelegen-

heiten und erklärte da dem Grafen Cavour, daß er von Wien aus den Befehl erhalten habe, mit der ganzen Legation abzureisen und die Sorge für eventuelle österreichische Angelegenheiten dem preußischen Gesandten zu überlassen. Nachdem er diese Erklärung abgegeben, fügte der österreichische Diplomat, der ein vollendeter Cavalier war, einige höfliche Worte persönlichen Bedauerns hinzu. Graf Cavour erwiderte, nachdem er von der ihm gewordenen Mittheilung Act genommen, mit nicht weniger höflichen Worten, wie sehr ihm dieser Ausbruch unverhohlener Mißstimmung leid thue. Dabei sprach er, indem er dem Grafen Paar die Hand drückte, die Hoffnung aus, daß er ihn ein Mal unter besseren Auspicien und in einer günstigeren Lage wiedersehen möge. Man würde sich täuschen, wenn man annehmen wollte, dies seien von Seiten Cavour's bloße Höflichkeitsphrasen ohne irgend einen aufrichtigen Wunsch gewesen. Graf Cavour sehnte in allem Ernste den Moment herbei, wo, nachdem die Ursachen der beiderseitigen Zwietracht aufgehört, d. h. die österreichische Herrschaft in Italien ihr Ende erreicht haben würde, es de facto möglich sein werde, sehr gute Beziehungen mit Oesterreich zu unterhalten. Schon damals war er fest überzeugt, daß, wenn gewisse Dinge nur erst ein Mal geordnet seien, Oesterreich und Italien durchaus keine Veranlassung haben würden, sich feindlich zu begegnen, ja, daß sich vielmehr dann die Anknüpfungspunkte zu einer aufrichtigen, auf gegenseitigem Interesse fußenden Freundschaft sehr leicht finden würden. Der Tod hat ihm leider die tröstliche Genugthuung entrissen, die Freundschaft zwischen Oesterreich und Italien wirklich wiederhergestellt zu sehen.

Vier Jahre nach der Abreise des Grafen Apponyi von Turin, erfolgte die des Grafen Paar. Die erstere wurzelte in einer bloßen Erkältung der diplomatischen Beziehungen, die zweite in einem förmlichen Bruche. Sie dauerte bis zu dem

Tage, an welchem mit der österreichischen Herrschaft in Italien auch jeder Grund zur Feindschaft mit Italien aufhörte und damit die zahlreichen Gründe zur Freundschaft zwischen beiden Ländern wieder hervortreten konnten. Wie sehr würde sich Graf Cavour gefreut haben, wenn es ihm wie uns vergönnt gewesen wäre, die Sichgeltendmachung dieser Freundschaft zu erleben.

XXXVI.

Die äußere Politik des Grafen Cavour zielte, wie wir bereits gesehen haben, nicht blos darauf ab, Piemont eine zuverlässige active und mächtige Alliance zu gewinnen, sondern hatte dabei auch beständig vor Augen, die Sympathien und die freundliche Geneigtheit aller civilisirten Staaten zu gewinnen. Er ging dabei von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß, um dies Ziel zu erreichen, vor allen Dingen die öffentliche Meinung in Europa für Piemont gewonnen und günstig gestimmt werden müsse. „An dem Tage, wo wir in's Feld rücken werden, sagte er ein Mal zu einem Freunde, will ich die Dinge bereits in einer Weise vorbereitet haben, daß die gesammte europäische Atmosphäre uns günstig ist und Alle sagen werden: Piemont hat recht."

Bei Behandlung der Fragen, welche die Consequenz des Pariser Vertrages waren, entfernte er sich nie von diesem Hauptgrundsatze seiner Politik, sondern wandte vielmehr seinen ganzen Scharfsinn an, ja nicht irgend einer Macht zu nahe zu treten, sondern vielmehr allen Beweise von Rücksichtnahme und freundlichem Entgegenkommen zu geben. Dabei fehlte es natürlich keineswegs an Schwierigkeiten. Der Pariser Vertrag hatte allerdings den Frieden zwischen den verschiedenen Mächten zu Stande gebracht, hatte damit aber nicht die Gründe gegenseitiger Abneigung, gegenseitigen Verdachtes und Uebelwollens, welche einem jeden Kriege vorauszugehen pflegen, aber auch nach seiner

Beendigung gewöhnlich fortdauern, zu beseitigen vermocht. Der menschliche Charakter läßt sich eben nicht durch die Artikel irgend eines Vertrages verändern. In dieser Beziehung muß sogar ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Alliance und wirklicher Freundschaft gemacht worden. Hängt doch die wirkliche Freundschaft zwischen verschiedenen Staaten von einer Menge von Bedingungen ab, die sehr oft außerhalb des guten Willens der Staatsmänner liegen.

So waren Frankreich und Rußland zum Beispiel nach dem Congresse vollkommen mit einander ausgesöhnt*) und zeigten sich geneigt, wieder gegenseitig in ein sehr freundschaftliches Verhältniß zu treten. Nicht so stand es mit England. Die englische Regierung war dem Friedensschluß zu jener Zeit, als er zu Stande kam, keineswegs sehr geneigt gewesen. Ihr hätte weit mehr an einer Fortsetzung des Krieges gelegen und deshalb fand sie die jählings erwachende Friedfertigkeit Frankreichs äußerst unbequem. Andererseits empfand Rußland einen größeren Groll gegen England, als gegen Frankreich, weil es vor Ausbruch des Krieges gerade auf des Ersteren Freundschaft gerechnet hatte. Czar Nikolaus hatte gar nicht an die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen England und Frankreich glauben wollen und diese irrige Ansicht hatte ihn gerade dahin geführt, bei jenen Entschlüssen zu verharren, die dann die Ursache des Krieges wurden. Dazu kam, daß er im höchsten Grade durch die Veröffentlichung seiner vertraulichen Gespräche mit Sir Hamilton Seymour enttäuscht und aufgebracht wurde, da Europa hierdurch seine geheimsten Absichten in Bezug auf die Türkei, die er nur den „kranken Mann“ zu nennen pflegte, erfuhr. Daher kam es,

*) Auch diesen Satz vermöchten wir nicht ganz zu unterschreiben. Die Haltung Frankreichs im letzten polnischen Aufstande widerspricht dem ebenso sehr wie die Haltung Rußlands im deutsch-französischen Kriege.

Anmerkung des Uebersetzers.

daß Frankreich und England nach dem Pariser Congreß nicht zu sehr mit einander zufrieden waren und daß andererseits Rußland und England ebenfalls nicht völlig ausgesöhnt von dannen gingen. Es war sonach natürlich, daß jede dieser Mächte, Piemont auf ihre Seite zu ziehen suchte und es war wieder ebenso natürlich, daß dieses danach trachtete, es mit keiner Partei zu verderben. Das war freilich eine gar schwierige und dornenvolle Aufgabe, und schwerlich würde sich ihr irgend ein Anderer mit so großem Geschick unterzogen haben, wie Graf Cavour es in der That bewerkstelligte. Dabei war diese Aufgabe für ihn allerdings noch um so schwieriger, als er gerade ein besonderes Gewicht auf die Freundschaft Englands legte und die Empfindlichkeit, die diese Macht mitunter ihm gegenüber gewahren ließ, ihm besonders weh that. War er doch der englischen Nation in so hohem Grade zugethan*), daß ihm England nach seinem Vaterlande am nächsten stand. Die englischen Institutionen, Staatsmänner und Sitten ließen ihm diese Nation in einem nahezu idealen Lichte erscheinen. Allein in dieser Sachlage durfte er seiner Sympathien nicht achten, sondern mußte sich nach allen Seiten hin neutral halten, was ihm, wie schon gesagt, herzlich schwer fiel. Gerade weil man in London mit scheelen Augen auf Rußland blickte, sah man dort auch keineswegs die Ceremonien und Höflichkeiten gern, welche die russischen den piemontesischen Diplomaten zu Theil werden ließen. Es genügte, daß eines Tags der russische Gesandte in Wien, Herr Balabine in freundlicher Weise eine längere Unterhaltung mit einem jungen

---

*) In dieser Beziehung erinnert Cavour sehr an den deutschen Freiherrn von Stein, der ebenfalls eine so große Vorliebe für die englischen Institutionen hatte, daß der preußische General York sogar am 21. Septbr. 1808 von ihm schrieb: „dieser Mann [Stein] ist zu unserem Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt."

Anmerkung des Uebersetzers.

Diplomaten der piemontesischen Legation pflog, um den englischen Gesandten daselbst in Harnisch und fast zur Ueberzeugung zu bringen, daß jenes Gespräch das Anzeichen einer im Entstehen begriffenen russisch-sardinischen Alliance sei.

Derartige Wolken von Verdacht stiegen noch häufiger am Horizonte auf, als über jene Fragen verhandelt wurde, die gleichsam den Schlußstein der Vereinbarungen des Pariser Vertrags bildeten. Eine dieser Fragen bezog sich auf die Ausführung der sogenannten Grenzregulirung in Bessarabien. Gebietsabtretungen werden immer ungern gemacht und gerade die in Frage stehende mußte Rußland sehr unangenehm berühren. Als es damit zur praktischen Ausführung kam, that es, was es nur immer thun konnte, um das Wesen dieser Concession, die es zu machen gezwungen worden war, möglichst herab zu mindern. Frankreich zeigte sich dabei nachgiebig und eher gefällig, England aber ließ dem sehr entgegengesetzte Dispositionen zu Tage treten. Von der Oertlichkeit her, welche hier Gegenstand und Ursache zu einer wesentlichen Meinungsverschiedenheit wurde, ward diese Angelegenheit in der Diplomatensprache die Bolgradfrage genannt, die genug von sich reden machen sollte. Graf Cavour war eifrig bemüht, diese Angelegenheit beizulegen und gütlich zu schlichten, indem er die sich kreuzenden Ansprüche zu gegenseitiger Befriedigung der streitenden Parteien auszugleichen strebte. Er beobachtete dabei den feinen Takt, sich nicht offen für diese, oder jene Ansicht auszusprechen und sich auf diese Weise das Vertrauen zu gewinnen, welches in solchen Fällen immer Jenem zufällt, der eine freundschaftliche Neutralität zu bewahren weiß. Ihn wollte es bedünken, daß die Frage, wem nunmehr Bolgrad angehören solle, sowohl vom Standpunkte des Rechts, wie von dem der Convenienz aus betrachtet werden müsse. Wenn das stricte Recht und der Wortlaut des Pariser Vertrages zu erheischen schienen, daß Bolgrad mit zu jenem Gebiet gehöre,

zu dessen Abtretung sich Rußland anheischig gemacht, so durfte anderseits nicht vergessen werden, daß man Rußland versprochen hatte, es in Besitz des Sitzes der Verwaltung seiner bulgarischen Colonien zu lassen. Es mußte daher die Erwägung des Rechts mit der der Convenienz in Einklang gebracht werden, und wenn man diesen Standtpunkt acceptirte, so war es klar, daß die Westmächte, ohne ihrer eigenen Würde zu nahe zu treten und ohne irgend einen Pact zu verletzen, darein willigen konnten, mit Rußland eine Transaction einzugehen und diesem Staate in solcher Beziehung eine Entschädigung zukommen zu lassen.

Diese ebenso geschickt als freimüthig entwickelten Erwägungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die vom Grafen Cavour in Vorschlag gebrachte Lösung wurde vom Kaiser Napoleon III. gut geheißen, gefiel dem Fürsten Gortschakov und dem Lord Clarendon und wurde demnach von der Conferenz angenommen. Die Bolgradfrage gelangte daher zur Befriedigung Aller durch die Bemühungen des Grafen Cavour zu ihrer Lösung.

Eine andere Frage von weit größerer Bedeutung verursachte ebenfalls Meinungsverschiedenheiten unter den Mächten und zwar besonders zwischen England und Frankreich. Es war dies die neue Constituirung der Donaufürstenthümer. Im Principe war zwar ihre Union auf dem Congresse angenommen worden und hatte darüber auch volles Einverständniß zwischen Lord Clarendon und Graf Cavour geherrscht. Als man aber zur Frage der praktischen Ausführung der Union gelangte, entstanden ernste Mißhelligkeiten. Die Union der Donaufürstenthümer gefiel nämlich der Türkei, die in ihr die völlige Emancipation der Moldau und Wallachei sah, ganz und gar nicht. Dagegen wurde sie von Rußland unterstützt, weil dieses es gern sah, an seinen Grenzen einen Staat zu haben, der seines Schutzes bedürftig und ihm daher beständig zugethan sein würde. Der Kaiser der Franzosen, der für das Princip der Nationalität ein=

trat und es damals an der Donau ebenso gut wie anderswo vorherrschen zu sehen wünschte, war für die Union. Oesterreich wieder erblickte darin schon aus Abneigung gegen das Nationalitätsprincip überhaupt ein gefährliches Unternehmen und einen umheimlichen Präcedenzfall. Es trat daher mit aller Entschiedenheit dagegen auf. Graf Buol ließ sogar die Aeußerung fallen: J'en ai assez d'une Sardaigne au pied des Alpes et sur les bords du Tessin et du Pô: je n'en veux pas une autre au pied des Carpathes et sur les bords du Danube et du Pruth (Ich habe schon an einem Sardinien am Fuße der Alpen und an den Ufern des Ticino und Po genug. Ich mag nicht noch ein anderes dazu am Fuße der Karpathen und an den Ufern der Donau und des Pruth haben). England war anfänglich dem Unionsplane geneigt, wurde aber dann durch die eifrige Parteinahme Rußlands dafür, wieder daran irre und reihte sich den Gegnern desselben an. Es war dies ein Punkt, wo Graf Cavour durchaus keine Transactionen eingehen konnte, noch durfte. Dieselben Gründe, welche Oesterreich bestimmten, sich der Union entgegenzusetzen, hießen sie ihn billigen. Ja, es mußte ihm in dieser Beziehung die bloße Opposition Oesterreichs genügen, um die Partei zu ergreifen, die jenem im Wege stand und sein Interesse zu durchkreuzen schien. „Was Oesterreich mißfällt", pflegte er zu sagen, „das muß uns nothwendiger Weise gefallen. Oesterreich sieht in der Union der Fürstenthümer eine Schädigung seiner eigenen Sicherheit, ein Hinderniß für die Geltendmachung seiner Politik. Aus demselben Grunde sehen wir und müssen wir darin eine Förderung unserer Interessen, eine Vorbereitung des Triumphes unserer Politik sehen." Gegen eine solche Logik ließ sich nichts einwenden, sie war einfach und bestimmt, und Niemand durfte sich am Ende darüber beklagen, wenn ein piemontesischer Minister durch sein Votum jene selben Principien an den Ufern der Donau unterstützte, die er an den

Ufern des Ticino und der Etsch zum siegreichen Durchbruche führen wollte. Es entstand daraus ein bedeutender und sehr interessanter Conflict. Graf Cavour, der die Opposition Englands nicht zu entwaffnen vermochte und zu keiner Transaction seine Zuflucht nehmen durfte, weil hier zwischen den beiden streitenden Principien an keine Versöhnung zu denken war, trat mannhaft für die Sache der Union ein. Die von ihm über diesen Gegenstand geschriebenen diplomatischen Depeschen sicherten ihm immer mehr eine hervorragende Stellung unter den europäischen Politikern. Die von ihm dem Ritter Benzi, der als piemontesischer Commissar nach den Donaufürstenthümern gesandt worden, ertheilten Instructionen, schlossen jede Ungewißheit aus. Er hatte den stricten Befehl, sich zu den entschiedenen Vertheidigern der Union zu gesellen. Die Wallachen und Moldauer waren ihm dafür sehr dankbar. Einige sehr angesehene Männer unter ihnen begaben sich eigens nach Turin, um ihm ihre und ihrer Mitbürger Dankbarkeit auszusprechen. Es that ihm freilich sehr leid, sich in dieser Frage nicht an die englische Politik anschließen zu können, aber er durfte doch seinen Sympathien nicht seine Principien, noch die Interessen seiner eigenen Politik denen der Politik einer fremden Macht opfern.

Auch die Frage der Regulirung der Donaumündungen war im Pariser Vertrage zur Sprache gekommen, und auch über sie mußte die piemontesische Regierung ihre Meinung abgeben. Graf Cavour ließ die technische Seite der Frage von seinem sehr competenten Collegen, dem Minister der öffentlichen Arbeiten, Pietro Paleocapa untersuchen, der darüber eine eingehende Arbeit anfertigte. Da dieser aber in Folge eines Augenleidens sich nicht nach Paris zu begeben vermochte, um dort seine Ansichten persönlich zu vertreten, so sandte Graf Cavour den Genieobersten Menabrea dorthin, der sich auch seiner Aufgabe zur Ehre der piemontesischen Regierung und der italienischen Wissen=

schaft vorzüglich entledigte. Es verdient gewiß bemerkt zu werden, daß Menabrea zu jener Zeit zu den politischen Gegnern des Grafen Cavour zählte und daß er in der Deputirtenkammer oft gegen die Vorschläge der von jenem präsidirten Regierung sprach. Graf Cavour hatte aber keine feindselige Voreingenommenheit gegen irgend Jemand und vertraute, so bald er davon überzeugt war, daß er einen intelligenten Mann zum Vortheil des Landes verwenden könne, demselben getrost die betreffende Mission an, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob derselbe sein Freund oder sein politischer Gegner sei. Ebenso wie er einige Jahre früher seinen politischen Widersacher, den Grafen Revel, nach London gesandt hatte, um dort ein Anlehn zu contrahiren, schickte er später den auch ihm persönlich keineswegs ergebenen Obersten Menabrea nach Paris, um dort die Ansicht der piemontesischen Regierung über die Regulirung der Donaumündungen von ihm vertheidigen zu lassen. Beide entledigten sich ihrer Mission mit glücklichem Erfolge, und dies Resultat war wohl die beste Antwort auf die Vorwürfe jener Leute, die es an ihm auszustellen fanden, daß er politischen Gegnern solche Beweise von Vertrauen gebe. Das System des Grafen Cavour war die Prakticirung des alten englischen Spruchs: „The proper man in the proper place“ (der rechte Mann gehört an die rechte Stelle).

In allen Fragen demnach, die sich auf allgemeine europäische Interessen bezogen und mit dem Pariser Vertrag in Verbindung standen, hielt sich Cavour streng an die Principien des Fortschritts und der rein civilisatorischen Interessen. Wenn er zu seinem größten Leidwesen in der Donaufürstenthümerfrage sich der Ansicht der englischen Regierung nicht anzuschließen vermochte, so geschah dies nur, weil er sich nicht selbst untreu werden durfte. Wenn er darüber sprach, wies er immer darauf hin, daß er zwar wisse, England werde Italien materiell nie unterstützen, allein nichts desto weniger die Freundschaft dieser

Nation sehr hoch schätze, weshalb ihm nichts ferner liege, als absichtlich etwas zu thun, was ihn der englischen Sympathien berauben könne. Dies sagte er allen Engländern, die von Zeit zu Zeit nach Turin kamen und die er stets mit großer Achtung und Auszeichnung aufnahm. Gerade im Jahre 1857 befand sich unter jenen Engländern, die ihn besuchten, auch das Parlamentsmitglied John Bright, der berühmte Redner der Manchesterschule. In einer längeren Unterredung mit demselben stellte es sich heraus, daß ihre Ansichten in den meisten Punkten übereinstimmten, nur als auch die Nationalitätenfrage berührt wurde, gab sich eine Meinungsverschiedenheit zu erkennen. Bright vermochte als ein großer Liebhaber des Friedens und aller seine Dauer verbürgenden Principien eine Politik, wie jene Cavour's nicht mit günstigem Auge zu betrachten, die in ihrem Schooße eben voraussichtlich den Krieg barg. Cavour verfehlte natürlich nicht, zu betheuern, daß er selbst ja auch den Krieg nicht des Krieges wegen liebe, sondern ihn nur für eine verhängnißvolle Nothwendigkeit betrachte. Der beredte Redner des Hauses der Gemeinen trug sich aber nun ein Mal mit der fixen Idee des ewigen Friedens. Wie er die Regierung seines Landes getadelt hatte, daß sie mit Rußland einen Krieg geführt, so billigte er auch die Politik des Grafen Cavour nicht, welche früher oder später den Krieg gegen Oesterreich zur unvermeidlichen Konsequenz haben mußte. Jenes Gespräch erwies sich aber deshalb doch nicht als ganz unnütz. Die partielle Nichtübereinstimmung Beider hinderte sie nicht, sich als gute Freunde zu trennen. Auch sprach Bright seitdem immer mit an Bewunderung grenzender Achtung vom Grafen Cavour. Dieser aber hörte weder jetzt noch später auf, hinsichtlich der englischen Nation jene freundschaftlichen Gefühle zu hegen, die er immer gehabt hatte. In dieser Beziehung war es charakteristisch, daß sich seine Eigenliebe durch nichts so geschmeichelt fühlte, als wenn man gerade

von englischer Seite seiner Person oder seinem Lande sympathisch entgegen kam.

Eines Tages erfuhr er von einer Rede, die gelegentlich der Eröffnungsfeier einer Bibliothek in Abderley=Park bei Birmingham von einem der Lords der Admiralität, dem jungen Robert Peel, gesprochen worden war und freute sich sehr darüber. War doch in ihr Piemonts mit ebenso bezeichnendem als rückhaltslosem Lobe Erwähnung gethan worden. Sir Robert Peel war nämlich von seiner Regierung zur Krönung des Czaren Alexander II. nach Moskau gesandt worden und hatte dort die Vertreter der verschiedenen europäischen Regierungen gesehen und kennen gelernt. Als er nun von den daselbst gewonnenen Eindrücken sprach und sich in ziemlich pittoresker, nicht eben zu günstiger Weise über die Stellvertreter der europäischen Potentaten äußerte, machte er nur hinsichtlich des Abgesandten Victor Emanuel's eine Ausnahme, indem er sagte: „er ist der Vertreter eines Landes, welches die Sympathien aller civilisirten Völker verdient.“ Diese Worte brachten auf das Gemüth des Grafen Cavour einen äußerst wohlthuenden Eindruck hervor.

XXXVII.

Die Vorbereitungen zur Landesvertheidigung waren nothwendiger Weise einer der wesentlichsten Punkte der Politik des Ministeriums Cavour. Sein Programm war bestimmt und ohne alle Zweideutigkeit; es mußte eben Alles gethan werden, was die Nothwendigkeit der Vertheidigung nur irgend erheischte, und wenn die gewöhnlichen Mittel hierzu nicht ausreichen würden, so sollten vom Parlament die erforderlichen Opfer nachgesucht werden, um das Nöthige zu beschaffen. Mit der speciellen Organisirung der Vertheidigungsmittel war der Kriegsminister La Marmora beauftragt.

In der Kammersession von 1857 wurde die Aufmerksamkeit des Parlaments gerade auf einige die nationale Vertheidigung betreffende sehr wichtige Fragen gelenkt. Es handelte sich insbesondere um die Fortificationen von Alessandria und um die Transferirung des Arsenals von Genua nach Spezia. Beide Fragen veranlaßten in beiden Kammern hervorragende Debatten, an denen auch Graf Cavour thätigen Antheil nahm, indem er die Vorlagen seines Collegen, des Kriegsministers, kräftig unterstützte. Bei den Verhandlungen beider Angelegenheiten war die technische eng mit der politischen Frage verknüpft. Darum durfte auch der Kabinetschef und Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich nicht enthalten, daran Antheil zu nehmen.

Die Nothwendigkeit, den Festungswerken von Alessandria eine möglichst große Ausdehnung zu geben, um dadurch dem Lande größere Sicherheit zu verleihen und einen energischen, mächtigen Widerstand zu ermöglichen, lag am Tage. In der That ging Niemand an die undankbare Aufgabe, diese Nothwendigkeit an und für sich in Abrede zu stellen. Es schien aber Einigen, daß die Vorlage neuer beträchtlicher Ausgaben für jene Fortificationen in jenem Momente einer Provocirung Oesterreichs gleichkomme. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, glaubten sie die Politik des Ministeriums, das die Dinge so weit schon auf die Spitze getrieben habe, eines gewissen Mangels an Vorhersicht und einer zu großen Kühnheit anklagen zu dürfen. Auf diese Ausstellungen antwortete Graf Cavour in der Kammersitzung vom 14. März 1857: „Ich will weder die Macht Oesterreichs verleugnen, noch herabsetzen; aber andererseits werde ich hier wiederholen, was ich schon einige Male gesagt habe, daß nämlich im Kriege nicht immer der Ausgang der Schlachten von der Zahl der Streiter abhängt. Deshalb füge ich hinzu, wir müssen, ohne uns den Ernst der Gefahr, ja, selbst die Möglichkeit unglücklicher Wechselfälle zu verhehlen, dieser Gefahr und

selbst etwaigen Unglücksfällen muthig und entschlossen entgegengehen, indem wir immer sicher sein dürfen, daß wir wenigstens die Ehre und Würde des Landes retten werden, was da auch geschehen möge."

Hierauf betonte er, daß die Befestigung Alessandria's dem Gedanken der Defensive und nicht etwa Offensivgelüsten entspringe, und hob hervor, daß ja auch Oesterreich großartige Befestigungsarbeiten in Piacenza vornehme, einer Stadt, auf welche es gar kein Domanialrecht besitze, was also factisch den Verträgen zuwiderlaufe und eine wirkliche Provocation sei, wie denn überhaupt alle Provocationen immer von Oesterreich, nicht aber von Piemont ausgingen *). Er fuhr dann fort: „Ja, die Befestigungsarbeiten zu Piacenza begründen eine Verletzung des „Wiener Vertrags" und eine Provocirung Sardiniens, weil jene daselbst neu angelegten Werke nicht sowohl gegen Parma, als vielmehr gegen uns gerichtet sind."

Jenen aber, welche behaupteten, daß ja ein mächtiges Bündniß von der Nothwendigkeit so bedeutender Ausgaben für Anlage von Festungswerken befreien werde, erwiderte er die folgenden Worte, aus denen genugsam hervorging, in welcher Weise er über das System der Alliancen denke: „Die Hülfe einer fremden Macht, die uns etwa zu Theil werden möchte, würde die Festung Alessandria denn doch nicht weniger nützlich machen. Um nämlich diese Hülfe für uns wahrhaft wirksam zu machen, würde es nöthig sein, daß wir, bevor wir uns auf den Beistand eines Anderen stützen, auch unsere eigenen Kräfte zu Rathe zögen und in Verwendung brächten. Dann kann uns die fremde

---

*) Das stimmt nach allem Vorhergehenden nicht gerade in allen Punkten zu sehr mit der Wahrheit überein. Indeß braucht ein Staatsmann in einer Parlamentssitzung seine Worte allerdings nicht immer auf die Goldwage streng historischer Kritik zu legen.

Anmerk. des Uebersetzers.

Hülfe allerdings sehr bald gar sehr zu Statten kommen, ohne daß sie für uns traurige Consequenzen nach sich ziehen dürfte. Wenn das angegriffene Land alle Anstrengungen gemacht, sich selbst vertheidigt und zwar recht kräftig vertheidigt hätte, dann würde die von einem Anderen dargebotene Hülfe für uns keine Erniedrigung, sondern eine werthvolle Verstärkung sein, die uns in die Lage versetzen dürfte, an große Unternehmungen zu gehen. Um aber Widerstand und zwar einen starken Widerstand leisten zu können, sind die neuen Festungsanlagen von Alessandria eine Nothwendigkeit .... Ich will nicht in Abrede stellen, daß diese Fortificationen dem Lande ein schweres Opfer auferlegen und daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge eine Ausgabe von einigen Millionen wohl in Ueberlegung gezogen werden muß. Allein, das glaube ich doch diesbezüglich hinzufügen zu dürfen, daß die Lage des Landes und der Zustand des Staatsschatzes nicht so traurig bestellt sind, um uns nicht zu erlauben, einem Werke einige Millionen widmen zu dürfen, welches, ich wiederhole es, gar wesentlich zur Vertheidigung des Staates beitragen wird. Dieses Werk sind wir unserer eigenen Sicherheit und der Sicherung unserer bisherigen gemäßigt fortschrittlichen Politik schuldig, welche Piemont nicht nur die Sympathien Italiens, sondern auch die Achtung ganz Europa's eingetragen hat.

Die Deputirtenkammer gab durch eine imponirende Majorität dem Minister recht, der Senat that desgleichen. Die Unkosten für die Befestigungswerke von Alessandria wurden bewilligt. Bei dieser Gelegenheit nannte ein Senator, als er von dem mächtigen Einflusse sprach, den Graf Cavour auf die Berathungen des Parlaments ausübte, ihn einen Dictator. Als das dem Ministerpräsidenten berichtet wurde, meinte er lächelnd: „Also Dictator! Aber wo sind die Lictoren? So lange mir die Unterstützung des Parlaments nicht fehlen wird, harre ich auf meinem Posten aus. Sobald mich diese aber verläßt, werde ich

abtreten. Ich glaube nicht, daß das gerade die Art und Weise der Dictatoren ist."

Nach Alessandria kam Spezia an die Reihe. In Betreff dieses Punktes war die Opposition noch viel lebhafter und zahlreicher. Diese Frage berührte nicht nur materielle Interessen, sondern auch die Empfindlichkeiten des Localpatriotismus, der immer in Betracht gezogen und nach Möglichkeit geschont werden muß. Es war freilich klar, daß das gleichzeitige Nebeneinandersein der Handels- und der Kriegsmarine in derselben Localität nur beiden schade und jede in ihrer Entwickelung beschränke. Deshalb war es auch einleuchtend, daß die Trennung beider Marinen den Interessen des genuesischen Handels nur zum Vortheil gereichen könne. Aber doch wollte dies damals gar vielen Leuten nicht sogleich gefallen und noch weniger als ein dringendes Bedürfniß erscheinen. Andererseits war es nur gerecht, daß die Regierung, einmal entschlossen, jene Trennung durchzuführen, sich zugleich darauf bedacht zeigte, sie doch mit großer Schonung und jeder nur möglichen Rücksicht auf die Genuesen in's Werk zu setzen.

Ein anderer Oppositionsgrund entsprang der Erwägung, daß es nicht ganz mit den Dictaten der Klugheit übereinstimme, ein Reichsarsenal an einer der Grenze so nahe gelegenen Oertlichkeit aufzustellen, wohin der Feind in kürzester Zeit zu Lande gelangen und dann leicht ungeheuren Schaden verursachen könne. Man würde, sagten einige Redner, ein Arsenal in Spezia in einem Königreiche Italien begreifen, aber blos in einem Königreiche Piemont sei es ein Irrthum, eine Unklugheit und vielleicht eine schwer sühnbare Schuld. Die, welche solche Gründe in's Feld führten, gewahrten eben nicht, daß ja Graf Cavour den Zeiten voraneilte und daß er ein Arsenal in Spezia gerade deshalb haben wollte, weil er überzeugt war, daß es bald ein Königreich Italien geben werde. Unter den Oppositionsrednern

befand sich auch der Marquis Costa di Beauregard, ein sehr angesehener Deputirter aus Savoyen. In seiner Rede erwähnte und citirte er eine Stelle aus Gioberti's Werke „Rinnovamento“, wo gerade von Spezia und von Cavour gesprochen wurde. Die Worte des großen Philosophen lauteten: „Wenn die Halbinsel eine conföderirte Flotte besäße, so würde der Meerbusen von Spezia ihr würdigster und praktischster Stationsort und Stützpunkt sein. Auch Napoleon hatte im Sinne, jenen Schlupfhafen in einen ausgedehnten und uneinnehmbaren Kunsthafen zu verwandeln. Allein schwer zu denken, geschweige denn auszuführen dürfte es sein, daß das kleine Piemont eine von Buonaparte auf dem Gipfel seiner Macht ersonnene Unternehmung ausführen und eine dieses Namens würdige Marine haben werde. Wahr ist es freilich, daß Cavour am Ende im Stande wäre, an so etwas nicht nur zu denken, sondern es auch auszuführen“ *). Der ehrenwerthe savoyische Deputirte dachte wahrscheinlich, als er diese 1851 von Gioberti geschriebenen Worte 1857 im Parlamente citirte, sich ihrer als eines Argumentes gegen Cavour zu bedienen. Allein statt dieses Ziel zu erreichen, trug er hierdurch vielmehr nur mit dazu bei, der ministeriellen Vorlage, die er bekämpfte, einen höheren Glanz zu verleihen. Gioberti hatte auch diesmal wieder in's Schwarze getroffen und das richtige Vorgefühl von dem gehabt, was Cavour war und wessen er alles im Stande sei: Camillo Cavour führte 1857 genau das aus, dessen Ideïrung und Inswerksetzung ihm Gioberti schon 1851 zugetraut hatte.

In jener Debatte trat er zweimal als Redner auf, das erste Mal am 29. April und das zweite Mal am darauf folgenden 6. Mai. Besonders seine erste Rede war ein Meisterstück von Logik, kräftiger Beweisführung, wahrer und solider parlamen-

*) Siehe „Rinnovamento“ di Vicenzo Gioberti“, vol. II. pag. 317.

tarischer Beredsamkeit. Er ließ es nicht an stechender, aber dabei stets höflicher Ironie fehlen, führte alle nur irgend verwendbaren Gründe für sein Vorhaben in's Feld, vergaß die Antwort auf keine Einwendung und sagte dabei doch mit unnachahmlicher Geschicklichkeit nichts, was etwa zur Zeit nicht ganz geeignet gewesen wäre, verlautbart zu werden. Wohl ließ er den nationalen Gedanken, von dem jener Gesetzentwurf eingegeben und erfüllt war, hervortreten, aber dennoch vermied er es gewissenhaft, Worte in den Mund zu nehmen, die etwa die so leicht erregbare Empfindlichkeit der Diplomatie hätten erwecken können. Er wußte recht gut, daß, indem er zur Kammer sprach, auf seine Rede in ganz Europa Acht gegeben wurde, und dies war ein Grund mehr für ihn, jede Sylbe zu vermeiden, die falsche Auslegungen hätte hervorrufen können und jede Anspielung auf die Pläne der Zukunft zu unterdrücken, die er für den Augenblick wohl ahnen lassen, die er aber nicht frei enthüllen durfte. Wer jene Rede mit anhörte und ihre Bedeutung zu ermessen wußte, mußte die außerordentliche Kunst bewundern, mit der der Redner den Zusammenhang zwischen dem, was er sagte und dem, was er weder sagen durfte noch wollte, fein verhüllte und dabei doch seine Absicht klar zum Ausdruck brachte, ohne aber den Gegnern seine Flanken darzubieten, oder der wachsamen und stets argwöhnischen Diplomatie in's fallenreiche Gehege zu gerathen.

Die Gegner stellten die Behauptung auf, daß die Verlegung des Arsenals von Genua nach Spezia von England dictirt werde, um an den ligurischen Ufern ein anderes Gibraltar zu schaffen. Sie sagten auch, daß die Franzosen und Oesterreicher über jenen Plan als über ein Symptom der Schwäche Piemonts lächelten und zu alledem stellten sie die Vorlage als ein neues Zeichen der herausfordernden und kurzsichtigen Politik der Regierung dar, durch welche diese das Schicksal des Landes fortwährend in Frage stelle. Cavour antwortete auf alle diese Ein-

würfe. Er bewies, daß die Idee, Spezia in ein Gibraltar umzuschaffen, ein eitles Phantasiebild sei. England sei dem Plane weder günstig noch ungünstig, ebenso verhalte es sich mit Frankreich. In Betreff Oesterreichs aber sagte er: „Was nun den Eindruck anbelangt, den dieses Project etwa auf das Wiener Cabinet hervorgebracht, so erkläre ich offen, daß mir derselbe vollkommen unbekannt ist. Ich weiß nicht, ob die hier in der Kammer vorgebrachten Gründe, als ob dieses Unternehmen unser Land und unsere Finanzen völlig ruiniren müsse, daselbst einen vielleicht recht günstigen Eindruck hervorgebracht haben. Ich möchte indeß daran zweifeln, daß ein Etablissement, das, was auch im Uebrigen seine Consequenzen sein mögen, nothwendiger Weise die Entwickelung unserer Kriegsmarine sehr begünstigen muß, jenseits des Ticino zu günstig aufgenommen werden dürfte. Wie dem aber auch sein mag, so werde ich, selbst wenn sich Graf Buol über dieses Unternehmen etwa irriger Weise freuen sollte, mich darüber nicht betrüben, da ich nichts dagegen habe, dem ehrenwerthen Grafen Buol auch einmal eine kleine Befriedigung zu gewähren."

Einem genuesischen Deputirten, welcher in jenem Project eine wenig günstige Absicht gegen seine Vaterstadt zu wittern glaubte, erwiderte er, daß er schon 1850, als er noch Mitglied des Ministeriums Massimo d'Azeglio gewesen, über diesen Gegenstand mit dem Minister La Marmora Ideen ausgetauscht und dabei gefunden habe, daß er ganz mit ihm bezüglich desselben übereinstimme. Seit dieser Zeit aber bereits seien sie Beide daran gegangen, die betreffende Gesetzvorlage gewissenhaft vorzubereiten. „Dies allein schon", fügte er hinzu, „sollte genügen, zu beweisen, wie schlecht begründet die gegen uns in einer Rede geschleuderten Angriffe sind, die mich nicht so sehr wegen ihrer heftigen Ausfälle, bittern Tadelsworte und boshaften Insinuationen, woran ich ja schon seit lange hinreichend gewöhnt bin, als deshalb be-

trübte, weil ich es für höchst schädlich und beklagenswerth halte, wenn im Schooße dieses Parlaments eine durch ihr Alter wie durch ihre Stellung und die Achtung, die mit Recht ihren Privatcharakter umgibt, sonst sehr schätzbare Persönlichkeit, von blindem Municipalgeist erregt, inmitten der Nation, während wir uns ohnedies in schwierigen Verhältnissen befinden, auf's Neue den Italien so gefährlichen Dämon, den Dämon, der unserem Vaterland mehr Unheil zugefügt hat, als das Eisen des Fremden, d. h. den Dämon municipaler Zwietracht und alter Bürgerfehde, erweckt."

Er führte hierauf an, wie ein analoges Project schon im Jahre 1850 vorgelegt worden sei, das schon damals nicht sehr günstig aufgenommen wurde und wegen Eintritts ernster politischer Verwickelungen, besonders aber wegen der Krimexpedition, wieder zurückgezogen werden mußte. Sobald aber der Friede hergestellt gewesen und General La Marmora wieder zurückgekehrt sei, habe dieser das Ministerium abermals ersucht, dem Parlamente die betreffende Vorlage auf's Neue zu unterbreiten. „Als mein verehrter Herr College, der in seinen Ansichten mindestens ebenso beharrlich ist wie ich, in's Ministerium wieder eingetreten, sagte er gleich zu mir: „Alessandria und Spezia", und ich antwortete ihm: Alessandria und Spezia."

Er ging dann in alle Einzelheiten des Kostenpunktes ein, wies auf die Vortheile hin, die hier dem Handel von Genua und dem des ganzen Staates aus der Ausführung dieser Vorlage entstehen würden und sprach zum Schlusse das Vertrauen aus, daß die Kammer, ohne sich durch das traurige Bild, welches einige Redner von der Finanzlage schwarz in schwarz gemalt, noch durch die anderen, von ihm bereits zur Genüge zurückgewiesenen Einwürfe beirren zu lassen, dem Gesetzentwurfe ihre vollkommene Beistimmung ertheilen werde. „Denn dieses Gesetz", rief er aus, „wird, wenn es erst seine Wirkung gethan, das heißt dem Lande ein großes Marineetablissement und einen neuen

Aufschwung seines Seehandels beschêert hat, nicht mehr eine Quelle von Kritiken nnd Nachtheilen, sondern ein dauerndes Denkmal wahrhaft ersprießlicher Thätigkeit sein, das uns die Anerkennung der nachfolgenden Geschlechter eintragen wird."

Sein Vertrauen ward nicht getäuscht. Die Kammer nahm das Gesetz, durch das die Verlegung des Arsenals von Genua nach Spezia decretirt wurde, an. Trotz allen Widerspruches mancher sogenannter Patrioten kam abermals ein großes nationales Werk zu Stande.

Außer dem Minister La Marmora, der mit ihm den größten Theil der Verantwortlichkeit bei Vorlage jenes Gesetzentwurfes theilte, unterstützten den Grafen in den darüber entbrannten Debatten durch ihre Reden besonders der genuesische Deputirte Graf Mamiani, der Minister Paleocapa und der Major Chisio Cugia, welcher der Berichterstatter des von der Kammer hierzu erwählten Prüfungsausschusses war. An der rednerischen Wirksamkeit der beiden Ersteren war nicht zu zweifeln, waren sie doch alte und erfahrene Streiter auf der parlamentarischen Arena. Der Dritte dagegen verdiente sich in jenen Debatten seine ersten Sporen, indem er darin, um mit den Engländern zu reden, seine Jungfernrede hielt. Graf Cavour, der diesen sympathischen Officier sehr gern sah und für ihn die freundschaftlichsten Gesinnungen hegte, hörte dessen Vortrag mit besonderer Aufmerksamkeit an und unterstützte ihn, so lange er sprach, mit aufmunternden Winken und Blicken. Wenn ein junger Mann sich hervorthat, war er überhaupt immer sehr zufrieden darüber und zwar sowohl aus natürlicher Theilnahme, wie aus patriotischen Rücksichten. Erblickte er doch in jeder sich kundgebenden geistigen Kraft, in jedem jungen Manne, der tüchtige Beweise von Fähigkeit und Muth gab, eine neue Garantie für die Zukunft der nationalen Sache. Das habe nicht nur ich, sondern das haben Alle wahrgenommen, die mit ihm in nähere Berührung kamen.

Am Morgen des 30. April unterhielt sich Graf Cavour mit einem Freunde über den Gang dieser Verhandlungen in der Deputirtenkammer und prophezeite einen baldigen günstigen Ausgang. Der Freund gratulirte ihm herzlich über die von ihm am vorhergehenden Tage gehaltene Rede und sagte ihm dabei: „Sie haben gestern à la Palmerston geredet, und ich sollte meinen, daß man Ihnen nun sofort Recht geben müßte. Die Sache liegt so klar vor Aller Augen, und ich begreife wirklich nicht, was man Ihren Gründen entgegenzusetzen vermöchte. Wenn Sie Minister einer absoluten Regierung wären, so wäre Alles schon abgethan.“ Da erwiderte er lebhaft: „Sie vergessen, daß ich nicht wünschen würde, bei einer absoluten Regierung Minister zu sein, und daß mich eine solche auch nie zum Minister machen würde. Ich bin, was ich bin, eben nur weil ich constitutioneller Minister bin. Ich weiß freilich, daß man oft unnützes Geschwätz treibt und daß die Dinge manchmal schneller gehen könnten, aber was ist da zu machen? Alle menschlichen Dinge haben ihre Unvollkommenheiten und so hat sie auch das parlamentarische System, aber das ist mit all seinen Unvollkommenheiten denn doch noch immer viel vernünftiger, als alle anderen Regierungsformen. Mitunter ärgere ich mich auch über manche Opposition und antworte, so wie gestern, recht lebhaft darauf. Wenn ich aber dann darüber nachdenke, freue ich mich doch wieder über die Opposition, weil sie selbst mir Gelegenheit gibt, dem Publicum meine Ideen besser auseinander zu setzen und die öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde. Vielleicht irre ich mich, aber ich vermag die Hoffnung nicht zu unterdrücken, daß das, was ich gestern über die Vortheile der Verlegung des Arsenals nach Spezia angegeben, einen sehr guten Eindruck auf den genuesischen Handelsstand machen wird. Der Minister einer absoluten Regierung braucht nur zu befehlen, ein constitutioneller Minister aber muß, um sich Gehorsam zu

verschaffen, zu überreden verstehen. So trachte denn auch ich nur danach, meinen Mitbürgern auf vernünftige Weise die Ueberzeugung beizubringen, daß ich Recht habe. Ueber die jetzige Kammer kann ich mich nicht beklagen, sie ist voller politischer Mäßigung und Patriotismus. Wenn sie aber auch übler geartet, oder doch wenigstens weniger gut wäre, würde ich dennoch nie aufhören, für das constitutionelle System einzutreten und mich ihr gegenüber nur nach den Regeln des Constitutionalismus zu verhalten. Glauben Sie mir, die schlimmste aller Kammern ist noch immer besser, als die beste Antichambrirwirthschaft.

XXXVIII.

Außer mit den militärischen Vorkehrungen hatte sich das piemontesische Parlament in der Session von 1857 noch mit anderen wichtigen Angelegenheiten zu beschäftigen, von denen die wichtigste wohl jene war, welche die directe Eisenbahnverbindung zwischen Piemont und Savoyen betraf. Der Plan eines Tunnels durch den Fréjus war kühn und großartig und hatte schon deshalb den Grafen Cavour für sich. Es bestärkten ihn in seiner Absicht die Gutachten competenter Männer, wie Paleocapa und Menabrea, politische Erwägungen, der lebhafte Wunsch, die materiellen Schranken, welche Italien von Frankreich trennten, zu verringern und außerdem wohl auch seine besondere Vorliebe für den Ingenieur Sommeiller. Die Durchstechung der Alpen wurde für ihn eine wahre Leidenschaft. Oft sprach er mit seinen Freunden davon und suchte dabei in ihren Gemüthern den gleichen Enthusiasmus zu entzünden, den der Gedanke an diese kolossale Unternehmung in ihm selbst wachgerufen hatte. Mitten unter so vielen anderen Beschäftigungen, Sorgen und Arbeiten aller Art dachte er beständig an dies Project. Als er eines Tages mit einem Freunde durch die Alleen der Piazza d'Armi

spazieren ging, deutete er mit den Fingern auf das sich am Horizont präsentirende Panorama der Alpen hin und sprach: „Wenn Ludwig XIV. sagen durfte, daß es keine Pyrenäen mehr gäbe, so hoffe ich, daß wir eines Tages mit weit größerem Rechte sagen werden: es gibt keine Alpen mehr. Man wirft mir ein, daß es große Schwierigkeiten zu überwinden gebe, und ich glaube es. Ebenso macht man geltend, daß wir noch zu klein seien, um uns an eine solche Unternehmung wagen zu dürfen. Ich aber entgegne, daß wir die Schwierigkeiten überwinden müssen und daß wir, gerade um groß zu werden, dies Werk zu unternehmen haben. Die Alpen dürfen für uns durchaus kein Hinderniß mehr sein.“ Während dieser Worte strahlte sein Blick und aus seinen Zügen, wie aus seinen Worten sprach die unumstößliche Ueberzeugung und der feste Vorsatz, diese zur Geltung zu bringen.

Der auf die Durchstechung der Alpen bezügliche Gesetzentwurf wurde der Deputirtenkammer in der That noch kurz bevor die parlamentarischen Arbeiten durch den Beginn der heißen Jahreszeit unterbrochen wurden, vorgelegt. Die Debatten darüber fanden in den letzten Tagen des Juni statt. Es fehlte nicht an Opposition, besonders von Seiten Jener, welche sich durch die Erwägung des Zustandes der Finanzen leiten ließen, der allerdings nicht sehr dazu angethan schien, zu einer neuen kostspieligen Unternehmung herauszufordern. Graf Cavour trat aber wie gewöhnlich tapfer auf die Bresche und verfocht die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Annahme dieses Gesetzentwurfes mit Eifer und Geschick, ohne sich durch irgendwelche Einwürfe ermüden oder abschrecken zu lassen. Er sprach in den Sitzungen vom 25. und vom 27. Juni und zwar in wahrhaft hervorragender Weise. Er rief zur Unterstützung seines Vorhabens sowohl specielle und technische, wie nicht weniger allgemeine und politische Gründe auf und wies dabei mit über=

zeugender Kraft die vortheilhaften Resultate nach, welche die Ausführung dieses Planes für den Handel, das Wohl des Landes und die glückliche Entwickelung seiner auswärtigen Beziehungen haben würde. Zu gleicher Zeit sprach er ein unbegrenztes Vertrauen in die Ingenieure aus, welche den Entwurf ausgearbeitet hatten. „Ich erkläre unumwunden", sagte er, „ich habe Vertrauen in die Ingenieure, welche diese Unternehmung in Vorschlag gebracht haben und ich habe es deshalb, weil ich als Minister wie als Privatmann sowohl ihre Fähigkeit als ihre Ehrenhaftigkeit, und ich muß auch hinzufügen, ihre Bescheidenheit kenne. Ich vermag dafür einzustehn, daß diese Ingenieure während ihrer ganzen langen und so erfolgreichen Laufbahn immer mehr gehalten haben, als was sie versprochen. Ja, ich vertraue diesen Ingenieuren, weil sie es waren, die ein Problem gelöst haben, das ganz Europa bisher nicht zu lösen vermocht hatte. Während man noch über die Ueberwindung der Sömmeringhöhe, die doch bei Weitem nicht so beträchtlich ist, studirte, und während der von uns berufene Engländer Stephenson vor der Schwierigkeit der Bewältigung der Giovisteigerung zurückschrak und uns offen erklärte, daß er die Verantwortlichkeit für die glückliche Lösung eines solchen Problems nicht zu übernehmen vermöge, sind diese unsere Ingenieure in aller Bescheidenheit vor die Regierung hingetreten und haben gesagt: „habt Vertrauen in uns, wir werden die Giovihöhe überwinden".

Nachdem er diese Vertrauensäußerung ausgesprochen, von der er wünschte, daß ihr die Kammer beitreten möge, ging er tiefer auf die politische Bedeutung der ganzen Angelegenheit ein und schloß dann mit den denkwürdigen Worten:

„So hoffe ich denn, daß Sie am Schlusse dieser so thätigen Legislaturperiode sich nicht selbst untreu werden. Ich hoffe, daß Sie auch diesmal den Eingebungen einer entschlossenen und freimüthigen Politik folgen werden. Wenn Sie jetzt den Antrag

Moja (es war dies der Name des Deputirten, der die Regierungsvorlage am meisten bekämpft und sie durch eine von ihm selbst vorgelegte andere ersetzt wissen wollte) annehmen, so inauguriren Sie damit auch ganz entschieden ein anderes System. Es würde mir das sehr leid thun, nicht nur weil dieses große Werk dadurch verloren ginge, sondern auch weil ein solcher Schritt ein verhängnißvolles Vorzeichen für das zukünftige politische System sein würde, welches dann das Parlament befolgen wird. Wir haben die Wahl des von uns einzuschlagenden Weges frei. Bisher haben wir den der Entschlossenheit und Kühnheit eingeschlagen. Da können wir aber nicht halbwegs stehen bleiben. Uns gegenüber steht nur eine einzige Alternative und die lautet: „entweder fortschreiten oder untergehn." So hege ich denn das Vertrauen, daß Sie Ihr Werk mit der größten aller modernen Unternehmungen, d. h. mit dem Beschluß krönen werden, den Mont Cenis zu durchstechen."

Fortschreiten, oder untergehn! Das Parlament dachte ebenso wie Derjenige, der es vor dieses Dilemma gestellt hatte, und wählte daher das Fortschreiten.

Das Gesetz über die Ausführung des Alpentunnels ging glücklich durch. Ohne Säumen ward es dann auch vom Senate angenommen und von der Krone sanctionirt. An dem Tage, wo die Deputirtenkammer ihre Billigung dazu gab, verließ Graf Cavour in großer Eile den Palazzo Carignano und kündigte mit freudeerfüllter Seele dem Grafen Luigi Corti, der in Abwesenheit des Marquis Emanuele d'Azeglio das Amt eines Geschäftsträgers am englischen Hofe versah, diese Entscheidung an, indem er ihn ersuchte, dies sogleich dem Lord Palmerston mitzutheilen, der zu wiederholten Malen ein lebhaftes Interesse an dem Gelingen dieses Unternehmens zu erkennen gegeben hatte. Graf Corti gehorchte dem ihm gewordenen Auftrage und machte ungesäumt Lord Palmerston die betreffende Mittheilung. Dieser

aber richtete sofort einen kurzen aber nicht nur in correcter, sondern selbst eleganter italienischer Sprache eigenhändig verfaßten Brief an ihn, in dem er ihn bat, dem Grafen Cavour für diese freudige Nachricht in seinem Namen seinen vollen Dank auszusprechen und mit den Worten schloß: „D'ora in poi non si parlerà più delle opere degli antichi Romani“ (von jetzt an wird man nicht mehr von den Werken der alten Römer sprechen). Graf Corti verfehlte nicht, den ihm von dem berühmten englischen Minister geschriebenen Brief zur Kenntniß des davon ungemein angenehm berührten Grafen Cavour zu bringen.

Dem Parlamentsbeschlusse folgte im Zwischenraum weniger Tage der Beginn der Ausführung. Am Morgen des 30. August 1857 zündete König Victor Emanuel die erste am Fréjus angebrachte Mine an; damit war das große Werk in Angriff genommen. Prinz Napoleon, Graf Cavour und Paleocapa wohnten der Ceremonie bei. Als Graf Cavour bei seiner Rückkehr nach Turin hier gefragt wurde, wie man ihn denn in Savoyen aufgenommen, antwortete er: „On ne m'a pas sifflé: je ne demande pas davantage“ („man hat mich nicht ausgepfiffen, mehr verlange ich nicht)“.

Vierzehn Jahre später am 18. September 1871 war das Werk vollbracht, die Alpenbarrière durchbrochen, die Idee Cavour's völlig durchgeführt; aber er selbst war nicht mehr da, um sich seines Triumphes zu erfreuen. Alle gedachten damals in gar dankbarer Erinnerung seines Namens, besonders auch der französische Minister Lefranc. Ja, Frankreich und Italien hatten wohl Ursache, sich hier in dankbarer Erinnerung vor dem Andenken des großen Mannes zu verneigen.

XXXIX.

Die Beziehungen zu den anderen Staaten der Halbinsel durften unterdeß nicht vernachlässigt werden. So lange die damals obwaltenden politischen Verhältnisse existirten, war es klar, daß die piemontesische Regierung nicht ohne gewichtige Gründe auf ihre Gesandtschaften in Neapel, Rom und Florenz verzichten dürfe. Diese Gesandtschaften wurden denn auch aufrecht erhalten und die von Florenz war zu gleicher Zeit auch in Modena und Parma accreditirt. Nach der Abreise des Marquis Sauli nach Petersburg hatte Graf Cavour den König gebeten, zum diplomatischen Vertreter an den kleinen Höfen Centralitaliens mit dem Sitz in Florenz den Komthur Carlo Boncampagni zu wählen, der, ein wirklich hervorrager Politiker und dabei äußerst fein gebildeter, mit seltenen gesellschaftlichen Vorzügen begabter Mann, sich zur Vertretung Piemonts in Florenz ganz vorzüglich eignete.

Im Sommer 1857 unternahm Papst Pius IX. eine Reise in alle Provinzen, aus denen damals der römische Staat bestand. Als er dabei in Bologna eingetroffen war, hielt Graf Cavour es für angemessen, dem heiligen Vater die Huldigungen des Königs Victor Emanuel und seiner Regierung darbringen zu lassen und ertheilte Boncampagni den Auftrag, sich dorthin zu begeben und sich dieser Mission zu entledigen. Hieraus nahm man Anlaß zu Beschwerden gegen ihn im Parlamente. Es wurde ihm aber nicht schwer, die Bedeutung dieser Maßregel in's rechte Licht zu stellen und nachzuweisen: daß die Regierung in dieser Beziehung nur den Gesetzen der Klugheit und des Anstandes Folge gegeben habe. Allerdings durfte man sich nicht schmeicheln, daß die piemontesische Regierung durch Schritte solcher Art sich etwa die Gemüther der übrigen Herrscher der Halbinsel gewinnen werde, die ihr so sehr abgeneigt waren.

Graf Cavour wiegte sich auch gar nicht in derartigen Illusionen, er wollte aber auch keineswegs Rücksichten verletzen, wo das nicht nöthig war.

Die Revolutionäre faßten die Dinge natürlich keineswegs von diesem Standpunkte auf und würden, wenn sie nur irgend die Macht und Fähigkeit dazu besessen hätten, durch ihr sinnloses Vorgehen gewiß das große mit so außerordentlicher Geduld und Umsicht unternommene Werk Cavour's zerstört haben. Während er fortwährend wirklich etwas that, suchten die Radicalen nur immer sein Thun zu durchkreuzen. Freilich gelang ihnen das nicht, weil ihre Kräfte glücklicher Weise sehr verringert waren und ihre Ansichten bei der Bevölkerung selbst keinen Anklang mehr fanden. Diese tröstliche Thatsache war ebenfalls eine der wohlthätigen Consequenzen der piemontesischen Politik, die schon dadurch, daß sie offen für die Herstellung der italienischen Einheit auftrat, die Verschwörer und Unruhestifter wenn nicht gänzlich beseitigt, so doch factisch überflüssig gemacht hatte. Dies kleine Häuflein der Letzteren, die sich aber noch immer nicht zur Vernunft bekehren wollten, bot dagegen seinerseits wenigstens alles Mögliche auf, um gleichwohl den Gang der piemontesischen Politik zu stören. Von Zeit zu Zeit ließen sie es nicht an kleinen bewaffneten Unternehmungen fehlen. Ende Juni 1857 aber fanden etwas ernstere Zuckungen dieser Art statt, indem es zu Livorno und Genua zu Aufstandsversuchen kam. In Livorno standen österreichische, in Genua piemontesische Truppen. Die Revolutionäre ließen sich aber den Unterschied zwischen beiden Uniformen nicht sonderlich anfechten. Sie suchten sich zweier Forts in der Nähe von Genua, nämlich des Sperone und des Diamante zu bemächtigen. Ein armer Sergeant, dessen Bewachung das letztere anvertraut war, wurde dabei getödtet. Ein Märtyrer seiner Pflicht, gebührt ihm wohl die bescheidene Auszeichnung, daß die Geschichte wenigstens seinen Namen als den eines

fahnentreuen Soldaten namhaft mache. Er hieß Pastrone. Um dieselbe Zeit hatten sich einige Waghälse an Bord des Dampfers Cagliari der Dampfschifffahrtsgesellschaft Rubattino, der den Postdienst zwischen Sardinien und Tunis versah, begeben und den Capitain während der Fahrt gezwungen, den Curs zu ändern und sie zu Sapri im Salernitanischen auszuschiffen. Diese riskirten aber dabei ihr Leben gegen eine Regierung, die weder italienisch noch liberal war, und wenn ihr Unternehmen auch kopflos war, so konnte und durfte es doch nicht mit der gleichen Strenge beurtheilt werden, wie jener unwürdige Putschversuch bei Genua, der gegen die piemontesische Regierung und gegen das treue Heer gerichtet war, auf dem die Hoffnungen ganz Italiens ruhten. Aber auch der Vorfall mit dem Cagliari rief allerhand Verdrießlichkeiten hervor, denn die neapolitanische Regierung beeilte sich, diese Sache in dem Sinne auszubeuten, daß sie alle Schuld auf Piemont schob und es anklagte, der Herd von Revolutionen und der Mitschuldige von Verschwörern zu sein. Nachdem jene Regierung überdies den Cagliari gekapert hatte, wollte sie ihn für gute Prise erklären und unter keiner Bedingung seinem rechtmäßigen Besitzer zurückstellen. Der Komthur Canofari gab sich als neapolitanischer Geschäftsträger in Turin alle Mühe, das Interesse seiner Regierung wahrzunehmen, ging aber dabei so weit, die piemontesische Regierung anzuklagen, daß sie die Vorbereitungen zu einer Invasion des neapolitanischen Gebiets in ihrem eignen Lande ruhig geduldet habe. Graf Cavour wies in seinen Antworten jede Solidarität mit Jenen zurück, die diesen Landungsversuch unternommen und machte die neapolitanische Diplomatie in Erwiderung ihrer heftigen Anklagen darauf aufmerksam, daß eben nur das System, welches im Königreiche der beiden Sicilien herrsche, es sei, welches solche Früchte zu Tage fördere. Nicht Piemont, betheuerte er, schaffe für die anderen Regierungen der Halbinsel Verlegen-

heiten und Gefahren, sondern diese Regierungen selbst seien vielmehr durch die Art ihrer Regierungsweise eine beständige Gefahr für die Ruhe und Sicherheit Piemonts, welches sich indeß dadurch nicht beirren lassen werde, in seiner bisherigen Politik zu verharren. Weder tollköpfige Versuche von Revolutionären, noch eitle Drohungen der übrigen italienischen Regierungen würden im Stande sein, es hiervon abzubringen. Damals hob die Streitigkeit wegen des Cagliari an, die sich sehr in die Länge zog und mehr als ein Mal die Geduld des Grafen Cavour und der englischen Regierung, die, nachdem sie erfahren, daß zwei Maschinisten des weggenommenen Schiffes englische Unterthanen waren, sich in diese Sache ebenfalls mit einmischen mußte, auf eine harte Probe stellte.

XL.

Die eben erwähnten schmerzlichen Ereignisse bewiesen auf's Neue die Unverbesserlichkeit der extremen Parteien und der Verschwörer, jedoch nicht weniger auch die der anderen italienischen Regierungen, die damals noch über die Halbinsel herrschten und vor allem der neapolitanischen, die noch halsstarriger, gewaltthätiger und unvorsichtiger als die übrigen war, weil sie sich für die stärkste hielt. Indeß vermochten alle Künste und Intriguen der übrigen italienischen Kabinete nicht, die piemontesische Regierung ihrer Richtung abwendig zu machen, obwohl sie ihre Aufgabe nicht eben erleichterten. Leider begann jetzt aber auch die Reaction in Piemont selbst wieder ihr Haupt kühner zu erheben: „Seht, sagten Jene, denen die fortschrittliche und nationale Politik Cavour's schon lange ein Dorn im Auge war, da habt Ihr's ja vor Augen, was für einen Gebrauch gewisse Leute von unseren constitutionellen Freiheiten machen und wie sie die Gesetze des Gastrechts respectiren. Sie wurden bei uns in Piemont

gut aufgenommen, athmen hier frei auf, sagen, was sie wollen, drucken was ihnen durch den Sinn fährt und dann bedienen sie sich der hier gewordenen gastlichen Aufnahme nur dazu, uns Verlegenheiten zu bereiten und Piemont in den üblen Ruf zu bringen, als sei es eine Beute der Revolution und Anarchie und trachte danach, mit diesen schönen Gaben auch seine Nachbarn zu beglücken". Solche Reden erwiesen sich, da sie einen gewissen Anschein von Wahrheit für sich hatten, gefährlich und schadeten immerhin dem Ansehen der Regierung. Dem Grafen Cavour kam es sehr ungelegen, daß ein Theil der öffentlichen Meinung Piemonts sich in dieser Beziehung von ihm loszulösen begann. Um dem Auslande gegenüber stark zu sein, stützte er sich ja so gern auf möglichste Eintracht im Innern. Ihm war es daher stets ungemein schmerzlich, wenn diese Eintracht durch irgend einen Vorfall oder irgend eine politische Gegenströmung vermindert, oder gar in Frage gestellt wurde. Er kannte die Künste und Manoeuvres seiner Gegner durch und durch und wußte ihre Wirksamkeit genau abzuschätzen. Je weniger er sich mit dem beschäftigte, was die Revolutionäre sagten und thaten, da er sie eben nur in so weit für gefährlich erachtete, als sie der Gegenpartei Waffen in die Hände lieferten*), um so schärfer gab er auf Alles Acht, was Jene sagten, die ihm vorwarfen, daß er nicht hinlänglich conservativ sei.

Schon 1855 schrieb er dem General La Marmora, als dieser

---

*) Nach De la Rive pflegte Cavour manchmal zu sagen: „Die Freiheit der Presse mag unbeschränkt sein und zur Entstehung von fünfzig, ja hundert Journalen Anlaß geben, deren Einfluß sich mit ihrer Zahl vermindert: dann wird sie für die Minister keine Gefahr, ja selbst keine Verlegenheit mehr sein". — Ueber die präventive Bezähmung versicherte er: „Das veranlaßt Explosionen". — In Bezug auf die politische Polizei aber sagte er: „Sie begünstigt die Complotte und hindert nur deren Entdeckung, da die Verschwörer, welche ohne sie in den Kaffeehäusern ihre Complotte anzetteln würden, sie fürchten und sich verstecken." Anm. des Uebersetzers.

sich in der Krim befand: „Die extremen Parteien rühren sich. Mazzini wähnt, daß der von ihm erträumte allgemeine Zusammensturz bald erfolgen werde und ermahnt in diesem Sinne seine Adepten, sich bereit zu halten. Es sind einige Verhaftungen vorgenommen und ein paar Gewehre confiscirt worden, indeß hat dies Alles nicht viel zu bedeuten. Dagegen entwickeln die Schwarzen eine außerordentliche Thätigkeit. Sie sind weit mächtiger und geschickter als die Rothen und deshalb auch mehr zu fürchten. Sie arbeiten so zu sagen unter dem Wasser und gewinnen dabei genug Terrain. Wenn der Krieg eine üble Wendung nähme, so ist es wahrscheinlich, daß sie das Ministerium stürzen und sich an seine Stelle setzen würden. Beide Parteien suchen auch aus der Steuerfrage gegen mich Nutzen zu ziehen. Mit Ausnahme von Genua werden sie uns aber da keine Verlegenheiten bereiten. Man darf sich indeß nicht verhehlen, daß diese unaufhörlichen Angriffe, die auf einer realen Grundlage beruhen, schließlich im beständigen Widerstande dagegen auch die besten und zähesten Kräfte abnutzen".

Die Künste und Intriguen, welche Graf Cavour schon 1855 wahrnahm und so richtig würdigte, traten im Herbste 1857 noch weit thätiger hervor. Ja, sie schienen einen Moment des Sieges sicher zu sein und damit den ganzen Erfolg der mit so viel Geist, Mühe, Ausdauer und Selbstverleugnung durchgeführten bisherigen Politik in Frage zu stellen.

Die 1853 erwählte Deputirtenkammer, deren Mandat jetzt ablief, ward aufgelöst. Die Neuwahlen wurden für den 16. November 1857 ausgeschrieben. Die Vorboten zu demselben ließen sich trotz der Opposition der extremen Parteien nicht eben übel an, sondern schienen den Freunden des Ministeriums die Majorität zu sichern. Die aus den Provinzen eintreffenden Telegramme bestätigten aber diese günstige Voraussicht nicht. Die liberalen Candidaten, die für die Politik der Regierung eintraten, drangen

überall nur mühselig durch. Die äußerste Rechte gewann dagegen entschieden Boden. Graf Solaro della Margarita, der entschiedenste Repräsentant der äußersten Rechten, vormals Minister Carlo Alberto's, als die Jesuiten regierten, drang in vier Wahlkreisen durch und blieb in drei anderen in Balotage. Von den Ministern erhielten zwei Rattazzi (Inneres) und Lanza (öffentlicher Unterricht) beim ersten Wahlgang nicht die absolute Majorität. Graf Cavour wurde zwar wieder in Turin gewählt, aber auch sein Gegencandidat erhielt eine bedeutende Anzahl von Stimmen. Der Kriegsminister General La Marmora fand vor den Augen seiner früheren Wähler zu Pancalieri keine Gnade und würde gar nicht wieder Deputirter geworden sein, wenn ihn nicht die Wähler von Biella, obwohl er deren Mandat früher abgelehnt, ohne sein Wissen gewählt hätten. Graf Cavour erwartete in fieberhafter Erregung die Telegramme und gerieth über ihr Lecture in immer größere Besorgniß. Es fand diesmal eine wahre Ueberraschung statt. Die Berichte, welche vorher an's Ministerium des Innern ergangen waren, hatten ein so beunruhigendes Resultat nicht voraussehen lassen. Drohte dasselbe doch geradezu verhängnißvolle Proportionen anzunehmen, da es sich hier nicht um das bloße Ueberwiegen einer constitutionellen Partei über die andere, sondern vielmehr um den Sieg oder die Niederlage einer Politik handelte, von der das Schicksal des Landes, die Zukunft ganz Italiens abhing. In der Wahlurne hatte schon ein Mal, nach der Proclamation von Moncalieri, das Schicksal der Nation gelegen. Nie aber war die Shakespearesche Frage: to be or not to be (sein oder nicht sein) mit größerer Bestimmtheit an das Ministerium herangetreten, als in diesen Tagen. Graf Cavour hatte alle Ursache, beunruhigt zu sein. War doch seine Besorgniß nicht die eines Ministers, der im Begriffe steht, ein Portefeuille zu verlieren, sondern die eines großen Staatsmanns und großen

Patrioten, der den Schiffbruch der vaterländischen Sache vor Augen hat.

Zu allem Glücke waren viele Wahlen unentschieden geblieben, und in der Zwischenzeit bis zu den Nachwahlen strengte die der ganzen ungeheuren Gefahr sich mehr und mehr bewußt werdende Fortschrittspartei alle ihre Kräfte an und entwickelte die außerordentlichste Thätigkeit, um wenn nicht das ganze verlorene Terrain, so doch den größten Theil desselben, so weit es nur immer möglich, wieder zurück zu erobern. Graf Cavour war in diesen entscheidungsschweren Tagen ein Wunder von Thätigkeit, Entschlossenheit und Umsicht. Er selbst nahm die Leitung der Wahlangelegenheiten jetzt in die Hand und riß die Sache seiner Partei mit außerordentlichem Geschick vom Rande des ihr drohenden Abgrundes hinweg. Das Resultat der Nachwahlen ergab eine positive Verbesserung. Zwar fiel die Majorität der fortschrittlichen Candidaten nicht eben glänzend aus, aber es war denn doch eine Majorität.

Wer in jenen Tagen Cavour unermüdlich am Werke sah, wie er die Schwankenden befestigte, die Furchtsamen neu ermuthigte und die Zuverlässigen zur äußersten Kraftanstrengung entflammte, vermag allein den ausgezeichneten Dienst, den er damals der Freiheit und Italien leistete, richtig zu würdigen. Die nationale Politik verdankte ihm ihre Rettung.

Die Wahlen waren beendet und obwohl, wie schon gesagt, ihr Gesammtresultat eine der Politik Cavour's günstige Majorität war, so war dieselbe doch nicht groß genug, um ganz außer Sorgen zu lassen. In parlamentarischen Körpern, wo keine sehr compacte und starke Majorität existirt, sind Schwankungen und Schwenkungen immer gar leicht möglich. Der persönliche Ehrgeiz der Einzelnen hat da einen freieren Spielraum und unterliegt größeren Versuchungen. Neue Parteiführer und neue Fractionen treten an die Oberfläche. Dem scharfen politischen

Blick und der parlamentarischen Erfahrung des Grafen Cavour entging die nahe liegende Wahrscheinlichkeit solcher Gefahren nicht und daher trachtete er, schon bevor das Parlament selbst zusammentrat, diese Gefahren möglichst zu beseitigen. Eines Abends, als er sich in seinem Kabinet im Finanzministerium befand, sagte er zu einem sich mit ihm unterhaltenden Freunde: „Wir befinden uns in einem recht unangenehmen und gefährlichen Momente. Unsere achtjährige Politik läuft Gefahr, aufgegeben zu werden und was wird dann aus unserem armen Italien werden? Was wird unser König thun, der so direct für den Triumph dieser Politik engagirt ist? Er wird vielleicht abdanken, aber dann?" — Hier hielt er einen Augenblick mit sichtbarer Bewegung inne und fuhr dann fort: „Aber jene Politik muß durchaus triumphiren. Es sind das acht mühselig durchkämpfte Jahre, die weder aus der Geschichte gestrichen, noch sonst verloren werden dürfen. Ich werde niemals Staatsstreiche empfehlen, nicht ein Mal im Interesse einer fortschrittlichen Politik selbst, ich werde immer den Willen meines Landes achten. Aber was soll geschehen, wenn dieser Wille auf die nationale Zukunft Verzicht leisten sollte? Freilich haben wir das constitutionelle Mittel in der Hand, die Kammer aufzulösen. Aber wie, wenn ihre Nachfolgerin ebenso oder noch schlimmer ausfiele? Und doch, Staatsstreiche werde ich nie anrathen. Aber was wird aus dieser achtjährigen Politik werden? Das Herz möchte mir brechen, wenn ich daran denke, daß sie aufgegeben werden könnte. Aber nein, nein, das kann ja nicht geschehen. Der gesunde Sinn des piemontesischen Volkes ist in den schwierigsten Momenten immer am richtigen Platze. Nein, nein, wir werden jene Politik nicht aufgeben. Wir werden auch zu keinem außergewöhnlichen Mittel greifen, um sie zu retten. Wir werden mit den constitutionellen und legalen Mitteln siegen, in denen unsere ganze Kraft liegt. Zweifeln wir nicht daran. Erinnern wir uns vielmehr an die

rothe Krise von 1849. Damals flößte diese gar große Besorgniß ein und war eine recht ernste Sache, und doch haben wir sie überwunden. Nun wohl, wir werden auch die schwarze Krise von 1857 überwinden"*).

---

*) An Herrn De la Rive schrieb Cavour damals über die Wahlen ebenfalls in sehr charakteristischer Weise: „Das Resultat der Wahlen ist in gewissen Beziehungen sehr betrübend, obgleich es auch seine gute Seite hat. Die Freunde liberaler Institutionen können sich Glück wünschen, daß die ganze aristokratische Klasse, welche sich bis jetzt abseits gehalten hat, offen in die politische Arena eingetreten ist und in ausgedehntester Weise den Principien des Statuts zugestimmt hat.

„Die Parteihäupter spielen vielleicht Komödie, aber die Masse meint es damit doch wohl ganz redlich. Das Land ist ehrlich, und der Eid hat bei uns noch großen Werth. Daher betrübt es mich durchaus nicht, auf den Bänken der Rechten ein Dutzend Marquis und zwei Dutzend Grafen, abgesehen von den Baronen und Rittern, sitzen zu sehen. Die meisten von Denen, welche als Klerikale in die Kammer eintraten, werden dieselbe als einfache Conservative verlassen. Diese Umwandlung wird seiner Zeit ein Ministerium der Rechten ermöglichen, was dem Lande vielleicht heilsam sein wird, während es mir den ungeheuren Vortheil gewährt und die Mittel verschafft, einige Zeit bei Ihnen zubringen zu können.

„Die traurige Seite der Frage liegt in der Rolle, welche man die Religion in dieser Sache spielen ließ. Die von Rom und Paris angespornten Prälaten haben eine wahre Verschwörung, more Mazzini, organisirt. Geheime Comités mit zahlreichen Verzweigungen sind mit Hülfe der Bischöfe und Pfarrer im ganzen Königreiche organisirt worden. Die vom Centralcomité ausgegebene Parole verbreitet sich, indem sie durch den bischöflichen Palast und das Pfarrhaus geht, mit der Schnelligkeit des Blitzes in allen Gemeinden. Das Centralcomité hat die Anwendung aller geistigen Waffen beschlossen, um die Wähler zu bearbeiten. Der Beichtstuhl ist eine Kanzel geworden, um die Gläubigen politisch zu dirigiren. Die Priester sind ermächtigt worden, in ausgedehnter Weise Wechsel auf das Paradies und die Hölle zu ziehen. In Rom ist ihnen zu diesem Zweck ein unbeschränkter Credit auf die andere Welt eröffnet worden. In Folge davon ist denn auch die liberale Partei gegen den Clerus auf's Aeußerste erbittert und wir werden fast ebenso viel Mühe haben, sie in Schranken zu halten, wie ihre Gegner zu bekämpfen.

„Ich verzweifle indeß nicht am Erfolge, doch verhehle ich mir die Gefahren nicht, denen das Ministerium entgegengeht. Der geringste falsche Schritt nach rechts oder links kann unsere Barke scheitern machen."

Diesen Brief muß Cavour geschrieben haben, als er schon wieder besser aufgelegt war, als während des oben von Massari angeführten Gespräches.

Anmerkung des Uebersetzers.

In diesen mit Unterbrechungen gesprochenen Worten drückte sich klar der ganze Sturm der Ideen aus, die in jenen Tagen durch seinen patriotischen Geist gingen. Er endete mit Worten heiterer Hoffnung und unbesiegbaren Vertrauens, und diese Worte waren nicht trügerisch. Die Krise von 1857 wurde eben so glücklich überwunden wie die von 1849. Die achtjährige nationale Politik erreichte nicht ihr Ende, sondern schritt regelmäßig und in schnellem Tempo weiter. Der Genius des großen Politikers brach sich Bahn durch die Hindernisse, entflammte den Eifer der Freunde und entwaffnete die bösen Absichten der Gegner. Die nationale Sache siegte.

XLI.

Das parlamentarische Ansehn des Grafen Cavour war nie so nützlich, wie gerade in dieser Epoche, aber es war auch noch nie so nothwendig gewesen, wie unter den obwaltenden Verhältnissen. Zu den Schwierigkeiten, die in einer neuen Versammlung die Bildung einer competenten und festgeschlossenen Majorität immer zu einer mühseligen Aufgabe machen, traten hier noch ganz besondere, den hier maßgebenden Umständen selbst erwachsene Hindernisse mancher Art. Es waren viele ganz neue Deputirte eingetreten und einige von ihnen waren in der That noch gar nicht darüber mit sich selbst einig, zu welcher Partei sie schwören sollten. Andere Abgeordnete waren, obwohl mit Beihülfe des Wahlcomité's der äußersten Rechten gewählt, gleichwohl nicht gerade principielle Gegner der Politik Cavour's, sondern eher geneigt, diese unter gewissen Vorbehalten und Einschränkungen zu acceptiren. Jede Partei hatte ihre Fractionen und Unterfractionen. Aus diesen ungleichen Elementen galt es nun, eine geordnete und möglichst homogene Regierungspartei zu schaffen. Graf Cavour unterließ nichts, um dieses Ziel zu erreichen. Es

kam ihm dabei freilich zu Statten, daß er bei Allen in großem Ansehen stand, dann daß er selbst auf seine politischen Gegner durch die Macht seines Geistes Einfluß zu nehmen wußte, sowie auch der bekannte Umstand, daß er, so fest er auch in seinen Plänen beharrte, doch immer zur Versöhnung geneigt war, sobald diese erfolgen konnte, ohne daß dadurch die wesentlichsten Principien seiner Politik verleugnet werden mußten. Der größte Theil der Deputirten der Rechten, die zum ersten Mal das Abgeordnetenmandat erhalten, machten ihm ihre Aufwartung und erklärten ihm, daß sie keineswegs abgeneigt seien, mit ihm zu einem Einverständnisse zu gelangen. Das waren Vertrauensbeweise, für die er sehr dankbar war und die ihm nicht wenig gelegen kamen. Aber indem er diesen Mitgliedern der Rechten seine freudige Anerkennung über diese Annäherung aussprach, verfehlte er doch nicht, gleichzeitig sein ganz bestimmtes Festhalten an der bisher von ihm befolgten Politik und ihrem hohen Ziele zu betonen. Jeder, sagte er, der sich dieser Politik geneigt zeigen werde, solle in der Reihe seiner Freunde wohl aufgenommen werden. Dieser Höflichkeitsaustausch war schon ein sehr befriedigendes Anzeichen hinsichtlich der Stimmung der Gemüther. Auch wurden durch solche Besprechungen eine Menge ungerechter Voreingenommenheiten und Mißverständnisse beseitigt. Alle Jene, die damals mit dem Grafen Cavour sprachen, überzeugten sich bald, daß man sich mit ihm schon verständigen können werde und daß man alles aufbieten müsse, diesen Mann am Staatsruder zu erhalten.

Die Wahlverificirungsdebatten dauerten zu Beginn dieser neuen Session länger und waren leidenschaftlicher als gewöhnlich.

Die Gültigkeit nicht weniger der stattgefundenen Wahlen ward angefochten und über eine jede derselben entspann sich ein hitziges parlamentarisches Gefecht, da die Entscheidung keiner Partei gleichgültig sein konnte. Ein paar Stimmen mehr oder

weniger auf dieser oder jener Seite hätten sogleich eine andere Majorität ergeben können. Die Wahl des Wahlbezirks von Strambino ward Anlaß zur allerheftigsten Debatte. Jener schon durch einen Brief, den Massimo d'Azeglio 1849 an ihn gerichtet, berühmt gewordene Wahlkreis, hatte 1857 den Marquis Birago zum Vertreter erkoren, der einer der Hauptmitarbeiter der ultramontanen, „Armonia" (heute „Unità Cattolica") war. Die Einwirkung des Clerus war dieser Wahl nicht fremd geblieben und hatte jedenfalls das Meiste zu ihrem Erfolge beigetragen. Nun entstand die Frage, bis zu welchem Punkte eine solche Einflußnahme erlaubt sei? Innerhalb welcher Grenzen durfte wohl der Clerus an den politischen Wahlen Theil nehmen und den Einfluß seiner geistlichen Macht dabei zur Geltung bringen? Wo hörte der gesetzliche Gebrauch eines Rechtes auf, welches das Gesetz allen Bürgern ohne Unterschied verleiht und wo begann der Mißbrauch? Hatte dabei überhaupt eine Pression stattgefunden oder nicht? Sollte man endlich als Pression die Anwendung von Mitteln annehmen, deren sich die Geistlichkeit eben ausschließlich zu bedienen vermag? Durfte und konnte man das priesterliche Ansehn in den Wahlkampf offen mit hineinziehen lassen und war es zu gestatten, daß sich die Förderung rein weltlicher Interessen der kirchlichen Interessen als Vorwand und Schild bediene? Das waren allerhand sehr verwickelte und delicate Fragen, die anläßlich der Wahl von Strambino hervortraten und da diese ihrem Wesen nach nicht vereinzelt dastand, hier überhaupt eine Principienfrage zur Sprache brachten. Graf Cavour ergriff in dieser Angelegenheit unerschrocken das Wort.

„Die Einmischung des Clerus", sagte er, „kann weder von Denen, die auf der rechten, noch von Jenen, die auf der linken Seite dieser Kammer sitzen, geleugnet werden. Dazu kommt, daß dies nicht etwa eine zufällige, isolirte, individuelle Einmischung gewesen, um blos diesen oder jenen Candidaten durchzubringen,

sondern, daß es eine allgemeine, regelrechte, mit hierarchischer Ordnung, vollendeter Disciplin und vorzüglichem Verständniß des Wahlkampfes in Scene gesetzte Intervention war". Er fügte hinzu, daß dieses Factum durch die Haltung des Clerus in anderen Ländern noch eine größere Bedeutung gewinne, auch erwähnte er einiger besonderer Handlungen des Episcopats und vor allem jener eines Prälaten (des Bischofs von Mondovi, wenn ich nicht irre), welcher die Mitglieder der Regierung und des früheren Parlamentes nicht nur beschuldigt hatte, Feinde der Kirche, sondern auch im eigentlichsten Sinne des Wortes „Söhne des bösen Geistes" (figli del demonio) zu sein. Ebenso führte er an, daß sich die Pfarrhäuser in Wahlversammlungs-locale, die Priester selbst in übereifrige Wahlagenten verwandelt hätten. Das Alles aber, meinte er, bilde in seinen Augen noch immer keine eigentliche den Gesetzen zuwiderlaufende Wahlpressions. Allein das gelte dann schon nicht mehr, wenn es sich bestätige, daß von der Kanzel, dem Altare und dem Beichtstuhle aus Ermahnungen an die Gläubigen gerichtet worden seien, diesen oder jenen Candidaten zu wählen, indem dabei den diesen Aufforderungen nicht Folgeleistenden mit den Blitzen der Kirche gedroht worden sei. Er beklagte es keineswegs, daß der Clerus überhaupt an den Wahlkämpfen Theil genommen, ja, er sprach seine volle Beistimmung dazu aus, indem er das als ein Zeichen höherer Entwickelung des öffentlichen Lebens und als ein tieferes Einwurzeln constitutioneller Gewohnheiten pries. „Aber, fuhr er fort, „wenn der Clerus die constitutionellen Freiheiten dazu mißbrauchen will, um für die Wiederherstellung seiner früheren Privilegien zu kämpfen, die Gesellschaft wieder rückschreiten zu machen und den normalen und regelmäßigen Fortschritt der modernen Civilisation zu hemmen, dann ist der Antheil, den er an den politischen Kämpfen nimmt, sehr zu beklagen". Deshalb halte er es für seine Pflicht, einem solchen Mißbrauche mit allen

Kräften zu begegnen. In Betreff der Anwendung der ihnen zustehenden gesetzlichen Waffen auf Seite der Gegner, billigte er dieselbe vollkommen und erklärte, daß sie ihm gar keine Furcht einflöße. „Ich", fuhr er in dieser Beziehung fort, „setze zu großes Vertrauen in das Princip des Fortschritts und der Freiheit, um zu fürchten, daß es in einem mit rein gesetzlichen Waffen geführten Kampfe ernstlich in Gefahr gebracht werden könne. Wenn die Freiheit ungeheure Fortschritte zu machen vermochte, als sie noch gegen den Clerus und die privilegirten Classen kämpfen mußte, die gegen sie mit Repressivgesetzen und ungeheuren Privilegien bewaffnet waren, während sie selbst ihnen gewissermaßen waffenlos gegenüber stand, wie kann ich da fürchten, daß sie jetzt gefährdet werden könne, wo sie ihren Gegnern mit gleichen Waffen gegenüber steht. Nur muß ich den Freunden fortschrittlicher Ideen offen sagen: Wenn Ihr den Triumph Eurer Gegner unmöglich machen wollt, wenn Ihr verhindern wollt, daß Jene, die den Fortschritt bekämpfen, nicht etwa siegen, so müßt Ihr die von Jenen mit so großem Erfolge angewandten Mittel ebenfalls in Anwendung bringen. Ihr müßt Ihrer festen Parteigliederung Eure feste Parteigliederung, Ihrer Disciplin, Eure Disciplin, Ihrer Einigkeit Eure Einigkeit und Ihrer Thätigkeit Eure Thätigkeit entgegensetzen. Wenn Ihr das thut, wird der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Ich werde Euch in diesem Falle, selbst auf die Gefahr hin, der Verwegenheit beschuldigt zu werden, was mir bekanntlich manchmal geschieht, den Erfolg garantiren. Aber wenn ich die politischen Kämpfe nicht fürchte, sofern sie nur mit gesetzlichen Waffen durchgefochten werden, so kann ich doch nicht dasselbe davon sagen, wenn sich der Clerus etwa ungestraft der geistlichen Waffen bedienen dürfte, mit denen er zu ganz anderen Zwecken ausgerüstet ist, als um etwa diesem oder jenem politischen Candidaten zu einem Erfolge zu verhelfen. Ja, dann wäre freilich der Kampf kein gleicher mehr. Wenn

man einen derartigen Usus sich bei uns einbürgern ließe, würde die Gesellschaft großen Gefahren ausgesetzt werden und der gesetzliche Kampf sich wahrscheinlich sehr bald in einen materiellen Streit verwandeln. Wenn der Clerus in den Wahlversammlungen seine politischen Gegner, von denen angefangen, die am Staatsruder sitzen bis zum letzten Freunde fortschrittlicher Ideen, beschuldigen dürfte, daß sie Feinde der Kirche selbst und daher dem göttlichen Blitze verfallen seien, dann würde es ihm leicht sein, es bei der gläubigen Menge durchzusetzen, daß sie sich der Regierung und der Parlamentsmajorität nicht nur mit legalen Waffen, sondern auch mit materiellen Mitteln entgegenstelle. Darüber stehe ich nicht an, offen zu erklären, daß wenn der Clerus ungestraft mit den religiösen Waffen Mißbrauch treiben dürfte, wir binnen kurzer Zeit von den Schrecken des Bürgerkrieges bedroht werden würden".

Nach Entwickelung dieser Gründe hob er die Zweckmäßigkeit hervor, über die betreffenden Vorfälle eine Untersuchung einzuleiten und machte es von dem Ausfalle derselben abhängig, ob die Regierung vom Parlamente gesetzliche Vorkehrungen zum Schutze der constitutionellen Einrichtungen und zur Unterdrückung von Mißbräuchen fordern solle oder nicht. Er stellte folgendes Postulat auf: keine Einschränkung der Freiheit, keine außerordentlichen Sicherheitsmaßregeln, keine Rechtsverkürzung irgend einer Bürgerklasse, aber strenge Beobachtung der Gesetzlichkeit von Seiten Aller, vor Allem keine Vermischung der Religion mit der Politik. Jeder möge so frei oder so wenig frei denken wie er wolle, Jeder möge seine Wahlstimme dem geben, wen immer er dazu ersehen und sich ehrlich bemühen, daß Andere ebenfalls seine Ansichten theilen. Aber Jeder soll auch dabei das Recht des Anderen respectiren und nicht für weltliche Zwecke geistliche Waffen in's Gefecht führen. Niemandem kommt das ungeheuerliche Vorrecht zu, sich der Autorität eines von Allen verehrten

religiösen Amtes zu bedienen, um die Gewissen einzuschüchtern, die Gemüther zu beunruhigen und die Interessen des Himmels für jene der Erde anzurufen.

Die Wahlenquete wurde beschlossen und mit großer Genauigkeit in Ausführung gebracht*).

Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß in der That viele Ungehörigkeiten geschehen seien, und in Folge davon wurden denn auch einige Wahlen annullirt. So wurden einige Parlamentssitze wieder frei und als dann die diesbezüglichen Ersatzwahlen stattfanden, siegten dabei die Anhänger des Fortschritts und der nationalen Politik. Auf diese Weise kamen auch Farini und Domenico Buffa, der bei Cavour seiner vorzüglichen Eigenschaften wegen in Gunst stand, wieder in's Parlament. Die Ersatzwahlen machten Vieles wieder gut.

Indessen hatten die Wahlen der Stellung des Ministeriums immerhin eine gelinde Erschütterung beigebracht. Dies zu verkennen wäre eine thörichte Illusion gewesen, und Graf Cavour war nicht danach geartet, sich mit Täuschungen herumzutragen. Besonders in Betreff des Ministeriums des Innern äußerten sich viele Einwürfe und Mißtrauenskundgebungen, indem ihm vorgeworfen wurde, und zwar nicht ganz mit Unrecht, daß es dem Attentat auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit in Genua nicht zuvorzukommen gewußt habe. Um dem bedrohten Ansehn des Ministeriums neuen Halt zu geben, war es daher nothwendig, daß die Leitung der inneren Angelegenheiten den energischen

---

*) Interessant ist, wie De la Rive sich über diese Angelegenheit äußert. Er sagt: „Man durfte sich wirklich fragen, ob diese Maßregel und die rückwirkende Kraft, die man ihr zu verleihen bestrebt war, nicht etwas nach Willkür schmeckten. Aber in dieser Beziehung hatte Cavour eines Tages die Güte, mich in einer Weise aufzuklären, welche meinem Geiste keinem Zweifel mehr gestattete: „Wir konnten doch nicht", antwortete er mir, „eine ganz aus Kanonikern zusammengesetzte Kammer haben".

Anmerkung des Uebersetzers.

und mehr Achtung gebietenden Händen des Grafen Cavour anvertraut würde. So mußte sich dieser denn dazu entschließen, auch Minister des Innern zu werden. In den ersten Tagen des Januar 1858 reichte Rattazzi*) seine Entlassung ein, Cavour übernahm dessen Portefeuille, indem er auch das der äußeren Angelegenheiten beibehielt, aber auf jenes der Finanzen Verzicht leistete, welches an Lanza überging. Einige Deputirte verlangten über diese Ministerveränderung Aufklärungen, die ihnen auch ganz offen, sowohl von dem abgetretenen Minister, wie von dessen Nachfolger gegeben wurden. Die Veränderung wurde durch die Nothwendigkeit motivirt, der Regierung die Kraft, die sie eingebüßt hatte, wieder zurückzugeben.

Der Sturm, der durch die Wahlen heraufbeschworen worden war, begann sich wieder zu verziehen. Noch bedeckte zwar allerhand Gewölk den politischen Horizont Piemonts, aber durch dieses Gewölk begann bereits die Sonne einer besseren Zeit ihren Schimmer zu werfen**).

---

*) Die Vorfälle in Genua gaben wohl nur der Rechten gegenüber den Vorwand zur Entlassung Rattazzi's ab. Wenn ihm dieserhalb Unvorsichtigkeit und Schwäche vorgeworfen wurde, so trafen diese Vorwürfe doch weit mehr sein Verhalten bei den letzten Wahlen, wo er die Anschläge der Reaction von allem Anfange an hätte vereiteln können, wenn er sich nicht in gefällige Selbsttäuschung eingewiegt hätte. Andererseits ist es freilich wahr, daß besonders Pariser Journale damals bezüglich der revolutionären Zuckungen in Italien gegen Rattazzi (es muß ja immer eine bête noire geben) den Verdacht der „Mitschuld" aussprachen.

Anmerkung des Uebersetzers.

**) Ueber diese stattgefundene Veränderung sagt De la Rive: „Die zu Ende 1857 (hier irrt sich De la Rive im Datum) gegebene Demission, Rattazzi's bildet den Anfangspunkt einer Schwenkung in der Politik Cavour's. Ohne aufzuhören liberal und verfassungstreu und von der Majorität unterstützt zu sein, wurde diese Politik doch ausschließlicher italienisch, indem dabei die Person Cavour's sich schärfer gegen das Parlament abhob, das ihm mehr als seinem Meister gehorchte, denn daß es ihm als seinem Führer folgte. Die Majorität schritt, täglich an Umfang gewinnend, nach seinem Willen vorwärts, und der Glaube an Cavour griff immer weiter um sich.

XLII.

Die Nachricht von der Ernennung Cavour's zum Minister des Innern wurde im Inlande wie im Auslande mit gleicher Befriedigung aufgenommen. Man sah darin eine Garantie der Ruhe und Ordnung und zugleich eine sichere Gewährleistung des gesetzlichen Fortschritts. Der natürliche Zusammenhang zwischen der inneren und äußeren Politik war noch nie so scharf hervorgetreten wie damals, und die Gewißheit, daß nun dieselbe Person, durch welche die auswärtigen Beziehungen Piemonts geleitet wurden, zu gleicher Zeit auch das Innere lenke und überwache, flößte Allen ein um so größeres Vertrauen ein.

Unterdeß trat in Paris ein Ereigniß ein, welches einen Augenblick die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Piemont trüben zu können und die Alliance zwischen beiden Mächten, bevor sie noch zum Abschluß gediehen war, zu zerstören schien. Am Abend des 14. Januar wurde in Paris ein Attentat auf Napoleon III. versucht. Der Telegraph berichtete diese erschreckende Nachricht sofort nach Turin. Graf Cavour war darüber im höchsten Grade aufgebracht und bestürzt und rief gleich beim ersten Eintreffen der Nachricht aus: „Geben wir uns wenigstens der Hoffnung hin, daß die Urheber dieses Attentats nicht etwa Italiener sind!" Der schmerzliche Verdacht, den er in diesen

---

Der Glaube einer Nation, die von einem Manne die Erfüllung ihres Schicksals erwartet, wirkt tief auf die Stellung der Parteien, welche sie so beherrscht, daß sie sie zu unterdrücken scheint. Es gab jetzt in Italien nur noch eine Politik, — den Willen Cavour's. Um die überzeugendste Rede zu widerlegen, genügt ein Wort, eine Bewegung, ein Lächeln Desjenigen, auf den Alle blicken. Die Constitution ist auf die Rolle einer Maschine beschränkt, und der Geist, welcher sie bewegt, weilt außerhalb ihrer". Diese Schilderung erklärt es hinreichend, wenn der sich nun wieder auf Einheit im Innern stützen könnende große Staatsmann jetzt kühner an die Ausführung seiner eigentlichen Pläne ging. Anmerkung des Uebersetzers.

Worten ausdrückte, sollte sich nur zu bald in völlige Gewißheit verwandeln. Man erfuhr, daß der Urheber jenes Attentats ein Italiener, Felice Orsini mit Namen, gewesen war. Als Graf Cavour diesen Namen hörte, erinnerte er sich, daß er vor einiger Zeit einen Brief des Orsini erhalten hatte, in welchem ihm dieser, obwohl er sich als einen Republikaner offenbarte, erklärte, „daß er bereit sei, jener italienischen Regierung (mit Ausnahme der päpstlichen) die Hand zu reichen, die ihre Hülfsmittel und besonders ihre Armee der nationalen Sache zur Disposition stellen werde". Er ermahnte ihn darin, ohne Säumen in die Herzogthümer und die römischen Provinzen einzubrechen und bat ihn um einen Reisepaß. Der Brief hatte das Datum Edinburg, 31. März 1857 getragen. Graf Cavour hatte ihn nicht beantwortet und war nicht wenig beruhigt darüber, als dann die Nachricht von dem Attentate eintraf.

Das Gemüth des großen Ministers wurde von traurigen und zugleich ernste Sorgen erregenden Eindrücken nicht wenig betrübt. Der politische Meuchelmord war ihm immer zuwider gewesen. Der Name des Opfers vermochte diesen Widerwillen wohl zu erhöhen, doch nie zu vermindern. In diesem speciellen Falle freilich gesellten sich dem Widerwillen über die versuchte Unthat auch noch sehr besorgliche Erwägungen bei. Er dachte an die dadurch auf's Neue wachsenden Schwierigkeiten, das Ziel einer Alliance zu erreichen, an den Schaden, den hierdurch das Ansehen Italiens wieder in der öffentlichen Meinung erleiden werde und an den Nutzen, den Jene daraus zu ziehen streben würden, die ohnedies bemüht waren, den Sinn Napoleon's III. von Italien abzuwenden, dem er, wie sie recht gut wußten, sympathisch zugewandt war*).

---

*) Auch De la Rive meint, daß das Attentat Orsini's die Kräfte Cavour's auf eine harte Probe gestellt und ihn in große Aufregung versetzt habe. Ein anderer italienischer Autor, Pacifico Valussi, ist dagegen in seiner

Die Thatsachen säumten nicht, diese Besorgnisse zu bestätigen. Der Mordversuch Orsini's frischte in Frankreich den alten Haß gegen die freie italienische und englische Presse wieder auf. Es wurde die Behauptung wiederholt ausgesprochen, daß die Anregung zum politischen Mord von den Declamationen dieser Presse ausgegangen sei. Der französische Minister des Auswärtigen, Graf Walewski, erließ sogar eigens ein Circular gegen die Presse, in dem er es den Regierungen besonders an's Herz legte, den Ausschreitungen derselben und ihren Beleidigungen gegen die Person des Beherrschers von Frankreich entgegenzutreten. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Frankreich wurden durch dieses Circular nicht eben herzlicher, jene zwischen Frankreich und Piemont liefen große Gefahr. Graf Cavour würde nicht nur der Pression einer fremden Drohung nicht nachgegeben, sondern nicht ein Mal den Verdacht geduldet haben, daß er der Mann wäre, auf Bemerkungen oder Beschwerden zu hören, die überhaupt in drohender Form vorgebracht würden. Es befand sich damals seit wenigen Monaten in Turin der Fürst Latour d'Auvergne, welcher der Nachfolger des französischen Gesandten, Herzog von Gramont, am Hofe des Königs von Sardinien geworden war. Als ein Mann von ausgezeichnetem Gemüth und sehr verträglichen Manieren gehörte er gewiß

---

in der „Galleria nazionale" erschienenen Biographie Napoleon's III. der Ansicht, daß das Attentat Orsini's selbst der italienischen Sache nur genützt habe: „Napoleon", schreibt Valussi, „bewilligte dem Vertheidiger Orsini's, dessen Testament öffentlich vorzulesen; das war entschieden mehr werth, als wenn er ihm das Leben geschenkt hätte. . . . . Jene Testamentsveröffentlichung begann in Oesterreich einen Verdacht zu wecken, der dann fortwährend neue Nahrung erhielt, in Italien aber regte sie die größten Hoffnungen an". — Valussi meint dann weiter, daß Napoleon III., der in seiner Jugend selbst ein italienischer Verschwörer gewesen war, durch das Attentat Mazzini's wohl an frühere Verpflichtungen erinnert und sich der Alternative bewußt geworden sei, entweder für Italien wirklich etwas zu thun, oder durch Italiener unterzugehen. Anmerkung des Uebersetzers.

nicht zu jener Art von Leuten, die über die erhaltenen Instructionen noch hinausgehen und denselben aus besonderem Gefallen daran noch eigene Herbigkeit hinzufügen, aber er erfüllte in loyaler Weise seine Pflicht. Graf Cavour antwortete auf die Mittheilungen des französischen Diplomaten, indem er sich auf seine wohlbekannten Gefühle der Sympathie und des Vertrauens zu Napoleon III. berief, das Geschehene tief beklagte, die Ausschreitungen der Presse tadelte und versicherte, daß die ganze Strenge der Gesetze denselben gegenüber in Anwendung gebracht werden würde. Dabei behielt er sich aber für die piemontesische Regierung volle Freiheit der Action sowie das Recht vor, nur in Gemäßheit der Würde und der Interessen des Landes etwa specielle Vorkehrungen zu treffen, oder nicht zu treffen. Um der Sprache und den Erklärungen seines ersten Ministers noch mehr Nachdruck zu geben, sandte der König Victor Emanuel einen General seiner Suite als Ueberbringer eines langen Briefes an den Kaiser Napoleon nach Paris, in welchem er den Ausdrücken der aufrichtigsten und wärmsten Freundschaft jene des vollen Bewußtseins der eigenen Würde beigesellte und es geradezu aussprach, daß das Haus Savoyen seit acht Jahrhunderten gewohnt sei, den Weg der Verbannung dem der Unehre vorzuziehen. Napoleon III. begriff diese Sprache und wußte sie zu schätzen. König Victor Emanuel und seine Regierung hatten eine Haltung angenommen, der ein verständiger und wohlwollender Monarch, wie Napoleon III. war, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte.

Als aber erst die Würde der Krone und der Nation vollkommen gewahrt worden, erwies es sich doch nöthig, daß man auch einige Vorkehrungen treffe und die Aufmerksamkeit des Parlaments auf die die Preßverhältnisse leitenden Gesetze lenke. Nach reiflicher Erwägung entschloß sich der Ministerrath, die beiden Kammern des Parlaments aufzufordern, einen Gesetz=

entwurf anzunehmen, welcher das Verbrechen der Apologie des politischen Meuchelmords definirte, die Strafe für Verschwörung gegen das Leben fremder Herrscher und Staatsoberhäupter festsetzte und einige Abänderungen in der Bildung der monatlichen Geschworenenlisten vornahm. Es war das ein ernster, aber nothwendiger Entschluß, der sowohl von der politischen Klugheit, wie auch von dem Gefühl der eigenen Würde angerathen war, welche zu wahren sich die Regierung so sehr angelegen sein ließ. Die extremen Parteien verfehlten freilich nicht, ihre Zuflucht wieder zu ihrem gewöhnlichen Wortschatze zu nehmen, indem sie gegen das Ministerium den Vorwurf schleuderten, daß es in unwürdiger Weise fremdem Drucke nachgebe. Die wahrhaft Liberalen aber spendeten der Regierung für ihr Vorgehen nur vollen Beifall. Ich erinnere mich eines Briefes, den mir aus diesem Anlaß Emilio Dandolo aus Mailand schrieb, in dem er das Vorgehen des Grafen Cavour mit der ganzen Wärme seines glühenden Patriotismus lobte und sich darüber wunderte, wie dessen Politik überhaupt nur auf Opposition zu stoßen vermöge. Jener Brief war mit überraschender Schärfe geschrieben. Graf Cavour las ihn und war mit ihm so zufrieden, daß er ihn mir gar nicht wieder zurückgeben wollte.

Graf Cavour gab, besonders in jenen Tagen, sehr viel darauf, daß ihm alle wahrhaft fortschrittlich Gesinnten in Italien beistimmten. Bevor er sich entschloß, dem Parlamente die eben berührte Gesetzvorlage zu machen, wollte er über dieselbe nicht nur mit den angesehensten und der italienischen Sache am treuesten ergebenen Patrioten, sondern auch besonders mit solchen sprechen, die in den betreffenden Sachen am gründlichsten bewandert waren. Eines Morgens sagte er mir damals: „Ich habe davon gehört, daß Einer Ihrer Freunde, Herr Giuseppe Pisanelli, ein gutes Buch über Geschwornengerichte geschrieben hat. Ich habe es nicht gelesen, wünschte aber gern den Autor

selbst über diesen Gegenstand zu Rathe zu ziehen. Seien Sie so gut, ihn in meinem Namen zu bitten, daß er sich zu mir begeben möge". Der würdige neapolitanische Verbannte, der durch seine Studien und durch seine persönliche Tüchtigkeit Italien ehrte und diente, nahm diese schmeichelhafte Einladung, eine nicht erwartete, aber wohlverdiente Anerkennung, die ihm von dem ausgezeichneten Staatsmanne zu Theil wurde, dankbar an und ertheilte ihm alle dieses Feld berührende Auskünfte.

XLIII.

Die Aufnahme, welche der vom Ministerium vorgelegte Gesetzentwurf bei dem von der Kammer für ihn erwählten Prüfungsausschusse fand, war nicht sehr günstig. Von sieben Mitgliedern des Ausschusses erklärten sich fünf dagegen und nur zwei, Buffa und Miglietti, stimmten der Vorlage bei. Dies ließ voraussehen, daß das Gesetz vielleicht gar nicht durchdringen werde und daß daher das Ministerium zum Rücktritt gezwungen werden könne, oder daß, wenn man es ja durchbrächte, dies doch nur mit einer sehr geringen, wenig imponirenden Majorität geschehen würde. Diese übrigens nicht unerwartet kommenden parlamentarischen Schwierigkeiten nahmen die Aufmerksamkeit und Thätigkeit Cavour's sehr in Anspruch, entmuthigten ihn aber nicht. Er war zu sehr davon überzeugt, daß jenes Gesetz, ganz abgesehen von seiner inneren Berechtigung, eine Kundgebung sympathischer Gesinnung gegen Frankreich und ein dessen Herrscher gegebenes Freundschaftspfand sei. Unter dem Einflusse dieser mächtigen Ueberzeugung strengte er sich aber ganz gehörig an, alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Um seine Absicht zu erreichen, unterließ er keines jener Ueberredungsmittel, an denen sein Genie so un-

erschöpflich reich war. Er pflog häufige Unterredungen mit den angesehensten Deputirten. Hier setzte er ihnen freimüthig die wahre Lage der Dinge auseinander und hob, ohne irgend eine gebotene Rücksicht oder diplomatische Convenienz zu verletzen, einerseits den großen Vortheil, welchen die Annahme dieses Gesetzes dem Vaterlande bringen werde und andererseits die nicht gering anzuschlagenden Uebelstände hervor, die seine Ablehnung im Gefolge haben würde. Er wendete sich sowohl an die Linke wie an die Rechte. Zu Allen sprach er mit dem Feuer des edelsten Patriotismus, Allen machte er mit der ihm in so seltenem Grade eigenen bündigen Beweisführung die vielfachen politischen und Opportunitätsgründe klar, welche die Annahme dieses Gesetzes gerathen erscheinen ließen. Daß es sich dabei auch um seine Stellung als Minister handle, kümmerte ihn wenig, alles aber lag ihm an dem hier auf dem Spiele stehenden Staatswohle und an dem Schicksale seiner Politik. Er stieß dabei auf Männer mit gutem Willen und von unbegrenztem Patriotismus, welche es sich zur Pflicht machten, ihm in dieser heikligen Sache ihre Unterstützung zu leihen. Unter diesen thaten sich besonders die beiden Deputirten Giuseppe Robecchi (von Garlasco) und Giuseppe Biancheri (von Ventimiglia) hervor. Bei anderen Abgeordneten hatten freilich seine dahin zielenden Bemühungen nicht immer denselben glücklichen Erfolg.

Es genügte ihm übrigens nicht, sich blos die Majorität im Parlament zu sichern. Er wollte diese durch die Unterstützung der öffentlichen Meinung noch mehr verstärken und daher suchte er der Annahme dieses Gesetzes im Publicum ebenfalls einen günstigen Boden zu bereiten und möglichst allgemein die Ueberzeugung zu verbreiten, daß, wenn man jenes Gesetz annehme, man damit der nationalen Sache nur nütze, schwere Gefahren beseitige und sich die Zukunft besser sichere. Allen seinen Freunden, welche in Journale schrieben, oder Einfluß auf eines der=

selben auszuüben vermochten, legte er es an's Herz, die hier angeführten Gesichtspunkte nicht aus den Augen zu verlieren und für die möglichste Verbreitung dieser Auffassungsweise Sorge zu tragen.

Am Morgen des 29. März 1858 ließ er mich auf die Redaction der Gazetta Piemontese, deren Leitung mir anvertraut war, rufen und gab mir dort ein Schriftstück zu lesen. Es war das ein von Felice Orsini an Napoleon III. geschriebener Brief, in dem jener seine Reue über das begangene Verbrechen aussprach und ihm dann Italien und seine testamentarischen Verfügungen anempfahl. Als ich den Brief gelesen, fragte mich Cavour: „Was meinen Sie, sollen wir dieses Document nicht in der Gazetta abdrucken lassen?" „Es würde das", erwiderte ich, „eine Veröffentlichung sein, die im Publicum eine ungeheure Sensation hervorrufen dürfte." „Lassen Sie es also im morgigen Blatte abdrucken, erwiderte er, aber achten Sie wohl darauf, daß Niemand früher davon etwas erfahre. Ich will, daß diese Veröffentlichung wie eine Bombe wirkt." Ich bemerkte darauf, daß, wenn man dies Actenstück drucken lasse, es doch nöthig sein dürfte, es mit einigen einleitenden Worten zu begleiten. „Da haben Sie recht", entgegnete er, und da gerade jetzt auch Farini eingetreten war, so sagte er zu ihm und mir: „Schreibt in Gemeinschaft einige Worte der Einleitung, meine Herren". Wir leisteten seiner Aufforderung Folge. Jeder von uns schrieb einen besonderen Artikel, indessen waltete kein sonderlicher Unterschied ob. Er las sie beide mit Aufmerksamkeit durch, fand einige Worte gut gewählt, andere nicht und sprach dann, indem er die Feder zum Corrigiren ergriff, mit seinem lebhaften gütigen Lächeln: „Es ist zwar bekannt, daß die Grammatik nicht eben meine stärkste Seite ist, aber gleichwohl will ich mich versuchen, einige Ihrer Sätze, meine Herren, ein wenig zu ändern". Nun strich er einige Worte und schrieb eigenhändig andere dafür hin,

und am andern Morgen veröffentlichte das officielle Blatt das Document mit folgender kurzen Einleitung:

„Wir erhalten aus sicherer Quelle das letzte schriftliche Vermächtniß Felice Orsini's. Es gereicht uns zum Troste zu sehen, wie er, am Rande des Grabes, seine Gedanken dem erhabenen Willen zuwendend, den er der Sache Italiens günstig erkennt, und sich mit dem von ihm verletzten moralischen Princip dadurch aussöhnend, daß er die entsetzliche Unthat, zu der ihn eine bis zum Wahnsinn getriebene Vaterlandsliebe verleitet, verdammt, zugleich der italienischen Jugend den Weg zeigt, den sie einschlagen muß, um Italien die ihm unter den civilisirten Nationen gebührende Stelle zu erobern."

Der Brief Orsini's war vom 11. März und vom Gefängniß Roquette aus datirt.

Diese Veröffentlichung im officiellen Blatte der Regierung brachte zunächst in Turin und dann in den Provinzen einen tiefen Eindruck hervor. In Mailand gelang es der österreichischen Polizei, die Verbreitung der betreffenden Journalnummer zu verhindern, aber bald gelangte diese Publication gleichwohl zur Kenntniß aller Italiener. Ihre außerordentliche Bedeutung ließ sich nicht verkennen. Wurde doch hier zuerst den Italienern mit klaren Worten gesagt, Vertrauen in die Freundschaft und Hülfe Napoleon's III. zu setzen.

XLIV.

Unterdeß nahte der Tag heran, wo die Verhandlung über den neuen Gesetzentwurf in der Kammer beginnen mußte. Die öffentliche Meinung war allerdings schon so ziemlich dafür gewonnen, aber der Ausgang des parlamentarischen Turniers stand darum doch noch nicht ganz fest, und man durfte sich be-

züglich desselben immer noch einigen nicht eben unbegründeten Besorgnissen hingeben.

Die Verhandlung selbst war des Gegenstands würdig, sie war jedenfalls eine der interessantesten, die überhaupt im subalpinen Parlamente vorgekommen sind. Es sprachen die angesehensten Redner der Versammlung; sehr ernste Fragen wurden dabei berührt, und Jeder begriff, daß die größte Bedeutung dieser Vorlage nicht in dem lag, was sie in Worten aussprach, sondern vielmehr in dem, was sie nicht sagte, d. h. in dem eigentlichen Zweck und Ziel, der das Ministerium bestimmt hatte, sie einzubringen und auf ihre Annahme ein so großes Gewicht zu legen.

Graf Cavour pflegte gewöhnlich in den Gang der Verhandlung nicht früher einzugreifen, als wenn diese schon ziemlich erschöpft war und die Versammlung selbst den Wunsch kund gab und das Bedürfniß spürte, auch das erläuternde Wort des verantwortlichen Ministers zu vernehmen.

Auf diese Weise ließ er die Oppositionsredner ruhig austoben und erhob sich erst zur Bekämpfung der von ihnen vorgebrachten Gründe, wenn er den Moment dazu gekommen erachtete. Ein kluger Feldherr spart ja auch beim Beginn eines Treffens seine Streitkräfte, während er zugleich dem Gegner Gelegenheit bietet, die Seinen zu verschwenden. In solcher Weise verfuhr Cavour in den parlamentarischen Schlachten. Wenn seine Gegner den ganzen Köcher ihrer Beredtsamkeit geleert und alles gesagt hatten, was sie sagen wollten, oder konnten, erst dann trat er frisch und kräftig ihnen entgegen, um sie entschlossen anzugreifen und ihnen das Schlachtfeld abzugewinnen. Es war das eine sehr geschickte Taktik, die immer von glücklichem Erfolge begleitet war. Auch bei dieser denkwürdigen Gelegenheit verhielt er sich wieder so und war glücklich wie gewöhnlich, ja, mehr als gewöhnlich.

Er hielt seine Rede am 16. April. Er hatte freilich eigentlich noch einen oder zwei Tage damit warten wollen, aber ein unvorhergesehener parlamentarischer Vorfall, wie sich solche manchmal in den Debatten politischer Versammlungen zu ereignen pflegen, nöthigte ihn, sein Schweigen noch vor dem Momente, den er in seinem Kriegsplane dazu bestimmt, zu brechen. Ein nicht dem Gesetzentwurfe, wohl aber dem ihn einbringenden Ministerium entgegentretender Redner, der Graf Ottavio di Revel, gefiel sich darin, nicht gerade sehr liebenswürdige Worte an die beiden ministeriellen Redner Farini und Mamiani zu richten. Graf Cavour, der auf die kräftige Unterstützung dieser beiden ausgezeichneten Italiener sehr viel gab, vernahm solche Worte sehr ungern und wollte, daß auch nicht ein Tag darüber hingehe, ohne daß sie beantwortet würden. Er beschloß daher, noch vor der ursprünglich beabsichtigten Zeit zu sprechen, um die Vertheidigung seiner Freunde zu übernehmen: „Ich muß", sagte er, zu seinen Freunden, „meine Rede wieder ganz anders anlegen, als ich es ursprünglich gedacht und muß meine Taktik etwas ändern". Hierauf kehrte er nach Hause zurück, wo er mehrere Stunden in tiefem Nachdenken verharrte und dann, sich plötzlich erhebend und die Stirn mit beiden Händen berührend, ausrief: „Ich habe nachgedacht und bin jetzt mit meiner Rede fertig".

Und welch eine Rede war das! Sie war von Anfang bis zum Ende ein wahres Meisterstück. Welche Klarheit in der sachlichen Entwickelung! Welche Fülle guter Gründe! Welche Kraft der Logik! Welche Erhabenheit der Ideen! Seine Gegner waren bestürzt, seine Freunde auf's Tiefste bewegt, alle Zuhörer voller Enthusiasmus. Seine Sache hatte gesiegt. Am Morgen des Tages, an dem er sprechen sollte, unterhielten sich mehrere Freunde mit ihm und Costantino Nigra von der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit des Durchdringens der Gesetzvorlage. „Alles", bemerkte der junge Nigra, „wird von einem oratorischen

Triumphe des Grafen Cavour abhängen. Wenn er diesen Triumph davon trägt, ist das Schicksal des Gesetzes gesichert."

Und so geschah es. Als der Minister seine Rede beendet hatte, waren alle Zweifel geschwunden, und die zahlreichen Zuhörer, welche die Tribünen des Sitzungssaales im Palazzo Carignano dicht gedrängt gefüllt hatten, zogen sich mit der Ueberzeugung zurück, daß nunmehr der Sieg bereits entschieden sei.

Er begann damit, das politische System zu beleuchten, welches die Beschlüsse und Thaten der Räthe der Krone bisher geleitet und in Folge dessen sie, in logischem Zusammenhange mit ihrer ganzen Haltung, sich zu der Gesetzvorlage entschlossen hatten, die jetzt Gegenstand so vieler Einwürfe und Kritiken war.

„Nach dem unheilvollen Tage von Novara", sprach er, „und nach dem Frieden von Mailand öffneten sich zwei Wege vor uns. Wir konnten, indem wir uns vor dem unseligen Verhängniß beugten, in absoluter Weise allen Bestrebungen entsagen, welche in den letzten Jahren den hochherzigen König Carlo Alberto beseelt hatten, wir konnten uns sorgfältig und vorsichtig in den Grenzen unseres Landes ein- und abschließen und, indem wir die Augen senkten, um nicht zu sehen, was jenseits des Ticino und der Magra vorging, uns ausschließlich den materiellen und moralischen Interessen unseres Landes widmen. Wir konnten gewissermaßen die vor 1848 bei uns übliche Politik fortsetzen, die von dem geehrten Grafen Della Margarita in seinem Memorandum in so großer Klarheit uns auseinandergesetzt wurde. Wir konnten an jene äußerst kluge Politik, die sich nur mit inneren Angelegenheiten beschäftigte, wieder anknüpfen. Ich glaube, daß wir in einem solchen Falle doch die erworbenen Erfahrungen uns so weit zu Nutze gemacht und daß die Minister, denen die Durchführung dieser Politik anvertraut worden wäre, wenigstens darauf Verzicht geleistet haben würden,

den Carlisten Subsidien zu schicken, den Sonderbund aufzumuntern und gewisse Eroberungsgelüste jenseits der Penninischen Alpen zu hegen. Das andere System bestand dagegen darin, daß man sich wohl in die vollendeten Thatsachen fügte und sich den harten Bedingungen der Gegenwart unterwarf, aber sich zu gleicher Zeit jenen Glauben lebendig erhielt, den die hochherzigen Thaten des Königs Carlo Alberto eingeflößt hatten *). Es bestand darin, die feste Absicht kundzugeben, daß man die beschworenen Verträge aufrecht erhalten, aber doch dabei in der Sphäre jener politischen Mission verbleiben wolle, die auf den Schlachtfeldern unterlegen war. Das erste System bot gewiß viele und große Vortheile dar. Wenn man sich zur Annahme desselben entschloß, vermochte man allerdings die Folgen des unglücklichen Krieges von 1848 und 1849 weniger fühlbar zu machen. Man hätte die Finanzen schneller wieder in einen blühenden Zustand bringen und der Bevölkerung viele neue Opfer ersparen können. Aber die Annahme dieses Systems schloß, eine absolute Verzichtleistung auf jede Idee einer größeren Zukunft in sich. Sie legte uns das Aufgeben der glorreichen Traditionen des Hauses Savoyen, die Zurückweisung der schmerzlichen aber ruhmvollen Hinterlassenschaft des Königs Carlo Alberto auf. Sein edelsinniger Sohn konnte da nicht schwankend sein, er entschied sich, obwohl es das schwierigere war, für das zweite System. Und um es in Ausführung zu bringen, berief er,

*) Ueber den König Carlo Alberto sind viele sehr verschiedene Urtheile laut geworden. Indeß das Ende dieses Königs in freiwilliger Verbannung war wenigstens gewiß würdig und trug nicht wenig dazu bei, die Mission seiner Dynastie zu befestigen. Wie Cesare Farini erzählt, sprach er, bevor er im Frühling 1849 sich nach Oporto begab, zu Santarosa in Nizza: „Wo immer und zu welcher Zeit eine geregelte Regierung ihr Banner gegen Oesterreich erhebt, dürfen die Oesterreicher darauf rechnen, mich als einfachen Soldaten in den Reihen ihrer Feinde zu finden.“ Das waren die letzten Worte, die der italienische König auf (damals) italienischem Boden aussprach, und das war freilich ein Testament. Anmerk. des Uebersetzers.

wenige Tage nach seiner Thronbesteigung, einen berühmten Italiener, dessen bloßer Name einem fortschrittlichen und italienischen Programme gleichkam, Massimo d'Azeglio, zur Leitung seines Ministeriums."

Indem er damit fortfuhr, an die Thaten des Ministeriums d'Azeglio zu erinnern, bewies er dann, wie seine eigene Amtsperiode, welche jener seines berühmten Freundes gefolgt war, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend, jener Politik noch eine größere und energischere Entwickelung gegeben habe. Er gedachte, zu welchem Zwecke Piemont an dem Orientkriege Theil genommen und in welchem Sinne seine Bevollmächtigten auf dem Pariser Congresse gewirkt, wo sie kräftig und beständig gegen die fremde Intervention protestirten. „Das, was sich seit jener Epoche weiter ereignet hat", rief er aus, „kann unsere Worte nicht widerlegen, sondern nur bestätigen. Das, was man 1856 über die Lage der Dinge in Italien schrieb, ist nur zu wahr im Jahre 1858: und sähe ich mich jetzt auf's Neue vor jenen berühmten Congreß gestellt, ich würde meine damaligen Prophezeiungen nur wiederholen, indem ich hinzufügen müßte, daß sie seitdem abermals eine blutige Bestätigung erfahren haben."

Er berührte dann die Vorwürfe, die man ihm gemacht, daß er auf dem Pariser Congresse nichts erreicht habe und entgegnete darauf mit sieghafter Beredtsamkeit, daß man doch das große moralische Resultat davongetragen, Europa die Ueberzeugung beigebracht zu haben, daß die Lage der Dinge in Italien nicht so bleiben dürfe, wie sie sei, und daß man ihr im Interesse des Friedens und der Civilisation selbst ein Ende machen müsse. „Es kann sich", führte er weiter aus, „keine bemerkenswerthe Veränderung und noch viel weniger eine große Revolution in der materiellen Ordnung der Dinge vollziehen, wenn sie nicht vorher schon in der moralischen, in der Ordnung der Ideen vorbereitet war. Und wenn wir dahin gelangt sind, diese Veränderung in

der moralischen Ordnung, im Gange der Ideen zu Gunsten Italiens zu bewirken, so haben wir viel mehr erreicht, als wenn wir einige Schlachten gewonnen hätten." Nachdem er auf die vortheilhaften Consequenzen dieser Politik hingewiesen und zahlreiche Beweise des beständig wachsenden Ansehens Piemonts und somit auch der von ihm vertretenen nationalen Sache angeführt, verhehlte er nicht, daß neben diesen Vortheilen freilich auch Gefahren stünden, und daß die Politik der Regierung, um diesen besser begegnen zu können, sich auf das System der Allianceen gestützt habe. Die Verschiedenheit der Regierungsform und der politischen Institutionen dürfe man nicht als ein Hinderniß für den Abschluß einer Alliance betrachten, die den Interessen des Landes so sehr nützen werde. In dieser Beziehung brachte er in Erinnerung, daß die Republik in Frankreich der italienischen Sache keine Unterstützung geliehen und erzählte, als man ihn um Nachweisung dieser Behauptung anging: „Als die sardische Regierung den Beschluß gefaßt hatte, den Krieg auf's Neue zu beginnen, wandte sie sich auch um Unterstützung an das Oberhaupt der republikanischen französischen Regierung. Aber was geschah da? Ich werde es Euch sagen, meine Herren, und weiß nicht, ob ich damit vielleicht eine Unklugheit begehe, indeß bin ich doch der Meinung, daß es gut sei, wenn jetzt Alle ein historisches Factum erfahren, das vor neun Jahren sich ereignet hat. Das Oberhaupt jener Regierung (Louis Napoleon) war entschlossen, auf das vom König Carlo Alberto an ihn gestellte Ersuchen, ihm materielle Hülfe zu leisten, damit er den Krieg gegen Oesterreich wieder wirksamer aufnehmen könne, einzugehen. Und wißt Ihr, wer ihn an der Ausführung dieses Entschlusses verhinderte? Es hinderten ihn daran die Führer der französischen Nationalversammlung und die Minister, unter denen Einige saßen, die noch heute für Republikaner gelten. Dies kann ich als vollkommen wahr versichern, weil ich es aus dem

Munde eines berühmten französischen Redners*) vernommen habe, der den traurigen Muth besaß, sich mir gegenüber zu rühmen, einen Hauptantheil an dem verhängnißvollen Entschluß der republikanischen Regierung gehabt zu haben, welcher sich damals der Absicht des Prinz-Präsidenten entgegenstellte und sie vereitelte. Das ist der Edelmuth der Republiken!“

Hierauf wandte er sich gegen Jene, welche die Idee einer Alliance mit gesetzlich begründeten Regierungen überhaupt verwerfend, nur die Revolution als die mächtige Verbündete Italiens erklärten, indem er sagte: „Es gibt Thoren, welche glauben, daß die Revolution, welche auf's Neue die großen Principien, auf denen die sociale Ordnung beruht, in Gefahr bringen würde, der Sache der Freiheit in Europa günstig sein werde. Sehen diese Leute denn nicht, daß eine solche Revolution es zur fast sicheren Folge haben müßte, daß auch die letzte Spur von Freiheit vom europäischen Continente verschwinden, ja, daß sie uns vielleicht in die Zeiten des Mittelalters wieder zurückführen würde? Diese Leute täuschen sich jedenfalls selbst weit mehr als uns, indem sie uns ihre Bestrebungen kundgeben, die nicht patriotische, sondern lediglich revolutionäre Bestrebungen sind. Ja, diese Art von Politikern muß ich Thoren nennen, weil sie die Revolution weit mehr lieben als Italien.“

Nachdem der Redner demnach die Nothwendigkeit des Systems der Alliancen entwickelt, erklärte er, daß zur Erreichung dieses Zieles die geeigneten Mittel angewendet worden seien, d. h. jene, die Achtung und das Vertrauen der Nation und der Regierung, mit der man sich verbünden wolle, zu wecken und zu stärken. „Um Alliancen abzuschließen und zu erhalten“, bemerkte er, „muß

*) Wahrscheinlich des Herrn Thiers. Von Thiers ist es wenigstens hinreichend bekannt, daß er ein ebenso großer Gegner der italienischen wie der deutschen Einheit war. L'homme de bascule wünschte die Welt nach einer allgemeinen Schaukelpolitik zu regieren. Anmerk. des Uebersetzers.

man sich gegen seine Bundesgenossen wohlwollend und gefällig zeigen und auch mitunter ihren Rathschlägen Gehör schenken, wenn diese nicht vom Geiste der selbstbewußten Uebermacht, sondern von dem Gefühle aufrichtiger Freundschaft dictirt erscheinen. Ich sage jedoch selbst, daß diese freundschaftliche Geneigtheit und Gefälligkeit ebenfalls ihre Grenzen hat, die nicht überschritten werden dürfen. Meine Meinung geht vielmehr dahin, daß man den Alliancen weder die Interessen, noch die Würde, noch die Ehre des Landes, ja, nicht einmal die Principien opfern dürfe, auf denen unsere Politik beruht, d. h. die Maximen und Gefühle, die wir für gerecht und billig halten."

Die von der Regierung in der Bolgradfrage und in jener der Donaufürstenthümer beobachtete Haltung gab ihm die geeigneten Beispiele an die Hand, um zu beweisen, wie die piemontesische Regierung, so sehr sie aufrichtig Alliancen wünsche und suche, doch keineswegs geneigt sei, auch in Bezug auf ihre Principien nachgiebig zu sein.

Von diesen Prämissen aus ging Graf Cavour nun auf die Darstellung und Prüfung der politischen Vorfälle über, die das Ministerium bestimmt hatten, dem Parlament die in Frage stehende Gesetzvorlage zu machen. Er berichtete, was für Beschwerden die französische Regierung nach dem Attentate vom 14. Januar erhoben, welches hiergegen die Haltung der piemontesischen Regierung gewesen sei und das Factum der Freisprechung des Journals „La Ragione" (durch die Geschworenen), welches eine Apologie des Attentats geliefert und dafür von der Staatsanwaltschaft in Anklagezustand versetzt worden war. Der Eindruck, den diese Freisprechung hervorgebracht, war im Inwie im Auslande sehr groß gewesen. In Folge derselben durfte das Kabinet nicht länger mehr zögern und so beschloß es die Vorlage des Gesetzentwurfs. Der Entschluß der Regierung war aber auch durch zwei sehr ernste politische Erwägungen herbei-

geführt worden. Eine dieser Erwägungen war, daß sich die Nothwendigkeit immer mehr herausstellte, die Sache Italiens von jener der Verschwörer, deren Grundsätze der Nation nur zum Schaden und zur Unehre gereichten, zu trennen, da sie ohne Scheu erklärten, „die Degen dürften nicht nur, sondern sie müßten sich in Dolche, die politischen Unternehmungen in Attentate, die Schlachten in Meuchelmorde verwandeln". „Jene verderblichen Lehren", sprach er, „schaden dem guten Rufe unserer Halbinsel, sind ein Hinderniß für den moralischen Sieg, den wir anstreben, verhindern mit einem Worte, daß ganz Europa die dringende Nothwendigkeit von Reformen und heilsamen Aenderungen bei uns in Italien anerkenne. Nun wohl, eben deshalb haben wir geglaubt, daß, weil es bei uns eine Secte gibt, welche den politischen Meuchelmord predigt, und weil es auch Bevölkerungen gibt, die allerdings auch noch durch das Verschulden Anderer*), geneigt waren, diese Lehren in Anwendung zu bringen, ich sage, wir haben geglaubt, daß es deshalb im Interesse Piemonts und ganz Italiens nothwendig sei, daß in dem einzigen constitutionell regierten italienischen Staate sich nicht nur die Stimme der Regierung, sondern auch die der Nation, durch das sie vertretende Parlament erhebe, um feierlich und energisch gegen die verbrecherische Doctrin des politischen Mordes zu protestiren."

Die andere politische Erwägung ergab sich aus an die Regierung gelangten Berichten, nach denen gewisse Verschwörer sogar nach dem Leben des Königs Victor Emanuel trachten sollten.

„Dies Factum", erklärte Graf Cavour, „schließt leider keine moralische Unmöglichkeit in sich. Wenn man einmal den Weg des Verbrechens betritt, so zieht man den Fuß nicht zurück, wenn der Wahnsinn, wenn das vermeintliche gefährdete Interesse ihn vorwärts treibt. Und liegt es doch nur zu sehr im Interesse

*) Hier spielt Cavour geschickt auf die übrigen italienischen Regierungen und wohl zumeist auf jene von Neapel an. Anmerk. des Uebersetzers.

Jener, welche die Revolution nach Italien zu tragen und durch sie zu triumphiren hoffen, daß ihnen kein König Victor Emanuel mehr gegenüber stehe, weil sie dessen gewiß sind, daß er allein genügen würde, sie zu entwaffnen und zu unterdrücken. So ist denn leider kein Zweifel an einer derartigen verbrecherischen Absicht möglich. Was sollten wir dem gegenüber thun? Sollten wir uns darauf beschränken, unserem edelgesinnten, hochherzigen Könige zu rathen, sich mit allerhand Polizeivorkehrungen zu umgeben? Nein, wir würden eine große Schuld auf uns geladen haben, wenn wir dieser Gefahr gegenüber nicht versucht hätten, sie nicht nur mit materiellen, sondern auch mit moralischen Mitteln zu verhindern. Wenn wir nicht danach getrachtet hätten, unsere Vorkehrungen in solcher Weise zu treffen, so würde die Nation, sobald sie von diesen Anschlägen erfahren hätte, uns für unsere Sorglosigkeit verantwortlich gemacht, sich zornig gegen uns erhoben und uns von diesen Sitzen, die wir nicht mit der nöthigen Energie zu behaupten gewußt hätten, vertrieben haben. Wir haben daher geglaubt, hiermit nur einer heiligen Pflicht gegen unsere Mitbürger nachzukommen und dabei keinem anderen Impulse Folge gegeben. Indem wir die Wirkungen erwogen, welche unsere Sorglosigkeit hätte nach sich ziehen können, entging es uns dabei auch keineswegs, daß, wenn die Nation davon erfahren hätte, daß während der Amtswaltung eines liberalen Ministeriums nichts geschehen sei, um einer infamen Doctrin das Handwerk zu legen, die schon das Leben des Herrschers bedrohte, sie unwillkürlich in eine Reaction gewilligt haben würde.

Die Massen geben sich nicht die Mühe, Alles genau zu untersuchen und allerhand durch höhere Erwägungen gebotene Unterschiede zu machen. Wenn sie erst einmal durch verschiedene berechtigte Motive in einem gewissen Sinne erregt worden sind, dann sind sie immer geneigt, zu weit zu gehen und das Kind

mit dem Bade auszuschütten. So würden sie sich denn also auch nicht nur gegen uns, das liberale Ministerium, sondern gegen die gesammte liberale Partei erklärt haben. Daher möge Niemand in unserer Vorlage die Wirkung einer fremden Pression, Niemand in ihr einen Act sehen, der nicht im Einklange mit dem Gefühle der Würde und Pflicht stehe. Nein, es hat hier keine Pression stattgefunden: oder, wenn es deren eine gab, so war sie doch nur jene, vor der sich alle ehrlichen Männer beugen werden, d. h. die unseres Gewissens."

Er schloß mit der Erklärung, daß sich das Ministerium durch diese Vorlage in keiner Weise mit seiner früheren Politik in Widerspruch gestellt habe und betonte ausdrücklich, daß, wenn es sich immer der Entscheidung der Kammer gefügt, es bei jeder Gelegenheit durch das Bewußtsein gestärkt worden sei: „nie einen Schritt gethan, nie eine Zeile geschrieben und nie ein Wort ausgesprochen zu haben, das nicht von warmer Vaterlandsliebe, dem eifrigsten Wunsche, die heimischen Interessen zu wahren, der nationalen Ehre zu dienen und von der festen Ueberzeugung beseelt gewesen, daß jede seiner Handlungen nur dahin ziele, auf den Schlachtfeldern wie auf der Arena der Diplomatie die Würde der glorreichen Fahne zu wahren, welche ein hochherziger Monarch unserer Führung anvertraut hat."

Die durch diese ausgezeichnete Rede hervorgebrachte Wirkung war unbeschreiblich. Die Discussion war jetzt erschöpft. Die Männer der Opposition wollten nichts desto weniger noch einen letzten Angriff versuchen, und so sah sich denn auch Graf Cavour nochmals gezwungen, in der Sitzung vom 21. April zu sprechen, wo er einen ähnlichen Erfolg davon trug. Die Kammer wies den Antrag des Prüfungsausschusses zurück und nahm die Vorlage der Regierung an. Der Senat that bald darauf dasselbe. Graf Cavour hatte gesiegt, weil er den Sieg sich zu erzwingen gewußt und zu siegen verdient hatte.

Die Rede Cavour's vom 16. April wurde besonders abgedruckt und in Tausenden von Exemplaren über die ganze Halbinsel verbreitet. Sie ward mehr verschlungen als gelesen. Den Italienern tönten, nachdem sie so lange daran gewöhnt gewesen waren, fast nur die dunkle und unreine Sprache der politischen Sectirer zu vernehmen, diese Worte, in denen sich eine ebenso große Moral wie Freiheitsliebe aussprach, wie Musik in die Ohren. Der ungeheure Erfolg, den diese Rede hatte, bewies am besten, einen wie großen Fortschritt die guten Ideen und gesunden Principien auf unserer Halbinsel gemacht und sagte Europa, daß das durch Unglück geläuterte Italien jetzt wieder würdig sei, eine Achtung gebietende Stellung unter den übrigen civilisirten Völkern einzunehmen.

Im Auslande war der Eindruck nicht weniger tief, noch der Beifall geringer, besonders in England, wo jede freiheitliche Kundgebung stets des Lobes und der Ermuthigung sicher ist, und wo der Sinn für Moral so eng mit der Liebe zur Freiheit verbunden ist. Die Worte Cavour's überzeugten die Engländer, daß, wenn Italien noch immer das Land der Orangen, es doch nicht mehr jenes der Verschwörer, noch jenes der Todten sei.

Von allen Seiten Europa's liefen Glückwünsche ein. Die in Turin residirenden fremden Diplomaten waren die Ersten, aus ihrer Bewunderung kein Hehl zu machen. Kaiser Napoleon III. zeigte sich äußerst zufriedengestellt und war bereit, seiner Sympathie für Italien recht bald einen praktischen Ausdruck zu geben. Damals fielen in den Tuilerien die bemerkenswerthen Worte: „So lange die Oesterreicher in Italien stehen werden, wird es in Paris Attentate geben. Graf Cavour hat recht; man muß ihn unterstützen".

Lord Dumfermline (Sir Ralph Abercromby) schrieb von Haag aus, nachdem er die Rede Cavours gelesen: „Piedmont continues to be the bright spot in Europe, and long may she

continue to be so (Piemont fährt fort, der Glanzpunkt in Europa zu sein und möge es nur noch recht lange fortfahren, dies zu sein).

Der gute Graf Minto, dieser unveränderlich treue Freund Italiens, schrieb von London aus einem Freunde: „I read Cavour's speech with very great pleasure. I wish he should infuse some of the wisdom and earnestness and energy of his mind with the heads and breasts of our Premiers presents or futures. (Ich habe die Rede Cavour's mit größtem Vergnügen gelesen. Ich wünschte, sie möchte einen Theil der Weisheit, des Ernstes und der Energie seiner Seele den Häuptern und Gemüthern unserer gegenwärtigen und zukünftigen ersten Minister einflößen).

Um die Erzählung aller Einzelheiten, die sich auf diese hochbedeutende Rede beziehen, zu vervollständigen, will ich noch einer Anecdote erwähnen, die beweisen dürfte, wie Graf Cavour auch in der vollen Befriedigung über einen großen oratorischen Triumph und einen von ihm dem Lande erwiesenen ausgezeichneten Dienst, doch nie jenem einfachen und dabei von einem gutmüthigen Zuge so freundlich durchwehten Auftreten untreu wurde, das ihn stets charakterisirte. Am Morgen jenes Tages, wo er die große Rede halten sollte, begab ich mich zu ihm, um ihm mitzutheilen, daß Minghetti aus Bologna eingetroffen sei, und das Sir James Hudson, welcher wußte, wie lieb ihm jener Patriot sei, denselben für den Abend zum Speisen zu sich geladen und deshalb Cavour bitten lasse, ohne alle Etiquette ebenfalls an diesem Mahle Theil zu nehmen, bei dem nur wir vier Personen zugegen sein werden. Er antwortete mir: „Ich werde gern kommen, vorausgesetzt, daß ich heute nicht Fiasko mache." Als er nun seine Rede gehalten und die Kammersitzung beendet war, begegnete ich ihm, umgeben von Freunden und Deputirten, die ihn um die Wette zu beglückwünschen strebten, auf der Treppe des Palazzo Carignano. Lächelnd sagte ich zu

ihm: „Allem Anschein nach, haben Sie eben nicht Fiasko gemacht, also . . . .“ Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief nur: „Ich komme, ich komme“. An jenem Abend war dann die Unterhaltung noch interessanter und heiterer als gewöhnlich. Nachdem er kaum das Mahl eingenommen, brachte man ihm vom Ministerium einen ganzen Bündel Schriftstücke, da erbat er sich vom Gastgeber die Erlaubniß, sie lesen zu dürfen und setzte sich an einen Schreibtisch, wobei er die Feder ergriff und von Zeit zu Zeit etwas lächelnd auf die Papiere schrieb. Hierauf wandte er sich in bester Laune mit den Worten an uns: „Ich bin genöthigt gewesen, dem Enthusiasmus meiner Subalternen ein wenig die Zügel anzulegen“. Auf jenen Papieren standen die Telegramme geschrieben, welche den Provinzen und dem Auslande die Hauptpunkte seiner Rede und die von ihr hervorgebrachte Wirkung angaben. Er wünschte, daß diese Anzeige so einfach wie möglich stattfinde.

XLV.

Eine andere wichtige Verhandlung in der Session von 1858 war jene, welche sich um die Anleihe von 40 Millionen Lire drehte, welche die Regierung zur Deckung der Staatsbedürfnisse im In= und Auslande zu contrahiren verlangte. Eine Anlehnsfrage ist immer eng mit allen anderen finanziellen und politischen Fragen verbunden und giebt somit ein weites Feld für Debatten ab. Es mußte daher auch hier wieder Graf Cavour einige Male das Wort ergreifen, um die Vorlage und die Politik des Ministeriums zu vertheidigen. Es war kaum ein Monat seit jenem Tage vergangen, wo er die große auf Attentate gegen fremde Monarchen bezügliche Rede gehalten hatte, und schon trat er am 19. Mai abermals mit einer nicht weniger geschickten, nicht weniger genialen und wirksamen Rede zur Vertheidigung

des Anlehens auf. Er war unerschöpflich. Seine Reden glichen einander, ohne sich zu wiederholen. Sie waren eine beständige Erneuerung, nicht aber eine Veränderung von Entwürfen und Gedanken. In derselben Weise, wie die verschiedenen Theile seiner Politik sich in demselben Ziele vereinigten, wiesen auch sie alle nur auf ein einziges Ziel hin. Ja, alle seine Reden gelangten mit einer wunderbaren Macht und Fülle in Anwendung verschiedenartiger Gründe stets zu demselben Schlusse. In seinem Geiste stand der Bau seiner Politik vollendet da. Jeder Act derselben, jede seiner parlamentarischen Reden, waren wesentliche und integrirende Bestandtheile davon. Es war das eine lebendige Politik und darum harmonisirte Alles in ihr und waren alle Theile in natürlichem Zusammenhange mit einander verbunden: consensus unus, conspiratio una, consentientia omnia.

In der von ihm am 19. Mai gehaltenen Rede verbreitete er sich ausführlich über die Finanzlage und bewies daraus die Nothwendigkeit, in der sich die Regierung befand, ein Anlehen in Vorschlag zu bringen.

Er gab an, aus was für Gründen es bisher noch nicht möglich gewesen, verschiedene Steuerreformen einzuführen, sprach dann von der Einkommensteuer, für die er nicht sehr eingenommen war und erklärte sich aus politischen Gründen ganz entschieden gegen die beantragte Einziehung der Kirchengüter, welche „früher oder später zur Folge haben würde, den Clerus entweder servil zu machen, oder ihn gänzlich den materiellen Interessen der Gesellschaft zu entfremden, um ihn ausschließlich zu einem Producte des Kastengeistes zu machen. Wenn man auch bestimmen wollte, daß die Mitglieder des Clerus ihren Gehalt von der Regierung erhielten und dieser das Recht verliehe, sie desselben zu berauben, wann sie sich gegen sie in Opposition stellten, so glaube ich doch nicht, daß man durch ein

derartiges Mittel dahin gelangen würde, den Clerus der Civilgewalt gehorsam zu machen und ihn ihr völlig unterzuordnen. Ich achte meine Mitbürger viel zu sehr und vor allem auch den Clerus unseres Landes, um glauben zu können, daß er jemals seine Unabhängigkeit preisgeben und den Pflichten seines Amtes das Geldinteresse überordnen würde. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, wenn man wirklich den Clerus von der Civilgewalt abhängig zu machen im Stande wäre, glaubt man etwa, daß dadurch der Freiheit und der Gesellschaft gedient würde? Nein, gewiß nicht, man würde Beide nur im höchsten Grade schädigen, denn man würde den schlimmsten aller Despotismen, den Verwaltungsdespotismus begründet haben. Ich habe das Glück oder Unglück, wie man's nehmen will, seit einigen Jahren Minister in einem Lande zu sein, wo das centralistische System vorherrscht, wo die Regierung also verhältnißmäßig sehr viel Machtmittel besitzt. Nun wohl, ich sage es offen, wenn Ihr zu jenen Machtmitteln, über die sie schon jetzt verfügt, noch eine absolute Einflußnahme über den Clerus hinzufügen würdet, so würdet Ihr die Regierung entschieden zu mächtig machen, um nicht selbst besorgt werden zu müssen, daß dadurch die Freiheit geschädigt werden könne. Denn wie es schwer ist, zu verhindern, daß ein Mensch, der eine gewisse Gewalt besitzt, nicht dadurch verführt werde, sie zu mißbrauchen, so habe ich auch die feste Ueberzeugung, daß Ihr, wenn Ihr den Clerus von der Regierung abhängig machtet, alle unsere freiheitlichen Institutionen bald in der Wurzel verdorben sehen würdet. Ja, der äußere Anschein der Freiheit würde vielleicht bleiben, aber de facto würde es nur noch einen argen administrativen und religiösen Despotismus geben."

In der andern Tags folgenden Sitzung setzte er seine lange Rede fort und machte es sich zur besonderen Aufgabe, denen zu antworten, welche die Ansicht ausgesprochen hatten, daß man zur

Verbesserung der Finanzlage vor allen Dingen eine ganze Reihe von administrativen Reformen vornehmen müsse. Dies gab ihm Anlaß von der Politik im Innern mit ebenso viel Freimuth zu reden, wie er es in der Sitzung vom 16. April bezüglich der äußeren Politik gethan. Die innere und die äußere Politik standen seinem Dafürhalten nach in sehr engem Zusammenhange. Eine äußere Politik, wie jene, die er in Ausführung brachte, konnte nur mit Hülfe einer aufrichtig fortschrittlichen Politik im Innern befolgt werden. Und dies war gerade das, was er that. „Ich erkläre", sagte er, „daß ich fest davon überzeugt bin, daß es in der Lage, in der sich Piemont befindet, unmöglich ist, nach Außen hin eine nationale und italienische Politik zu treiben, wenn dieselbe im Innern nicht ebenfalls von einer liberalen und reformatorischen Politik begleitet wird. Ebenso unmöglich würde es sein, im Innern ein liberales und reformatorisches Programm zu befolgen, ohne daß man nicht gleichzeitig nach Außen sich von einer nationalen, italienischen Politik leiten ließe". Nachdem er die Kammer nochmals gebeten, das verlangte Anlehen zu bewilligen, schloß er mit den Worten: „Dem üblen Eindrucke gegenüber, den unsere Politik in Verona und Wien hervorgebracht und dem Hasse gegenüber, den sie gegen uns wachgerufen hat, hege ich das feste Vertrauen, daß alle Jene, welche eine wahrhaft nationale Politik lieben, es vermeiden werden, ein solches Votum abzugeben, das jenseits des Ticino fälschlich ausgelegt werden und den Beifall Jener hervorrufen könnte, welche, wie ich gewiß bin, denn doch keinen einzigen Freund und Begünstiger in dieser nationalen Versammlung haben".

Das Anlehen wurde von beiden Kammern bewilligt. Als er in seiner Rede auf die Einkommensteuer zu sprechen kam, wies er in verbindlichen Ausdrücken auf die darüber von dem verbannten Lombarden Emilio Broglio in einer Reihe von an

ihn gerichteten und mit seiner Erlaubniß dann im officiellen Blatte veröffentlichten Briefen ausgesprochenen Ansichten hin. Er bedauerte sehr, daß dieser vorzügliche Fachmann nicht als Deputirter in die Kammer gewählt worden sei und daher nicht mit seinem viel wiegenden Worte auf der Rednerbühne seine Meinung, der er mit der Feder einen so ausgezeichneten Ausdruck gegeben, zu unterstützen vermöge. Er begnügte sich aber nicht nur mit diesem Lobe. Als nämlich bezüglich dieser Frage ein parlamentarischer Prüfungsausschuß erwählt worden, überredete er denselben, zur besseren Ergründung der Sache auch Experten, die keine Kammermitglieder seien, zu berufen, und unter diesen waren dann Broglio und der Genuese Boccardo. In der ersten Sitzung, an welcher Broglio Theil nahm, erschien auch Cavour und veranlaßte es, daß der Präsident jenen zur Entwickelung seiner eigenen Ideen aufforderte. Nachdem Broglio dies in klarster Weise gethan, hielt er es schließlich für passend, auch den Grund anzuführen, den einst Gladstone im Hause der Gemeinen in England geltend gemacht, den nämlich, daß wenn William Pitt dem Parlamente die Income-tax acht oder zehn Jahre früher vorgelegt, er damit die Bildung der ungeheuren Lawine der öffentlichen Schuld verhindert haben würde, da die Income-tax genügt haben dürfte, den Staatshaushalt zu führen, ohne daß man zu den ersten Anleihen seine Zuflucht hätte nehmen müssen, welche der Kern jener Staatsschuldenlawine wurden. Da unterbrach ihn aber Graf Cavour mit seinem gewöhnlichen wohlwollenden Lächeln, indem er ausrief: „Lassen Sie das gut sein, lieber Broglio, Pitt würde die Income-tax allerdings verbraucht und daneben noch immer eine Reihe wunderhübscher Anlehen gemacht haben“.

XLVI.

In kurzer Zeit waren die Schwierigkeiten der inneren Lage, die nach den Wahlen von 1857 geradezu unüberwindlich erschienen und in der That sehr ernst genannt werden mußten, aus dem Wege geräumt und besiegt. Graf Cavour war es, auf die Gerechtigkeit seiner eigenen Sache, die Fehler der Gegner und den praktischen Sinn der piemontesischen Bevölkerung gestützt, gelungen, eine politische Situation günstig zu gestalten, die unter geradezu verhängnißvollen Auspicien begonnen hatte. Er hatte Schritt für Schritt Terrain gewonnen, wobei er freilich unaufhörlich gekämpft, seine Zuflucht zu allen möglichen Hülfsmitteln seines so fruchtbaren Genies genommen hatte und nicht einen Augenblick von seinen Absichten abgestanden war. Es genügt nicht und wäre auch nicht gerecht, nur nach den gewonnenen Resultaten zu urtheilen. Wenn man ein billiges Urtheil über das Werk eines Staatsmannes gewinnen will, so ist es unvermeidlich, sich vorher ein genaues Bild der Lage, in der er sich befand, zu entwerfen und an den Schwierigkeiten, mit denen er kämpfen mußte, zu ermessen, wie viel Thätigkeit und Genie dazu gehörte, um diese Situation zu verbessern, ja sogar bedeutenden Vortheil aus ihr zu ziehen. Die Kühnheit und der reiche Geist Cavour's waren nie einer härteren Probe ausgesetzt, als in der soeben geschilderten Epoche. Wenn es ihm nicht geglückt wäre, wie es ihm factisch glückte, so würde die Geschichte fehlen, wenn sie nicht anerkennen wollte, daß er eben Alles that, um das Ziel zu erreichen, seiner Aufgabe im höchsten Sinne gerecht und einer Lage Herr und Meister zu werden, die wahrhaft verzweifelt erschien. Es war das eine Zeit voller Mühseligkeit, voller Noth und Besorgniß. Ein minder muthiger Mann als Graf Cavour, der weniger festen Glauben in seine eigenen

Kräfte und in die Gerechtigkeit seiner Sache gehegt, als er, würde das Gewehr in's Korn geworfen und vor der Verantwortlichkeit zurückgeschreckt sein, die jener kühnen und ungebeugten Sinn's dem Lande und der Geschichte gegenüber übernahm.

So zahlreich aber auch die Geschäfte und Sorgen für die inneren Angelegenheiten waren, so fand er trotzdem Zeit, auch den äußeren Angelegenheiten noch genug Sorgfalt zuzuwenden. Ich meine nicht nur jene, die sich auf Alliancen und Unterhandlungen mit europäischen Mächten bezogen, nicht nur jene anderen, durch die er mit unermüdlichem Eifer sich das Gemüth des Kaisers Napoleon III. günstig zu stimmen bedacht war, um mit ihm einen gemeinsamen Actionsplan auszuarbeiten, welcher Piemont in dem bevorstehenden Streite gegen Oesterreich die mächtige Beihülfe der französischen Waffen sichern würde, sondern ich meine auch jene Unterhandlungen, die er mit anderen Staaten pflog und die dem Streben entsprangen, seinem Lande überhaupt überall Freunde und Sympathien zu gewinnen. Es war ihm ziemlich gleichgültig, ob ein Staat, zu dem er in freundschaftliche Beziehungen trat, nur klein war. Er maß die Beihülfe, die er von der Sympathie der öffentlichen Meinung ganz Europas erwartete, nicht blos nach Gebietsgrenzen und materiellen Mitteln ab. Eines Tages stellte sich ihm ohne andere Einführung als die seiner eigenen Visitenkarte ein angesehener Holländer, Herr Wrolik vor, der Finanzminister des Königs der Niederlande gewesen war und sich jetzt die Muße des Privatlebens zu Nutze machte, um Reisen zu unternehmen. Dieser sprach ihm gegenüber seine aufrichtige Sympathie für Piemont aus, erwies sich über die italienischen Verhältnisse ziemlich unterrichtet und äußerte die besten Hoffnungen hinsichtlich des Glückens der Cavour'schen Politik. Graf Cavour bildete sich gewiß nicht ein, durch diesen Besuch schon die Beihülfe Hollands erlangt zu haben, aber er freute sich über denselben als über ein

Anzeichen des wachsenden Ansehens Piemonts und seiner Regierung. Jede Kundgebung freundlicher Gesinnung erachtete er in dieser Beziehung stets als eine moralische Unterstützung, die der gerechten Sache ebenfalls gar wohl zu Gute komme. „Wieder ein Freund mehr", sprach er, als er sich mit Herrn Wrolik unterhalten hatte, „ich darf auf ihn rechnen".

Die Theilnahme am Krimkriege und am Pariser Congresse hatten ihm hinreichende Gelegenheit gegeben, sich mit den orientalischen Angelegenheiten sehr vertraut zu machen. Seitdem verfolgte er den Gang der Dinge in der Türkei stets mit wahrem Interesse und hörte nicht auf, in seinem Sinne, wo es irgend thunlich war, Nutzen daraus zu ziehen. Er hatte den General Giacomo Durando absichtlich in der Eigenschaft eines außerordentlichen Botschafters und bevollmächtigten Ministers des Königs nach Konstantinopel geschickt. Die Instructionen, die er ihm ertheilt hatte, waren lediglich von dem Gefühle der Gerechtigkeit und dem aufrichtigen Streben der Wahrung der civilisatorischen Interessen dictirt. Er wußte recht gut, daß, indem er sich zum Hüter dieser Interessen in der Türkei aufwarf und über das Schicksal der dem mahomedanischen Reiche unterworfenen Christen wachte, dabei eigentlich nur seiner eigenen Sache diente. Oesterreich durfte sicher sein, sich ihm überall als beständigen, wachsamen und unternehmenden Gegner gegenüber zu befinden. Um sich zu seiner Bekämpfung auf den Ebenen der Lombardei besser vorzubereiten, trat er den österreichischen diplomatischen Einflüssen entgegen, wo dies nur irgend möglich war und besonders im Oriente, wo sich dieselben recht geltend machten. Er wollte, daß die diplomatischen Agenten Piemonts im Auslande wohl vor Augen hätten, daß es ihre erste Pflicht sei, Oesterreich moralisch entgegenzutreten und seine Regierung bei jenem Reiche, wo sie accreditirt waren um alle Sympathien und alles Vertrauen zu bringen. Ein österreichischer Diplomat sagte im Sommer 1858

in London: „So lange Graf Cavour Minister des Königs von Sardinien sein wird, wird Oesterreich nicht in Frieden leben und der Friede Europa's beständig bedroht sein.“ Jener Diplomat sagte die Wahrheit, und als seine Worte dem Grafen Cavour berichtet wurden, rief dieser aus: „Das ist doch natürlich, daß ich meine Pflicht thue, ich denke eben nur an mein Land“.

Die piemontesischen Agenten in den übrigen Staaten der Halbinsel hatten die Weisung, immer die gebotenen Rücksichten zu wahren, aber dabei nie eine Gelegenheit zu versäumen, die liberale Politik der Regierung, die sie die Ehre zu vertreten hatten, zu betonen. Keine Provocation, aber auch keine Transaction. Liberal in Turin, wollte Graf Cavour, daß man in Rom, Florenz, Neapel, Parma und Modena genau überzeugt sei, daß er nicht blos mit Worten, sondern auch mit Thaten liberal sei. Diese Regierungen haßten ihn in Folge dessen herzlich und hörten nicht ein Mal gern auch nur seinen Namen aussprechen. Dabei fürchteten sie ihn nicht wenig und vermochten sich des unheimlichen Vorgefühls nicht zu erwehren, daß er ihnen eines Tages noch sehr verhängnißvoll werden dürfte.

Im Königsschloß zu Caserta war der Haß gegen Cavour besonders tief und lebendig. Ferdinand II. nannte ihn mit Vorliebe nur Don Camillo und war mit allerhand sarkastischen Bemerkungen gegen ihn nicht haushälterisch, aber im Herzen fürchtete er sich doch gar sehr vor ihm und hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn er sich seiner zu entledigen vermocht. Die Cagliarifrage gab diesem Herrscher die günstige Gelegenheit an die Hand, sein Uebelwollen und seine unüberwindliche Abneigung recht deutlich hervortreten zu lassen und das nutzte er ganz gehörig aus. Jenes Fahrzeug war Eigenthum eines piemontesischen Bürgers, auch waren unter den Leuten an Bord desselben, als das Schiff von der bourbonischen Marine gekapert

wurde, ebenfalls piemontesische Bürger. Indem die piemontesische Regierung die Auslieferung des Schiffes und die Infreiheitsetzung seiner Mannschaft verlangte, that sie damit also nur, was jede Regierung zu thun verpflichtet ist, d. h. sie trat lediglich für den Schutz der Person und des Eigenthums ihrer Staatsangehörigen ein. So faßte Ferdinand II. diese Angelegenheit aber nicht auf. Die Sache der piemontesischen Regierung hing in gewisser Beziehung auch mit jener der englischen Regierung zusammen, welche für Interessen ganz derselben Art eintreten mußte. Um diese Angelegenheit schneller zu erledigen und möglichst genaue Informationen darüber zu erhalten, sandte das englische Kabinet einen jungen, schon damals vielversprechenden Diplomaten, Herrn Lyons, jetzt Lord Lyons und Gesandter Englands in Paris, nach Neapel. Die piemontesische Regierung war daselbst durch einen geistvollen und sehr strebsamen jungen Geschäftsträger, den Grafen Giulio di Groppello und durch den thätigen Consul, Ritter Eugenio Fasciotti vertreten. Der Eine wie der Andere entledigten sich ihrer Pflicht in ausgezeichneter Weise. Graf Cavour sandte auch noch in dieser Angelegenheit den Capitain Provana (der jetzt Senator ist) nach Neapel. Jemandem, der ihn darauf aufmerksam machte, daß Provana eben nicht im Rufe stehe, der Träger liberaler Anschauungen zu sein, erwiderte er: „Was thut das? Er ist ein braver Officier und ein Ehrenmann. Er wird jetzt nach Neapel gehen, wird sehen, wie die Dinge dort stehen und wird als ein Feind der dortigen und als Freund unserer Regierung zurückkehren". Und in dieser Voraussicht irrte er sich nicht. Nach einigen Tagen Aufenthalts in Neapel erkannte Provana die wahre Sachlage und gab, indem er Cavour seine eigenen Eindrücke berichtete, seinen vollen Tadel über das Verhalten der bourbonischen Regierung zu erkennen.

Die Unterhandlungen zwischen der englischen und piemontesischen Regierung wegen der Cagliariangelegenheit bewegten

sich auch nicht immer in sehr bequemem Fahrwasser, so daß die diplomatische Action des Grafen Cavour dabei nicht völlig frei war. Er legte immer ein großes Gewicht auf das Wohlwollen der englischen Regierung und obwohl er streng auf seine eigene Würde hielt, so wollte er doch nichts unternehmen, was jener hätte mißfallen können. Ich habe schon gesagt, wie sich nach dem Pariser Congresse zwischen beiden Regierungen einige Meinungsverschiedenheiten herausstellten und daß sich daraus ein nicht ganz unumwölktes gegenseitiges Verhältniß ergeben hatte. Diese Sachlage spiegelte sich auch in den langen und schwierigen Verhandlungen, zu denen der Cagliari Anlaß gab, wieder und hinderte eine schnelle und kräftige gemeinsame Action beider Regierungen, die nothwendig gewesen wäre, um einen so starrköpfigen Souverain wie Ferdinand II. bei Zeiten zur Vernunft zu bringen. In jenen Verhandlungen ergaben sich viele Weitschweifigkeiten und manche Mißverständnisse. Dies machte die neapolitanische Regierung kühn und bestärkte sie, in ihrer schroff abweisenden Haltung zu verharren. Ja, als eines Tages der damalige neapolitanische Minister des Auswärtigen, Komthur Carafa, vom piemontesischen Geschäftsträger eine Beschwerde über die einigen Gefangenen zu Theil gewordene Behandlung erhalten hatte, antwortete er darauf in einer höchst insolent gehaltenen diplomatischen Note. Kaum hatte Graf Cavour hiervon erfahren, so beauftragte er den Grafen Groppello, den Komthur Carafa sogleich um Zurücknahme der betreffenden Note zu ersuchen, da er sie in diesem Falle für nicht empfangen betrachten wolle. Sollte dagegen der neapolitanische Minister hierauf nicht einzugehen gewillt sein, so möge er ohne Weiteres alle diplomatischen Beziehungen abbrechen und selbst abreisen. Dieser energische Entschluß that seine gute Wirkung. Der Komthur Carafa beeilte sich, die fragliche Note mit einer Gelehrigkeit und Gefügigkeit zurückzuziehen, die nicht geringer als seine früher dem Vertreter

des Königs Victor Emanuel gegenüber zur Schau getragene Arroganz war.

Im englischen Parlamente sprach man mehr als ein Mal von der Cagliariaffaire (Cagliari Affair), und ein liberaler Deputirter, Herr Kinglake, ergriff mit viel Wärme das Wort zur Vertheidigung der Rechte und Gründe der piemontesischen Regierung. Auch das Gutachten der angesehensten englischen Rechtsgelehrten fiel günstig für Piemont aus, dessen Beschwerden nicht nur für an sich gerecht, sondern auch für durchaus den Dictaten des Völkerrechts entsprechend erklärt wurden. Die ganze Verantwortlichkeit für die Verletzung dieser Dictate wurde der neapolitanischen Regierung zugewiesen.

Endlich nach langer Geduldsprobe und vielen Bemühungen wurden die obwaltenden Schwierigkeiten besiegt. Die neapolitanische Regierung ward gezwungen, ihr eigenes Unrecht anzuerkennen und das zurückzuerstatten, was sie gegen alles Recht zurückzuhalten, gesucht hatte. Als sie sich zu diesem Schritte entschloß, ließ sie es in jeder Weise merken, wie schwer ihr das ankam. Und während sie in der That dem Drängen der piemontesischen Regierung, das weggenommene Schiff wieder auszuliefern, nachgab, suchte sie den Anschein hervorzukehren, als habe sie lediglich den Forderungen und der Pression des englischen Kabinets nachgegeben.

Am 11. Juni 1858 erhielt Graf Cavour die telegraphische Nachricht, daß der Cagliari und seine Mannschaft freigegeben worden sei.

Er ließ sie sogleich in der officiellen Zeitung veröffentlichen. Ueber diesen Ausgang war er nicht nur deshalb froh, weil es klar hervortrat, daß die neapolitanische Regierung eine schwere Schlappe davongetragen und er die Interessen piemontesischer Bürger glänzend gewahrt hatte, sondern auch weil dadurch ebenfalls eine Ursache möglicher Mißhelligkeiten mit der englischen

Regierung, deren Freundschaft ihm stets erwünscht war, beseitigt wurde. Im Uebrigen war das ganze Verhalten des Grafen Cavour in dieser Cagliariangelegenheit wieder äußerst umsichtig gewesen, und sein Ruf diplomatischer Erfahrung war dabei gewiß nicht in Abnahme gerathen.

XLVII.

Die vom Grafen Cavour nach dem Attentate Orsini's angenommene politische Haltung sollte ihre Früchte tragen. Sie war energisch und loyal und ebensowohl von dem Gefühl der skrupulösesten nationalen Selbstachtung wie von jenem wahrer Freundschaft für Frankreich und seinen Kaiser durchdrungen gewesen. Napoleon III. wußte diese Politik, die ihn in seiner natürlichen Zuneigung für Italien nur zu bestärken vermochte, zu schätzen. Es lag am Tage, daß der Moment, etwas für die italienische Sache zu thun, gekommen sei. Graf Cavour, dem diese Wohlgeneigtheit des Kaisers nicht unbekannt war, that seinerseits alles Mögliche, um sie zu irgend einer praktischen Entscheidung zu treiben. Er begriff nur zu sehr, daß die Politik der bloßen Erwartung und der gespannten Hoffnungen nicht zu lange dauern dürfe, daß es vielmehr nöthig sei, sie so bald als möglich durch die der Handlung und der Thaten zu ersetzen. Aus der gegenseitigen genauen Kenntniß, die Napoleon III. und Cavour von ihren beiderseitigen Gemüthsdispositionen hatten und wohl auch aus der in beiden Ländern hervortretenden politischen Lage ging dann der Gedanke an eine persönliche Zusammenkunft hervor, bei welcher sie in aller Ruhe und Freiheit sich mündlich über alles Nöthige besprechen könnten.

Der Plan dieser Zusammenkunft wurde streng geheim ge-

halten. Weder in Turin, noch in Paris wußte man etwas davon*).

Nach Beendigung der Arbeiten der Kammersession verlautete es, daß Graf Cavour zu einem Ausfluge nach der Schweiz auf einige Tage Urlaub genommen habe. Nichts war natürlicher als das, und Niemandem fiel dabei auch nur im Traume der wahre Zweck dieser Reise ein. Graf Cavour begab sich zu Beginn der zweiten Hälfte des Juli direct von Turin nach der Schweiz. In Genf wurde er sowohl von den helvetischen Behörden, wie von der Bevölkerung festlich empfangen. Die Genfer erinnerten sich mit Stolz daran, daß der jetzt so berühmte italienische Staatsmann zuerst von sich sprechen gemacht hatte, als er in die bei ihnen erscheinende „Bibliothèque universelle" geschrieben**).

Von Genf begab er sich nach Plombières, wo sich damals Napoleon III. aufhielt, und hier unterhandelten dann der Herrscher Frankreichs und der erste Minister des Königs Victor

*) Kurz vor seiner Abreise nach Plombières, die er über die Schweiz antrat, schrieb Cavour an den Vater des Herrn De la Rive: „Wenn ich über vierzehn Tage verfügen könnte, würde ich sie zu einem Besuche in Genf, sowie zu einem kleinen Ausfluge in der Schweiz benutzen. Wenn sich dieser Plan, den ich schon lange hege, verwirklicht, so ist es gegen den 10. Juli hin. . . . . Ich bin sehr angestrengt, denke aber, daß mich einige Tage der Ruhe wieder herstellen werden". Offenbar wußte Graf Cavour schon damals, wohin er eigentlich wollte. Anmerkung des Uebersetzers.

**) Es ist gewiß in hohem Grade von Interesse, alles, was irgend ein näheres Licht auf diese Fahrt nach Plombières werfen könnte, zu sammeln. Uns scheint dieselbe von Cavour unternommen worden zu sein, ohne daß er von Napoleon III. dazu vorher direct aufgefordert worden wäre. Auch Roggero Bonghi neigt in seiner Biographie Cavour's zu dieser Annahme. Ebenso spricht dafür der von De la Rive angeführte Umstand, daß sich Cavour „in strictem Incognito auf einem Umwege, mit einem Passe, auf dem sein Name nicht stand, nach Plombières begeben". Ueber den vorhergehenden Aufenthalt des großen italienischen Staatsmannes in Genf berichtet derselbe Autor: „Wirklich kam er Anfangs Juli nach Genf, wo er der Gegenstand einer Volkshuldigung war, von der er sich sehr gerührt zeigte

Emanuel über die italienischen Angelegenheiten und suchten eine genaue und praktische Antwort auf die frühere Frage zu finden: „Que peut-on faire pour l'Italie?“ Sie theilten sich ihre Ideen und Entwürfe mit und kamen mit einander über die wesentlichsten Punkte überein. Von diesem Augenblicke an war nicht mehr an der baldigen Hülfe Napoleons III. zu zweifeln. Dieselbe stand jetzt fest, ihre Ausführung wurde aber natürlich noch von gewissen speciellen Bedingungen, Gelegenheiten und politischen Wendungen abhängig gemacht. In Betreff der Einzelheiten des dort geführten Gesprächs wurde absolutes Stillschweigen beobachtet. Man trieb die Vorsicht sogar so weit, das Gespräch während einer dazu eigens unternommenen Spazierfahrt zu halten.

Napoleon III. kutschirte in Person, Graf Cavour saß an seiner Seite. Die Spazierfahrt dauerte mehrere Stunden. Als er davon zurückgekehrt, schrieb Graf Cavour über alles, was besprochen worden, ein Telegramm an den König. Er hatte einen jungen, sehr intelligenten Beamten seines Kabinets, Herrn De Veillet mit auf die Reise genommen*). Als er diesem jenes

---

und auf die er mit einer Rede antwortete, in der er warm an die Sympathien der Schweiz zu Gunsten Italiens appellirte. Aber der Ruhe, welche er in der Schweiz gesucht hatte (? ? ?) und die er dort in Wahrheit nicht häufig fand, da er fast auf jeder Etappe durch irgend eine Demonstration empfangen wurde, dieser so gestörten Ruhe sollte er sich nicht lange erfreuen. Kaum einige Tage in Genf angekommen, „mußte“ Cavour nach Plombières. Dort fand er Besseres als Ruhe, für die er gewiß kein Bedürfniß mehr fühlte: Vergessenheit und Erfolg seiner Anstrengungen, neue Kräfte, eine positive Zusicherung, alle seine Hoffnungen in Gewißheit verwandelt, die Freude und den Triumph“. Schade nur, daß W. de la Rive nicht angiebt, von wem das Muß ausging!

Anmerkung des Uebersetzers.

*) Auch dieser Umstand spricht entschieden dafür, daß Cavour schon mit der Absicht nach Plombières zu gehen, nach der Schweiz gereist war und daß deshalb nicht erst in Genf das „Muß“ dieser Reise, ihn aus der Sommerfrische aufstörend, wie W. de la Rive zu meinen scheint, an ihn plötzlich herangetreten ist. Anmerk. des Uebersetzers.

Telegramm übergab, damit er es in Chiffreschrift übersetze, legte er ihm mit einer bezeichnenden Handbewegung unverbrüchliches Schweigen auf, welches dieser wackere junge Mann dann auch gewissenhaft beobachtet hat*).

Napoleon III. kam dem Grafen Cavour in artigster und rücksichtsvollster Weise entgegen und behandelte ihn mit wahrhaft freundschaftlichem Wohlwollen. Die Personen des kaiserlichen Gefolges waren über das, was sie sahen, sehr erstaunt und ver-

*) W. de la Rive giebt trotz dieses unverbrüchlichen Schweigens einige sehr allgemein gehaltene Andeutungen über die geheimen Abmachungen von Plombières, die er freilich vielleicht aus dem Munde Cavour's selbst hatte. Er schreibt: „Der Gegenstand und das Resultat seiner (Covour's) Conferenz mit dem Kaiser, eine Conferenz, die, wie es scheint, unbekannt bleiben sollte, war bald für Niemand mehr ein Geheimniß. Bezüglich der Einzelheiten der Zusammenkunft war die Zahl Derer, welche den sie verhüllenden Schleier hätten lüften können, nie groß. Es waren Zwei, und heute ist es nur noch Einer. Folgendes sind jedoch die Clauseln des abgeschlossenen Vertrages, die als der Geschichte verfallen betrachtet werden können: Die Schaffung eines norditalienischen Königreichs, das an der Adria begänne und die Herzogthümer Parma und Modena in sich schlösse; sowie das durch den an der nördlichen Abdachung der Apenninen gelegenen Theil der päpstlichen Staaten vergrößerte Toscana. Dagegen Vereinigung Nizza's und Savoyens mit Frankreich. Man hat behauptet, daß auch die Rede davon gewesen wäre, der Schweiz Nordsavoyen in Austausch gegen den Tessin anzubieten. Das scheint jedoch sicher zu sein, daß Cavour die Schweiz zu einer Alliance mit Piemont veranlassen wollte, daß ihn aber der Kaiser davon abbrachte. „Die Schweizer, sagte er, kenne ich besser als Ihr; auf dieser Seite ist Nichts zu machen." Cavour ging auf diesen Punkt nicht weiter ein, hielt aber daran fest. Im Jahre 1859 fragte er mich (W. de la Rive) zu wiederholten Malen, was meiner Ansicht nach die Schweiz in dem Falle thun würde, daß Garibaldi gezwungen, sich auf das Gebiet der Eidgenossenschaft zu flüchten, von den Oesterreichern dahin verfolgt werden würde. „Die Schweiz, sagte ich, würde sich dem Eindringen der Oesterreicher widersetzen". „Dies wäre also", erwiderte er, „ein Kriegsfall?" — Der Krieg, ja; aber ein Kriegsfall, was verstehen Sie darunter? fragte ich ihn. „Daß die Schweiz ihre Truppen nach Mailand marschiren ließe". — Darauf erwiderte ich ihm, daß es mir nicht wahrscheinlich scheine, daß die Schweiz eine provocirte vorbereitete Verletzung ihres Gebiets, eine weniger den Oesterreichern als ihr selbst gelegte Schlinge, als einen Kriegsfall betrachten würde."

Anmerkung des Uebersetzers.

mochten sich leicht vorzustellen, daß zwischen dem Kaiser und dem piemontesischen Minister sehr ernste Dinge verhandelt werden möchten. Einige Monate später äußerte sich eine zum kaiserlichen Gefolge gehörige Person darüber mit folgenden charakteristischen Worten: „Je n'ai jamais vu l'Empereur faire autant de frais comme il en faisait à Plombières à Mr. de Cavour. (Ich habe nie den Kaiser so viele Umstände machen sehen, wie in Plombières mit Herrn von Cavour)"*).

Bald nachdem diese Zusammenkunft stattgefunden (am 20. Juli 1858) begann sich die Nachricht von der Reise Cavour's nach Plombières zu verbreiten und einen tiefen Eindruck hervorzubringen. Zwar wußte Niemand irgend etwas Genaueres davon, aber Jeder begriff, oder errieth es wenigstens, daß der Kaiser und der piemontesische Minister sich gewiß nicht über ganz gleichgültige Dinge unterhalten haben dürften. Graf Cavour hatte noch nicht Plombières verlassen, als der Kaiser in seiner Gegenwart ein Telegramm von seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Walewski, erhielt. Nachdem er es gelesen hatte, wendete er sich lächelnd zu Cavour und

*) Während aber Cavour die entscheidungsvolle Fahrt nach Plombières unternahm, hatte sein rastloser vielumfassender Geist noch zu ganz anderen Dingen Muße, wie folgende reizende Anecdote beweist, die W. de la Rive erzählt: „Ich war schreibt dieser, zu jener Zeit (wo Cavour, bevor er nach Plombières abreiste, sich in der Schweiz aufhielt) von Genf abwesend. Bei meiner Rückkehr von Présinges suchte ich ein kurz vorher in England veröffentlichtes Buch, das mir ein Freund geliehen hatte. Ich suchte es vergeblich im ganzen Hause. Ich muß bekennen, daß meine Nachforschungen, wenn es mir gehört hätte, wahrscheinlich ziemlich schnell aufgegeben worden wären. Es war ein sehr dickes Buch: „Die Philosophie der Geschichte" von Buckle, einem der jüngsten Schüler der englischen positiven Schule. Endlich fragte ich meinen Vater, ob Cavour nicht vielleicht den Band auf einem Tische, wo er gelegen, bemerkt und mit auf sein Zimmer genommen habe? Mein Vater antwortete mir, daß er sich in der That erinnere, ihn in den Händen Cavour's gesehn zu haben und versprach mir, weitere Erkundigungen darüber einzuziehen. Als er aber einige Tage später Cavour, der eben von Plombières kam, in Zürich begegnete, fand er ihn mit dem Bande belastet,

sagte ihm: Tiens, voici le comte Walewski qui m'apprend que vous êtes ici. (Da sehen Sie ein Mal, der Graf Walewski meldet mir soeben, daß Sie hier sind)".

Auch in Turin verbreitete sich diese Nachricht und dort legte man ihr unwillkürlich eine große Bedeutung bei. Der Eindruck, den sie hervorbrachte, war vorzüglich, man begann kühner zu hoffen. Das Vorgefühl des baldigen Nahens entscheidender Ereignisse machte alle Herzen lauter schlagen. War doch das Vertrauen, welches Graf Cavour einflößte, schon so groß, und darum hielt sich Jeder fest davon überzeugt, daß er jene Reise nur unternommen haben könne, um seinem Lande zu dienen. Es fehlte auch schon nicht an jener natürlichen Regung der Neugier, die sich jedesmal offenbart, wenn davon verlautet, daß zwischen zwei Regierungen Unterhandlungen gepflogen werden, von deren Ausgang Krieg oder Friede abhängen kann. Alle waren überzeugt, daß Cavour jedenfalls correct gehandelt und daß bald irgend ein großes Ereigniß vor sich gehen werde, mehr verlangten sie nicht.

---

dessen Schicksal mich so besorgt gemacht hatte. Diesen Band hatte Cavour mit fortgenommen, um damit die Mußestunden seiner Reise zu versüßen und er wollte ihn nicht zurückgeben, da er ihn, wie er sagte, noch nicht zu Ende gelesen. Nicht früher als sechs Wochen später stellte er ihn wieder zurück, indem er darüber schrieb:

„Ich habe soeben mittelst des Intendanten von Annecy das Buch Buckle's an Michaud abgeschickt, indem ich ihn beauftragte, es Ihnen zu übergeben. Ich hoffe, daß Sie von Herrn Haldimand (den Besitzer desselben) für mich Verzeihung erlangen, daß ich es so lange behalten habe. Sagen Sie ihm zu meiner Entschuldigung, daß ich es von Anfang bis zu Ende lesen wollte; ein nicht sehr leichtes Unternehmen, wenn man zwei Portefeuille's auf den Schultern hat. Trotz seiner Unregelmäßigkeit, seiner Ausdehnung und seinem Mangel an Klarheit verdient dieses Buch gelesen zu werden, denn es bezeichnet meiner Ansicht nach eine Schwenkung des englischen Geistes, eine Schwenkung, die nothgedrungen sehr bemerkenswerthe Folgen haben wird. Wäre ich nicht Minister, so würde ich einen Aufsatz über dieses Buch zu schreiben trachten". — Dieser Wunsch erinnert ein wenig an die Worte Alexanders dem armen Diogenes gegenüber.

Anmerkung des Uebersetzers.

Von Plombières begab sich Cavour nach Straßburg, von wo aus er am 20. Juli dem General La Marmora schrieb:

„So bin ich denn in Straßburg, nachdem ich mit meiner Fahrt nach Plombières glücklich fertig bin. Diese ist in hohem Grade befriedigend ausgefallen. Der Kaiser hat mich dort mit seiner gewohnten Güte aufgenommen."

Von Straßburg begab er sich nach Baden, wo er sich dem Prinzregenten von Preußen (dem jetzigen Kaiser Wilhelm) vorstellen ließ und mit ihm eine lange und interessante Unterredung hatte.

„Ich bin", schrieb er dann am 25. Juli von Basel aus an den General La Marmora, „mit dem Prinzen von Preußen und seinen Diplomaten sehr zufrieden. Es ist zweifelhaft, ob Manteuffel auf seinem Posten verbleiben oder durch eine entschiedenere Persönlichkeit ersetzt werden wird. In einem wie im anderen Falle aber nimmt man allgemein an, daß Preußen seine moralische Niederlage von 1850, die es um fast allen Einfluß in Deutschland gebracht, zu rächen suchen wird. Oesterreich glaubt mit Sicherheit auf die Beihülfe der deutschen Staaten zweiten Ranges rechnen zu dürfen, besonders auf jene Bayerns und Sachsens*), die ihm schon jetzt bei allen den sich stets erneuernden Streitigkeiten im deutschen Bundestage hülfreich und ergeben zur Seite stehen. Viele nehmen aber auch an, daß wenn es erst Ernst würde und es sich darum handle, die Waffen zu ergreifen, selbst diese Staaten sich nicht gegen Frankreich erklären würden, wenn Preußen es nicht wolle. Es ist wirklich ein glücklicher Einfall von mir gewesen, nach Baden zu gehen. Das ist sogar besser gewesen, als wenn ich nach Berlin gegangen wäre".

---

*) In diesen Worten liegt der Gang der Ereignisse vorgezeichnet, die 1859 und 1866 in Scene gehen sollten. Daß Cavour ein klarer Kopf war, hat er auch dadurch bewiesen, daß er schon vor Jahren die damalige „schleswigholsteinische Frage" das Zündhölzchen an der europäischen Pulvertonne benannte. Anmerkung des Uebersetzers.

Die in seinem Gemüthe von der Unterhaltung mit dem Prinzen von Preußen hinterlassenen Eindrücke thaten ihm sehr wohl. Auch jene, die seine Worte und sein Benehmen auf das Gemüth jenes erhabenen Prinzen hervorgebracht, sollen nicht eben verschiedener Natur gewesen sein. Es heißt, daß der Prinz von Preußen nach jenem Gespräche zu einem hervorragenden Diplomaten, von Cavour sprechend, gesagt habe: „mais il n'est pas aussi révolutionnaire qu'on veut bien le dire. (Aber er ist ja gar nicht so revolutionär, wie es von ihm heißt".)

Wer hätte wohl damals dem Grafen Cavour gesagt, daß er im Juli 1858 in Baden mit Dem sprach, der zwölf Jahre später Kaiser von Deutschland werden sollte?

XLVIII.

Mehr als irgendwo sonst rief in der Lombardei die Nachricht von der Zusammenkunft in Plombières einen Eindruck hervor, der sich gar nicht beschreiben läßt. Dort kämpfte man einen täglichen verzweifelten Kampf gegen die Fremdherrschaft und darum begrüßte man daselbst jene Nachricht als den Vorboten nicht etwa von bloßen Hoffnungen, sondern von einem unvermeidlichen Siege. Wie anders dabei der österreichischen Regierung zu Muthe war, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Es war nur natürlich, daß ein Ereigniß, welches die Hoffnungen der Italiener auf's Neue erhob, die Beunruhigung und den Unwillen Oesterreichs erwecken mußte.

In jenem Jahre hatte die österreichische Regierung wieder einen Versuch gemacht, um, wenn schon nichts Anderes, doch wenigstens einen modus vivendi mit den Bevölkerungen der Lombardei und Venetiens zu Stande zu bringen. Die Reise des Kaisers Franz Joseph durch jene Provinzen hatte im vorhergehenden Jahre in unwiderlegbarer Weise bewiesen, daß das System der bloßen Vergewaltigung unwirksam sei und daß man

mit ihm nicht dahin gelange, die vorhandenen großen Schwierigkeiten zu besiegen. Der Feldmarschall Radetzky, der mit seinem Namen gleichsam jenes System repräsentirte, obwohl er in dessen Ausführung keineswegs der Schlimmste, war gestorben. Man gedachte daher in Wien ein Mal einen anderen Weg einzuschlagen, d. h. sich mild zu zeigen, sich versöhnlich zu verhalten und eine gewisse Duldsamkeit zur Schau zu tragen.

Mit Drohungen und Gewalt hatten sie nichts ausgerichtet, so suchten sie denn durch Zärtlichkeit und Sanftmuth etwas zu erreichen. Der Erzherzog Maximilian, jener selbe Prinz, der dann in Mexiko ein so tragisches Ende fand, wurde damit beauftragt, sich diesem Versuche zu unterziehen. Um sich desselben gebührend entledigen zu können, ward er mit der Würde eines Vicekönigs des lombardisch-venetianischen Königreichs bekleidet. Die Gerechtigkeitsliebe erheischt es, zu sagen, daß er alles, was nur in seinem Vermögen stand, that, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Er brachte einen ausgezeichnet guten Willen mit, aber es gelang ihm nicht, weil ein Gelingen hier unmöglich war. Wenn diese Unternehmung nur die geringste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges für sich gehabt hätte, so wäre der Erzherzog Maximilian allerdings der geeignete Mann gewesen, ihr diesen Erfolg zu sichern, allein ich wiederhole es, daß es ihm deshalb nicht glückte, weil das eben absolut unmöglich war. Je mehr man den guten Absichten des Erzherzogs Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, ein um so größeres Relief gewinnt der nationale Patriotismus der Lombarden und Venetianer, der, wie er sich durch Kerker, Proscriptionen, Galgen und Güterconfiscationen nicht beugen, sich ebenso wenig durch Freundlichkeit und schmeichelhafte Versprechungen gefangen nehmen ließ. Zwischen Oesterreich und den Lombardo-Venetianern bestand die Streitfrage ja nicht darin, ob gut oder schlecht regiert werde. Eine üble Verwaltung würde nur einen gelegentlichen Anreiz, nicht

aber eine dauernd wirksame Ursache zur Opposition abgegeben haben. Eine selbst gute Verwaltung entwaffnete aber jene Opposition keineswegs. Die Lombardo=Venetianer fühlten eben nur, daß sie Italiener seien und wollten keine Fremden im eigenen Hause haben, und wenn diese Fremden sie wie Engel regiert haben würden. Je freundlicher und gütiger daher auch das Verhalten der Oesterreicher erscheinen mochte, oder wirklich war, um so reiner trat ihm gegenüber das Nationalgefühl hervor, welches diese Bevölkerungen antrieb, die Fremdherrschaft eben deshalb zu bekämpfen, weil sie Fremdherrschaft war. So lange die Oesterreicher nicht das Land selbst geräumt, war keine Freundschaft mit ihnen denkbar. Ein einziger Gedanke beherrschte die Geister, ein einziges Gefühl die Herzen, ein einziger Ruf schwebte beständig auf allen Lippen: „Italien muß unser werden".

Zwischen Federigo Confalonieri, der vierzehn Jahre hindurch in den Kerkern des Spielbergs die Ketten nach sich schleppt, ohne daß er sich beuge oder bitte und Cesare Giulini und Emilio Dandolo, die 1858 nichts vom Erzherzoge Maximilian wissen wollten, gab es nur einen Gedanken, eine Handlungsnorm, die unzerstörbare und ununterbrochene Tradition des Nationalgefühls. Der Erzherzog kündigte Concessionen und Reformen an. Aber Niemand nahm sich auch nur die Mühe, zu prüfen, ob diese Verheißungen wohl ernst gemeint sein könnten, oder nicht. Alle Klassen der Gesellschaft, alle Altersstufen, Männer und Frauen stimmten in demselben Gefühle vollkommen mit einander überein. Das war keine geheime, sondern die offene alltäglich im Sonnenlicht des Tages vor sich gehende Verschwörung des gemeinsamen Wollens und Strebens. Ob sich Erzherzog Maximilian zu Anfang seiner Mission vielleicht irgend welcher schmeichlerischen Täuschung hingegeben, ist schwer zu sagen, aber so viel steht fest, daß er sich schon nach kurzem Aufenthalt auf italienischem Boden davon überzeugen mußte, daß hier der Liebe Müh verloren sei.

Gleichwohl war das immerhin ein in Betreff des glücklichen Erfolges der Politik Cavour's nicht ganz von Schwierigkeiten freier Moment. Der Versuch des Erzherzogs Maximilian stellte sich wohl als keine unüberwindliche Schwierigkeit, aber denn doch als eine Art Hemmschuh dar, der, wenn auch am Ende nicht schaden, so doch den Tag der Entscheidung verschieben konnte. Der große italienische Staatsmann hatte aber gar viele Gründe, jedem weiteren Zögern ein Ende zu machen und den Gang der Ereignisse nach Möglichkeit zu beschleunigen. „Jener Erzherzog", sagte er im September 1858 zu einem Freunde, „ist ausdauernd und läßt sich nicht sogleich entmuthigen, aber ausdauernd bin auch ich und ich lasse mich ebenfalls nicht entmuthigen. Wir wollen sehen, wer von uns Beiden obsiegen wird." Er faßte die auftauchende Schwierigkeit in ihrer ganzen inneren Wahrheit scharf und richtig auf, übertrieb sie nicht, stellte sie aber auch nicht geringer dar, als sie war. Der Erzherzog seinerseits sprach, wenn sich die Gelegenheit bot, stets in schmeichelhaften Ausdrücken vom Grafen Cavour, ja, es sah fast so aus, als ob er gern von ihm gesprochen habe. Er wollte damit vielleicht den Lombarden zeigen, daß er jenen furchtbaren Gegner recht wohl zu schätzen und seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wisse, ohne sich vor ihm zu fürchten. Das war eine sehr geschickte Politik.

Trotzdem stand aber der Erzherzog vor einem unlösbaren Probleme und alle politische Gewandtheit und Findigkeit vermochten da nichts zu ändern, nichts auszurichten. Ein hervorragender Franzose, der in jenen Tagen Italien bereiste, besuchte auch Mailand und fand dort Muße, die eigentliche Situation als unparteiischer und uninteressirter Augenzeuge zu studiren. Als er nach Turin zurückkehrte, ließ er dem Grafen Cavour gegenüber, indem er ihm über den Versuch berichtete, dem sich der Erzherzog Maximilian mit so ausdauerndem Eifer hingab,

eine Aeußerung fallen, die für Jenen Wasser auf die Mühle war, dabei aber genau der wahren Sachlage entsprach: Ce brave archiduc essaie une entreprise impossile; c'est tout juste comme quelqu'un qui voudrait blanchir un nègre". (Dieser brave Erzherzog macht einen unmöglichen Versuch, es ist gerade so, wie wenn Jemand einen Neger weiß waschen wollte).

Als sich der Erzherzog, wenn ich nicht irre, eines Tages nach Ispra, in der Nähe des Lago Maggiore, begeben, um dort irgend eine Fabrik zu besichtigen, sprach er öffentlich vom Grafen Cavour und erklärte, daß dieser ein großer Staatsmann sei. Als er ein anderes Mal in Mailand den Besuch des Grafen Brassier de St. Simon, der sich eben als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs von Preußen nach Turin begab, empfing und sich mit ihm über die augenblickliche Lage unterhielt, sagte er ihm: „J'admire beaucoup Mr. de Cavour, mais comme il s'agit de faire une politique de progrès je ne me laisserais pas devancer". („Ich bewundere Herrn von Cavour sehr, da es sich aber um eine fortschrittliche Politik handelt, so werde ich mich nicht von ihm überholen lassen*.") Wenige Monate genügten, um den Illusionen des Erzherzogs ein Ende zu machen.

Graf Cavour verfolgte mit großer Aufmerksamkeit alle Episoden dieser merkwürdigen Phase der österreichischen Herrschaft und wollte sich auch nicht das geringste Merkmal davon entgehen lassen. Giulini Dandalo und Andere theilten ihm

*) Wenn die österreichische Politik in Italien hätte Erfolge erzielen wollen, so hätte sie statt nach 1848 sich durch Auspeitschung von Frauen das Gefühl der Italiener für immer zu entfremden, schon damals mild und fortschrittlich und dabei für den Gedanken einer italienischen Föderation auftreten müssen. Im Jahre 1858 war Freundlichkeit und Milde in der Lombardei so gut zu spät, wie die den Neapolitanern 1860 von Franz II. verliehene Constitution ebenfalls zu spät kam. Concessionen, die man kurz vor Thorschluß macht, beschleunigen nur das Verhängniß.

Anmerkung des Uebersetzers.

theils mündlich, wenn sie nach Piemont kamen, theils schriftlich alles mit, was seine nützliche Neugier nur irgend befriedigen konnte. Außer dem so lebhaften Interesse, welches Graf Cavour für das Schicksal der Italiener jenseits des Ticino hegte, wünschte er auch deshalb genau den Gang der Dinge zu kennen, um das nöthige Material zu gewinnen, mit dem er den Behauptungen der englischen Blätter entgegen treten konnte, welche den Concessionen und der liberaleren Haltung der österreichischen Regierung eine Bedeutung beilegten, die sie nicht hatten. Er, der ein so großes Gewicht auf die Kundgebungen der öffentlichen Meinung in ganz Europa legte, verlor besonders die englische Journalistik nicht aus dem Auge und war sehr unangenehm davon berührt, wenn die Urtheile derselben über die italienischen Angelegenheiten für seine Politik nicht eben ermuthigend lauteten. Die englische Presse faßte diese Frage als eine Frage größerer oder geringerer Freiheit, guter oder schlechter Regierung auf. Es handelte sich aber hier nicht darum, sondern um die nationale Unabhängigkeit. Durch diesen factischen Irrthum wurden die Engländer zu Urtheilen verleitet, welche die Italiener nicht als richtig anzuerkennen vermochten, und die Cavour sich die äußerste Mühe gab, zu widerlegen.

„Declamationen, sagte er, beweisen hier nichts, sondern nur Thatsachen und gute Gründe. Mit diesen allein vermögen wir die englische öffentliche Meinung, die uns durch ihr moralisches Ansehen in der Vergangenheit so nützlich war und die uns in der Zukunft abermals sehr wesentliche Dienste zu leisten vermag, auf unsere Seite zu bringen*).

---

*) Der in letzter Stunde 1859, kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten in Scene gesetzte letzte englische Vermittelungsversuch, der den ganzen österreichischen Feldzugsplan verdarb und die Priorität der österreichischen Rüstungen überflüssig machte, war dann allerdings ein solcher wesentlicher Dienst.
Anmerk. des Uebersetzers.

Bevor er den Sieg durch Waffengewalt erringen wollte, wollte er erst moralisch siegen. Da es zunächst auf diplomatischem Felde einen harten Strauß galt, so mußte er sich natürlich dabei auch zuvörderst nur diplomatischer Waffen bedienen. Er durfte da nicht das Recht der Nationalität anrufen, weil dieses Recht damals von der Diplomatie nicht anerkannt wurde. Er durfte auch nicht sagen, daß die österreichische Herrschaft in der Lombardei und Venetien dem Geiste und dem Buchstaben der Verträge entgegen sei, weil diese sie ja nur zu sehr ausdrücklich sanctionirten, daher war er bestrebt, die Frage auf ein Terrain hinüberzuspielen, wo die Diplomatie ihm nichts anhaben konnte und ihm Gehör schenken mußte. Indem er sich auf sein eifriges Bestreben, die öffentliche Ordnung und das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, berief, suchte er von diesem Standpunkte aus zu beweisen, daß die Gegenwart Oesterreichs in Italien eine beständige Gefahr für die Ruhe Europa's, eine unaufhörliche Nahrung für den revolutionären Geist und eine ernste Störung des europäischen Gleichgewichts sei. Seine diplomatische Action zielte besonders in der damaligen Epoche darauf hin, die Unverträglichkeit der österreichischen Herrschaft auf der italienischen Halbinsel mit der europäischen Ruhe nachzuweisen. Da entging seinem weit um sich blickenden Geiste gewiß kein Grund, der sich dafür anführen ließ, und er besaß nicht nur das Genie, sondern auch das nöthige Ansehen dazu, um seine Gründe geltend zu machen. Die Haltung der Lombarden und Venetianer lieferte ihm täglich neue Argumente zu dem von ihm geführten Nachweis: sie war in seinen Händen die allerwirksamste Waffe.

XLIX.

Das freundliche Verhalten der russischen Regierung Piemont gegenüber, das schon auf dem Pariser Congresse in unzweifelhafter Weise hervorgetreten war, hatte sich seitdem erhalten und immer größere Beständigkeit gewonnen. Als Fürst Orlov vom Congresse nach Petersburg zurückgekehrt, hatte er seinem Herrscher die Person des Grafen Cavour in sympathischster Weise geschildert und nicht verfehlt, auf den Vortheil hinzuweisen, den Rußland aus der Freundschaft eines Staatsmannes so seltener Art zu ziehen vermöge. Auch Baron Brunov, welcher der zweite russische Bevollmächtigte gewesen war, hatte, als er nach London in der Eigenschaft eines Gesandten zurückgekehrt, ebenfalls sehr lobend des piemontesischen Staatsmannes gedacht, dessen Scharfsinn, Unermüdlichkeit und Genie er ebenso anerkennend hervorhob wie seine für Rußland kundgegebene rücksichtsvolle und artige Gesinnung. Die feste Haltung des Grafen Cavour in der Rußland so nahe angehenden Donaufürstenthümerfrage und der von ihm beantragte und von den anderen Mächten angenommene Ausweg in der Bolgradcontroverse hatten sein Ansehn in Rußland dann noch weit mehr gehoben. Die kaiserlich russische Regierung konnte Oesterreich sein während des Krimkrieges eingeschlagenes Verfahren nicht verzeihen*) und schrieb ihm die schmerzliche Enttäuschung zu, welche die letzten Stunden des Czaren Nikolaus verbittert, der als Entgelt für die Oesterreich

*) Dieses aus lauter Schlauheit unkluge Verfahren war die natürliche Folge der zur Gewohnheit gewordenen traurigen „inneren" österreichischen Politik, die schon der selige Freiherr von Hormayr so kräftig stigmatisirt hatte. Aus dieser eines echt österreichischen Gedanken entbehrenden inneren „Emigrantenpolitik" ging jene äußere österreichische Politik hervor, welche dies schöne Reich moralisch und physisch so sehr geschädigt hat, daß heute ein österreichischer Cavour oder Bismarck sich schon auf's Aeußerste anstrengen müßte, wenn er ihm helfen wollte. Anm. des Uebersetzers.

1849 in Ungarn gewährte Hülfe von dieser Macht gegen die zum Schutze der Türkei gegen ihn verbündeten Westmächte so vergeblich materiellen Beistand erwartet hatte. Kein Wunder daher, daß Rußland jede Gelegenheit benutzte, um sein Uebelwollen kundzugeben und indem es sich gegen Piemont freundlich erwies und dieses Land in der Person seines ersten Ministers ehrte, durfte es sicher sein, damit seine Absicht zu erreichen. Die Kaiserin-Wittwe des Czaren Nikolaus brachte einen Winter in Nizza zu, von wo sie einen Ausflug nach Turin unternahm. Die savoyische Dynastie und die Regierung wie die Bevölkerung Piemonts wetteiferten dabei mit einander, diesen hohen Besuch in jeder Weise zu ehren und zu feiern. Die Schwägerin des Czaren Nikolaus, die Großfürstin Helena, eine Prinzessin von viel Geist und Gemüth, hielt sich ebenfalls einige Zeit in Nizza und Turin auf, fand eine gleiche freundschaftliche Aufnahme und machte die persönliche Bekanntschaft des Grafen Cavour, mit dem sie sich einige Male unterhielt, indem sie dabei aus ihrer Sympathie für die piemontesische Politik kein Hehl machte. Bevor sie nach Piemont gekommen, war sie in Rom gewesen, von woher sie eben nicht die besten Eindrücke mitbrachte. Als sie mit dem Grafen Cavour von dem sprach, was sie in der „ewigen Stadt" gesehen und gehört, drückte sie sich keineswegs in Ausdrücken der Bewunderung über die römische Regierung aus, sondern äußerte sich rückhaltlos dahin, daß sie keine Möglichkeit sehe, jene Regierung zu modernisiren und mit dem Geiste unserer Civilisation zu versöhnen. Zwei russische Großfürsten, der Großfürst Konstantin und der Großfürst Michael, hatten sich ebenfalls zum Besuche nach Nizza zur Czarin Mutter begeben und während sie einige Jahre vorher über den Lago Maggiore gefahren waren, ohne dem Könige und seiner Regierung ihre Anwesenheit nur im Mindesten spüren zu lassen, zeigten sie sich diesmal gegen Beide voller Rücksicht, kamen nach Turin und äußerten

sich sehr dankbar über die ihnen da bereitete festliche Aufnahme. Auch der Minister Gortschakow ließ sich keinen Anlaß entgehen, dem Marquis Sauli, welcher piemontesischer Gesandter in Petersburg war, und dem Marquis Filippo Oldoini, der diesen, wenn er abwesend war, öfter vertrat, Beweise von Hochachtung zukommen zu lassen. Bei der feierlichen Krönungsceremonie des Kaisers Alexander II. in Moskau hatte dieser den eigens für diese Feier abgesandten außerordentlichen Bevollmächtigten des Königs Victor Emanuel, General Broglio, ganz besonders ausgezeichnet und als er sehr freundschaftliche Worte an ihn richtete, sie in so lautem Tone ausgesprochen, daß sie vom österreichischen Gesandten gehört werden mußten.

Alles dies zusammengenommen bewies deutlich genug, wie Rußland in Betreff Piemonts gesinnt war, und Graf Cavour hatte alle Ursache diese Gesinnung als eine nicht unwichtige Garantie für die Zukunft seines Landes zu betrachten.

Die russische Regierung ersuchte auch das piemontesische Cabinet, ihr eine Marinestation am mittelländischen Meere zu gewähren, wie eine solche bereits die nordamerikanischen Vereinigten Staaten im Golfe von Spezia besaßen. Durfte dieses in sehr höflicher Form und auf die freundlichen Beziehungen beider Staaten basirte Verlangen ehrenhafter Weise wohl abgeschlagen werden? Graf Cavour gab in Bezug auf dasselbe eine bejahende Antwort und man kam überein, daß die Localität, an welcher die russische Marinestation anzulegen, Villafranca in der Nähe von Nizza sein sollte. Indem man diese Concession machte, beabsichtigte man keineswegs damit eine Gebietsabtretung. Man verlieh dadurch den Russen nur genau denselben Vortheil, den man den Amerikanern in Spezia gewährt hatte, nicht mehr und nicht weniger. Und da Niemand im In- oder im Auslande gegen die amerikanische Marinestation irgend einen Einwurf erhoben, so glaubte man dasselbe auch bezüglich des den Russen

zu Villafranca eingeräumten Rechtes voraussetzen zu dürfen. Die Angelegenheit ward demnach zwischen beiden Regierungen ohne alle Schwierigkeit erledigt.

Die Kunde von diesem Factum rief aber in England eine große Mißstimmung hervor. Die Engländer blickten noch immer auf alles scheel, was Rußland betraf und deshalb kam ihnen auch der Austausch von Freundschaftsbeweisen zwischen Rußland und Piemont nicht gelegen. Die englische Presse sprach in sehr gereiztem Tone von der Villafrancaaffaire. Lord Malmesbury, der englische Minister des Auswärtigen, beauftragte den englischen Geschäftsträger, Herrn West, der in Abwesenheit von Sir James Hudson, der sich auf Reisen befand, England in Turin vertrat, vom Grafen Cavour positive Aufklärungen darüber zu verlangen*). Auch die anderen englischen Staatsmänner waren damals mit dieser Nachgiebigkeit Cavour's gegen Rußland gar wenig einverstanden. Der italienische Staatsmann aber, dem sehr viel daran lag, es auch mit England nicht zu verderben, beeilte sich, sofort sehr ausführliche und freimüthige Aufklärungen zu geben und das fragliche Factum, dem man eine so weittragende Bedeutung geben wollte, auf sein wahres Maß zurück-

*) England konnte es sich nicht abgewöhnen, in Italien den Herrn spielen zu wollen, hatte es sich doch ein Mal schon im Geiste im Besitze der Insel Sicilien gesehen, als Lord Bentinck, der damals auf Sicilien Alles leitete, am 13. August 1813, an Castlereagh schrieb: „Ich bin überzeugt, daß die Schwäche des Erbprinzen, die Unfähigkeit jeder Partei, welche an die Spitze der Regierung gestellt werden kann, und der leichtsinnige, selbstsüchtige und verderbte Charakter des Volkes sich in einer Weise zeigen werden, die es der englischen politischen Behörde unmöglich macht, sich jemals zu entfernen“. Noch bezeichnender ist eine Stelle in einem Briefe desselben Lords vom 6. Februar 1814: „Sicilien mit einer freien Verfassung kann nur von England regiert werden“. Daß damals die Engländer Sicilien für bestimmt hielten, das Schicksal Malta's und Gibraltar's zu theilen, steht historisch fest. Hätte Napoleon III. 1857 England die Insel Sicilien gegönnt, so würde Prinz Murat oder Prinz Napoleon König von Neapel geworden sein.

Anmerkung des Uebersetzers.

zuführen. Er bewies, daß Piemont, wenn es Rußland einen Freundschaftsdienst erweise, damit noch nicht dessen Vassal werde und daß, indem es einem Staate, mit dem es in bestem Einvernehmen stehe, eine Marinestation gewähre, damit nur eine artige Bitte artig beantworte. Handelte es sich doch nicht um eine Gebietsabtretung, nicht um ein Verzichtleisten auf Souverainetätsrechte, sondern lediglich um einen Act von Gastfreundschaft, den man nicht ausschlagen konnte, wenn man nicht die einfachsten Convenienzen und die im privaten wie staatlichen Verkehr gebotensten Rücksichten verletzen wollte. Die Sache endete, wie sie enden mußte; auf die vom Grafen Cavour gegebenen Aufklärungen ließ sich eben nichts Vernünftiges erwidern, und so führte denn jener Zwischenfall zu keiner Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Piemont, die Cavour überhaupt stets mit aller Sorgfalt zu verhindern trachtete.

Lord Palmerston hatte, zu einem Freunde, von der Villafrancaangelegenheit sprechend, in scherzhaftem Tone gesagt: „en vérité je n'aurais pas cru que le Comte de Cavour fut devenu russe“. (Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß Graf Cavour ein Russe geworden sei). Als Graf Cavour von dieser Aeußerung erfuhr, schwieg er nicht, sondern schrieb dem Freunde, der ihm jene Worte mitgetheilt hatte: „Dites à lord Palmerston que je suis assez libéral pour ne pas être russe, mais que je le suis trop pour être autrichien.“ (Sagen Sie dem Lord Palmerston, daß ich liberal genug bin, um nicht russisch, daß ich es aber entschieden zu viel bin, um österreichisch zu sein). Diese witzige Antwort ward in London bald bekannt und gefiel dort sehr.

L.

Kein Vorfall, der sich auf der italienischen Halbinsel ereignete, ließ den Grafen Cavour gleichgültig oder ungereizt, ihn für seine Politik auszubeuten. Er hatte es auf dem Pariser Congreß gesagt und hielt sein Wort. Nachdem er ein Mal die Vertheidigung der Rechte und Wünsche der Italiener auf sich genommen, hielt er sich auch unwillkürlich für verpflichtet, keinem Ereignisse, sei es in welcher Gegend Italiens immer, fremd zu bleiben. Die Anwendung dieses Rechtes regelte und mäßigte er, seinem Scharfsinn, seinem feinen Tactgefühl und der vorsichtigen Berücksichtigung des Gelegenseins entsprechend, an dem Rechte selbst aber hielt er fest und wenn es nothwendig schien, es auszuüben, so vermochte ihn Niemand daran zu hindern.

Der Mortarafall war wieder eine jener Gelegenheiten, die Graf Cavour nicht mit Stillschweigen an sich vorübergehen ließ. Der Judenknabe Mortara war seinen Eltern geraubt worden, um getauft zu werden*). Die öffentliche Meinung gerieth über diese Nachricht in Aufregung und auch die Regierungen fanden sich veranlaßt, sich damit zu beschäftigen. Graf Cavour that wieder ein Mal seine Schuldigkeit. Seine Beschwerden galten freilich gar nichts am römischen Hofe, dafür aber erregten sie in

*) Diese Angelegenheit ging eigentlich Cavour herzlich wenig an und er würde sich ihrer auch gewiß nicht angenommen haben, wenn er sich nicht bei der „Alliance israélite“, deren Einfluß auf die Presse und die gesammte öffentliche Meinung Europa's ihm nur zu gut bekannt war, hätte einen Stein im Brete einlegen wollen. Dazu kam vielleicht auch, daß der betr. Judenknabe gerade Mortara hieß. Es galt da eine böse piemontesische Erinnerung durch einen moralischen Sieg wieder wett zu machen. Bei Mortara hatte nämlich am 21. März 1849 jenes Gefecht stattgefunden, in welchem die Oesterreicher durch ihren Sieg den weit größeren Sieg von Novara vorbereiteten. Der Mortarafall war dann eine Siegesvorbereitung Cavour's.
Anmerkung des Uebersetzers.

ganz Europa Aufsehn. Ihm war es auch ganz gleichgültig, was man in Rom sagen oder thun würde, ihm lag lediglich daran, die öffentliche Meinung gegen eine Regierung einzunehmen, unter deren Walten Fälle solcher Art vorkommen konnten. Der Mortarafall lieferte ihm ein wichtiges Actenstück in dem Processe, den er sozusagen vor ganz Europa gegen die päpstliche Regierung führte. Indem er in unliebsamer Weise die Aufmerksamkeit der Regierungen und Völker auf jene lenkte, handelte Graf Cavour nur im Interesse seiner Politik und der ihr zu Grunde liegenden Principien.

Neapel gegenüber beobachtete er, nach Beilegung der Cagliariaffaire, große Vorsicht und Zurückhaltung. Als er 1856 die Zeit zu einem entscheidenden Einschreiten gegen die neapolitanische Regierung für gekommen erachtet hatte, war er bereit gewesen, sich energisch daran zu betheiligen und hatte sich der Theilnahme an der oben berichteten Demonstration dann nur deshalb enthalten, weil er erfahren, daß sich die ganze Action in sehr engen Grenzen bewegen würde. Im Jahre 1858 standen aber die Dinge ganz anders.

„In der Politik, bemerkte damals Graf Cavour zu Jemand, der ihm von den neapolitanischen Angelegenheiten sprach, darf man nie mehr als eine Sache auf ein Mal machen. Unsere Aufgabe ist es jetzt, lediglich daran zu denken, wie wir die Oesterreicher aus Italien hinausbringen."

Mit Toscana stand man auf einem wenigstens äußerlich leidlichen Fuße. Unter den Räthen des Großherzogs Leopold und sogar unter den Mitgliedern seiner Familie hatten sich verschiedene Ansichten kundgegeben. Die Einen waren für einen Anschluß an Piemont, drangen aber mit ihrer Meinung nicht durch*).

*) Zu diesen gehörte namentlich Baron Bettino Ricasoli. Als diesen der Großherzog 1847 beauftragte, wegen einer Streitigkeit mit Modena, mit Karlo Alberto von Sardinien zu unterhandeln, erkannte Ricasoli in diesem

Unterdeß, und das war die Hauptsache, wandte sich die Zuneigung der Toscaner selbst immer mehr Piemont zu, und die Politik des Grafen Cavour erfreute sich bei ihnen der glühendsten Sympathien. Vincenzo Salvagnoli*) war im Herbste jenes Jahres beim Kaiser Napoleon III. zum Besuche in Compiègne gewesen und dort mit Beweisen wahrer Achtung und Freundschaft aufgenommen worden**). Von diesem Besuche hatte er sehr angenehme Eindrücke und die schönsten Hoffnungen zurückgebracht. Auf der Rückreise nach Florenz hielt er sich auch in Turin auf, wo er beim Grafen Cavour vorsprach und bei ihm neue Gründe zum Vertrauen in eine sehr nahe bessere Zukunft gewann. Darüber nahm der Antagonismus zwischen der Regie-

den Mann: „der zur Befreiung der italienischen Fürsten berufen sei" und fand ihn nur nicht entschieden genug. „Man muß den König von Sardinien in der italienischen Sache compromittiren" schrieb Ricasoli an den toskanischen Minister Serristori. Das ging gegen Oesterreich und Radetzky, und die zu Befreienden hießen damals noch Leopold II. und Pius IX. Als sich Leopold dann, nach Niederwerfung der Revolution, Oesterreich gänzlich in die Arme warf, zog sich Ricasoli grollend aus dem Staatsdienst zurück.
Anmerkung des Uebersetzers.

*) Der spätere Senator Salvagnoli, ein bedeutender Rechtsgelehrter, war einer der energischsten Mitarbeiter am Werke der nationalen Befreiung. Durch Rede und Schrift, sowie durch entschiedenes Auftreten in kritischen Augenblicken, hat er nicht wenig mit zur Umgestaltung der Dinge in Italien beigetragen. K. Grün fällt in seinem Werke: „Italien im Frühling 1861 (dem Todesjahre Salvagnoli's) folgendes treffliche Urtheil über ihn: „Er ist einer jener vielfachen Beweise für die goldene Thatsache, daß die Wissenschaft in Italien nicht esoterisch ist, sich nicht vornehm abschließt, sondern auf den Markt hinaustritt wie weiland in dem schönen Griechenland".
Anmerkung des Uebersetzers.

**) Napoleon III. beabsichtigte damals, Toscana seinem Vetter, dem „rothen Prinzen", zu schenken, darum war er gegen den hochangesehenen Toscaner Salvagnoli so außerordentlich liebenswürdig. Durch Salvagnoli erhielt aber auch gerade Cavour die ersten Andeutungen über diesen „geheimen Plan" seines mächtigen Freundes und wußte dann, warum Prinz Napoleon 1859 gerade in Toscana einbrach, wo er hierauf dessen „mediceische Träume" sehr geschickt zu vereiteln verstand.
Anmerkung des Uebersetzers.

rung des Großherzogs und der öffentlichen Meinung in Toscana immer mehr zu und ging einem unheilbaren Bruche entgegen. Am Hofe schloß man sich immer fester an Oesterreich an, im Volke schwärmte man immer lauter für Piemont. Cavour war von der Stimmung der Toscaner sehr genau unterrichtet und nicht wenig davon erbaut. Er sah bereits den Moment voraus, wo er aus dieser Stimmung den größten Nutzen für die nationale Sache ziehen werde*). Der diplomatische Vertreter Piemonts in Florenz war noch immer der Ritter Carlo Boncampagni**), welcher abgesehen von dem ihm anvertrauten wichtigen Posten auch wegen der hohen Vorzüge seines Geistes und Gemüths, sowie auch deshalb bei den Toscanern in hoher Achtung stand, weil man von ihm wußte, daß er schon vor 1848 ausdauernd und mit dem Muthe wahrer Ueberzeugung

*) In dieser Vorhersicht täuschte er sich nicht. Die letzten Tage und Stunden der Regierung des Großherzogs Leopold II. im Frühling 1859 sind von Demo und Anderen so beschrieben worden, daß sie sich unwillkürlich zu einem historischen Lustspiele gestalten. Der als Volkstribun bekannte Bäckermeister Giuseppe Dolfi erhielt von dem geheimen Nationalcomité, an dessen Spitze der piemontesische Geschäftsträger Boncampagni stand, den Auftrag, den Großherzog zum Lande hinaus zu bekomplimentiren. Dolfi brachte binnen wenigen Stunden auf der schönen Piazza Maria Antonia 12,000 Patrioten zusammen und erklärte dort den Willen des Volkes dahin, zur Einheit Italiens sei der Großherzog Leopold II. überflüssig. Unterdeß baten die Gemäßigten den Landesvater, blos zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Da entschloß sich der Großherzog zur Abreise. Unter ironischen Höflichkeitsbezeigungen fuhr der Schwager des vorletzten Königs von Neapel durch die Volksmassen, indem er grüßend rief: „a rivederci“ (auf Wiedersehen). Dolfi antwortete: „Non s'incomodi“. (Incommodiren Sie sich nicht)!

Anmerkung des Uebersetzers.

**) Carlo Boncampagni, der Verfasser des klassischen Werkes: „Introduzione alla Scienza del Diritto“, (welches mit Recht von Raineri hoch über die Arbeiten Gioberti's, Balbo's und Massimo d'Azeglio's gestellt wird), eines Werkes voll tiefer Studien über die philosophischen Rechtsprincipien, die berechtigten Anforderungen der modernen Civilisation und die Lage Italiens, hat sich besonders um den öffentlichen Unterricht seines Vaterlandes, dann aber auch als sehr geschickter Diplomat um die italienische Sache verdient gemacht. Anmerkung des Uebersetzers.

für die fortschrittlichen und nationalen Ideen eingetreten war. Aus diesem Grunde streuten die Feinde der piemontesischen Politik das absurde Gerücht*) aus, daß Boncampagni eigens nach Toscana geschickt worden sei, um die Feinde der großherzoglichen Regierung zu ermuthigen und, durch seinen Rang als Diplomat geschützt, ungestraft gegen die Regierung, bei der er accreditirt war, zu conspiriren**). Allerdings gab es Leute, welche gegen die großherzogliche Regierung conspirirten, allein diese Verschworenen befanden sich nicht im Palast der sardinischen Legation, sondern vielmehr im Palazzo Vecchio und Palazzo Pitti, d. h. es waren jene, welche Leopold von Lothringen riethen, seine Sache nicht von jener Oesterreichs zu trennen, wodurch sie allerdings seinen Sturz herbeiführten. Durchdrungen von den Verpflichtungen seiner hohen Stellung als erster Minister des Königs Victor Emanuel, war Graf Cavour sowohl aus Instinct, wie aus Grundsatz ein Gegner aller geheimen Intriguen und würde deshalb nie ein Vorgehen solcher Art geduldet haben, wie es die oben bezeichnete Verdächtigung in sich geschlossen hätte. Er conspirirte nur, indem er offen sagte, was er dachte; und in dieser Art von Verschwörung hatte er allerdings viele Mitschuldige in Toscana und in allen anderen Theilen Italiens, nämlich nicht mehr und nicht weniger als alle

---

*) So ganz unbegründet war dies Gerücht am Ende doch nicht, obwohl es auch von Cesare Parrini in seiner Biographie Boncampagni's bekämpft wird. Daß dieser Diplomat die Unzufriedenen in der letzten Zeit, die dem Sturze Leopold's II. voranging, commandirte, hat Demo in den „Contemporanei italiani“ ganz offen zugegeben. Was dieser Autor die Congrega boncampagnana nennt, war eben jenes geheime Comité, welches die Absetzung des Großherzogs beschloß und in Scene setzte. Mindestens seltsam war es dann auch wohl, daß Boncampagni, gleich nach erfolgter Abreise des Großherzogs, Toscana im Namen des Königs Victor Emanuel verwaltete.
Anmerkung des Uebersetzers.

**) Lord Normanby hatte diesen Vorwurf in bestimmter Weise erhoben.
Anmerkung des Uebersetzers.

ehrenwerthen und intelligenten Italiener, die ihrer mit der Fremdherrschaft alliirten Regierungen eben so müde waren, wie der Revolutionäre.

Im kleinen Herzogthume Modena*) regierte ein womöglich noch enger mit dem österreichischen Interesse verknüpfter Fürst, als es der Großherzog von Toscana war. Der Herzog Franz erkannte, daß der Graf Cavour ein Mann von großem Genie sei und hatte dies einem englischen Diplomaten, der ihn besuchte, ganz unumwunden in's Gesicht gesagt, aber zu gleicher Zeit haßte er ihn und betrachtete ihn als einen ganz entsetzlichen Revolutionär. Eines Tages hatten einige estensische Soldaten oder Zollwächter einen piemontesischen Unterthanen, der sich in seinen Geschäften nach Aulla begeben, mißhandelt. Sobald Graf Cavour hiervon

*) Um die Erfolge Cavour's völlig zu verstehen, ist es gut, sich die kolossalen Fehler seiner Gegner vor Augen zu halten. Toscana war ein Paradies der Freiheit gegen Modena. Was in diesem Herzogthume getrieben wurde, enthüllen furchtbar drastisch die „Documenti riguardanti il governo degli Austro-Estensi in Modena dal 1848 al 1859" die von einer durch Decret vom 21. Juli 1859 eingesetzten Commission gesammelt und auf Befehl Farini's, des Dictator's der modenesischen Provinzen, 1860 herausgegeben wurden. Welch eine blutige Wirthschaft wird da enthüllt! Es hagelte so viel Todesurtheile, daß der Herzog zuletzt selbst ein Rescript erlassen mußte, daß Niemand unter 18 Jahren mehr gehangen werden dürfe. Damit auch das Komische in diesem Schauerromane der Wirklichkeit nicht fehle, erschien noch 1854 ein Polizeierlaß, welcher bei 8—30 Tagen Gefängniß verbot, sich nackt zu baden. Das Absingen aufrührerischer Lieder brachte ein bis drei Monate Gefängniß nebst körperlichen Züchtigung ein. Eine nationale Kokarde am Hute ward mit ein bis drei Monat Gefängniß bedroht. Körperliche Strafe diente zur energischeren Moralisirung der Inculpaten. Dabei ward vorsorglich bestimmt, daß junge Leute und Frauen, — ja, Frauen, — nur die Ruthe, Männer dagegen den Stock erhalten sollten. Die Kirchen sollten dagegen, wie im Mittelalter, Asyle für Verbrecher bleiben, nur Majestätsbeleidiger ausgenommen. Oesterreich hatte durch den Specialvertrag vom 24. December 1847 diese modenesische Glückseligkeit unter sein Patronat genommen. Das hat ihm mehr geschadet, als Alles, was in der Lombardei geschah. Das machte es ihm unmöglich, nach der Schlacht bei Novara sich in Italien Sympathien zu erwerben, ohne welche auf die Dauer ein jeder Länderbesitz moralisch und meist auch physisch in Frage gestellt wird.

Anmerkung des Uebersetzers.

erfuhr, beeilte er sich, bei der herzoglichen Regierung die energischsten Beschwerden zu erheben und eine geeignete Genugthuung zu verlangen. Er richtete daher an Graf Forni, den Minister des Auswärtigen des Herzogs, eine in sehr bestimmten Ausdrücken abgefaßte Note. Die Antwort fiel nachgiebig aus. Die verlangte Genugthuung ward bewilligt, und damit gab sich Graf Cavour zufrieden. In den Wiener diplomatischen Kreisen und auch an anderen Orten verbreitete man damals gerade geflissentlich das Gerücht, Graf Cavour gehe darauf aus, in den Herzogthümern Agitationen hervorzurufen, um Oesterreich zur Intervention zu Gunsten dieser kleinen, schwachen Regierungen zu nöthigen und dadurch zur Eröffnung des Kampfes einen plausiblen Vorwand zu gewinnen. Vielleicht erklärt dies Gerücht einigermaßen die unerwartete Nachgiebigkeit, welche die estensische Regierung bei dieser Gelegenheit den piemontesischen Beschwerden gegenüber zu Tage treten ließ. Das piemontesische Kabinet aber bewies durch sein Verhalten, daß es ihm nicht daran liege, Streit um jeden Preis heraufzubeschwören, sondern daß es sich ihm lediglich um die Wahrung seiner eigenen Würde die es von Niemand beleidigen lassen wollte, handle.

LI.

Die Blicke ganz Italiens waren auf Piemont und auf den Minister gerichtet, der dessen Politik mit so viel Umsicht und Entschlossenheit leitete. Je sichtbarer die Vorzeichen herannahender großer Ereignisse hervortraten, um so mehr wuchsen auch die Hoffnungen und das Vertrauen der Italiener. Auf der ganzen Halbinsel sprach man nur noch vom König Victor Emanuel, Piemont und Cavour. Massimo d'Azeglio sprach scharfsinnig wie immer das Wort aus, daß es „jetzt einen König gebe, der genöthigt sei, Italien wieder herzustellen".

Die Vertrauens- und Beistimmungskundgebungen für die pie-

montesische Politik nahmen immer mehr die Form von an die Person des Grafen Cavour gerichteten Huldigungen an, von dem Alle wußten, daß er der leitende Geist und kühnste Vollstrecker jener Politik sei, welche nie zurückwich, weil sie eben keine Furcht hatte und die keine Furcht hatte, weil sie nicht an Gewissensbissen litt. Jene Kundgebungen kamen ihm nicht nur deshalb gelegen, weil sie eine legitime Genugthuung seiner berechtigten Eigenliebe waren, sondern weit mehr deshalb, weil sie ihm neue Kraft und das Recht verliehen, Europa zu erklären, daß er wirklich die öffentliche Meinung der immensen Majorität der Nation zum richtigen Ausdruck bringe.

Eines Tages erhielt er die Nachricht aus Udine, daß ein wackerer Mann, Namens Daniele Cernazzai, als er sich auf dem Todtenbette befunden, in seinen testamentarischen Verfügungen ein Legat für den Grafen Camillo di Cavour, Ministerpräsidenten des Königs Victor Emanuel, mit dem Anliegen ausgesetzt habe, daß er über diese Summe zum Besten des öffentlichen Unterrichts verfügen möge. Es läßt sich gar nicht beschreiben, wie diese spontane unerwartete Kundgebung unbegrenzten Vertrauens und Wohlwollens den großen Mann, dem sie dargebracht wurde, überraschte und rührte. Es kam ihm gleich ein sehr glücklicher und passender Gedanke. Es waren ihm nämlich die dürftigen Verhältnisse bekannt geworden, in denen Manzoni lebte, und er wußte auch, wie sehr dies die Freunde des großen Dichters beunruhige, die, da sie dessen ungemeine und unbeugsame Delicatesse kannten, nicht wußten, zu welchem Auskunftsmittel sie ihre Zuflucht nehmen sollten, um den hochverehrten Greis am Abende seiner Tage vor Entbehrungen zu schützen. Dem Grafen Cavour wollte es aber bedünken, daß das Vermächtniß des Cernazzai zu jenem Zwecke verwandt werden könnte, ohne daß dadurch dem letzten Willen des Testators entgegengehandelt würde. Er beauftragte Achille Mauri damit, die

nöthigen Unterhandlungen einzuleiten. Dieser ausgezeichnete lombardische Patriot nahm, froh darüber, ihm bei einem so guten Werke, welches zugleich einen Act von Nationaldank in sich schloß, behülflich sein zu können, den ihm gewordenen Auftrag gern an und würde ihn auch mit der ihn charakterisirenden feinfühligen Umsicht zu einem guten Ende geführt haben, wenn nicht Ereignisse dazwischen getreten wären, welche die Ausführung dieses Planes unmöglich machten.

Ein anderer Beweis ihm dargebrachter Sympathie, der ihn von allen vielleicht am meisten freute, war eine Glückwunschadresse, die ihm die genuesische Kaufmannschaft Ende 1858 zusandte, in welcher sie ihm für alles Gute, was er dem Lande schon gethan, ihren wärmsten Dank aussprach und ihn bat, auf dem von ihm betretenen Wege zum Heile der Lebensinteressen des Staates nur weiter zu verharren. So tief und bitter früher sein Schmerz über die der piemontesischen Politik gegenüber so antipathische Haltung der Genueser gewesen war, ebenso aufrichtig und groß war jetzt seine Freude über diese Adresse, welche bewies, wie sehr sich die Stimmung der Gemüther in Genua zu seinen Gunsten verändert hatte. Mit eigener Hand schrieb er eine Antwort auf diese Adresse und sagte, als er sie von einem Freunde durchlesen ließ: „Achten sie wohl darauf, daß keine Sünde gegen die Grammatik darin verbleibe, aber im Uebrigen lassen Sie den Text so wie er ist. Ich habe jene Worte mit einer inneren Freudigkeit niedergeschrieben, die ich nicht zu beschreiben vermag. Glauben Sie mir, diese Kundgebung der Genueser ist eine der schönsten Triumphe meiner Politik."

Auch das sympathische Urtheil der Fremden stimmte mit dem der Italiener überein. Der Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerika's gab, als er sich mit dem piemontesischen Gesandten in Washington, Ritter Giuseppe Bertinatti unterhielt, seinen Gefühlen aufrichtigster Bewunderung für Cavour unverhaltenen

Ausdruck. Der schwedische Diplomat Graf Wachtmeister, der nicht verfehlte, sich jährlich zwei oder drei Mal nach Turin zu begeben, rief eines Abends im Kreise von Diplomaten und italienischen wie ausländischen Politikern, wo man sich über die schwierige Gesammtlage Europa's und die Nothwendigkeit, den gegenwärtigen Uebeln abzuhelfen und noch größeren für die Zukunft drohenden vorzubeugen, unterhielt, unwillkürlich aus: „Aber warum gibt es in Europa nicht wenigstens drei oder vier Männer wie Euer Cavour?"

Auch Napoleon III. konnte Cavour nicht freundlicher gesinnt und mehr zugethan sein, als er es factisch war. Er liebte und achtete ihn sehr, hielt hohe Stücke auf seine Meinungsäußerung und ging ihn öfter, auch über den italienischen Angelegenheiten fernliegende Dinge, um Rath an. Eines Tages unterhielten sich sehr angesehene Persönlichkeiten in seiner Gegenwart in sehr lobender Weise von Cavour und eine derselben bemerkte dabei, daß Piemont eigentlich ein zu enges Feld für einen so großen Mann sei, indem er wörtlich sagte: „Dommage que Mr. de Cavour n'ait pas un plus grand État à gouverner." (Schade, daß Herr v. Cavour nicht einen größeren Staat regiert.) Napoleon III. gab hierauf sofort die folgende Antwort: „La tâche de faire un grand État d'un petit État est beaucoup plus difficile que celle de gouverner un grand État, et Mr. Cavour est sur la bonne route." (Die Aufgabe, aus einem kleinen Staate einen großen Staat zu machen, ist viel schwieriger, als die, einen großen Staat zu regieren, und Herr v. Cavour ist auf dem besten Wege.) Als Jemand dem Grafen Cavour diesen Ausspruch des Kaisers berichtete, antwortete er: „Das ist sehr schmeichelhaft". Doch da mochte sich ihm der Gedanke der auf sich genommenen Verantwortlichkeit plötzlich in seiner ganzen Größe vorstellen, denn er fuhr mit einem Seufzer fort: „indeß bleibt erst noch der Erfolg abzuwarten."

Ein anderes Mal wurde ihm von Florenz aus ein Ausspruch Pius IX. mitgetheilt. Die Marquise von Lajatico hatte, als sie sich in Rom befand, um dem heiligen Vater ihre Huldigung darzubringen, sich mit ihren Söhnen, unter denen sich einer befand, der in der Turiner Militärakademie erzogen worden und jetzt als Artillerielieutenant in der piemontesischen Armee diente, zu ihm begeben. Die Marquise wünschte, daß dieser ihrer Söhne sich bei der Audienz in Uniform vorstelle. Pius IX. fragte sogleich, in dem Heere welches Landes er diene, worauf sie antwortete: „im piemontesischen Heere". Sobald dies der Papst vernommen, äußerte er: „Piemont hat das Glück, einen großen Minister zu besitzen. Wenn ich einen Minister wie den Grafen Cavour zur Seite hätte, würde ich mich auch zum Constitutionalismus bekehren".

Doch noch mehr. Der hervorragendste Repräsentant der Diplomatie der früheren vorrevolutionären Zeit, der alte Fürst Metternich, ließ, als er ein Mal den Verfall der diplomatischen Schule seiner Zeit beklagte, den Verdiensten des Grafen Cavour volle Gerechtigkeit widerfahren und sagte dabei dem Fürsten Joseph Poniatowski mit jenem traurigen Ausdruck der Stimme, welcher das sicherste Anzeichen der Aufrichtigkeit des Sprechenden ist: „La diplomatie s'en va: il n'y a plus maintenant en Europe qu'un seul diplomate, mais malheureusement il est contre nous: c'est Mr. de Cavour. (Die Diplomatie stirbt aus. Es giebt jetzt in Europa nur noch einen einzigen Diplomaten; aber unseliger Weise ist der gerade unser Gegner, nämlich Herr von Cavour)."

In solcher Weise stimmten Freunde, Gegner und Feinde, jene, welche in der piemontesischen Politik den Triumph ihrer eigenen Principien und jene, welche in ihrer Durchführung das Ende ihrer eigenen Herrschaft erkannten, Alle nicht nur in der Anerkennung der Macht des Genius des ersten Ministers Victor

Emanuels, sondern auch darin überein, ihm einen entscheidenden Einfluß auf die öffentliche Meinung Europa's beizumessen.

LII.

Unter den bedeutendsten Fragen der auswärtigen Politik ragte besonders jene hervor, die sich auf die eventuelle Haltung Preußens und der anderen Staaten Deutschlands im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und dem mit Frankreich verbündeten Piemont bezog. Sein Besuch in Baden nach seiner Fahrt nach Plombières war für den Grafen Cavour ein wichtiger Fühler in dieser Frage gewesen. Er wünschte sehr eifrig, daß zwischen Piemont, Preußen und dem übrigen Deutschland die freundlichsten Beziehungen herrschen möchten. In dieser wie in vielen anderen Angelegenheiten war er sorgsam darauf bedacht, die Tradition der italienischen Fortschrittspartei aufrecht zu erhalten, die, auch 1848, als die Gemüther am meisten gegen Oesterreich entflammt waren, für die Freundschaft mit Deutschland eintrat. Die Anschauung der italienischen Fortschrittspartei war in diesem Punkte ganz die nämliche geblieben und erlitt selbst in den Momenten größter nationaler Erregung keine Veränderung. In den lebhaftesten Polemiken, welche die italienischen Journale 1847 und 1848 gegen Oesterreich führten, erklärten die italienischen Publicisten stets, daß sie recht wohl zwischen Oesterreichern und Deutschen zu unterscheiden wüßten und daß sie gegen letztere nicht nur kein Gefühl der Feindschaft hegten, sondern vielmehr aufrichtig wünschten, sich mit ihnen in Freundschaft zu verbinden. Diese Stimmung der italienischen Fortschrittspartei ward nicht ein Mal durch jene offenbaren Sympathiekundgebungen verändert, welche der österreichischen Sache in Deutschland von Seiten der Presse, der Politiker und der Volksvertretungen zu Theil wurden. Und als 1858 und 1859, beim Erwachen lebhafterer nationaler

Hoffnungen, die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Oesterreich unzweifelhaft erschien, wurde wieder allgemein der Wunsch laut, daß Deutschland Oesterreich weder moralisch, noch mit den Waffen unterstützen möge. Die deutschen Diplomaten, welche sich zu jener Zeit in Turin befanden, vermochten sich oft und hinreichend genug von dem Vorhandensein dieses freundschaftlichen Gefühls für ihr Land gerade bei denjenigen Italienern zu überzeugen, die am meisten der nationalen Sache dienten. Unter diesen Diplomaten befand sich auch Herr von Doenniges, als Vertreter Bayern's (der dann im Winter 1872 in Rom starb), mit welchem sich Graf Cavour oft unterhielt und ihn stets über die eben berührte Stimmung der italienischen Patrioten in überzeugender Weise aufklärte. Graf Cavour dachte und fühlte selbst in dieser Beziehung genau ebenso, und ein großer Theil seiner diplomatischen Action war gerade darauf gerichtet, sich um die Freundschaft Preußens und der übrigen deutschen Staaten zu bewerben und die Gewißheit von ihnen zu erhalten, daß sie im Kriegsfall nicht für Oesterreich eintreten würden. Auch mit dem Grafen Brassier de Saint-Simon, dem preußischen Botschafter am Hofe des Königs Victor Emanuel, stand er auf sehr gutem Fuße. Dieser Diplomat war keineswegs von günstiger Voreingenommenheit für Piemont und den Minister, der an der Spitze der subalpinen Regierung stand, befangen, nach Turin gekommen. Man hatte ihm vorher das Land als eine Schmiede von Revolutionen und den es regierenden Minister als einen Erzdemagogen dargestellt. Als er nach Turin gelangte, hatte er sich anfänglich eingebildet, sich keineswegs in einem irdischen Paradiese, sondern vielmehr in einer Art von Centrum der Unterwelt zu befinden, in welche es wohl leicht sei, hinab-, aber gar schwer wieder herauszusteigen. Indeß war er ein durch und durch ehrenwerther Kavalier und daher wurde es ihm eben nicht schwer, sich bald davon zu überzeugen, daß man ihm bezüglich

Piemonts und seines ersten Ministers alles, nur nicht die Wahrheit gesagt habe. Indem er mit dem Grafen Cavour zusammenkam und sich mit ihm unterhielt, lernte er ihn erst achten, dann bewundern. Cavour, welcher in bewunderswerthem Grade die Gabe besaß, die Menschen, wenn er sie gewinnen wollte, bei ihrer schwachen Seite zu nehmen, machte ihn bald gänzlich zu seinem Freunde und Anhänger. Er pflegte öfter zu sagen, daß das beste Mittel, einen Diplomaten zu täuschen, darin bestehe, daß man mit ihm recht freimüthig rede. Dies von ihm auch Brassier gegenüber beobachtete System erwies sich als durchaus erfolgreich. Anfänglich ungläubig, voller Verdacht und von der Furcht gequält, daß man ihn täuschen wolle, gewöhnte sich jener Diplomat doch bald daran, Allem vollen Glauben zu schenken, was ihm Cavour sagte. „J'aime Cavour", wiederholte der preußische Diplomat öfter, „parce qui'l n'a pas l'habitude de tromper ceux avec lesquels il parle". (Ich liebe Cavour, weil er nicht gewohnt ist, diejenigen zu täuschen, mit denen er redet.) Eines Tages bewegte sich die Unterhaltung zwischen ihnen, ich weiß nicht über was für einen ernsten Vorfall. Graf Cavour sprach dabei ohne alle Umschweife seine eigene Meinung aus, deren Freimuth Brassier, der seinen Ohren nicht trauen wollte, in hohem Grade in Erstaunen versetzte. Indem er sich noch immer an das alte System hielt, wonach man den Worten eines Ministers den entgegengesetzten Sinn unterlegen müsse, den sie auszusprechen scheinen, suchte er in der That, die Worte Cavour's in solcher Weise auszulegen. Der aber antwortete ihm lächelnd: „Täuschen Sie sich nicht, lieber Brassier, ich sage genau das, was ich denke. Die alte Gewohnheit der Diplomaten, ihre Gedanken zu verhüllen, täuscht Niemand mehr. Ich bediene mich ihrer nie. Glauben Sie mir, das Publicum hat vor dieser Art von Diplomatie keinen Respect mehr." Und er sagte wirklich, was er dachte. Bei vielen Gelegenheiten aber pflegte er seinen

Freunden zu versichern: „Jetzt kenne ich die Kunst, die Diplomaten hinter's Licht zu führen: ich sage nur die Wahrheit und bin sicher, daß sie mir nicht glauben."

Brassier durfte über die von seiner Regierung erhaltenen Instructionen, die nicht eben von unbegrenztem Vertrauen in die piemontesische Politik beseelt, aber auch nicht geradezu feindlich waren, nicht hinausgehen; aber da sie von einem Diplomaten interpretirt wurden, der geneigt war, Cavour vielfach beizustimmen, so gestalteten sie sich doch unwillkürlich freundlicher. So wurde also auch der persönliche Einfluß, den dieser große Mann auf Jene auszuüben suchte, mit denen er persönlich amtlich verkehren mußte, der italienischen Sache vielfach nützlich.

Sein Plan war, wie schon gesagt, die Sache Oesterreichs so sehr als nur möglich von jener der übrigen deutschen Staaten und besonders Preußens zu trennen. Da unterließ er denn nichts, was irgend dazu dienen konnte, die deutschen Diplomaten in diesem Sinne zu stimmen. „Preußen," sagte er, „ist eine jener Mächte, welche ein directes und unmittelbares Interesse daran haben, daß der heutige status quo in Europa ein Ende nimmt. Preußen braucht nur an Olmütz zu denken, um unsere Anstrengungen, seinen bisher glücklichen Rivalen niederzuwerfen, mit freundlichen Augen zu betrachten. Ich beanspruche nicht, daß es uns zu Liebe etwa selbst den Degen ziehe. Aber ich glaube, daß es um so größeren Vortheil für sich selbst gewinnen wird, je mehr Oesterreich geschwächt werden dürfte. Es würde daher einen großen Fehler begehen, wenn es die Partei Oesterreichs gegen uns ergriffe. Ich hoffe, daß es nicht in denselben verfallen wird. Wir verlangen von dem Berliner Kabinet nicht, daß es uns in dem bevorstehenden Streite unterstütze: wir verlangen nur, daß es den Dingen ihren freien Lauf gestatte."

Die Besprechung, die er in Baden mit dem Prinz-Regenten von Preußen gehabt, hatte ihn in dieser Ueberzeugung, die er

mit großer Klarheit dem Grafen Brassier de St. Simon auseinander zu setzen pflegte, nur noch bestärkt. Allein das genügte ihm nicht. Er wünschte sich in dieser Beziehung, obwohl nicht auf officiellem Wege, mit dem Berliner Kabinete direct zu verständigen und wußte sich auch dazu eines wirksamen Mittels zu bedienen. Im preußischen Ministerium hatte eine Veränderung stattgefunden. An die Spitze desselben war der Fürst von Hohenzollern berufen worden, der mit dem Marquis Gioachino Pepoli in Bologna verwandt war. Diesen ersuchte er daher, sich nach Düsseldorf zu begeben, wo sich damals gerade Fürst Hohenzollern aufhielt, um ihm mitzutheilen, wie sehr die Regierung des Königs Victor Emanuel Preußen schätze und wie eifrig sie wünsche, zwischen beiden Regierungen und Nationen freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Diese Beziehungen würden durchaus den Interessen beider Theile entsprechen. Piemont sei entschlossen, die Sache der italienischen Unabhängigkeit zu verfechten, welcher entgegenzutreten Preußen gewiß keinen Grund habe. Der Marquis Pepoli mußte darauf dringen, daß die preußische Regierung bei dem voraussichtlichen Kriege, wenn sie schon nicht activ an den Feindseligkeiten gegen Oesterreich Theil nehme, wenigstens eine wohlwollende Neutralität beobachten möchte. Er mußte den Fürsten von Hohenzollern daran erinnern, wie die italienische Unabhängigkeit der Macht und dem Einflusse Preußens nur nützlich sein könne. Beide Dynastien seien ja die natürlichen Repräsentanten der Nationalidee, Preußen so gut wie Piemont werde früher oder später genau in dieselbe Strömung und denselben Actionskreis hineingerissen werden. Olmütz und Novara seien zwei schmerzliche Ereignisse derselben Geschichte, zwei Niederlagen genau desselben Princips. Der Krieg, welcher demnächst von Piemont gegen Oesterreich unternommen werden würde, sei der Ausgangspunkt für den Sieg der Nationalitätsidee. Wenn die österreichische Occupation

in Italien erst aufgehört habe, dann würden sich auch ganz andere, d. h. natürlichere Einflüsse in Deutschland geltend machen. Die Freundschaft Italiens werde und müsse Preußen in jeder Weise zu Gute kommen, um seine Hegemonie gegen jene Oesterreichs in Deutschland obsiegen zu lassen. Pepoli übernahm bereitwillig die ihm übertragene Mission und nachdem er in dem eben angedeuteten Sinne sehr präcise Instructionen vom Grafen Cavour selbst erhalten, reiste er zunächst nach Paris ab, wo ihn Napoleon III. seinerseits mit besonderen Aufträgen beehrte, deren er sich dem Fürsten von Hohenzollern gegenüber entledigen sollte. Er bat ihn nämlich, diesem seine Ansichten darüber mitzutheilen, wie die preußische Regierung vorgehen könne, um die Situation für ihre eigenen und die Interessen Deutschlands auszubeuten. Napoleon III. war damals ganz entschieden für die Nationalitätsidee eingenommen und überzeugt, daß das einzige Mittel, den Frieden Europa's zu sichern und den Fortschritt der Civilisation zu gewährleisten, die Gründung starker nationaler Reiche sei. Er glaubte nicht mehr an die Haltbarkeit und den civilisatorischen Nutzen der kleinen Staaten, sondern war der Ansicht Pellegrino Rossi's, der schon Ende 1840 von einem Katheder des Collège de France aus gelehrt hatte, die Zeit der kleinen Staaten sei vorüber. Auch glaubte er damals nicht, daß die Gründung großer Staaten an der französischen Grenze Frankreich selbst irgendwie zu Schaden gereichen könne. Deshalb wünschte er auch, daß der Fürst von Hohenzollern die Mittheilungen, die Pepoli ihm zu machen berufen war, in sehr ernste Erwägung ziehen möge. Er sollte ihm gegenüber besonders den wichtigen Umstand betonen, daß von den beiden deutschen Großmächten Oesterreich die Vergangenheit, Preußen die Zukunft repräsentire. Ein Land, welches die Zukunft für sich habe, dürfe aber nicht stationär sein. Wenn Preußen sich mit Oesterreich verbinde, werde es dagegen nicht nur stehen bleiben, sondern

entschieden zurückschreiten. Sein eigentliches Ziel müsse es vielmehr sein, den österreichischen Einfluß in Deutschland auszustechen. Doch ein Land wie Preußen sei nicht dazu angethan, sich dann blos damit zu begnügen. Es sei zu höheren Geschicken berufen und diese könne es nie an der Seite Oesterreichs erreichen. Wenn es sich dagegen mit Frankreich alliire, sichere es seine eigene Zukunft und werde dabei alle die Macht gewinnen, die Oesterreich verlieren würde. So werde es in Deutschland die hohe Bestimmung erreichen, die seiner harre und die Deutschland selbst von ihm erwarte.

Diese Uebereinstimmung der Ansichten zwischen dem Kaiser Napoleon III. und dem Grafen Cavour in Betreff Preußens ist eine der bemerkenswerthesten politischen Thatsachen jener Epoche. Und wer dabei erwägt, daß, als jene beiden Männer so dachten und sprachen und dem entsprechend ihre diplomatische Action einrichteten, die Lage der Dinge eine so wesentlich von der heutigen verschiedene war, wird sich nicht enthalten können, ihrer hohen politischen Einsicht alle Anerkennung zu zollen. Heute ist die Suprematie Preußens in Deutschland eine vollendete Thatsache. Dies Factum im Jahre 1858 vorhergesehen und gewünscht zu haben, scheint mir kein geringfügiger Umstand zu sein.

Der Marquis Gioachino Pepoli ging nach Düsseldorf, theilte dem Fürsten von Hohenzollern die Ideen des Grafen Cavour und Napoleons III. mit und erfreute sich von Seiten des preußischen Ministers der artigsten Aufnahme. Indeß war die preußische Politik noch nicht in jene Periode eingetreten, wo man bereit ist, die energischsten Entschlüsse zu fassen. Der Fürst von Hohenzollern wollte keine bestimmte Verpflichtung übernehmen. Er wies die ihm gemachten Vorschläge in durchaus freundschaftlicher Weise und unter allerhand platonischen Betheuerungen seiner Achtung der bestehenden Verträge und seiner Sympathie für Piemont zurück.

Der Marquis Pepoli theilte, sobald er nach Turin zurückgekehrt war, dem Grafen Cavour alle Einzelheiten des Verlaufs seiner Mission mit, der aber sprach, nach Anhörung derselben:

„Das, was man heute nicht abzuschließen vermag, wird man in der Zukunft abschließen. Preußen wird unvermeidlich in den Kreis der deutschen Nationalidee gezogen werden. Die Alliance Preußens mit dem erweiterten Piemont steht im Buche der Zukunft geschrieben.“

Diese Sprache wurde im December 1858 geführt!

Die Erinnerung an die Pläne Cavour's und an die versuchten Unterhandlungen, sie in's Leben zu rufen, war wahrscheinlich 1866 in Berlin noch nicht ganz vergessen. Vielleicht geht man auch gar nicht irre, wenn man annimmt, daß jene Erinnerung einen nicht geringen Einfluß auf die Entschließung der preußischen Regierung ausübte, sich mit Italien zu alliiren*).

LIII.

Und so wären wir denn beim denkwürdigen Jahre 1859 angelangt.

Es begann mit kriegerischen Anzeichen. Ward es doch von den feierlichen Worten inaugurirt, die Napoleon III. in ernstem Tone an den Baron Hübner, den österreichischen Gesandten am französischen Hofe, richtete: „Je regrette,“ sagte jener Monarch zu jenem Diplomaten, „que les relations entre nous soient si mauvaises; dites cependant à votre souverain, que mes senti-

*) Nach zwei unlängst von der „Germania“ wieder aufgewärmten denunciatorischen Briefen des als Hofschmarotzer 2c. bekannten Freiherrn von Zedlitz, dachte Fürst Bismarck schon 1855, als er noch preuß. Gesandter am deutschen Bunde war, an eine combinirte und sehr energische Offensive gegen Oesterreich. Anmerkung des Uebersetzers.

ments pour lui ne sont pas changés". (Ich bedauere, daß sich unsere gegenseitigen Beziehungen verschlimmert haben. Sagen Sie indessen Ihrem Souverain, daß meine Empfindungen für ihn sich nicht verändert haben). Die anderen bei jener Empfangsceremonie anwesenden Diplomaten hörten jene Worte mit Bestürzung an, besonders der päpstliche Nuntius, Monsignor Sacconi, der besser als alle Uebrigen ihre wahre Bedeutung zu würdigen schien. Graf Cavour ward sogleich von dem, was der Kaiser gesagt, unterrichtet und rief mit ruhiger Genugthuung aus: „Man sieht klar, daß der Kaiser vorwärts gehen will". Er, der die Lage der Dinge und die Absichten Napoleon's III. vollkommen kannte, konnte nicht annehmen, daß jene Worte in Betreff einer Mißhelligkeit, die zwischen der österreichischen und französischen Regierung wegen der serbischen Angelegenheiten ausgebrochen war, gesprochen worden seien. Jene Mißhelligkeit mochte wohl als ein plausibler Vorwand dienen, aber der wahre Gedanke, welcher jene bedeutungsvollen Worte inspirirt, hatte gewiß mit Serbien nicht viel zu thun. Die Lüfte von Plombières wehten um Napoleon III., als er sie aussprach*).

Die kaiserlichen Worte gelangten bald genug in die Oeffentlichkeit. Welche Wirkung sie auf das Gemüth der Italiener hervorbrachten, läßt sich denken. Schienen sie doch keines Commentar's weiter zu bedürfen. Jeder verstand sie und fand sie seinen eigenen Wünschen entsprechend. Sie dienten dazu, immer mehr die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die große Stunde nahe und der Krieg gegen Oesterreich gewiß noch im Laufe dieses Jahres zum Ausbruche kommen werde.

---

*) William de la Rive stimmt hiermit nicht ganz überein, indem er schreibt: „Die vom Kaiser am 1. Januar 1859 an Herrn von Hübner gerichteten Worte überraschten Cavour eben so sehr, als sie die Börse in Schrecken setzten, und der Kaiser erwartete seinerseits nicht die von einigen Worten, welche sich, wie er versicherte, nicht auf die italienischen Angelegenheiten bezogen, erzeugte Wirkung". Anmerkung des Uebersetzers.

Die Lage des Grafen Cavour selbst wurde aber jetzt immer schwieriger. Er hatte gegen eine Unmasse von Hindernissen anzukämpfen und befand sich einer Menge von schwer zu bewältigenden Verwickelungen gegenüber. Der Enthusiasmus der Italiener that ihm Noth, aber zu gleicher Zeit sah er sich genöthigt, ihn zu mäßigen und zu verhindern, daß er nicht gewisse Grenzen überschreite, weil er dem schon sehr wach gewordenen Mißtrauen der Diplomatie nicht neue Nahrung zuführen wollte. Er mußte sich jeder Provocation gegen Oesterreich enthalten und doch dabei seine diplomatische Action in eine Strömung lenken, die schon keinen rein defensiven Charakter mehr trug. Dazu hatte er es mit England zu thun, dem er sich ja nicht verfeinden mochte, welches aber den Krieg um keinen Preis haben wollte und in Wien, Paris und Turin alle möglichen Schritte zur Aufrechterhaltung des Friedens that. Er mußte aber auch auf Rußland und Preußen Rücksicht nehmen, die, wenn auch wohlwollend, so doch zu keinem wirksamen Entschluß zu veranlassen waren und leicht bei der geringsten Unklugheit aufhören konnten, wohlwollend zu sein. Ebenso hatte er genau auf Frankreich zu achten, das zwar zur Hülfe geneigt war, für den Fall, daß Oesterreich provociren sollte, dabei aber ebenfalls auf andere Mächte Rücksicht nehmen und auch die öffentliche Meinung im eignen Lande erst noch vorbereiten mußte. Selbst die Italiener, die mit ihren wachsenden Hoffnungen auch ungeduldiger wurden, machten ihm nicht wenig zu schaffen. Graf Cavour mußte sich jetzt fortwährend in einer Strömung voller Schwierigkeiten bewegen und danach seine diplomatische Action und seine politischen Entschließungen richten. Diese Sachlage dauerte vom Januar bis Mitte April 1859. Das waren vier ewig lange Monate voller Besorgniß, Schwankungen, Zweifel und Ueberraschungen. Es gehörte ein Mann wie Cavour dazu, diese Probe glücklich zu bestehen. Er war damals ein Wunder

von Thätigkeit, Scharfsinn und Schnelligkeit. Dem Mißtrauen der Diplomatie stellte er eine geschickte Aufrichtigkeit, der Ungeduld der Italiener das Recht gegenüber, welches er auf ihr Vertrauen gewonnen hatte. Er trieb entschieden dem Kriege entgegen, ohne daß ihm Jemand den Vorwurf hätte machen dürfen, daß er ihn provocire. Weder im Inlande, noch im Auslande ließ er sich auch nur die geringste Gelegenheit entgehen, die er für sein Ziel, dem er jetzt so fest entschlossen entgegensteuerte, ausbeuten konnte*). Er bediente sich fleißig des jungen Co-

*) Diese Periode im Leben Cavour's schildert W. de la Rive sehr lebendig in folgenden Worten: „Die Zeit vom Neujahrsempfange in den Tuilerien bis zum Frieden von Villafranca bildete für Piemont eine achtmonatliche heftige Krisis und für Cavour acht Monate unaufhörlicher und außerordentlicher Arbeit, langer und angreifender Aufregungen und erhabener Anstrengungen. Vor dem Kriege, in der letzten Stunde, welche der vorherging, welche nach so langer Erwartung endlich schlagen sollte, schienen alle Vorbereitungen ungenügend, die bisher getroffenen Maßregeln unvollständig und nicht wirksam genug und die Hülfsquellen und Rüstungen Angesichts der Größe der so heiß ersehnten Gefahr gegenüber unbedeutend. Es war das der furchtbare Augenblick, der bei jedem Unternehmen den Uebergang des Planes in die Ausführung bezeichnet, wo sich die Besorgtesten an der Schwelle der That zu sagen pflegen, daß sie an Nichts gedacht haben und wo selbst die Kühnsten den Schauer des Zweifels durch ihre Adern rieseln fühlen. Bei dem Augenblicke angelangt, dem Keiner entrinnt, vervielfältigt sich Cavour, indem er Tag und Nacht arbeitet, die Bildung von Freicorps überwacht, für die Verproviantirung der Armee sorgt, alle öffentlichen Dienste für alle Eventualitäten organisirt, indem er zur Inspection nach Casale und Alessandria eilt, den Agenten der inneren Administration selbst bestimmte Befehle, denen im Auslande genaue Instructionen ertheilt, dabei beständig lange Depeschen eigenhändig schreibt; indem er zugleich umsichtigen Blicks die Phasen der allgemeinen Politik, die Richtungen und Schwankungen der öffentlichen Meinung verfolgt, auf die geringsten Gerüchte achtet, für die unbedeutendsten Vorfälle ein wachsames Auge hat; indem er die englischen Journale liest, ein in Berlin geführtes Gespräch beachtet, sich über das, was in Florenz, Bologna und Parma vorgeht, unterrichtet; indem er endlich die Haltung der Parteien in Frankreich besorgt verfolgt, und sein Vertrauen in den Kaiser eines Tages, aber nur an einem einzigen Tage wanken fühlt. Dann hat er tausend Details zu genügen: Conferenzen mit dem Gesandten Englands, welcher räth und protestirt, mit dem Frankreichs, welcher protestirt

stantino Nigra, der von ihm häufig von Turin nach Paris geschickt wurde und ein geschickter und zuverlässiger Interpret seiner Gedanken und seiner Politik war. Aus der Lombardei ließ er sich alle Tage Berichte einsenden und wußte eine jede Notiz, die abermals die Unverträglichkeit der österreichischen Herrschaft mit den Gefühlen der dortigen Bevölkerung hervortreten ließ, gar gut zu benutzen.

In einem Leben, welches so reich an Glanz und Größe war, erscheint doch die Periode der ersten Monate des Jahres 1859

---

und abräth, mit irgend einem von Paris kommenden Reisenden, Audienzen an Große und Kleine, an abreisende Gesandte, an Intendanten und Freiwilligenführer, an Toscaner und Lombarden, welche kommen, um sich den Eintritt in die Armee zu erbitten, endlich an Jedermann. Zu jeder Stunde der Nacht treffen Curiere und telegraphische Botschaften ein. Kaum zur Ruhe gegangen, muß er sich wieder erheben, um lange, in Chiffren abgefaßte, Schriftstücke zu übersetzen und zu beantworten. Welche Anstrengungen und wie viele Anlässe zu moralischer Ermüdung, zu Zagen und Unentschlossenheit! Aber Cavour blieb, welche Arbeiten ihn auch überhäufen, welche Sorgen an ihm nagen, welche Befürchtungen über ihn kommen mochten, die große Pein erspart, seinen Glauben, seine Idee und sein Genie nur einen Augenblick erschüttert zu sehen! Er konnte an Europa, an Frankreich, an dem Kriege, an dem Erfolge zweifeln; aber jenen grausamen Zweifel an sich selbst, der sich hie und da der stärksten Seelen bemächtigt, kannte er nicht. Als man eines Tages in Turin vom Congresse sprach, fand ich, als ich mich zu Cavour begab, im Vorsaal seinen Kammerdiener, der die Zeitungen las. „Nun, sagte ich zu ihm, wir werden Frieden haben!" — „Frieden!" antwortete er mir „ach! sicher nicht. Die Zeitungen wissen nicht, was sie sagen; der Herr Graf ist zu zufrieden!" —

Von Interesse dürfte auch die folgende Stelle eines Briefes sein, den Cavour am 20. März 1859 an W. de la Rive richtete: „Nach und nach wurden wir dazu gebracht, ein Werk voll Ruhm und Gerechtigkeit, aber auch voller außerordentlich großer Gefahr zu unternehmen. Wir hatten dem in der modernen Gesellschaft durch die materiellen Interessen entwickelten Egoismus nicht genug Rechnung getragen. Trotz dieses Hindernisses, hoffe ich, daß wir durchdringen werden. Italien ist reif. Die im Jahre 1848 erworbene Erfahrung hat Früchte getragen. Es giebt weder Welfen noch Ghibellinen mehr: Einige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, giebt es von den Alpen bis zum adriatischen Meere nur eine Fahne, die Victor Emanuels." Anmerkung des Uebersetzers.

als die glänzendste. Wer den Grafen Cavour in jenen Tagen nicht gesehen hat, vermag sich keine ganz richtige Vorstellung von ihm zu machen. Die Geschichte wird ohne Zweifel genau über das große Resultat und über die Mittel, durch welche es erreicht wurde, berichten. Allein gewisse Einzelnheiten entziehen sich gar leicht dem forschenden Blicke des Historikers, und darum ist es Pflicht der Zeitgenossen, sie in Erinnerung zu bringen und sie der Dankbarkeit der zukünftigen Generationen zu empfehlen. Die Tage, von denen ich rede, waren feierliche Tage, wie denn der Moment immer feierlich ist, der zwischen dem Entschluß und der That verläuft. Da folgen Hoffnungen und Enttäuschungen, Vertrauen und Entmuthigung einander im raschen Wechsel. Gestern schien Alles noch in bester Ordnung zu sein, heute schon steht Alles wieder in Frage. Heute durchzittert uns stürmische Freude über den an der Schwelle der Ausführung stehenden große Plan, morgen beengt uns mürrische Trauer über die hereinbrechende Enttäuschung.

All solche verschiedene Eindrücke spiegelten sich in dem Antlitze des Grafen Cavour ab. Das Publicum wußte es und wenn es die neuesten Nachrichten erfahren wollte, suchte es dieselben in seiner Physiognomie zu lesen. An einem Februartage war die Gräfin Stackelberg, die Gemahlin des russischen Gesandten, um einige Einkäufe zu machen, in eine Modewaarenhandlung unter den Säulengängen der Piazza Castello eingetreten. Während sie noch mit dem Verkäufer sprach, legte dieser unversehens die Waaren, die er gerade in der Hand hatte, auf den Tisch nieder und stürzte, ohne der Dame auch nur ein Wort zu sagen, zum Laden hinaus. Nach einigen Augenblicken kehrte er zurück und beeilte sich, folgende Entschuldigung vorzubringen: „Verzeihen Sie, Frau Gräfin, daß ich so unhöflich war, Sie, ohne ein Wort zu sagen, stehen zu lassen. Indeß ich sah eben den Grafen Cavour vorübergehen und, da ich zu wissen begierig

war, wie die Sachen stehen, so wollte ich sehen, was er für ein Gesicht mache. Er sah heiter aus; es steht also gut, und ich bin zufrieden". Sobald die Gräfin in ihr Palais zurückgekehrt war, schrieb sie sogleich ein artiges Briefchen an den Grafen Cavour, in dem sie ihm diesen Vorfall erzählte. Und als er das dann in seiner Art wieder einem Freunde erzählte, fügte er heiter hinzu: „Nun, ich bin auch ein wenig eitel, und deshalb verhehle ich nicht, daß mir dieser Vorfall großes Vergnügen verursacht hat."

LIV.

Man stand jetzt vor Eröffnung der neuen Kammersession, und die Thronrede, welche dabei gehalten werden mußte, enthielt diesmal durch die ganze Lage der Dinge und durch die interessante politische Situation eine weit größere Bedeutung als sie sonst zu haben pflegte. Diese Rede ward Gegenstand gar vieler Berathungen und reiflicher Erwägung. Graf Cavour beschäftigte sich schon von den ersten Tagen des December 1858 an mit ihr, obwohl die Eröffnung der neuen Session erst für den 10. Januar 1859 in Aussicht genommen war. Die Spannung, mit welcher ihr das Publicum entgegen sah, war ganz unbeschreiblich. Auch die Diplomatie hielt Augen und Ohren offen. Jeder Satz, ja, jedes Wort jener Rede mußte sorgfältig erwogen werden, da man sich dabei alle möglichen Auslegungen im guten und schlimmen Sinne vor Augen zu halten hatte. Dies erhöhte die Verantwortlichkeit des Ministeriums in nicht geringem Maße. Graf Cavour war sich dessen aber auch vollkommen bewußt. Er brachte zunächst die Hauptsätze jener Rede zu Papier, sprach dann darüber mit seinen vertrautesten Freunden und berieth sich auch mit dem Könige, sowie mit jenen der Kronräthe, die den Gang der Dinge am genauesten kannten. Nachdem sein erster

Entwurf nach allen Richtungen hin durchberathen worden, wurde endlich der endgültige Text festgestellt und angenommen. Rücksichten, deren ich mich durchaus nicht zu entschlagen vermag, durch die ich mich vielmehr völlig gebunden fühle, verbieten mir, alles das im Einzelnen zu berichten, was der schließlichen Vereinbarung des Textes vorausging. Nur das darf ich positiv versichern, daß jene Rede durchaus nicht vom Nationalverein (Associazione nazionale) inspirirt wurde, wie mitunter irrthümlich behauptet worden ist. Sie entsprang lediglich der genauen Kenntniß, welche Graf Cavour von der politischen Situation besaß und wurde mit dem Kaiser der Franzosen vereinbart, welcher, entschlossen wie er war, die nationale Sache der Italiener zu unterstützen, von Allem unterrichtet zu sein wünschte, was die piemotesische Regierung unternahm. Graf Cavour und Napoleon III. hatten ein und dasselbe Ziel vor Augen und wußten, daß sie ohne gegenseitige Beihülfe und Unterstützung nichts auszurichten vermöchten. Deshalb unterhielten sie einen beständigen, sehr lebhaften Ideenaustausch mit einander. Sie waren zwei Freunde, welche unter voller Wahrung ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit, doch stets mit einander in voller Uebereinstimmung vorzugehen strebten.

Die Eröffnungsceremonie war für den 10. Januar bestimmt. Der Wunsch, das Wort des Königs zu vernehmen, war größer, weit größer, als er es je vorher gewesen. Begriff doch das Publicum in seinem gesunden Instinct recht gut, daß der Moment entscheidend sei und daß die bei diesem Anlaß gesprochenen Worte eine ganz außerordentliche Bedeutung haben würden. Napoleon III. hatte sein Programm in den an den Baron Hübner gerichteten Worten kundgegeben. Piemont und Italien erwarteten jetzt, daß Victor Emanuel nun auch seinerseits sein Programm vernehmen lasse. Aus allen Provinzen und auch aus der benachbarten Lombardei eilte, wer immer vermochte,

nach Turin, um die Thronrede mit anzuhören, oder doch wenigstens, gleich nachdem sie gesprochen, ihren Inhalt kennen zu lernen. Auch in den finanziellen Kreisen war die Aufregung sehr groß. Alle Vertreter der ersten Bankhäuser des Auslandes hatten von ihren Committenten den Auftrag erhalten, auch nicht eine Minute Zeit zu verlieren, sondern die Thronrede sofort nach ihrer Verlautbarung zu telegraphiren und überdies alles zu thun, womöglich schon einige Stunden früher etwas Näheres über den Inhalt derselben zu erfahren. So war denn die piemontesische Thronrede im Jahre 1859 nicht nur ein gewöhnliches Ereigniß der inneren Politik, sondern eine politische Kundgebung, die ihren Einfluß weithin auf den Gang der europäischen Verhältnisse geltend machte und eben deshalb sah man in ihr allgemein ein Ereigniß, und das war sie dann in der That.

Am Morgen des 10. Januar, als Alles in bester Ordnung vorbereitet war, zeigte sich Graf Cavour mehr als gewöhnlich heiter und gut aufgelegt. Er dachte an die Wirkung, welche die Worte des Königs auf das Publicum hervorbringen würden und freute sich darüber schon im Voraus. „Zweifelt nicht", rief er noch Jemand einige Momente, bevor er sich zur Eröffnungsceremonie begab, zu, „zweifelt nicht, es wird nicht mehr zurückgegangen werden."

Die Ceremonie selbst war imposant und des feierlichen Momentes würdig. Die Senatoren und Deputirten waren zahlreich erschienen. Kein einziger der fremden in Turin anwesenden Diplomaten fehlte in der Diplomatenloge. Die Tribünen waren gedrängt voll Zuhörer. Als der König die Thronrede zu sprechen begann, herrschte tiefes Stillschweigen, aber sobald er jene Sätze aussprach, die sich auf die politische Lage bezogen, brach ein ganz unbeschreiblicher Enthusiasmus aus. Besonders, als er sagte, daß, so sehr er die Verträge achte, er doch dem Schmerzens-

schrei gegenüber, der sich aus so vielen Theilen Italiens erhebe, nicht unempfindlich bleiben könne, wollte der Applaus gar kein Ende nehmen. Es waren hier Italiener aus allen Theilen Italiens anwesend, und die Einstimmigkeit ihres Beifalls symbolisirte wohl am besten den einzigen Gedanken, der sie beseelte, das heißt jenen der Dankbarkeit gegen den Monarchen, welcher erklärte, daß er nicht unempfindlich gegen die Schmerzen Italiens sei.

Graf Cavour, in Uniform neben dem Throne stehend, beobachtete dies schöne Schauspiel und war davon tief ergriffen. Der Erfolg entsprach nicht nur, sondern übertraf noch weit seine Erwartung. Die Thronrede des Königs hatte einen ungeheuren Eindruck hervorgebracht.

Die Diplomaten, welche der Ceremonie alle in ihren Galauniformen beiwohnten, waren in hohem Grade bestürzt. Sie hatten wohl vorausgesehen, daß die Thronrede einige ziemlich bedeutungsvolle Sätze enthalten dürfte, aber das hatten sie nicht vorausgesehen, noch erwartet, daß die Zuhörer darüber in solchen Enthusiasmus gerathen würden. Es wurde wahrgenommen, daß, als der König vom „Schmerzensschrei" sprach, ein einem italienischen Staate angehöriger Diplomat eine Geste verächtlicher Ueberraschung machte, die auch seinen ihn umstehenden Collegen keineswegs entging. Die von den Diplomaten der Thronrede gegebene Deutung war durchaus nicht von jener unterschieden, welche ihr das Publicum beilegte. Man sah in ihr den unvermeidlich gewordenen Krieg. Darin konnte man sich allerdings kaum mehr täuschen.

Der russische Gesandte, Graf Stackelberg, schrieb dem Grafen Cavour einige Worte, in denen er ihm seine Bewunderung ausdrückend, die Thronrede mit der glänzenden Morgenröthe eines schönen Frühlingstags verglich. Graf Cavour dankte dem russischen Diplomaten in seiner Antwort für das schmeichelhafte

Kompliment, bemerkte aber dabei, wenn die Thronrede voller Colorit sei, so habe das nicht so sehr der Pinsel des Künstlers, als die sie umgebende Landschaft verursacht, die bereits ganz in Feuer und Flammen stehe. Der englische Gesandte Sir James Hudson nannte die Thronrede sehr scharfsinnig: „eine Rackete, die auf die Vertäge von 1815 gefallen sei."

Der Telegraph verkündete die Thronrede Italien und der übrigen Welt. Ueberall brachte sie einen lebhaften und tiefen Eindruck hervor, überall erkannte man in ihr den Vorboten sehr naher und entscheidender Ereignisse. Die Hoffnungen der Einen und die Besorgnisse der Anderen begegneten sich in ganz derselben Auffassung und gelangten zu einem durchaus gleichen Schlusse.

Am Abend desselben Tages wußte man auch schon in Mailand, daß König Victor Emanuel vom italienischen Schmerzensschrei gesprochen hatte. Der gerade in dieser Stadt dadurch hervorgerufene Eindruck war ein überaus freudiger. Man glaubte den ersten Glockenton der Stunde der Befreiung zu vernehmen.

Auch die Oesterreicher verstanden die Worte des Königs Victor Emanuel recht gut. Wenn sie schon vor einigen Monaten angenommen hatten, daß der Krieg wahrscheinlich im Frühling 1859 ausbrechen dürfte, so waren sie jetzt überzeugt, daß er sogar vielleicht noch vor dem Frühjahre beginnen werde. Auf einem Banquet, welches österreichische Officiere damals in einem der Säle des Albergo del Marino in Mailand abhielten, sprachen sie ohne allen Rückhalt die Hoffnung aus, daß sie wohl die letzten Tage des Karnevals bereits in Turin zubringen würden und vergaßen dabei nicht, hinzuzufügen, daß Turin nur die erste Etappe auf der Straße nach Paris sei.

LV.

Noch war Alles in Aufregung über die Thronrede vom 10. Januar und schon verbreitete sich die Nachricht von einem neuen Ereignisse, dessen hohe politische Bedeutung sofort in die Augen sprang, die Nachricht nämlich von der Verheirathung der Prinzessin Klothilde, der erstgeborenen Tochter des Königs Victor Emanuel, mit dem Prinzen Napoleon, dem Vetter des Kaisers Napoleon III. Schon einige Monate früher hatte ein Gerücht dieses Ehebündniß in Aussicht gestellt, man hatte aber bald wieder aufgehört davon zu reden. Da es sich hier, sowohl bezüglich der dabei betheiligten hohen Persönlichkeiten wie wegen des unvermeidlichen Zusammenhanges dieser Angelegenheit mit der Politik um einen so delicaten Gegenstand handelte, hielt man es für gerathen, die Verhandlungen, welche dieser Verheirathung vorausgingen, möglichst geheim zu halten, und so kam es, daß das Publicum erst etwas Sicheres darüber erfuhr, als bereits Alles völlig zum Abschluß gediehen war*).

Obwohl die Prinzessin Klothilde noch sehr jung war, so war sie doch schon bei der piemontesischen Bevölkerung sehr beliebt, da man ihren ausgezeichneten Charakter, ihr vorzügliches Gemüth, ihre strenge Erziehung und besonders auch ihren Edelsinn und ihre Wohlthätigkeit kannte. Sie war das lebende Abbild der wahrhaft englischen Güte ihrer Mutter, der Königin

*) Enrico Montazio schreibt in seiner Biographie des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Klothilde in der Galleria nazionale: „Während der geheimen Konferenzen, die Graf Cavour mit dem Kaiser Napoleon III. in Plombières abhielt, ward als Basis des zukünftigen franco-italienischen Bündnisses die Heirath zwischen einem Mitgliede seines Hauses und des Hauses Savoyen festgestellt. Diese Verbindung sollte den europäischen Nationen gegenüber als Grund und Vorwand dienen, um in dem bevorstehenden Kriege gegen Oesterreich die bewaffnete französische Intervention zu rechtfertigen.“ Anmerkung des Uebersetzers.

Marie Adlaide*). Es that daher Allen gar leid, daß jene ausgezeichnete Prinzessin ihre Heimath verlassen sollte, aber gerade die ihr gegenüber sich kundgebende allgemeine Theilnahme ließ die politische Bedeutung dieses Factums erst recht hervortreten. Die Vermählung einer Prinzessin des Hauses Savoyen mit einem Prinzen der napoleonischen Dynastie war ein unleugbarer Beweis für das Bestehen einer Alliance zwischen Piemont

---

*) Einige Worte von Zeitgenossen über die Prinzessin Klothilde, diese moderne Iphigenie Italiens, dürften hier wohl am Platze sein. A. Vallanti schreibt von ihr in der Vorrede zu seinem Gedichte: „La Principessa Clotilde“ in den in Piacenza 1861 erschienenen Canti: „Im Alter von funfzehn Jahren mußte sich diese Prinzessin von ihrem theuren Vater und ihrem geliebten Bruder trennen, um sich in die Arme eines ihr fremden Gemahls zu werfen. Ueber ihrem Traualtare regten sich die Schwingen des Genius der Liebe gewiß nicht, denn in der Königsburg bilden das Weib und die Liebe nur einen Handelsartikel. Diese Ehe war lediglich das Resultat der Berechnungen zweier Cabinete. Und doch sollte aus dieser kalten und wie das Schicksal selbst unerbittlichen Berechnung die Freiheit einer Nation hervorgehen, die früher weder frei war, noch den Namen einer Nation verdiente“. — Auch Enrico Montazio ist des Lobes der Prinzessin voll und erzählt von ihr, daß die Kaiserin von Rußland (die Wittwe des Czaren Nikolaus, als sie mit ihr zusammengetroffen und Gelegenheit gehabt hatte, sie näher zu beobachten, ausgerufen habe: „Glücklich der Fürst, der dieses holdselige Kind zur Gemahlin haben wird“. — Hören wir jetzt, wie sie der französische Biograph des Prinzen Napoleon, Mr. Castille beschreibt: „Schon von ihrem zwölften Jahre an Waise, brachte die Prinzessin ihre Jugend in großer Zurückgezogenheit zu. Aber ihr Herz und ihr Geist gewannen nur noch mehr durch die sie umgebende Stille und Abgeschlossenheit. . . . . Sie wurde von der Kaiserin Eugenie mit großer Zuvorkommenheit und Güte aufgenommen. Tauchte sie doch am Hofe Frankreichs wie ein Strahl jenes italienischen Frühlings auf, den ihr jugendlich holdes Gesicht wiederzuspiegeln schien. Italienerin, Prinzessin und noch nicht ein Mal sechzehn Jahre. . . . wie viel vereinte sich da, um anzuziehen. Aber noch ein besonders eigenthümlicher Reiz umstrahlte diese Prinzessin. Wer wird sie je unter uns sehen, ohne an das arme zugleich schmerz- und ruhmgekrönte Italien zu denken? Diese zarte, edle Frauengestalt mit dem gen Himmel gerichteten Blick ist ein Symbol, nein, sie ist die Hoffnung selbst. Wo sie auch, umweht von Alpenrosenduft, dahin schreitet, ertönt es wie eine geheimnißvolle Stimme: „Gedenke ihrer, die so viel geweint!“ — Eine Iphigenie findet immer ihren Dichter. Anmerkung des Uebersetzers.

und Frankreich und als solches das augenscheinliche Vorzeichen weiterer großer Ereignisse.

Prinz Napoleon traf am 16. Januar in Turin ein. Es begleitete ihn der Adjutant des Kaisers, General Niel. Die Anwesenheit dieses ausgezeichneten Officiers war nicht eben zufälliger Natur, ihre politische Bedeutung entging den wachsamen Augen des Publikums ebenfalls nicht.

Die beiden Kammern des subalpinen Parlaments, erwiderten auf das Gesuch eine Gesetzvorlage anzunehmen, in welcher eine Dotation für die Prinzessin Clothilde festgestellt wurde, mit einstimmiger Annahme. Die Vermählung fand am 30. Januar statt. Bei diesem feierlichen Anlasse verehrte der König dem Grafen Cavour einen kostbaren Ring. Der aber sprach, als er sich bei seinem Monarchen bedankte: „Aber Ew. Majestät wissen doch, daß ich keine Gemahlin habe, noch je eine haben werde". Da erwiderte der König: „Ihre Frau ist das Vaterland".

Gleichzeitig mit den Verhandlungen wegen dieser Heirath wurden auch jene betrieben und zum Abschlusse gebracht, die sich auf die politische Alliance bezogen. Es nahmen daran für Piemont Graf Cavour und General La Marmora, für Frankreich der General Niel und der Fürst Latour d'Auvergne Theil. Der Vertrag gelangte am 18. Januar 1859 zum Abschluß, wurde aber für's Erste noch geheim gehalten. Frankreich verpflichtete sich in ihm, Piemont beizustehen, wenn es von Oesterreich angegriffen werden würde, und so ward auch schon im Falle eines den französischen und piemontesischen Waffen günstigen Ausganges des Krieges die Bildung des neuen italienischen Königreiches festgesetzt, welches sich vom Fuße der Alpen bis zum Apennin und dem mittelländischen Meere erstrecken und ungefähr eine Bevölkerung von elf Millionen Seelen umfassen sollte.

Am 30. Januar begab sich Prinz Napolen mit seiner jungen Gemahlin, vom Könige und dem Grafen Cavour begleitet, nach

Genua. Diese Reise gestaltete sich zu einer unaufhörlichen Ovation. Der Empfang, den die Genuesen den hohen Gästen bereiteten, war äußerst enthusiastisch und übertraf weit alle Erwartung. Graf Cavour war darüber um so mehr erfreut, als ihm ja daran lag, daß der französische Prinz und sein Gefolge mit eigenen Augen wahrnehmen möchten, wie groß und allgemein die Popularität des Königs sei.

Die Genuesen wollten auch diese Gelegenheit benutzen, um dem Grafen Cavour ein besonderes Zeichen ihrer Hochachtung zu geben und entschlossen sich daher dazu, ihm ein Banquet anzubieten, er aber lehnte es mit taktvoller Höflichkeit mit den Worten ab, „daß er ihnen für den freundlichen Gedanken zwar sehr erkenntlich sei, dessen Ausführung aber nicht annehmen dürfe, weil er wünsche, daß alle Ehren dem Könige allein zugewandt werden möchten".

So reiste denn die Prinzessin Klothilde, von den Segens- und Glückwünschen der dankbaren Bevölkerung begleitet, nach Frankreich ab. Wie fast alle häuslichen Vorfälle des Hauses Savoyen, war auch jener Eheabschluß ein politisches Ereigniß, welches sich im Interesse der Sicherung der Zukunft Italiens vollzog.

LVI.

Die Thronrede des Königs und die Vermählung der Prinzessin Klothilde mit dem Prinzen Napoleon hatten auf die öffentliche Meinung in Italien einen ungeheuren Eindruck hervorgebracht. Der Glaube der Italiener in die hohen Bestimmungen ihres Vaterlandes erhob sich neubelebt. Die Ahnung einer nahen besseren Zukunft beseelte alle Gemüther. Die Wünsche des Grafen Cavour gingen ihrer Erfüllung entgegen, die Consequenzen seiner Politik traten bereits zu Tage. Italien bewies sich seiner würdig, es begriff die Größe seiner Idee. Die übertriebenen politischen Phantasien hatten allen Credit

verloren, die Verschwörer hatten keinen Boden mehr. Jeder denkende Italiener trat für die piemontesische Politik ein und setzte seine ganze Hoffnung mit Stolz und Vertrauen auf Piemont und seinen großen Minister. Wer ein Vaterland suchte, war jetzt sicher, daß ihm der hohe Geist Cavour's es gewinnen werde. Alle wußten und waren davon fest überzeugt, daß er nicht ruhen und nicht rasten werde, bis sein großer Plan ausgeführt worden sei. Das Motto Julius II.: „Italia ab exteris liberanda“ war das Programm nicht blos einer politischen Secte oder eines Häufleins von Verschwörern, sondern einer Dynastie, einer Regierung geworden. Den Irrthümern und Ausschreitungen von 1848 schien jede Möglichkeit benommen, sich wieder zu erneuern. Die bloße Erinnerung an sie war Anregung genug, vor ihrer Nachahmung zu bewahren. Es gab jetzt keine Declamationen, kein Strohfeuer und keine Straßendemonstrationen mehr, dafür aber zeigte sich in Allem die ruhig ernste Haltung einer Bevölkerung, die Vertrauen in ihre Zukunft und das tröstliche Bewußtsein hatte, von einem mächtigen Genie und großen Staatsmanne glänzenden Zielen entgegengeführt zu werden.

Die in Italien zur Herrschaft gelangte Strömung war die des gesunden Verstandes, welche den Enthusiasmus nicht ausschließt, ihm aber durch politischen Tact und aufgeklärten, besonnenen Patriotismus eine stets heilsame Richtung giebt. Sogar die Erinnerungen an 1848 hatten ihre gute Seite, weil sie Lehren genug enthielten, die nicht in Vergessenheit zu gerathen verdienten. Die zehn Jahre freien Lebens, welche dann Piemont durchgemacht, waren ebenfalls eine ganz vorzügliche Schule für das übrige Italien gewesen. Auch die Trauer und die Schmerzen der übrigen Theile der Halbinsel hatten sich nicht unfruchtbar erwiesen; sie waren die Sühne von Irrthümern und Fehlern gewesen, die sich nicht wieder erneuern sollten. Die langen und düsteren Tage der Reaction, welche auf die schnell vorüberge-

rauschten wenigen Stunden der Anarchie gefolgt waren, hatten gar vielerlei gelehrt, gar manche Illusionen zerstört und vor Allem den richtigen Weg gezeigt, den man einschlagen mußte, wenn man bessere Tage erleben wollte. Wer sich auf die Erneuerung jener Irrthümer und Fehltritte verließ, welche 1848 und 1849 Italien in's Verderben gestürzt, irrte sich sehr. Das Unglück war ein zu scharfer und zu guter Lehrmeister gewesen.

Vor allen anderen italienischen Provinzen legte die Lombardei ein wahrhaft bewundernswerthes Beispiel politischen Tactes und ausgezeichneten Patriotismus ab. Kaum trat es mehr und mehr hervor, daß der Friede zwischen Piemont und Oesterreich nicht lange mehr dauern werde, als sich daselbst eine Bewegung manifestirte, die der glücklichen Entwickelung der piemontesischen Politik ungemein zu Statten kam. Man dachte nicht mehr an bloße Demonstrationen oder an Verschwörungen, dafür eilte man haufenweise unter die piemontesischen Fahnen. Wer nur irgend Kraft zum Kriegsdienst in sich verspürte, ging über den Ticino nach Turin, um sich da den Eintritt in die wackere piemontesische Armee zu erbitten. Die Söhne der edelsten und reichsten Familien gingen mit gutem Beispiele voran. Man fühlte sich zu diesem Schritte um so mehr gedrängt, je reicher man war, oder einen je älteren Namen man trug. Vermochte man doch jetzt der italienischen Sache nur in einer Weise zu dienen, d. h. wenn man nach Turin ging und hier in die Reihen jenes Heeres eintrat, in dessen dreifarbiger Fahne das Kreuz von Savoyen strahlte. Wer diesem allgemeinen Zuge nicht folgte, und das waren nur sehr spärliche Ausnahmen, ward verlacht und fiel der Verachtung anheim. Ja, man sah selbst Männer schon im Alter von über 40 Jahren, die an alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens gewöhnt waren, sich auf die Reise begeben, die Grenze überschreiten und es als eine Gnade fordern, die Uniform des gemeinen piemontesischen Soldaten anlegen zu

dürfen. Die Mailänder Damen setzten sich diesem edlen Drange nicht nur nicht entgegen, sondern begünstigten und entflammten ihn in jeder Weise noch mehr. Wenn eine Dame in den Straßen Mailand's noch einem jungen Freunde begegnete, so fragte sie ihn alsbald mit einem Ausdruck höchsten Erstaunens: „Wie, Sie sind noch hier? Ich glaubte, Sie seien längst in Turin". Die österreichische Regierung, welche diesem großartigen und noch nie gesehenen Schauspiele als Zuschauer beiwohnen mußte, war darüber nicht wenig bestürzt und erzürnt, wußte sich aber nicht zu helfen und vermochte es nicht zu verhindern. Die Wachsamkeit ihrer Polizei, ihre strengen Maßregeln und Drohungen prallten wirkungslos an dem patriotischen Eifer der Lombarden ab, welcher keine Furcht kannte und da er tief innerer Ueberzeugung entsprang, nicht flüchtig und vorübergehend war, sondern um so mächtiger und unwiderstehlicher wurde, mit je größeren Gefahren er dabei zu ringen hatte.

In jenen Tagen bereiste der spanische Marschall Don Ramon Narvaez Italien und berührte auch, nachdem er sich erst einige Tage in der Lombardei aufgehalten, Turin, wo er vom König und der Regierung mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Da konnte er nicht enthusiastische Worte genug finden, um das zu schildern, was er in der Lombardei mit angesehen, was ihm die größte Bewunderung eingeflößt hatte. Eines Abends hatte ihn Graf Cavour zum Mahle geladen, bei welchem der spanische Gast dann nicht müde wurde, von seinen in der Lombardei empfangenen Eindrücken zu erzählen. Wiederholt rief er mit seinem stark spanischen Accent: „c'est un grand mouvement national, c'est exactement comme l'Espagne en 1808, même plus". (Es ist das eine große nationale Bewegung, gerade so wie 1808 in Spanien, ja noch mehr.) Er erzählte, wie er bei einem Ausfluge nach dem Comersee erfahren hatte, daß fast alle Besitzer der sie umgürtenden reizenden Villen, ihre herrlichen

Besitzungen und die Bequemlichkeiten eines herrschaftlichen Lebens verlassen hatten, um sich nach Piemont zu begeben, wo sie jetzt als gemeine Soldaten sich in den Gewehrgriffen übten, oder die Pferde striegelten. Dem Könige erzählte der spanische Marschall ganz dasselbe. Graf Cavour war mit diesem Besuche und mit dieser Sprache sehr zufrieden und bat, da sich der Marschall von Turin nach Paris begab, wo er nicht verfehlen konnte, Napoleon III. seine Aufwartung zu machen, diesem Monarchen doch ebenfalls seine norditalienischen Erlebnisse getreulich zu berichten.

Das von der Lombardei gegebene Beispiel verbreitete sich auch nach anderen italienischen Provinzen hin und weckte überall den Geist edler Nacheiferung. Das geschah besonders in Toscana, wo die Erinnerung an die so schwer ertragene österreichische Occupation, zu welcher Leopold von Lothringen jene selben Bevölkerungen verurtheilt, welche, nachdem sie selbst das Joch der Anarchie abgeschüttelt, ihn wieder freiwillig auf seinen Thron gesetzt, noch nicht vergessen war.

Wer in jenen Tagen durch die Straßen Turins ging, begegnete überall jungen Leuten aus den verschiedensten Gegenden Italiens und hatte Gelegenheit, dabei alle Accente und Dialekte der ganzen Halbinsel zu vernehmen. Der Geist aller Patrioten erhob sich, das Herz eines Jeden schlug lauter und freudiger man fühlte es deutlich voraus, daß das durch sein Unglück geläuterte Italien unter dem ruhmvollen Banner des Hauses Savoyen einem neuen Leben entgegengehe.

In jenen Tagen raubte der Tod den Freunden des Vaterlandes den armen Emilio Dandolo und entzog damit diesem die Freude, an den Consequenzen des Aufschwungs seiner Mitbürger mit Theil zu nehmen, den hervorzubringen sein eigenes Wort und sein eigenes Beispiel so wesentlich mit beigetragen hatte. Sein Leichenbegängniß in Mailand veranlaßte eine feierliche Kundgebung, welche die österreichische Polizei ebenso beunruhigte als aufbrachte.

Einige angesehene junge Leute, welche in Mailand noch zurückgeblieben waren, um die Nationalbewegung noch weiter zu organisiren und ihr einen womöglich noch wirksameren Impuls zu geben, sollten dieserhalb verhaftet werden und sahen sich deshalb ebenfalls genöthigt, ihr Heil jenseits des Ticino zu suchen. Unter ihnen befanden sich Antonio Allievi, Ludovico Trotti, Emilio und Giovanni Visconti-Venosta. Sobald sie glücklich in Turin eingetroffen waren, beeilten sie sich, dem Grafen Cavour, der sie sehr gütig aufnahm, ihre Huldigung darzubringen und fuhren dann fort, in Turin derselben Sache mit ungeschwächtem Eifer zu dienen, der zu Liebe sie früher in Mailand so vielen Gefahren getrotzt hatten.

Zum ehrenden Andenken des guten Dandolo ward in der Kirche von San Francesco da Paola in Turin eine solenne Todtenfeier abgehalten, an welcher Graf Cavour in Person Theil nahm. Wie viel sagte seine Anwesenheit an den Stufen dieses Katafalks! Es war das Haupt der Räthe des Königs Victor Emanuel, welches dem Andenken eines tapferen jungen Mannes huldigte, dem nur der Tod die stolze Genugthuung zu rauben vermochte, sein Schwert nochmals für sein Vaterland zu ziehen.

LVII.

Die Nationalbewegung nahm in solcher Weise eine immer ernstere Ausdehnung an, aber in ihrer ganzen Aeußerung wie in ihren Gang glich sie doch jener von 1848 durchaus nicht, was dem Grafen Cavour, der immer wieder darauf hinwies, daß man nicht in die 1848er Kinderschuhe zurückschlüpfen dürfe, mit gerechter Genugthuung erfüllte. Den Zeiten eines leicht erregbaren, aber auch schnell wieder verrauschenden Enthusiasmus waren jene langer und trauriger Enttäuschungen gefolgt. Jetzt war die Zeit des besonnenen, ausdauernden, nichts überstürzenden, dafür aber auch durch nichts zu entmuthigenden Patriotis-

mus angebrochen. Auf diesen Patriotismus verließ sich Graf Cavour und zwar nicht vergebens. Er ward nicht müde zu wiederholen, daß es zum Gelingen einer jeden Sache nöthig sei, daß man nicht zwei Dinge zugleich beginne und daß daher jetzt die Anstrengungen aller Italiener sich in dem einen Punkte vereinigen müßten, die nationale Unabhängigkeit zu gewinnen, d. h. im Kriege gegen Oesterreich zu siegen. Wohl hatte er eine mächtige Alliance erzielt, allein dies genügte nach seiner Ansicht noch nicht. Ihm däuchte die möglichst zahlreiche Mithilfe der Italiener selbst eine absolute Nothwendigkeit. Daher erachtete er es auch für nothwendig, so viele italienische Streitkräfte als nur möglich um die piemontesische Fahne zu schaaren. Zu diesem Zweck verfiel er auf die Errichtung von Freiwilligenbataillonen, welche Cacciatori delle Alpi genannt wurden und deren Commando dem General Giuseppe Garibaldi *) anvertraut wurde.

*) Ueber die damalige Verbindung Cavour's mit Garibaldi berichtet W. de la Rive in einer Weise, die auch ein sehr interessantes Streiflicht auf die engherzige und beschränkte Auffassungsweise des General La Marmora wirft. Folgendes: „Um diese Zeit war es ungefähr, daß derselbe Kammerdiener, von dem ich eben gesprochen habe, eines Morgens in das Kabinet trat, wo Cavour arbeitete, um zu melden, daß ein Mann da wäre, der den Herrn Grafen zu sprechen wünsche. — „Wie heißt er?" — „Er hat es nicht sagen wollen; er hat einen großen Stock und Hut, aber er behauptet, daß ihn der Herr Graf erwarte." „Ach!" versetzte Cavour, indem er aufstand, „lassen Sie ihn eintreten". Dieser Mann war Garibaldi, der kurz vorher von Caprera gekommen war. Cavour hatte Garibaldi immer sehr geachtet. Ich erinnere mich, daß er seiner Zeit, bei Gelegenheit der Vorfälle in Montevideo vor mir in sympathischen und lebendigen Worten das bewegte Leben Desjenigen erzählte, der damals für einen tapferen Abenteurer galt. Durch die Ereignisse von 1848 von Amerika zurückgerufen, hatte Garibaldi in Italien den Ruf persönlicher Tapferkeit, der ihm vorausgegangen war, erhöht und militärische Talente entfaltet, welche lange von Leuten dieses Faches bestritten wurden; die der Ruf eines Generals verdroß, dessen Rangbeförderung in keinem Militäralmenache stand. Bei der Belagerung Rom's erwarb er sich das Recht der Held Italiens zu werden. Im Jahre 1859 hatte Cavour zwei Gründe, die Mitwirkung Garibaldi's zu wünschen: der eine, welcher sich auf die Stellung des Vertheidigers von Rom als Parteioberhaupt bezog, war rein politisch, und der andere

Schon in den letzten Monaten des Jahres 1858 hatte Graf Cavour den General Garibaldi in sein Haus zu einer Besprechung eingeladen und ihn, sich auf seinen Patriotismus berufend, ermahnt, seinen tapferen Arm dem Kriege, den der König Victor Emanuel nun bald gegen Oesterreich führen werde, zu weihen. Diese Einladung ward angenommen, und alsbald begannen auch schon die Vorbereitungen zur Errichtung jener Corps. Garibaldi war einstweilen wieder nach seiner Insel Caprera zurückgekehrt und hatte dem Oberst Medici den Auftrag hinterlassen, die begonnenen Unterhandlungen fortzusetzen und die Recrutirung und Organisation jener Corps einzuleiten. Medici hatte dann einige Male mit dem Grafen Cavour Besprechungen, in denen sie sich vom Kriege, von den Absichten und Entschließungen der Regierung des Königs und von der Nothwendigkeit der Mitwirkung Aller am großen Werke unterhielten. Als Cavour eines Tages mit ihm gerade wieder über die Organisirung des Freiwilligen-

---

rührte von einer gerechten Würdigung der Dienste her, welche ein geschickter und bis zur Tollkühnheit tapferer Soldat erweisen würde. Garibaldi würde gewiß das Gros der italienischen Republikaner mit sich fortreißen, und das war es, was Cavour, der stets besorgt war, alle wirksamen Kräfte des Volkes am Nationalwerke Theil nehmen zu lassen, eben wollte. Dies veranlaßte ihn zur Organisation der Freiwilligen. Aber es bedurfte aller Festigkeit und besonders der ganzen Macht Cavour's, um die Hindernisse zu besiegen, auf welche diese Organisation bei La Marmora, der darin ein Element militärischer Unordnung sah, bei dem Civilstande und bei der Diplomatie stießen, welch beide darin wieder ein Element politischer Unordnung erblicken wollten. Ich erinnere mich, daß Cavour sich im Monat April 1859 zu wiederholten Malen beklagt hat, die Uniformen, Gewehre und Munition, deren Lieferung man ihm für die Freiwilligen versprochen hatte, nicht erlangen zu können. Und er persönlich hielt gerade gar viel auf diese irregulären Corps, da er darauf rechnete, daß sie die ersten Hiebe führen und den Krieg durch irgend welchen für Italien ruhmreichen Kampf eröffnen würden. „Wir müssen anfangen", rief er aus, „wir müssen den ersten Kanonenschuß vor der Ankunft der Franzosen abgefeuert haben"; und dann examinirte er wieder die Karte, indem er den Weg studirte, den Garibaldi sich ohne Verzug bahnen sollte".

Anmerkung des Uebersetzers.

corps sprach, unterbrach er sich plötzlich selbst, indem er sich an Medici mit der offenherzigen Frage wandte, ob er sich vollkommen auf ihn und auf seine Beistimmung zu dem politischen Plane, wie auch auf seine thätige Mitwirkung an der Ausführung desselben, verlassen dürfe. Medici antwortete ebenso freimüthig, daß der Graf Cavour auf ihn ganz unbedingt rechnen dürfe und daß er entschlossen sei, der Regierung, welche einen Krieg führe, um Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, in loyalster Weise zu dienen. Graf Cavour drückte hierauf Medici herzlich die Hand. So oft er seitdem von ihm sprach, that er es immer in Ausdrücken lebhafter Sympathie. Die aufrichtige Loyalität, das einfache Wesen und die freimüthige Ausdrucksweise jenes braven Soldaten und aufrichtigen Italieners gefielen ihm ungemein. Während der Monate, welche dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorangingen, wollte er ihn oft bei sich sehen und verschmähte es nicht, ihn in manchen Dingen um Rath zu fragen. Manchmal besprach er sich mit ihm in seiner Wohnung schon um zwei Uhr früh. Medici fand ihn selbst in so früher Stunde stets in voller Arbeit. Der Graf unterhielt sich dann mit ihm immer besonders darüber, wie es sich wohl am praktischsten bewerkstelligen lassen würde, der Bevölkerung der Lombardei und der Herzogthümer eine militärische Organisation zu geben. Dachte er doch stets daran, seinem großen Unternehmen die Mitwirkung einer möglichst großen Summe nationaler Kräfte zu sichern, und hatte dabei alle nur ersinnbaren Eventualitäten vor Augen, worunter auch jene zwar sehr unwahrscheinliche, aber doch von einem wahren Staatsmann ebenfalls in Berechnung gezogen werden müssende Eventualität, daß er veranlaßt werden könnte, den Krieg ohne französische Hülfe, lediglich auf italienische Kräfte angewiesen, zu führen.

Die Organisirung der Alpenjäger ging schnell und glücklich vor sich. In ihren Reihen befanden sich, Anderer zu geschweigen,

Bixio, Medici und Cosenz. Graf Cavour war der Erste gewesen, der auf den Gedanken verfallen war, Freicorps zu organisiren, um am Kriege Theil zu nehmen*).

LVIII.

Indem er sich zu einem Kriege anschickte, dessen Ziel die Erreichung der nationalen Unabhängigkeit war, suchte Graf Cavour überall Freunde und Helfer im Auslande, wie im Inlande, vor allen Dingen in den Reihen aller unparteiischen und ehrlichen Leute. Wer sich bereit erklärte, vereint mit ihm der nationalen Sache ohne Hintergedanken und Sonderzwecke zu dienen, den nahm er gern und dankbar als Gehülfen an. Er hatte nie zum Exclusivismus hingeneigt, aber in jenen Tagen war dieser ihm ferner denn je.

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Massimo d'Azeglio seit einiger Zeit auf seine Politik nicht gut zu sprechen sei, sondern sie in vielen Punkten tadle.

Dies that ihm sehr leid, weil er große Stücke auf das Urtheil jenes Ehrenmannes hielt. Wußte er doch, ein wie großes Ansehen er im Lande und auch in anderen Theilen der italienischen Halbinsel genieße. Es lag ihm daher sehr viel an seiner Beistimmung. Die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihnen Beiden bei Gelegenheit der Ministerkrise von 1852 hervorgetreten waren, hatten keineswegs die Freundschaft, die sie im Uebrigen verband, getrübt, und in den schwierigsten und feierlichsten Momenten hatte Graf Cavour bisher immer die Beihülfe Azeglio's

*) In diesem Punkte irrt sich Herr Massari ein wenig. Preußen hatte, ganz abgesehen von den Freicorps Friedrichs des Großen, 1813 ebenfalls Freicorps für den Nationalkampf organisirt. Im Jahre 1859 organisirte aber auch Oesterreich, ebenfalls früheren Vorgängen folgend, wieder Freicorps, obwohl dieselben dann zu spät auf dem Kriegsschauplatze eintrafen.
Anmerkung des Uebersetzers.

angerufen, die dieser als Patriot und Edelmann auch nie versagt hatte. So hatte er ihn seiner Zeit gebeten, im Senate den Alliancevertrag mit den Westmächten zu unterstützen, und Azeglio war auch sogleich dazu bereit gewesen. Ebenso hatte er ihn eingeladen, den König auf seiner Reise nach Paris und London zu begleiten, und Azeglio hatte es gethan. Er hatte ihn auch als Bevollmächtigten zum Pariser Congreß entsenden wollen, und Azeglio würde sicherlich auch diese Mission auf sich genommen haben, wenn es dann nicht gerathener gefunden worden wäre, dieselbe Cavour selbst anzuvertrauen. So wünschte Graf Cavour denn auch jetzt, am Vorabende des Tages, wo ein Krieg voller Gefahren und Beschwerden unternommen werden sollte, dessen Consequenzen für die Schicksale Piemonts und Italiens entscheidend sein mußten, sich des Rathes und der Einsicht Massimo d'Azeglio's zu bedienen und in seiner gewichtigen patriotischen Beistimmung eine werthvolle moralische Stütze zu finden. Dieser so berechtigte Wunsch sollte nicht unerfüllt bleiben.

Am Morgen des 20. Januar befand sich Graf Cavour in seinem Cabinet im Ministerium des Innern und besprach sich mit dem Schreiber dieses über die Lage der Dinge in Italien und besonders über die Haltung der liberalen Toscaner, welche er für eine der gemeinsamen Sache sehr nützliche erkannte. Die Unterhaltung ward plötzlich durch den Eintritt eines Thürhüters unterbrochen, der, nachdem er den Händen des Grafen Cavour einen Brief übergeben, sich wieder entfernte. Nachdem der Graf die Adresse dieses Briefes gelesen, zeigte er ihn mir, indem er mich fragte, ob mir diese Schriftzüge bekannt seien. Ich antwortete bejahend, hatte ich doch sogleich in jener Aufschrift die Hand Massimo d'Azeglio's erkannt. Er entsiegelte hierauf mit sichtbaren Zeichen großer Neugier den Brief. Je mehr er sich in die Lectüre desselben versenkte, um so mehr nahm seine Physiognomie einen Ausdruck von Befriedigung an, dem sich eine

gewisse Rührung beizumischen schien. Es traten ihm zuletzt sogar Thränen in die Augen. „Lesen Sie", sagte er zu mir, „diesen Brief; er ist von jenem wahren Edelmanne geschrieben, den wir Beide kennen." Es war das in der That ein merkwürdiger Brief, der mit dem Lakonismus eines wahren und tiefen Gefühls und mit der edlen Einfachheit und dem Hochsinn eines wahren Cavaliers geschrieben war. Der Brief begann einfach mit den Worten: Caro Camillo (Theurer Camillo). Er erinnerte ihn daran, daß er vor einiger Zeit mit ihm vom Monat Mai gesprochen habe, da es ihm aber scheine, daß die Dinge einen schnelleren Gang nähmen, so stelle er sich lieber sogleich zu seiner Verfügung. Er schloß mit den entschiedenen Worten: „Heute handelt es sich nicht mehr darum, mit Dir über Deine Politik zu streiten, sondern lediglich darum, ihr mit zum Siege zu verhelfen."

Der Brief war noch von Florenz aus datirt, aber Azeglio war bereits von da abgereist, um sich über Genua nach Turin zu begeben. In welcher Weise Cavour ihn aufnahm, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden. Er zögerte nicht, ihn sogleich im Dienste des Landes zu verwenden. Er bat ihn, nach Rom zu gehen, um dem sich gerade dort aufhaltenden Prinzen von Wales im Namen des Königs das Kommandeurkreuz des Annunziatenordens zu überbringen. Diesen Anlaß wünschte er aber auch zu benutzen, den liberalen Römern einen alten Freund zu senden, den sie gut kannten und hoch schätzten und dessen Anwesenheit ihnen gerade in dieser Zeit sehr zu Statten kommen mußte. Die Bereitwilligkeit, mit der sich Azeglio diesem Auftrage unterzog, war der sichtbarste Beweis vor den Augen Aller, daß zwischen ihnen Beiden wieder das beste Einvernehmen herrschte.

Ein Mann wie Massimo d'Azeglio verlieh der Partei, welche ihn unter ihre Anhänger zählen durfte, immer bedeutende Kraft.

Seine Beistimmung erwarb der Politik, welcher er beitrat, großes Ansehen und zwar nicht nur nach Innen, sondern auch nach Außen hin. Es war von ihm bekannt, daß er schon einige Male versucht hatte, den Ungestüm und das zu hastige Vorwärtsstreben der Politik Cavour's zu mäßigen und daß er nicht eben selten diese Politik als verwegen bezeichnet hatte. Indem er derselben nun aber offen selbst beitrat, gab er damit kund, daß es sich jetzt um nichts Anderes mehr, als um die thatkräftige Bezeugung seines Patriotismus handle und daß damit selbst die Möglichkeit politischer Divergenzen zwischen Männern ausgeschlossen sei, welche wohl in den Mitteln, nie aber in dem Ziele ihrer Politik anderer Meinung zu sein vermochten.

Graf Cavour beschäftigte sich sehr viel mit den militärischen Vorbereitungen und mit Allem, was für die nationale Vertheidigung nöthig war, aber er vergaß dabei auch nicht, die moralischen Vorkehrungen und diese ließ er sich beständig mit einem Eifer angelegen sein, welchen keine Hindernisse und Schwierigkeiten je zu ermüden im Stande waren. Er wollte sehr genau über die Sprache der fremden Presse, besonders der englischen, unterrichtet sein und sich kein Werk und keine Broschüre, die in Frankreich und England über die italienischen Angelegenheiten erschien, entgehen lassen. Er wollte sogar alle gegen ihn in fremden Blättern und besonders im Berliner „Kladderadatsch" erscheinenden Karrikaturen sehen, so wenig schmeichelhaft sie auch sein mochten. Gern las er auch die politischen Uebersichten, die Charles de Mazade in der Revue des deux Mondes erscheinen ließ. Er hatte die persönliche Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Schriftstellers gemacht, der damals und stets ein treuer Freund der italienischen Sache war und offen für sie mit mit seinem einflußreichen Worte eintrat.

Er sah es gern, wenn recht oft Polemiken gegen die österreichische Politik erschienen, wünschte aber, daß dieselben gemäßigt

und sachgemäß seien. „Thatsachen, nicht aber bloße Declamationen brauchen wir", wiederholte er oftmals. „Nur mit Thatsachen vermögen wir in der öffentlichen Meinung, vor Allem in England, der österreichischen Regierung unbequem zu werden." Die Veröffentlichung einiger Briefe Giuseppe de Maistre's, welche der junge Alberto Blanc um diese Zeit mit großer Sorgfalt und Genauigkeit besorgte, gefiel ihm ungemein und entlockte ihm ein sehr günstiges Urtheil. „Eine solche Publication, wie diese", äußerte er sich darüber, „wird Oesterreich mehr schaden, als alle die in den letzten Jahren von gewissen italienischen Journalen losgelassenen Declamationen."

LIX.

Das Parlament war wieder zusammengetreten, und Graf Cavour mußte jetzt neben so vielen anderen politischen Beschäftigungen auch noch seinen parlamentarischen Pflichten nachkommen. Ihre Erfüllung wurde ihm freilich durch die kluge und patriotische Haltung beider Häuser, die sich bemühten, ihm keine Schwierigkeiten zu bereiten, wesentlich erleichtert. Da sie sich überzeugt hielten, daß das Schicksal des Vaterlandes sicheren Händen anvertraut sei, so hüteten sie sich weislich, Fragen zu berühren, die zu heftigen und gefährlichen Debatten hätten Anlaß geben können. Das Ministerium wurde daher weder mit Fragen noch mit Interpellationen behelligt. Das subalpine Parlament, welches schon früher durch seine taktvolle Haltung alles Lob verdient, benahm sich damals geradezu politisch musterhaft. Die Zeit war jetzt nicht zu langathmigen Reden und Debatten angethan. Senatoren und Deputirte enthielten sich derselben, besonders, wo sie das höhere politische Gebiet gestreift haben würden, nach Möglichkeit. Graf Cavour würde ohne Zweifel keine Unklugheit begangen haben. Niemand hätte ihn wohl

dazu zu bringen vermocht, daß er etwas gesagt habe, was der Sache des Landes oder seiner Politik geschadet haben würde. Er freute sich aber doch gar sehr darüber, daß man ihn nicht ein einziges Mal in die Nothwendigkeit versetzte, auf eine Interpellation erklären zu müssen, daß er sie nicht zu beantworten vermöge. Eines Tages lobte er in einem Privatgespräche in dieser Beziehung den Grafen Solaro della Margarita sehr, der, obwohl ein offener Gegner seiner Politik und sich verpflichtet haltend, in der Deputirtenkammer seiner Meinung Ausdruck zu geben, dies gleichwohl nur mit großem Anstande und indem er möglichst auf die augenblickliche politische Situation Rücksicht nahm, gethan hatte.

Die am 10. Januar mit der so denkwürdigen Thronrede eröffnete Session dauerte bis Ende April, also fast vier Monate. Während dieser ganzen Zeit hielt Graf Cavour, welcher sonst so häufig das Wort zu ergreifen und immer kampfbereit den Standpunkt der Regierung in allen Debatten zu wahren pflegte, nur wenige Reden und zwar am 21. Januar in der Deputirtenkammer gelegentlich der Debatte über den Gesetzentwurf, welcher eine Aenderung des Gesetzes über die Nationalgarde bezweckte, dann ebendaselbst am 9. Februar, als es sich um den Nachweis der Nothwendigkeit eines Anlehens von funfzig Millionen handelte. Am 17. Februar trat er im Senat für dieselbe Angelegenheit auf und ebendaselbst am 18. Februar in Betreff des Nationalgardegesetzes. Endlich sprach er noch am 4. April in der Deputirtenkammer in der Debatte über die Bilanz des Ministeriums des Innern für 1860. Es waren das der ernsten Situation, in der sich das Land befand, genau angepaßte Reden, welche die großen Dinge, mit denen sich Cavour bei Tag und Nacht beschäftigte, genugsam andeuteten, ohne daß er in dieser Hinsicht je zu weit gegangen wäre.

Das Verlangen eines Anlehens war ein sicheres Vorzeichen

des nahen Kriegsausbruches und die Redner, die dagegen auftraten, klagten den Grafen Cavour an, daß er eine gewagte und provocatorische Politik getrieben und dadurch über Piemont und Europa die Kalamität eines Krieges heraufbeschworen habe.

„Unsere Politik", erwiderte er, „befand sich stets mit sich selbst in Einklang von dem Tage an, wo unser hochherziger König das Scepter seines Vaters auf dem Schlachtfelde von Novara aufnahm, bis da, wo er vor jetzt einem Monate jene unvergänglichen Worte aussprach, welche das Herz eines jeden Italieners so freudig schlagen machten und in Europa einen so großen Eindruck hervorbrachten. Unsere Politik war nie provocirend oder revolutionär, dafür war sie aber beständig fortschrittlich, national und italienisch. Wir haben weder früher noch jetzt jemals geglaubt, das Recht zu haben, einen Krieg hervorrufen zu dürfen, wohl aber sind wir stets davon überzeugt gewesen, daß es unsere Pflicht sei, nicht nur im Innern unseres Landes die Principien der Freiheit und Nationalität, auf welchen die von Carlo Alberto seinem Volke verliehenen Institutionen beruhen, zur Geltung zu bringen, sondern auch ganz Europa gegenüber die Stimmführer der Bedürfnisse, Schmerzen und Hoffnungen Italiens zu sein. Dieses unser Programm haben wir nicht nur immer der Nation gegenüber, sondern auch im Schooße des Parlaments und in diplomatischen Congressen Europa's offen kundgegeben. . . . Seit dem Pariser Congresse hat unsere Politik keine Aenderung erfahren; sie ist weder aggressiv, noch provocatorisch geworden. Wir sind freilich auch nicht von unserem Vorhaben abgestanden, sondern fortgefahren, jede sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um die Aufmerksamkeit Europa's auf das Elend Italiens, auf seine anormale Lage und auf die Gefahren, welche dieses Elend und diese Lage in sich birgt, hinzuweisen.... Wurde diese Politik etwa von den übrigen europäischen Mächten als gewagt und provocatorisch stigmatisirt?"

Er erinnerte hierauf an die Haltung der Westmächte auf dem Pariser Kongresse und an die Art und Weise, mit der sie die ausführlichen und freimüthigen Proteste der piemontesischen Bevollmächtigten annahmen. Jene Mächte hielten die piemontesische Politik nicht für herausfordernd und verwegen. Oesterreich dagegen nahm, obwohl es erklärte, daß auch ihm der Friede am Herzen liege, in Italien eine Haltung an, die mit jener friedfertigen Versicherung keineswegs in Uebereinstimmung stand. „Ohne daß weder bei uns, noch in einem anderen Theile Italiens etwas geschehen wäre, was hierzu Veranlassung hätte geben können, hat die österreichische Regierung Europa angekündigt, daß es ein neues Armeecorps nach Italien senden werde und dieser Anzeige dann die Ausführung mit einer Schnelligkeit folgen lassen, die an die Inaugurirung der Feldzüge des ersten französischen Kaiserreichs erinnerte. . . . . Oesterreich hat uns gegenüber nicht eine defensive, sondern eine wahrhaft offensive Haltung angenommen, obwohl wir ihm dazu nicht den mindesten Vorwand in die Hände gespielt hatten. Bei uns fanden keine Truppenbewegungen statt und auch in der diplomatischen Sphäre herrschte Ruhe, indem gerade schon eine geraume Zeit verflossen war, ohne daß Piemont Gelegenheit gehabt hätte, die Aufmerksamkeit Europa's auf die italienischen Angelegenheiten zu lenken.... Klugheit und strictes Pflichtgefühl erheischten es daher von uns, auch unsererseits schnell und energisch einige Vorkehrungen zu treffen. Das Ministerium that, was immer im Bereiche seiner Executivmacht zu thun möglich war. Es vereinigte an den Grenzen unseres Staates alle disponiblen Streitkräfte. In Betreff dessen aber, was über das Bereich der Executivmacht hinausgeht, kommt es zu Ihnen, um sich von Ihnen die nöthigen Mittel zu einer wirksamen Vertheidigung des Vaterlandes, zur Wahrung unserer Ehre und unserer heiligsten Interessen zu erbitten." Nachdem er dies noch etwas weiter ausgeführt, schloß

er: „Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß unsere Politik nicht verwegen, daß unsere Handlungsweise nicht herausfordernd war. Indem ich Sie jetzt um die Mittel zur Organisirung unserer Vertheidigung bitte, hat die Regierung nicht die Absicht, ihre Politik zu ändern und etwa zu herausfordernden Schritten zu schreiten. Aber wir wollen auch nicht unsere Stimme leiser ertönen lassen, wenn Oesterreich droht und seine Streitkräfte gegen unsere Grenze vorschiebt. Ich hoffe, daß diese Politik, der ich hier einen so offenen und loyalen Ausdruck gebe, nicht nur die Billigung des Parlaments, sondern überhaupt aller billig denkenden Menschen in ganz Europa finden wird. Und so hege ich das feste Vertrauen, daß Sie, mit diesen Erklärungen zufrieden, unsere Forderung günstig aufnehmen werden. Ich bin überzeugt, daß Ihre Abstimmung vor ganz Europa den Beweis liefern wird, daß, wie wir auch sonst in unseren Ansichten etwa von einander abweichen mögen, wir doch stets in unserem Wollen und Thun einstimmig sind, wenn es sich nicht nur um die Sicherheit und Unabhängigkeit, sondern auch um die Ehre unseres Landes handelt."

In ganz ähnlicher Weise sprach er sich dann auch im Senate über denselben Gegenstand aus. Er wies dort darauf hin, wie die österreichische Regierung nach den Verträgen von 1815 sowohl durch specielle Conventionen mit den kleinen Staaten, die seinem Willen nicht zu widerstehen vermochten, wie durch militärische Occupationen seine Stellung allmählich in Italien immer mehr abgerundet und befestigt habe und zwar unter offenbarer Verletzung des Wortlautes und des Geistes jener Verträge, trotzdem, daß dieselben doch durchaus nicht zu sehr im Sinne der Wünsche, Bestrebungen und Rechte der italienischen Bevölkerungen abgefaßt worden seien. „Jetzt", fuhr Graf Cavour fort, „ist die Ausdehnung des österreichischen Einflusses für uns eine Gefahr, eine Drohung und zwar eine Gefahr, ja, eine wahre Gefahr,

gegen welche es unsere Pflicht ist, zu protestiren und uns vorzusehen. . . . . Die österreichische Politik trachtet nach immer größerer Gebietsausdehnung in Italien. Das ist für uns eine so offenbare Gefährdung, daß wir dagegen unsere Stimme gar nicht laut genug zu erheben vermögen. Wollen aber selbst kleine Staaten ihren Protesten den nothwendigen Nachdruck verleihen, so müssen sie sie mit Thaten begleiten, welche beweisen, daß sie fest entschlossen sind, alle Anstrengungen zu machen, ihren Pflichten nachzukommen und für ihr Recht einzutreten. Während wir daher protestirten und die Haltung Oesterreichs vor das Tribunal der öffentlichen Meinung Europa's verwiesen, hielten wir es auch für unabweisbar, gleichzeitig zu militärischen Vorkehrungen zu schreiten. Ich weiß nicht, welches die Lösung der gegenwärtigen Frage sein wird, aber wie die Dinge jetzt schon ein Mal liegen, hege ich die intime Ueberzeugung, daß, nachdem sich das civilisirte Europa bereits dahin ausgesprochen, daß die Lage Italiens ungehörig, beunruhigend und traurig ist und einer Abhülfe dringend bedürfe, die jetzt in Bewegung gerathenen Wellen sich nicht früher beruhigen werden, als bis das Schicksal Italiens sich wesentlich verbessert haben wird. Ich weiß allerdings nicht, auf welche Weise dieses Ziel erreicht werden wird, ich weiß nur, daß es erreicht werden muß. Wir haben das Bewußtsein, es mit allen Mitteln, die uns irgend zur Verfügung standen, vorbereitet zu haben, indem wir sowohl keine Kriegsrüstungen vernachlässigt, als auch andererseits alle Anstrengungen gemacht haben, die diplomatische Action den Rüstungen entsprechend uns nutzbar zu machen. Ich hoffe daher, daß der Senat sich uns ebenfalls anschließen und durch sein unserer Vorlage günstiges Votum eine Entscheidung treffen wird, auf welche man sowohl im Inlande, wie im Auslande mit größter Spannung harrt."

Die Deputirtenkammer und der Senat bewilligten das An=

lehn mit wahrhaft imponirender Majorität. So erhielt denn die Politik des Grafen Cavour, am Vorabend der militärischen Action, von der parlamentarischen Gewalt einen neuen und feierlichen Gutheißungsbeweis.

LX.

Der diplomatische Streit mit Oesterreich war bereits lebhaft entbrannt. Graf Cavour führte ihn mit ruhigem Gemüthe und erfüllt von dem Gefühle der Gerechtigkeit seiner Sache. Dagegen gab ihm die Haltung Englands Anlaß zu ernster Besorg- und nicht geringer Beunruhigung. Gerade diese Macht, der er so sehr zugethan war und um deren Sympathien er sich stets so eifrig bewarb, zeigte sich damals seinen Plänen keineswegs gewogen. Die Räthe der Königin Victoria waren zu jener Zeit Lord Derby und noch andere der Torypartei angehörige Persönlichkeiten. Dies wäre indessen an sich nicht eben schlimm gewesen, da die italienische Frage in England aufgehört hatte, eine Parteifrage zu sein und sowohl die Tories, wie die Whigs, sowohl die Freunde Derby's, wie jene Russell's Sympathien für Piemont hegten. Gerade dieser letztere Umstand aber war es, der dem Grafen Cavour zu denken gab, weil er sich überzeugt halten durfte, daß die englische Politik in Betreff Italiens nicht von besonderen Parteierwägungen dictirt werde, sondern daß es eben die specifisch englische Interessenpolitik sei, welche Alle ohne Unterschied, selbst Lord Palmerston nicht ausgenommen, treiben würden. Den Engländern war wohl die Sache Piemonts, oder jene Italiens, was ja dasselbe war, recht sympathisch, aber noch weit mehr lag ihnen die Erhaltung des Friedens am Herzen und nicht ohne Besorgniß gewahrten sie, daß der Friede eben durch das Vorgehen des Grafen Cavour ernstlich gefährdet

werde*). Ueberdies war man in London auch nicht frei von Verdacht und Eifersucht gegen Frankreich und alles, was auf eine größere Intimität zwischen Frankreich und Piemont, Napoleon III. und dem Grafen Cavour hinwies, wurde dort keineswegs mit zu wohlwollenden Augen betrachtet. Man wollte wohl Italien nützen, aber dabei Oesterreich nicht schaden, man wollte Italien begünstigen, aber es sollte und durfte der Friede dabei nicht leiden, man wollte zu gleicher Zeit das Glück der Lombarden und die österreichische Herrschaft, man wollte also zwei unvereinbare Dinge mit einander versöhnen nämlich die Freiheit und das glückliche Gedeihen Italiens mit der unverkürzten österreichischen Herrschaft. Das machte die Stellung des Grafen Cavour sehr schwierig, der, während er zur männlichen und unaufschiebbaren Bekämpfung Oesterreichs entschlossen war, doch auch einem so aufrichtigen, angesehenen und sympathischen Freunde wie England nicht zu nahe treten wollte. Der damalige

*) In dieser Beziehung ließ es auch die österreichische Diplomatie nicht an Mahnungen fehlen, obwohl dieselben nicht immer gerade zu geschickt ausfielen. Walter Rogge schildert in seinem Werke: „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" die versuchte österreichische Einflußnahme auf die englischen Staatsmänner in folgender etwas drastischer Weise: „Wenn Buol in seiner Note vom 24. Februar 1859 in allem Ernste den sardinischen Parlamentarismus vor dem Forum des erzconstitutionellen England als eigentlichen Urheber alles über Italien hereinbrechenden Unglücks anklagt; wenn er Piemont beschuldigt, durch Errichtung eines erträglichen Regiments bei sich zu Hause, die Unzufriedenheit mit unerträglichen Regierungen genährt zu haben; wenn er immer Palmerston zu gewinnen hofft, indem er demselben haarscharf beweist, die italienische Frage hätte die Welt niemals gestört, falls nur die Kirchhofsruhe, welche die österreichische Reaction über die apenninische Halbinsel heraufbeschworen, nicht durch die lärmende piemontesische Freiheit gestört worden wäre: so muß man annehmen, daß er von der Gemeinverständlichkeit einer so naiven Anklage ganz durchdrungen ist, weil er ja sonst von Sinnen wäre!" — Nächst Frankreich war damals Rußland am meisten der piemontesischen Sache hold. Vergeblich ward der dem Petersburger Hofe besonders unangenehme Buol entlassen und durch Rechberg ersetzt. Das hinderte den Fürsten Gortschakov nicht, am 27. Mai eine Note an die süddeutschen Cabinete, welche den deutschen Bund für Oesterreich zu engagiren suchten, zu richten, in welcher er sie ernstlich warnte,

englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten war Malmesbury, ein Kavalier im wahrsten Sinne des Wortes, der dem Grafen Cavour persönlich sehr zugethan war, ihn näher kannte und nichts so sehr gewünscht haben würde, als ihm zu Gefallen sein zu dürfen. Da waren denn zwei Freunde, die am liebsten eitel Rücksicht und Gefälligkeit gegen einander gewesen wären, in verhängnißvoller Weise genöthigt, einander diametral zuwider laufende Wege einzuschlagen. Malmesbury wollte es allerdings möglich erscheinen, Italien zu nützen, ohne Oesterreich zu schaden. Dem Grafen Cavour dagegen wollte eine solche Politik in keiner Weise einleuchten, er sah klar vor Augen, daß sich hier zwei Interessen so wesentlich feindlich und unversöhnlich gegenüberständen, daß wenn Jemand für Oesterreich Partei ergreife, er schon dadurch zur Befehdung Italiens gezwungen sei, wie auch umgekehrt. Malmesbury lag sehr viel daran, den Frieden auf dem europäischen Continente zu erhalten und einen

---

doch ja nicht: „durch wissentliche und absichtliche Entzündung eines unabsehbaren Krieges für fremde Interessen den rein defensiven Charakter des Bundes zu verletzen". — „In Preußen", berichtet Rogge, „hatte Oesterreich allerdings einen entschiedenen Gegner, den Gesandten am Petersburger Hofe, Herrn von Bismarck-Schönhausen, aber der Einfluß desselben in Berlin reichte damals noch bei Weitem nicht aus, die Anhänger des alten Spruchs, daß am Po der Rhein vertheidigt werde, lahmzulegen. Trotz des mehr als unfreundlichen Benehmens, das Oesterreich im Hochsommer 1856 und auf der Pariser Conferenz Anfang 1857 in Sachen der Neuenburger Frage gegen Preußen beobachtet, wurden in dem Regenten, dem Prinzen von Preußen, Jugenderinnerungen lebendig, die wesentlich an die Zeit der Befreiungskriege anknüpften". Wie Reuchlin versichert, hatte Cavour von den Sympathien Bismarck's übrigens keine Ahnung. In Berlin wollte man freilich auch nicht mehr thun, als die Grenzen des deutschen Bundes wahren. „Preußen, sagt Reuchlin, hatte keinen Einfluß in den mißtrauischen, mißgünstigen Wiener Regierungskreisen, die nur Forderungen an Preußen zu stellen wußten; dennoch war es entschlossen, ohne Hoffnung auf Dank, die Grenzen des deutschen Bundes zu wahren, so schwierig das auch war". Erst als man in Wien von den Hohenzollern einfach „Heeresfolge" verlangte, entschloß man sich in Berlin zur Beobachtung absoluter Neutralität.

Anmerkung des Uebersetzers.

Kriegsbrand zu verhindern. Dem Grafen Cavour aber waren zwar die Interessen des europäischen Friedens nicht weniger theuer, aber er war dabei überzeugt, daß es nicht möglich sein werde, sie gehörig zu sichern, wenn eben nicht die beständige Ursache zu Störungen und Conflicten, d. h. die österreichische Herrschaft auf der italienischen Halbinsel beseitigt werde. Da war es denn schwer, sich zu verständigen. Obwohl von den gleichen Grundsätzen ausgehend und von demselben Wunsche nach Frieden und Ruhe beseelt, sahen sich die beiden Staatsmänner und beide Regierungen durch eine tiefe Kluft von einander getrennt, weil sie sich nicht über die gleichen Mittel zur Erreichung desselben Zieles in Uebereinstimmung zu setzen vermochten. Malmesbury hielt aufrichtig am Frieden fest und wollte vom Kriege absolut nichts wissen, Cavour dagegen wollte den Frieden zwar nicht weniger aufrichtig, wünschte und beförderte aber den Krieg, welcher den Frieden allein sicher und dauerhaft zu machen vermochte.

Die Thronrede des Königs Victor Emanuel vom 10. Januar hatte die englische Regierung, welche sie im durchaus kriegerischen Sinne auslegte, nicht wenig beunruhigt. Lord Malmesbury hatte sie ausdrücklich getadelt und dem englischen diplomatischen Vertreter in Turin, Sir James Hudson, den Auftrag ertheilt, diese seine Meinung dem Grafen Cavour zu hören und ihm zugleich zu verstehen zu geben, daß, indem er seinem Monarchen solche Rathschläge ertheilt, er damit vor Europa und der Geschichte eine ungeheure und furchtbare Verantwortung übernommen habe. Sir James Hudson hatte, als getreuer Vollstrecker der Aufträge seiner Regierung, nicht verfehlt, dies dem Grafen Cavour mitzutheilen, der darüber natürlich nicht eben erfreut war, sich aber auch nicht von seinen Plänen abbringen, noch zum Aufgeben einer Politik bestimmen ließ, von der er überzeugt war, daß sie allein nicht nur den wahren und wohl verstandenen Interessen

seines Vaterlandes sondern auch dem Frieden Europa's und den Interessen der Civilisation entspreche.

Das war kein Zwiespalt, der sich etwa leicht beilegen ließ. Malmesbury wollte den Frieden und hielt ihn für möglich, ohne daß es erst zwischen Oesterreich und Piemont zum Kriege kommen mußte. Cavour dagegen hielt den Frieden für absolut unmöglich, wenn nicht Oesterreich seiner Herrschaft in Italien entsagen wolle, eine Entsagung, von der er recht gut überzeugt war, daß sie ohne einen vorhergehenden Krieg nie stattfinden werde. So führte ein gleich ehrlicher Wunsch für die Erhaltung des Friedens Lord Malmesbury dazu, sich den kriegerischen Absichten aus allen Kräften entgegenzusetzen, während er den Grafen Cavour bewog, den Krieg geradezu unvermeidlich zu machen.

Er verhielt sich dabei aber gegen England, wie sich ein Freund gegen einen Freund beträgt, mit dessen Ansichten er zu seinem Bedauern nicht übereinzustimmen vermag. In dieser Beziehung mußte er sich einer langen und schmerzlichen Prüfung unterwerfen. Niemals aber ließ er sich dabei von seinem Ungestüm etwa hinreißen, und selbst wenn die englische Politik seinen Plänen sehr hindernd in den Weg trat und ihrer Durchführung die größten Schwierigkeiten entgegenstellte, hörte er nie auf, gegen jene Macht die zartesten Rücksichten zu beobachten. Der bloße Gedanke eines Conflicts mit England machte ihn schaudern. Die Möglichkeit, daß die englische Flotte in's mittelländische Meer einliefe, um Genua zu bombardiren, oder Besitz von der Insel Sardinien zu ergreifen, entsetzte ihn. Wenn er von dieser Möglichkeit sprach, sprach er mit einem Accente und Tone, der deutlich bewies, wie schmerzlich ihn dieser Gedanke berühre und wie sehr er sich danach sehne, sich seiner zu entledigen.

In seiner am 9. Februar in der Deputirtenkammer gehaltenen Rede erwähnte er des Urtheils der englischen Staatsmänner über seine Politik und bekannte dabei, wie lebhaft und

aufrichtig sein Wunsch sei, die Sympathie der englischen Nation und ihrer Regierung zu gewinnen. Indem er sich mit seinen Worten scheinbar nur an die Nationalvertretung wandte, beabsichtigte er doch dabei gleichzeitig, seine Meinung klar, aber voll Wohlwollen auch den Engländern zu erkennen zu geben. „Es wurde uns gesagt", sprach er, „daß die englischen Minister und hervorragendsten Parlamentsredner sich entschieden für die Erhaltung des Friedens und gegen die angeblichen Projecte Piemonts, einen Krieg vom Zaun zu brechen, ausgesprochen. Ich werde gewiß nicht danach trachten, den Ernst dieses schwer wiegenden Umstandes in Abrede zu stellen. Niemand legt wohl in dieser Kammer den Ansichten der englischen Staatsmänner mehr Bedeutung bei, als ich. Bin ich doch von meiner Kindheit an gewöhnt, jenes Land als die Quelle des größten Theiles meiner politischen Kenntnisse zu ehren, die mich auf meiner politischen Laufbahn geleitet haben. Ich achte, ja ich verehre England, in dem ich eine der ersten Mächte der Welt erblicke. Ich sehe und bewundere in ihm den Felsen, wo die Freiheit eine unangreifbare Zufluchtsstätte gefunden hat und, wenn es nöthig sein sollte, immer finden wird. Ich habe immer dem Bündniß mit England, so weit es mir nur möglich war, meine besten Kräfte gewidmet. Das habe ich als Schriftsteller wie als Minister gethan, so daß ich sogar den Vorwurf, ein Anglomane zu sein, davongetragen habe. Und in der That, wenn Sie sich aller Schritte unserer Politik erinnern, so werden Sie daraus erkennen, wie theuer mir immer die Alliance mit England gewesen ist. Werfen Sie einen Blick auf unsere Handelsverbindungen, auf den Antheil, den wir an der orientalischen Frage und am Pariser Congresse genommen haben und Sie werden daraus erkennen, wie sehr es unsere Sorge gewesen ist, die Freundschaft und Sympathie jener großen und edlen Nation zu erwerben. Uebrigens möge mir hier zu sagen verstattet sein, daß

unsere Bemühungen denn doch auch nicht ganz eitel gewesen sind, daß wir vielmehr, bis zu einem gewissen Grade unser Ziel erreicht haben. Auf dem Pariser Congresse gewährte uns England seinen mächtigen Beistand und äußerte über viele Seiten der italienischen Frage uns sehr verwandte, wenn nicht identische Ansichten. Ebenso geschieht es heute, daß, wenn es nicht ganz unsere Ansichten theilt, oder wenn es, um mich genauer auszudrücken, über die italienische Frage ein Urtheil hegt, welches ich für großentheils irrig halte, es doch dabei immer noch seine Sympathie und Freundschaft für uns zu erkennen giebt. So kann ich denn auch nicht umhin, obwohl ich die Ansichten einiger englischer Staatsmänner über unsere Angelegenheiten beklage, unempfindlich und gleichgültig über die Art und Weise zu sein, mit der die englischen Parlamentsredner sich über uns ausgesprochen haben. Und da der ehrenwerthe Beauregard (einer der Redner, welche die Anlehnsvorlage bekämpften) von der neulich vom Lord Derby gehaltenen Rede gesprochen hat, so lade ich ihn ein, jene Rede im englischen Originale zu lesen, wo er sich dann überzeugen wird, daß, wo Lord Derby von der Thronrede spricht, er dies allerdings in vielleicht nicht ganz unserer Auffassung entsprechender Weise thut, wo er aber unseres Landes erwähnt, er es ruhmreich nennt und ausdrücklich sagt, daß Piemont eine weit größere Bedeutung zukomme, als ihm blos durch seine Grenzen verliehen zu werden scheine. Mir scheint es wirklich schwer für einen Staatsmann, sich einem anderen Staate gegenüber in noch schicklicherer Weise auszudrücken. Wie dem aber auch sei, so leugne ich nicht, daß allerdings in der Meinung vieler englischer Staatsmänner seit 1856 eine gewisse Modification eingetreten ist. Das englische Volk besitzt viele große Tugenden, unter denen sein Patriotismus allen anderen voransteht. Der Engländer faßt alle Fragen von der nationalen Seite auf und wo er glaubt, daß das Interesse England's auf

dem Spiele stehe, verlieren alle anderen Erwägungen bei ihm gar sehr an Gewicht. Unseliger Weise hat England nach 1856 geglaubt, sich im Interesse seiner Politik wieder Oesterreich nähern zu müssen. Es meinte, in jener Macht, welche es zwar nicht auf dem Schlachtfelde, wohl aber auf dem Gebiete der Diplomatie unterstützt hatte, in der orientalischen Frage einen sicheren Verbündeten gefunden zu haben. Diese Wiederannäherung modificirte ein wenig seine Ansichten und seine früheren Tendenzen in der italienischen Frage. Diese Ansichten und Tendenzen sind sich nur in Betreff Süd- und Mittelitaliens gleichgeblieben, haben aber in Betreff Norditaliens eine Aenderung erfahren*). Es urtheilt heute noch wie vor drei Jahren über die neapolitanischeund päpstliche Regierung, hat sich aber in Betreff der Lombardei und Venetiens eine Anschauung angeeignet, die wir, welche wir uns diesen Provinzen näher befinden und sie besser im Auge zu halten vermögen, nicht zu theilen im Stande sind. Der Schmerzensschrei, der sich in Neapel und in Bologna erhebt, gelangt noch immer mit demselben Nachdruck bis an die Ufer der Themse, während sich den Klagen, die von Mailand und Venedig ausgehen, die österreichischen Alpen als ein undurchdringliches Hinderniß entgegenstellen. Das ist freilich sehr zu bedauern, aber es bringt mich denn doch noch nicht aus der

*) Hierzu hatte wesentlich die Sendung des Erzherzog's Maximilian als Generalgouverneur nach Lombardo-Venetien beigetragen, die von der österreichischen officiösen Presse natürlich gehörig ausgebeutet wurde und unter anderen Umständen die Pläne Cavour's wahrscheinlich sehr ernstlich gefährdet haben würde. In England scheint man sich freilich auch absichtlich täuschen gewollt zu haben, sonst würde man auf den freimüthigen Ausspruch Pasini's geachtet haben, der schon am 1. Juni 1858, als ihm der Erzherzog Maximilian sagte, daß er in Wien die autonome Verwaltung Lombardo-Venetiens zu erzielen hoffte, offen erklärte: „die vielen früheren und neueren Mißgriffe schlössen bei der Erbitterung, die sich in allen Klassen der Bevölkerung festgesetzt, jede Möglichkeit einer Versöhnung aus".

Anmerkung des Uebersetzers.

Fassung. Ich vertraue auf den gesunden Sinn und die edlen Gefühle der englischen Nation. Ich weiß und weiß es aus Erfahrung, daß die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit bei dem englischen Publicum schließlich immer triumphirt. Ich weiß, daß die Principien der Freiheit und jede edel verfochtene gute Sache bei jenem hochherzigen Volke immer glühende und beredte Vertheidiger findet und daß, wenn es gelingt, eine Frage nur erst aus dem Gewirr der ihr entgegenstehenden Sophismen loszulösen und wenn man sie dem englischen Volke in ihrer ganzen Klarheit vorzulegen vermag, dieses sich dann immer für die Sache erklärt, auf deren Seite Vernunft, Fortschritt und Civilisation stehen. Ich lasse mich auch deshalb nicht entmuthigen, weil ich, obwohl ich doch nicht gerade schon so sehr alt bin, es doch bereits öfter erlebt habe, daß in England die Sache der Gerechtigkeit und Freiheit triumphirte, obwohl sie mit schwer wiegenden Vorurtheilen, individuellen Interessen und Kastenvoreingenommenheit zu kämpfen hatte. In solchen Fällen kann der Zwiespalt wohl lange dauern, aber sein Ende selbst steht außer aller Frage. Ich gedenke des großen Kampfes zu dem die Emancipation Irlands Veranlassung gab und wie er mit einem civilisatorischen Triumphe endete. Ebenso erinnere ich mich an den nicht weniger heftigen Streit wegen der Negeremancipation, der sich die mächtigsten Interessen der Colonisten und die Vorurtheile fast aller Handel treibenden Klassen Englands entgegenstellten. Die Sache Italiens aber ist wohl nicht weniger heilig und nicht weniger geeignet, edle Gemüther in Bewegung zu setzen, wie jene Irlands, oder jene der Neger. Auch sie wird daher vor dem Tribunal der englischen öffentlichen Meinung triumphiren. Ich vermag nicht zu glauben, daß der berühmte Staatsmann, welcher den englischen Kronrath präsidirt (Lord Derby), der das Glück hatte, den ruhmvollen Namen, den ihm die Geschichte überliefert hat, mit der großen Sache der Negeremancipation zu verknüpfen,

seine glänzende Laufbahn damit enden werde, sich zum Mitschuldigen Jener zu machen, welche die Italiener zu ewiger Sklaverei verdammen möchten".

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß diese Sprache vom Grafen Cavour im Parlamente nicht blos geführt wurde, um den Anforderungen internationaler Höflichkeit zu genügen. Sie war in der That der genaue Ausdruck seiner inneren Ueberzeugung. So wie er hier von der Rednerbühne aus sprach, schrieb er auch in seiner diplomatischen Correspondenz und unterhielt er sich bei seinen häufigen freundlichen Besprechungen mit dem englischen Gesandten Sir James Hudson und mit all den angesehenen Engländern, die er von Zeit zu Zeit, wenn sie auf der Durchreise Turin berührten, stets mit so viel Zuvorkommenheit empfing.

Gerade in jenen Monaten, in denen die Frage, ob Krieg, ob Frieden sein werde, so eifrig ventilirt wurde, und die englische Regierung sich ungemein viel Mühe gab, die Wahrscheinlichkeit des Krieges zu beseitigen, besuchten der General Fox, einer der angesehensten Whigs, und Herr William Gladstone, die Beide große Freunde Italiens waren, auf der Durchreise, Turin. Fox war die einzige Person gewesen, der es gelungen war, vordem den Grafen Confalonieri auf dem Spielberge zu besuchen und ihm Nachrichten von seiner Heimath und seinen Lieben zu überbringen. Beide berühmte Engländer wurden vom Grafen Cavour mit allen verdienten Ehren empfangen. Fox repräsentirte eine Partei, welche der Sache der Freiheit schon ausgezeichnete Dienste geleistet hatte. Gladstone aber war schon damals ein sehr großer Redner und ausgezeichneter Staatsmann. Dem Einen wie dem Anderen gegenüber führte Graf Cavour ganz die nämliche Sprache und legte ihnen ganz dieselben Gesinnungen dar, indem er versicherte, daß er immer bestrebt sei, die Freundschaft der englischen Regierung und des englischen

Volkes zu gewinnen, daß er aber von seinem festen Entschlusse nicht abgehen könne, Italien seine Unabhängigkeit zu erringen und daß er, da dies eben nur durch einen Krieg geschehen könne, eben für den Krieg sei.

Eines Morgens sagte er dem General Fox: „Gebt mir 50,000 Mann Eurer braven Truppen und Eure Flotte, und wir wollen die Angelegenheiten des ganzen Erdballs in Ordnung bringen. Euer Canning würde sich mit mir alliirt haben. Aber wie hat nur das freie England sich dazu entschließen können, heute in Oesterreich und der Türkei die Stützpunkte seiner Politik zu suchen? Ich bin vollkommen überzeugt, daß England aufrichtig die Erhaltung der Constitution in Piemont wünscht. Aber gewahrt es denn nicht, daß es absurd ist, daran zu denken, die Existenz dieser Constitution mit der Erhaltung der österreichischen Herrschaft in Italien zu vereinbaren? Ich will gern auch gegen Oesterreich gerecht sein und da muß ich denn sagen: so lange Piemont das heutige Piemont ist und bleibt, vermag Oesterreich seine Herrschaft in Italien wohl mit der Gewalt der Waffen aufrecht zu erhalten, aber nie in seinen italienischen Provinzen friedlich zu herrschen". Aus alle diesem wies er die Nothwendigkeit nach, die Piemont zwinge, einen starken Alliirten zu suchen und sich seiner zur Durchführung der ein Mal übernommenen nationalen Mission zu bedienen.

Mit Gladstone unterhielt er sich in derselben freundschaftlichen und freimüthigen Weise. Dieser berühmte Engländer durfte vollen Anspruch darauf machen, als ein intimer Freund betrachtet, ja, gewissermaaßen als ein Mitbürger behandelt zu werden. Die von ihm 1851 über die neapolitanischen Angelegenheiten veröffentlichten Briefe verliehen ihm ein unvertilgbares Anrecht auf die Dankbarkeit jedes Italieners, und Graf Cavour war ihm gegenüber vollkommen von diesem Gefühle durchdrungen. Gladstone kehrte gerade von Korfu zurück, wo er sich einer Mission

seiner Regierung entledigt hatte und war jetzt von einem Theile seiner Familie sowie von dem angesehenen Neapolitaner Giacomo Lacaita begleitet. Er hatte Venetien und die Lombardei bereist und war ganz erstaunt über die außerordentlichen kriegerischen Rüstungen gewesen, welche die Oesterreicher in diesen Provinzen betrieben.

Es war ihm dabei auch keineswegs entgangen, wie die österreichischen Soldaten nicht die Haltung von Leuten, die sich auf ihrem eigenen Gebiete, sondern von solchen, die sich in Feindesland befinden, beobachteten*). Er hatte in Venedig den Erzherzog Maximilian gesehen, der ihn mit außerordentlicher Artigkeit aufgenommen und mit ihm über seine Versöhnungsabsichten gesprochen hatte. Graf Cavour wünschte, daß Gladstone die Lage der Dinge mit seinem eigenen freien Urtheil ruhig prüfe. Er setzte ihm seine Absichten ohne allen Rückhalt auseinander, bewies ihm die Nothwendigkeit in der er sich befand, es zum Kriege gegen Oesterreich treiben zu müssen und ließ ihn in ein Memorandum über die italienischen Angelegenheiten Ein-

---

*) Rogge schildert den Zustand Lombardo-Venetiens kurz vor Ausbruch des Krieges mit folgenden Worten: „Unerträglich aber ward die Lage, als nach der Neujahrsrede Napoleon's der Kampf mit den Universitäten im Großen begann. Schon um Weihnachten 1858 waren alle nicht in Pavia ansässigen Studenten aus der Stadt gewiesen worden. Aus Furcht vor Unruhen ließ die Regierung Mitte Januar 1859 den verstorbenen Professor Zamba in Padua zur Nachtzeit bestatten; allein die Studirenden gruben die Leiche Tags darauf aus und tumultuirten, bis funfzehn von ihnen verhaftet waren. Zur selben Zeit wurden Knall und Fall funfzehn hohe Beamte der Centraldirection für die lombardo-venetianischen Bahnen ihrer Stellen enthoben: mit dem Beginn der Rüstungen merkte man, was es hieß, daß die Bahnen in den Händen von Nationalen des Feindes waren. In Mailand benahm Fürst Porcia sich so ungezogen gegen die Erzherzogin Charlotte, daß er den Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen, und das beliebteste Witzblatt „L'uomo di Pietra“ ward am 30. Januar mit der zweiten Verwarnung bedacht. Am 24. Februar kam es in Mailand bei der Beerdigung des aus der römischen Revolution bekannten Conte Dandolo zu lärmenden Auftritten, die mit einigen zwanzig Verhaftungen

blick thun, das er speciell für die Regierungen von England und Preußen geschrieben, wobei er ihm nicht sein tiefes Bedauern darüber verhehlte, sich nicht mit der Politik der englischen Regierung in Uebereinstimmung zu befinden.

Am Abend des 4. März fand im Palais des Ministeriums des Aeußeren ein Festmahl zu Ehren Gladstone's statt. Es waren dazu die Minister, der Kammerpräsident und andere hervorragende Persönlichkeiten eingeladen. Graf Cavour wollte, daß sich unter den Geladenen auch der schwedische Gesandte, Graf Wachtmeister befinde, indem er sagte: „ist dieser wackere Mann doch, als wenn er selbst ein Italiener wäre". Es fanden sich auch dazu zwei der vorzüglichsten jungen Officiere des Heeres, die Oberstlieutenants vom Generalstabe, Giuseppe Govone und Efisio Cugia ein.

„Es wird gut sein", äußerte sich Graf Cavour, wenn „ein Mann wie Herr Gladstone mit eigenen Augen sieht, weß Geistes Kinder unsere Officiere sind und wie es unter ihnen keine Leute giebt, von denen etwa spanische Pronunciamento's zu gewärtigen sind". An jenem Tage waren gerade wieder neue Nachrichten über die wachsenden Rüstungen und ganz offenbaren Kriegsvor=

---

endeten: man beschloß, drei Tage um den Verstorbenen zu trauern und insultirte am Abend die zur Scala fahrenden Masken. Die Hochschulen von Padua und Pavia wurden im Laufe des Februar geschlossen; in Mailand wurde an Gymnasien und Lyceen derart excedirt, daß Patrouillen einschreiten mußten und in Folge davon die meisten Schulen gesperrt, mehrere Directoren und Lehrer von ihren Stellen entfernt wurden. Ueberall handhabte die öffentliche Meinung, um das Aerar zu schädigen, streng das Rauchverbot auf offener Straße; auch das gab Anlaß zu täglich wiederkehrenden Krawallen, ja zu Meuchelmorden, wo ein Italiener der gewaltthätigen Vehme zu trotzen wagte. In Venedig wurden im Februar selbst ein paar Soldaten arretirt. Am 20. Mai 1859 endlich zerrann das ganze Traumbild von des Erzherzogs Versöhnungsmission, indem er mit Rücksicht auf die Kriegserfordernisse seines Postens enthoben und alle Civil= und Militärautorität in die Hände des Oberbefehlshabers Gyulay gelegt ward".

Anmerkung des Uebersetzers.

breitungen Oesterreichs aus der Lombardei angelangt. Cavour benutzte das, als er Herrn Gladstone einen Toast ausbrachte, um ihm dabei zu sagen: „Sie sehen, daß Oesterreich uns bedroht. Wir sind ruhig, das Land verhält sich still, aber wir werden unsere Pflicht thun".

Noch am selben Abende reiste Herr Gladstone ab, um sich nach London zurück zu begeben, voller Dank für die ihm zu Theil gewordene freundliche Aufnahme, mit Bewunderung für den Grafen Cavour erfüllt und überzeugt, daß er sich gerade in dem feierlichen Momente vor einer großen Entscheidung in Italien befunden habe. Graf Cavour seinerseits zeigte sich ebenfalls in hohem Grade über jenen interessanten Besuch befriedigt. Er hielt Herrn Gladstone in hohen Ehren und es gereichte ihm zur besonderen Genugthuung, daß er einem der aufrichtigsten und angesehensten Freunde der italienischen Sache in England sein Herz hatte ausschütten können.

LXI.

Am Abend des siebenten März brachte ein aus London vom Marquis Emanuele d'Azeglio, dem außerordentlichen Botschafter des Königs Victor Emanuel bei der Königin Victoria, abgesandtes Telegramm dem Grafen Cavour eine Nachricht, die ihn in hohem Grade erfreute. Es wurde ihm nämlich gemeldet, daß der Baron Carlo Poerio und andere sechsundsechzig Neapolitaner, die bis dahin in den bourbonischen Galeeren und Kerkern geschmachtet und dann eingeschifft worden waren, um nach Amerika deportirt zu werden, ihre glückliche Landung in Queenstown in Irland bewerkstelligt hatten. Graf Cavour hatte schon 1851 mit Theilnahme und Interesse jenen ganzen Proceß gelesen, in dem damals Poerio mit unvergleichlicher Festigkeit und wahrer Seelengröße eine so hervorragende Rolle gespielt, und von

dieser Zeit bereits hatte der große Staatsmann für den großen politischen Märtyrer Gefühle aufrichtigster Zuneigung und Bewunderung gehegt. Jener Mann, der trotz aller Drohungen in seinem Glauben und seinen Ueberzeugungen unerschütterlich blieb, der seinen Richtern, die in Wahrheit seine Henker waren, mit dem Lächeln der Verachtung antwortete und der lange Jahre hindurch lieber die eiserne Kugel am Fuße nachschleppte und die abscheuliche Tracht des Galeerensträflings trug, als daß er ein Stück Papier unterzeichnet, worin man einen Act der Unterwerfung unter die Willkür seiner Verfolger hätte erkennen können, jener Mann erschien dem Grafen Cavour und war wohl auch in der That eine der schönsten und reinsten Gestalten unserer Geschichte*). Schon von der Zeit des Pariser Congresses an, wo die italienische Frage zuerst wieder in Fluß gerathen war, hatte er gehofft, Poerio und seinen Unglücksgefährten die Freiheit erwirken zu können. Diese Hoffnung hatte sich aber leider nicht verwirklichen wollen. Die Nachricht von dem Aufhören der Gefangenschaft Poerio's und seiner Ausschiffung auf freiem Boden erfüllte ihn mit Freude.

Das Erste, was Poerio und seine Genossen thaten, war,

*) Carlo Poerio wurde 1807 zu Neapel geboren, studirte die Rechtswissenschaften und ward dann Advocat. Wegen seiner freisinnigen Bestrebungen war er schon vor dem Jahre 1848 in den Kerker geworfen worden und erhielt erst durch die Amnestie vom 24. Januar jenes Jahres seine Freiheit wieder, um zwei Monate später mit dem Portefeuille des öffentlichen Unterrichts betraut zu werden. Als Rathgeber des Königs erschien er den Radicalen viel zu gemäßigt, so daß sie ihn zwangen, seine Entlassung zu nehmen. Später wurde ihm der Proceß gemacht, weil er sich an einem Geheimbunde betheiligt haben sollte, und er im Sept. 1849 zu 24 Jahren Kettenstrafe verurtheilt. 1851 ward er nach Nisida gebracht, wo seine grausame Behandlung den berühmten Brief Gladstone's an Lord Aberdeen veranlaßte, der von Lord Palmerston an alle europäischen Höfe gesandt wurde. Von Nisida brachte man Poerio nach Ischia und später nach Montesacchio. 1859 sollte er nach Südamerika deportirt werden, erlangte aber unterwegs die Freiheit. Anmerkung des Uebersetzers.

daß sie den Schutz der Regierung des Königs von Sardinien anriefen. Der Marquis d'Azeglio bat sogleich um diesbezügliche Instructionen. Er erhielt eine schleunige Antwort. Graf Cavour ertheilte ihm den Auftrag, das an ihn gestellte Gesuch anzunehmen, gegen Poerio und seine Gefährten jede Art von freundschaftlicher Rücksicht walten zu lassen und ihnen mit Worten wie mit Thaten die Gefühle lebhaftester Sympathie zu erkennen zu geben, welche die Regierung des Königs Victor Emanuel für sie hegte. Ebenso wollte er, daß die Nachricht von dieser Landung und von dem Schutzanruf der Geretteten von der officiellen „Gazzetta Piemontese" veröffentlicht werde, ja, er schrieb sogar eigenhändig die betreffende dann zur Veröffentlichung gelangte Notiz.

Es war ihm nicht blos lieb, daß Poerio und seine Unglücksgenossen, nach so langen Leiden endlich ihrer Ketten ledig, wieder die Luft der Freiheit athmen durften, sondern es war ihm auch damit ein Gefallen geschehen, daß sie sich gerade auf englischen Boden gerettet hatten. „Alles", sagte er noch an demselben Abend, wo ihm diese Nachricht zugegangen war, „was die Aufmerksamkeit und Sympathie der Engländer auf Italien zu lenken vermag, ist unserer Sache in diesem Momente besonders dienlich". Und diese Annahme war gewiß ganz richtig, denn die Sympathien, die sich unter den Engländern für die edle Sache regten, deren muthige Vertheidiger Poerio und seine Gefährten gewesen, waren wirklich groß und allgemein, und die Aufnahme, die Alle, ohne Parteiunterschied, den zu Queenstown Gelandeten zu Theil werden ließen, war dafür wohl der sprechendste Beweis.

Kurze Zeit nachher kam Poerio nach Turin und bat seinen Freund Scialoja, ihn sogleich zum Grafen Cavour zu führen. Die persönliche Bekanntschaft verringerte nicht, sondern befestigte nur noch mehr die Vorstellung, die sich Graf Cavour von dem Charakter und Wesen Poerio's gebildet hatte. Er war erstaunt

und gerührt zugleich von der heroischen Einfachheit jenes Mannes und von der bewundernswerthen Selbstvergessenheit seiner eigenen Person, die sich in allen seinen Worten zu erkennen gab. Jemandem, der ihn über den Eindruck befragte, den die persönliche Erscheinung Poerio's auf ihn hervorgebracht, antwortete Cavour: „Ich war darauf gefaßt, die Bekanntschaft eines wackeren Mannes zu machen. Aber einen Mann zu finden, der, nachdem er zehn Jahre in den Galeeren zugebracht, nicht ein Wort von sich selbst spricht und kein Wort des Hasses gegen seine Verfolger über seine Lippen gehen läßt, das war mir doch wunderbar. Ich bin davon ganz gerührt gewesen".

Poerio seinerseits theilte seinen Freunden, die sich zu ihm begaben, um ihm die Hand nach so langer Trennung zu drücken, ebenfalls den höchst günstigen Eindruck mit, den die Person des Grafen Cavour auf ihn gemacht hatte. Nach so langem Leiden und so langem sehnsüchtigen Hoffen befand sich der berühmte Neapolitaner endlich auf dem Boden eines italienischen Staates, wo die nationale Fahne wehte, eine freisinnige Verfassung in Kraft bestand und wo man eben daran arbeitete, die bessere Zukunft Italiens zu begründen.

LXII.

Die englische Regierung hörte indeß nicht auf, sich für die Erhaltung des Friedens äußerst thätig zu erweisen. Zu diesem Behufe richtete sie Vorstellungen und Vorschläge an die Höfe von Turin, Wien, Paris, Petersburg und Berlin. Diese Bestrebungen gewannen einen sehr ernsten Anstrich nicht nur dadurch, daß sie eben von der englischen Regierug ausgingen, sondern auch durch das sie leitende Motiv, den Frieden Europa's womöglich um jeden Preis zu erhalten. Deshalb und aus den schon oben angeführten Gründen gaben diese Bemühungen dem

Grafen Cavour alle Hände voll zu thun und ließen ihn auch nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Eine andere Macht, die nicht gerade England gewesen wäre, würde sich in dieser Beziehung nicht so wirksam erwiesen haben und daher auch nicht so sehr zu fürchten gewesen sein. England wollte, daß eine Conferenz über die italienischen Angelegenheiten zu Stande käme, daß aber mittlerweile Oesterreich wie Piemont ihre Rüstungen, die sie schon seit Ende December betrieben, einstellen sollten. Lord Malmesbury ließ Graf Cavour durch den englischen Gesandten in Turin ersuchen, keine weiteren Contingente mehr unter die Fahnen zu rufen und die Erklärung abzugeben, daß er Oesterreich nicht angreifen werde, und sandte gleichzeitig den englischen Gesandten in Paris, Lord Cowley mit einer Friedensmission nach Wien*). Die Mission Lord Cowley's blieb resultatlos. Der englische Diplomat kehrte mit Eindrücken zurück, die für die Erhaltung des Friedens wenig Hoffnung gaben. Andererseits antwortete Graf Cavour auf die an ihn ergangenen Aufforderungen zwar stets in sehr freundlicher Form, aber doch in einer Weise, die jede Vermuthung, daß die piemontesische Regierung etwa willens, ihre bisherige Politik aufzugeben, völlig ausschloß.

Während diese Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, nahm die Nationalbewegung immer größere Proportionen an. Die lombardische Jugend hörte nicht auf, sich in Turin in's piemontesische Heer einreihen zu lassen. „Dieser Zudrang von Freiwilligen", äußerte Graf Cavour zu einem Freunde, ist wahrhaft großartig. Eher soll man mich in den Po stürzen, als daß ich dem Einhalt gebieten werde". Wenn ihn die Di-

*) Ueber diese Mission Lord Cowley's walten verschiedene Ansichten ob. In Wien glaubte man „nach dem Kriege", daß sie nur stattgefunden habe, um Oesterreich zu verhindern, die Priorität seiner Rüstungen auszunützen und Piemont früher niederzuwerfen, bevor Frankreich ihm zu Hülfe kommen könne. Anmerkung des Uebersetzers.

plomatie nicht wenig auf die Folter spannte, so tröstete ihn dafür die Haltung der Italiener in ausreichender Weise.

Die russische Regierung beantragte die Berufung eines Congresses, um die italienischen Angelegenheiten zu regeln. England und Preußen traten diesem Vorschlage bei. Es war nicht unwahrscheinlich, daß ihn Frankreich und Oesterreich ebenfalls annehmen würden, was sollte dann Piemont beginnen? Sollte es sich fügen und annehmen, oder sollte es protestiren und sich abseits halten? Sollte es in den Congreß eintreten und dort seine Vertreter neben jenen der anderen italienischen Staaten Platz nehmen lassen, oder sollte es nicht in den Congreß eintreten und in solcher Weise dulden, daß man ohne seine Antheilnahme über die italienischen Angelegenheiten verhandle und definitive Beschlüsse fasse?

Der Moment war sehr schwierig. Die Nachricht von dem Congreßvorschlage tönte dem Grafen Cavour höchst unangenehm in die Ohren. Indeß verlor er den Muth nicht, sondern trat auch dieser neuen und so bedeutenden Schwierigkeit mit großer Entschlossenheit entgegen.

Das Zustandekommen des Congresses wurde von Vielen für sehr wahrscheinlich gehalten. Man wollte schon die Stadt namhaft machen, wo er zusammentreten sollte. Die Einen gaben Genf, die Anderen Baden als den auserkorenen Ort an, aber ein geistreicher Diplomat sprach in jenen Tagen zum Schreiber dieses: „Vous verrez que ce Congrès sera comme la Conférence de Bruxelles en 1848: c'est-à-dire qu'il ne se réunira jamais. (Sie werden sehen, daß dieser Congreß gerade so sein wird, wie 1848 die Brüsseler Conferenz, d. h. er wird nie stattfinden.)" Und so war es in der That. Aber bevor dies sich zeigte, verflossen Tage schwerer Sorge für alle Jene, welche den Gang der Dinge kannten und am meisten für den Grafen Cavour, der, je mehr die Schwierigkeiten wuchsen und sich vervielfältigten,

um so mehr und härter das Gewicht der Verantwortlichkeit fühlte, die er seinem Könige und seinem Lande gegenüber übernommen hatte.

Der Kaiser Napoleon III. lud ihn ein, sich nach Paris zu begeben, um persönlich mit ihm über den eigentlichen Stand der Dinge in Italien zu conferiren. Cavour verließ, dieser Einladung ungesäumt folgend, Turin schon am 24. März. Er ward von Napoleon sehr herzlich aufgenommen und erhielt von ihm die Versicherung, daß er fest bei seinen freundschaftlichen Absichten bezüglich Piemonts verharre. Graf Walewski und Lord Cowley erwiesen sich höflich, aber nicht ganz ohne Zurückhaltung gegen ihn. Der Diplomat, dessen Sprache ihm am meisten gefiel, war der preußische Gesandte, Graf Pourtalès, der sich mit ihm über die italienische Frage in sympathischster Weise und mit sichtbarem Interesse unterhielt. Als er sich in das Café Cardinal begab, wurde er von mehreren piemontesischen Kellnern, die dort aufwarteten, erkannt und diese suchten ihn nun damit zu feiern, daß sie ihn baten, den Kaffee von ihnen anzunehmen. Er hatte auch einen komischen Dialog mit dem Baron Rothschild, der ihn besuchte und begreiflicher Weise recht neugierig war, vom Grafen Cavour irgend etwas über seine Gespräche mit Napoleon III. und über die größere Wahrscheinlichkeit des Krieges, oder des Friedens zu erfahren. Als aber der gute Baron Rothschild den Grafen Cavour in dieser Beziehung geradezu kategorisch fragte, erhielt er zur Antwort: „Il y a beaucoup de chances pour la paix, il y a beaucoup de chances pour la guerre. — (Es sind viele Aussichten für den Frieden, aber auch viele Aussichten für den Krieg).“ — „Toujours drôle Mr. le comte. (Immer zum Scherz aufgelegt, Herr Graf)“, erwiderte der von dieser Antwort natürlich wenig befriedigte Frager, worauf Cavour fortfuhr: „Tenez, Mr. le baron, je vous fais une proposition: achetons des fonds: jouons à la hausse: je donnerais ma

démission: il y aura une hausse de 3 francs. — Vous êtes trop modeste, Mr. le Comte: vous valez bien 6 francs (Warten Sie, Herr Baron, da will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Kaufen wir Werthpapiere und spielen wir auf Hausse. Ich würde dann meine Entlassung nehmen. Das gäbe sicher eine Hausse von 3 Francs. — Sie sind zu bescheiden, Herr Graf, Sie sind gute 6 Francs werth)", erwiderte der berühmte Banquier mit malitiösem Lächeln, und das Gespräch hatte ein Ende.

Graf Cavour kehrte am Morgen des 1. April nach Turin zurück. Am Abend begaben sich, trotz seiner an seine Freunde gerichteten Bitten, daß man jede Demonstration unterlassen möge, einige tausend Personen unter die Balkone seines Palastes, um ihn mit freudigen Zurufen zu begrüßen. Das war ein improvisirter Empfang, der sowohl durch die Spontaneïtät seiner Aeußerung wie durch die große Zahl der sich daran betheiligenden Personen die Bedeutung und den Umfang einer Kundgebung der öffentlichen Meinung und der allgemeinen Anerkennung gewann. Jene Reise erwies sich als nicht unnütz. Graf Cavour kehrte von ihr ziemlich erleichterten Gemüths zurück. „Ich bin", sprach er noch am selben Tage seiner Wiederankunft, „von Paris mit der tiefen Ueberzeugung zurückgekehrt, daß die Schwierigkeiten groß sind, größer sogar als ich selbst angenommen hatte, aber daß trotzdem Alles unvermeidlich einer glücklichen Lösung entgegenschreitet. Die betheiligten Mächte haben sich schon zu sehr demaskirt, als daß es nicht bald zu Kanonenschüssen kommen sollte. Gehen wir schnell vor, so riskiren wir ein Wenig, gehen wir langsam vor, so haben wir den Erfolg um so sicherer für uns. Auf alle Fälle werden wir aber vorgehen. Die Haltung der Italiener wird das Uebrige thun. Deshalb halte ich es für gut, wenn im Falle des Zustandekommens des Congresses in jedem italienischen Staate Petitionen unterzeichnet werden, in denen man um jeden Preis die nationale Unabhängigkeit verlangt".

LXIII.

Der Monat April*) des Jahres 1859 war in der That ein Monat voll sich jagender Sorgen, Ungewißheiten und peinlichen Mühen. Die Tage und Stunden folgten einander ohne sich zu gleichen, die Situation nahm die Veränderlichkeit der einander in raschem Wechsel folgenden Bilder der „Laterna magica“ an. Das, was jetzt wahr war, wurde schon nach wenig Minuten wieder falsch. Am Abend wehte ein kriegerischer Wind, am nächsten Morgen trugen die Lüfte wieder lauter Friedenstauben zu. Heute blühte der Congreß, morgen drohende Noten. Am Morgen waren Rüstungen im größten Style, am Abend wieder allgemeine Entwaffnung an der Tagesordnung. Der politische

*) In Bezug auf die Ereignisse dieses Monats entlehnen wir der Biographie Cavour's in „Unsere Zeit“ (Sechzigstes Heft) folgende interessante Notiz: „Cavour hätte vielleicht (später) Napoleon in der Hand gehabt und ihn am Ende zwingen können, sein Wort: „Frei bis zur Adria!“ wahr zu machen, wenn er nicht kurz vor Ausbruch des Kriegs, in Folge seines Mißtrauens in alle Revolutionen, das Mittel von sich gewiesen. Es langte nämlich, wie von glaubwürdiger Seite versichert wird, Ende April 1859 in Turin eine aus Südslaven bestehende Deputation an, die dem Grafen im Namen ihrer Völkerschaften erklärte, daß diese sich gegen die Pforte und Oesterreich erheben, zunächst aber Dalmatien, Illyrien und Istrien insurgiren wollten, wenn ihnen Piemont sein Bündniß gewähre und ihnen zu Waffenankäufen und anderen dringenden Vorbereitungen die Summe von nur 8 Millionen Francs gewähre. Sie legten dem darüber erstaunten Premier Documente vor, die sie in jeder Beziehung legitimirten und enthüllten ihm den ganzen Insurrections- und Angriffsplan gegen die östliche Flanke Oesterreichs. Der Graf aber ließ sich nicht weiter mit ihnen ein, so daß sie bald darauf über England ihre Heimreise antraten. Die Absichten dieser Leute waren ihm zu revolutionär, die Wirkungen einer solchen Action zu unberechenbar, und so wies er eine furchtbare Waffe gegen Oesterreich, so möglicher Weise die Lösung der orientalischen Frage durch Italien und schließlich den Talisman von der Hand, der auch den Bonaparte gefügig machen konnte“. — Da waren die magyarischen Emigranten, Kossuth an der Spitze, bei ihm und Napoleon III., vor dessen Auge sie ebenfalls, durch die Vermittlung des Grafen Andrássy Gnade gefunden, glücklicher.

Anmerkung des Uebersetzers.

Barometer befand sich in beständiger zitternder Schwankung. Das hätte auch die stärksten Nerven abnützen, den muthigsten Mann kleinmüthig machen und den an die Launen und Wechsel des Schicksals gewöhntesten Sterblichen nachgerade aus der Fassung bringen müssen. Die Chronik jener Tage müßte Stunde für Stunde geschrieben werden und da würde keine der andern gleichen. Nichts war unveränderlich als eben nur die außerordentlichste Veränderlichkeit. Was der arme Graf Cavour damals alles ausstehen mußte, läßt sich gar nicht in Worte fassen. Nur wer ihn in jenen unvergeßlichen Tagen selbst gesehen hat, vermag sich einen genauen Begriff von den Mühen, Ueberraschungen, Zweifeln und Sorgen zu machen, deren dieser große Geist damals Herr werden mußte. Die Diplomatie wollte und wollte nicht, leugnete heute, was sie gestern bestätigt hatte, drohte und schmeichelte um die Wette. Heute ging alles mit Sturmesschnelle, morgen trat wieder ein völliger Stillstand ein. Ein weniger stark und groß angelegter Mann als Graf Cavour würde sich unter solchen Verhältnissen in kürzester Zeit verbraucht haben. Er aber blieb fest und heiter. Wohl machte er auch Stunden bitterer Zweifel durch, aber schnell besiegte er immer jede ihn umstrickenwollende Niedergeschlagenheit und ward wieder er selbst. Wie oft war er damals gezwungen, auf eine schwierige und vielverwickelte Frage stehenden Fußes zu antworten und Diplomatie mit elektrischer Schnelligkeit zu treiben. Nie zuvor hatte der Telegraph zwischen London und Wien, Paris und Turin, Petersburg und Berlin mit solchem Fleiße arbeiten müssen, wie in jenen Tagen. Ganz Europa war so zu sagen moralisch aus Rand und Band. Es regnete förmlich Beschuldigungen und Verwünschungen gegen den turbulenten Minister, welcher Niemand in behaglicher Ruhe seinen Sect trinken ließ und der im Lichte der ungeheuren Schuld erschien, den Krieg zu wollen, um dadurch den Interessen seines eigenen Landes zu dienen. Dabei

war man freilich so ungerecht, zu vergessen, daß jener Minister, indem er in solcher Weise vorging, die Interessen der Civilisation rettete, die Revolution in Ketten legte und der Sache der Gerechtigkeit diente.

Die englische Regierung legte ein großes Gewicht auf den Congreß und hielt ihn für ein ernstes Mittel, dem Kriege zuvorzukommen und die gerechten Wünsche der Italiener zu befriedigen. Die russische Regierung war für den Congreß eingenommen, weil sie ihn selbst zuerst vorgeschlagen. Ihre Vorliebe für ihn beruhte auf reinem Paternitätsgefühle. Die preußische Regierung stimmte dafür, weil sie darin eine Demüthigung Oesterreichs erkannte. Der Minister Schleinitz glaubte den Grafen Cavour nicht wenig zu trösten, indem er ihm sagen ließ, daß durch den Congreß Oesterreich zur Rolle der Türkei herabsinke, und daß Piemont einen großen Sieg davon getragen, indem es jene Macht zur Anerkennung der Existenz der italienischen Frage gezwungen habe. Die österreichische Regierung ließ sich den Congreßvorschlag gefallen, um zu temporisiren, Kraft*)

---

*) Um dieses Wort „Kraft" hier zu verstehen, muß man einen Blick auf die damalige österreichische Finanzlage werfen, die in Gemeinschaft mit den auffallenden englischen Friedensmissionen in Wien damals wesentlich dazu beitrug, Oesterreich um die Vortheile der kriegerischen Initiative und damit um den Erfolg des unvermeidlich gewordenen Feldzugs zu bringen. Wir lassen in dieser Beziehung wieder Walter Rogge sprechen, indem wir uns darauf beschränken, seine zu sehr an die Gasse erinnernden Schimpfworte gegen Oesterreich, mit denen dieser Autor sein schönes historisches Material in selbstschänderischer Weise so oft verdirbt, wegzulassen. Derselbe schreibt: „Freilich, als dann der Krieg ausbrach, als dessen Kosten in erster Linie wieder durch Ausbeutung der Nationalbank bestritten werden mußten; da konnte Niemand mehr Bruck dafür verantwortlich machen, daß die salus reipublicae wieder zum ersten Gesetz ward, vor dem alle wirthschaftlichen Bedenken zu schweigen hatten. Das Schicksal der Bank aber war besiegelt, als im April und Mai 1859 das Institut je zwei weitere Raten, die erst Ende 1859 bis Ende 1865 aus dem Verkaufe der Südbahn und der lombardischen Bahnen fällig wurden, der Regierung mit 27 Millionen Gulden in Banknoten al pari auszahlen und diese Transaction vertuschen mußte,

und plausible Vorwände für seine Beschuldigung zu gewinnen, daß Piemont die Ruhe Europa's um jeden Preis stören wolle und durchaus aggressive Pläne hege. Die französische Regierung ließ den Dingen ihren Lauf: der Piemont wenig zugethane Minister Walewski arbeitete übrigens ernstlich an der Zustandebringung des Congresses. Napoleon III., welcher der Sache

---

indem sie die betreffende Summe nicht gesondert, sondern unter der Rubrik „fremde Wechsel" im Ausweise anführte. Auch vergesse man nicht, daß Bruck erst zu diesem Mittelchen griff, nachdem er mit dem Appell an den fremden Geldmarkt kolossales Fiasko gemacht. Ende 1858 war Brentano nach London gegangen, um dort ein Anlehen von 6 Millionen Pfund Sterling zu contrahiren, dessen effective Verzinsung die Bedingungen auf 6 bis 7 Proc. stellten; demungeachtet scheinen höchstens eine Million Pfd. St. oder 10 Millionen Gulden Silber gezeichnet worden zu sein, als es aufgelegt ward. Zu den Eigenthümlichkeiten von Bruck's autokratischer Natur gehört es, daß er bei jeder seiner Operationen es der öffentlichen Meinung nach Kräften unmöglich machte, sich ein klares Bild von den Resultaten zu entwerfen. Das Meisterstück in dieser Richtung war die Ueberschreitung des Nationalanlehens um 111 Millionen, daß auch hierzu erst die Kriegsnoth Bruck gedrängt haben soll, ist vollkommen unrichtig: erwiesenermaßen waren Ende October mindestens schon 75 Millionen dieser . . . . Papiere emittirt. Uebrigens scheint dies Manöver mehr auf den Köhlerglauben der kleinen Leute berechnet gewesen zu sein, die dann, naiv genug, das Sinken des Nationalanlehens dem Fallen des Agio zuschrieben. Die großen Firmen führten genau Contocorrent über jeden Ballen, der aus der Presse kam. Noch im April und Mai, als die Oesterreicher schon in Piemont standen, wurden Posten verkauft, bei denen die frische Schwärze in Verbindung mit der Jahreszahl „1854" in Verviers an der Grenze zu Saisirungen wegen Fälschung führte. Auf Reclamation der österreichischen Gesandtschaft in Brüssel erfolgte ein lahmes Dementi in der „Indépendance belge", aber kein Fälscherproceß In den belgischen Stiftern steckt bekanntlich viel österreichisches Geld; deshalb war, bei den mancherlei umlaufenden Gerüchten, von Brüssel aus der Befehl ergangen, auf die österreichischen Staatspapiere ein scharfes Auge zu haben, und in Folge davon war die Douane in Verviers eingeschritten. Dies Nachtstück österreichischer . . . . Finanzwirthschaft wird also durch den Ausbruch des Krieges ebenso wenig erklärt, oder entschuldigt, wie die sofortige Wiedereinstellung der Baarzahlungen . . . .
Dagegen steht Bruck natürlich außer allem Obligo für die Maßregeln, die ergriffen werden mußten, als der Krach erfolgt war und als es hieß: „Noth bricht Eisen". Am 2. April mußte die Bank in Noten nach den Normen, die für ihre Lombardgeschäfte galten, auf ein später zu begebendes

Piemonts aufrichtig zugethan und dem Grafen Cavour so befreundet war, wollte sich doch gern zum Kriege gewissermaßen zwingen lassen und, gezwungen wie er war, auf die öffentliche Meinung Frankreichs Rücksicht zu nehmen, wollte er sich nicht zu Schritten verleiten lassen, die ihn mit dieser öffentlichen Meinung hätten in Conflict bringen können. Der arme Graf Ca-

---

Anlehen im Nominalbetrage von 200 Millionen zwei Drittel oder 133⅓ Mill. Gulden in Noten herleihen: dieser mit zwei Procent verzinsliche Vorschuß war Ende August bereits ganz aus der Bank entnommen. Während das Institut so gezwungen ward, seinen Notenumlauf zu vermehren, da es 160 Millionen herbeischaffen mußte (außer den 133 noch die erwähnten 27 Millionen Vorschüsse aus den Bahnverkäufen) nahm der Staat am 26. Mai nach 20 Millionen Silber aus den Kellern der Bank, gegen Verpfändung von 3 Millionen Pfd. St. des in London mißglückten Anlehens. Dies Silberanlehen wurde nicht verzinst; auch weder für die 133 Millionen noch für die 20 Millionen Silber ein bestimmter Rückzahlungsmodus festgesetzt; so ganz war die Bank wieder ein Staatscreditetablissement, die Note Papiergeld geworden. Als im Juni 1859 die Bank darauf drang, das Versäumte nachzuholen, und um die Erlaubniß ersuchte, die ihr verpfändeten Obligationen zu verkaufen, wenn die Vorschüsse nicht binnen Jahresfrist nach dem Friedensschlusse zurückgezahlt sein würden, mußte sie sich mit der Antwort begnügen, es liege ja die möglichst schnelle Tilgung im Interesse des Staates selber, der daher das Zweihundertmillionen-Anlehen vom 29. April 1859 so emittiren werde, daß die Einzahlungen sofort in die Bankcasse flössen. Der Staat brauchte Geld und ganz insbesondere Silber — letzteres für die Truppen in Italien, — und zwar obschon am 11. Juni decretirt ward, daß die Coupons des Nationalanlehens statt in klingender Münze, in Papier mit Aufgeld bezahlt würden, und obschon am 7. Mai für die italienischen Provinzen eine Zwangsanleihe im Betrage von 75 Millionen Gulden zum Curse von 70 in fünfprocentigen Silbereffecten ausgeschrieben war, die auf den sogenannten Monte, die besondere Landesschuldencasse Lombardo-Venetiens fundirt wurde. Allerdings war es auf diese Art erzielt, daß die neuen Vorschüsse von 160 Millionen Gulden in Papier und 20 Millionen Gulden in Silber dem Staate nur 2⅔ Millionen jährlicher Zinsen, nämlich 2 Procent von 133 Millionen kosteten; aber indem sie hauptsächlich die Insolvenz der Bank und das hohe Agio verschuldeten, verursachten diese Manipulationen dem Staate und dem Volke so ungeheure directe und indirecte Einbußen, daß sie effectiv mehr kosteten, als viel theurere Creditoperationen, abgesehen selbst von dem moralischen Drucke, den die Papierwirthschaft auf den Staatscredit ausübt. Aber mochte eine derartige Beschaffung der unumgänglich nothwendigen Geldmittel zur Krieg-

vour wurde in solcher Weise jeden Augenblick von Telegrammen geplagt, die peinliche Anfragen, Friedensermahnungen, oder strengen Tadel enthielten. Und dabei mußte er daran denken, im Lande das Vertrauen wach zu erhalten, den Enthusiasmus vor Erkältung zu schützen und die glänzende Nationalbewegung, die sich mit so großem Schwung in dem täglichen massenhaften Zuströmen der italienischen Jugend unter die Fahnen des Hauses Savoyen äußerte, vor Unterbrechung und Störung zu wahren.

Der englische Gesandte Sir James Hudson wurde von seiner Regierung aufgefordert, sich nach London zu begeben, um über die Lage der Dinge in Piemont mündlichen Bericht zu erstatten und das Amt eines zweiten englischen Bevollmächtigten auf dem Congresse zu übernehmen. Als erster englischer Bevollmächtigter sollte Lord Cowley fungiren.

Graf Cavour berief in aller Eile Massimo d'Azeglio aus Rom zurück und sandte ihn nach Paris und London, damit er mit seiner daselbst sehr geachteten Stimme sich über die Sachlage in Italien vernehmen lassen und die Westmächte überzeugen möge, daß, wenn sie Piemont nicht beiständen, sie nur der Revolution in die Hände arbeiten würden*). „Unserem Massimo",

---

führung immerhin selbst vom engsten fiskalischen Gesichtspunkte aus verwerflich sein; es blieb eben nichts Anderes übrig, als die Anwendung solcher Hebel. War doch am 28. April bereits eine Art von Staatsbankrott decretirt, indem der Abzug einer 5procentigen Einkommensteuer von den Coupons der Staats-, öffentlichen Fonds- und ständischen Obligationen verordnet ward..... Am 13. und 17. Mai folgten die Zuschläge zu den directen und indirecten Steuern „für die Dauer des Krieges"; sie betrugen ein Sechstel bis zur Hälfte des Grundstocks und überlebten selbstverständlich den Frieden von Villafranca, ebenso wie die am 26. Mai eingeführten Zuschläge zu den Stempelgebühren". Dem Grafen Cavour, dem die österreichische Finanzlage sehr genau bekannt war, mußte sie zu nicht geringer Aufmunterung gereichen.
Anmerkung des Uebersetzers.

*) Hier und besonders auch zum Verständniß des Folgenden wird es wohl nicht unpassend sein, an gewisse Enthüllungen, so phantastisch sie auch klingen mögen, zu erinnern, die Theodor Mundt in seinem Werke „Rom

sagte er, „werden sie glauben. Sie wissen sehr wohl, daß er den Revolutionären nicht hold gesinnt ist und wenn er ihnen die wahre Sachlage geschildert haben wird, dürften sie vielleicht finden, daß ich denn doch nicht in allen Stücken Unrecht gehabt habe. Wie käme ich dazu, dieser ruhmvollen Bewegung Zügel anzulegen? Und wenn ich das auch wollte, könnte ich es etwa? Soll ich etwa in den Straßen von Savigliano und Cuneo (den

---

und Neapel" (Berlin, Otto Janke 1859) über die geheimen Impulse Louis Napoleons zum Kriege gegen Oesterreich veröffentlicht hat. Er berichtet: „Im Laufe des Sommers 1858 wurde dem Kaiser (Napoleon III) durch einen italienischen Emigrirten, der zur Tafelrunde des Prinzen Napoleon im Palais Royal gehörte, der Brief des unglücklichen Felice Orsini auf das Dringlichste bestätigt. Nach den Mittheilungen, die dieser Mann dem Prinzen Napoleon gemacht, empfing ihn der Kaiser in einer geheimen Unterredung und erfuhr von dem Aufrichtigen, daß 2000 Dolche für ihn in Italien geschliffen seien und daß Einer nach dem Andern sich unaufhaltsam ihm nahen werde. Auf die nachdenkliche Frage Louis Napoleons, wodurch dies am besten gehindert werden könnte, wurde ihm das Wort Orsini's wiederholt, daß dies nur durch einen Krieg für die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens noch möglich sei. Der Kaiser verlangte bestimmte namhafte Erklärungen, wenn er wirklich handeln solle. Der Emigrant verspricht sie aus Italien herbeizuholen, reist ab und kehrt nach Verlauf einiger Zeit wieder zurück, indem er Nachweise mitbringt, die den Kaiser zufriedenstellen sollen. Aber es wird versichert, daß ihm die Frist von 18 Monaten gestellt worden sei; so lange wollten die italienischen Patrioten geduldig warten und die Spitzen ihrer Dolche von ihm abwenden. So viel Zeit verfloß aber nicht, bis die neugefaßten Entschlüsse Louis Napoleon's zur Ausführung kamen. Denn dem Kaiser schien es plötzlich ein gewaltiger Ernst mit der neuen kriegerischen Unternehmung zu sein und er traf mit gewohnter Meisterschaft der Intrigue seine diplomatischen Einfädelungen so glücklich, daß Oesterreich selbst es zu sein schien, durch welches Frankreich im Frühjahr 1859 bei den Haaren in den Krieg hineingezogen wurde. Diese Geschichte wurde in Paris überall erzählt und trägt jedenfalls wohl einige Züge von Wahrheit an sich. Die italienische Revolutionspartei, in deren Kreisen diese Vereinbarungen spielten, ist offenbar diejenige, welche in dem franco-sardischen Kriege gegen Oesterreich unter der Führung Garibaldi's auf den Schauplatz getreten ist". — So viel giebt auch Massari zu, daß Cavour gern mit der Revolution schreckte, andererseits steht es fest und wird von allen seinen Biographen bestätigt, daß er damals mit Garibaldi in freundschaftlicher Verbindung stand. Anmerkung des Uebersetzers.

beiden Städten, wo sich die größte Anzahl von Freiwilligen befand) schießen lassen? Nein, nein, das ist nicht möglich, das werde ich niemals thun". Und indem er so sprach, stieg vor innerer Bewegung Purpurgluth in sein Gesicht und traten ihm Thränen in die Augen.

Die Regierungen von England und Preußen nahmen es auf sich, mit der piemontesischen Regierung zu unterhandeln, um sie zur Einstellung ihrer Rüstungen und zum Eingehen auf friedliche Unterhandlungen zu bestimmen. Zu diesem Endzweck wurden identische Instructionen von Berlin an den preußischen Gesandten, Grafen Brassier de St. Simon, von London an Herrn West, der in Abwesenheit Sir James Hudsons das Amt eines englischen Geschäftsträgers in Turin versah, abgesandt. Dabei erhielt der Eine wie der Andere den Auftrag, gemeinsam mit seinem Kollegen vorzugehen. Der Zufall*) wollte es aber, daß das Telegraphenamt bei Besorgung dieser Depeschen einen Irrthum beging. In dem Telegramme, welches Herrn West beauftragte, sich mit dem preußischen Gesandten in's Einvernehmen zu setzen, wurde nämlich der Buchstabe P in dem Worte Prussia ausgelassen, so daß es statt Preußen Rußland (Russia) hieß. Herr West begab sich ungesäumt zum Gesandten Rußlands, welcher, von dieser ihm sehr unerwartet kommenden Mittheilung überrascht, ihm erklärte, daß er durchaus keine Instructionen solcher Art erhalten habe. Darüber ward es nöthig, in London um Aufklärungen zu bitten und ehe diese anlangten, vergingen wieder einige Stunden. In jenen Tagen aber war eine Stunde mehr oder weniger keine gleichgültige Sache, da die Situation von einem Moment zum andern eine neue Gestalt annehmen konnte. Der hierdurch bewirkte Aufschub erwies sich in der That

*) Nur der Zufall Herr Massari? In einem historischen Werke darf man schon etwas indiscret sein. Anmerkung des Uebersetzers.

nicht ganz unnütz, zum Mindesten gewährte er dem Grafen Cavour hinreichende Zeit, reiflich nachzudenken und seine Antwort gehörig abzuwägen.

Es handelte sich jetzt hauptsächlich darum, zu erfahren, ob der Congreß zusammentreten könne, ohne daß vorher erst die verschiedenen direct betheiligten Mächte die Entwaffnung beschlossen hätten. Oesterreich wollte nicht entwaffnen, wenn nicht Piemont sofort, ja zuerst dasselbe thue. Piemont aber vermochte in dies Ansinnen nicht zu willigen. Zwischen beiden Mächten war dieserhalb durchaus kein Einverständniß zu erzielen, und so schien der Krieg nicht nur überhaupt unvermeidlich, sondern auch unmittelbar bevorstehend. Schon waren den Truppen die geeigneten Befehle zugegangen, und einige Officiere hatten schon von ihren Familien Abschied genommen. Da veränderte sich plötzlich die Scene wieder. Nachdem man eben noch den Krieg für unausweichlich gehalten, erschien der Friede jählings nahezu gewiß. Die französische Regierung nahm den Entwaffnungsvorschlag an und stellte die Bedingung auf, daß Piemont und die anderen italienischen Staaten auf dem Congresse vertreten sein sollten. Graf Walewski hatte am 18. April diese Nachricht dem französischen Gesandten in Turin, Fürsten Latour d'Auvergne, mit dem ausdrücklichen Befehle telegraphirt, sie sofort dem Grafen Cavour mitzutheilen. Das Telegramm langte tief in der Nacht an, war aber so deutlich und bestimmt abgefaßt, daß man ihm gehorchen mußte. Fürst Latour d'Auvergne befahl daher dem Gesandtschaftssekretär, Baron Aymé d'Aquin, sich in den Palast Cavour's zu begeben und dem Grafen dies Telegramm sogleich mitzutheilen. Es war um halb zwei Uhr in der Nacht vom 18. auf den 19. April. Baron Ayméd' Aquin begab sich in die Behausung Cavour's, wo schon Alles schlief und ließ sich, nachdem er sich das Thor hatte öffnen lassen, beim Grafen, der sich ebenfalls, erschöpft von des Tages Mühen, zur Ruhe begeben

hatte, melden. Kaum vernahm aber Cavour, daß der Sekretär der französischen Gesandtschaft gekommen war, um mit ihm zu reden, so begriff er gleich, daß es sich hier um eine ernste Angelegenheit handle, die keinen Aufschub dulde. Er ließ ihn daher in sein Schlafcabinet eintreten und begann, indem er sich im Bette emporrichtete, das unselige Telegramm zu lesen, welches jener, gehorsam dem ihm von seinem Gesandten ertheilten Auftrage, ihm überbracht hatte. Cavour ward davon außerordentlich ergriffen, sein ganzer Körper schien in convulsivische Zuckungen zu gerathen, und sagte, indem er sich die Stirn mit beiden Händen schlug und seine Augen sich fast unnatürlich weit öffneten, zu dem französischen Diplomaten mit fieberhaft erregter Stimme: „Il ne me reste plus maintenant qu'à me donner un coup de pistolet, et me faire sauter la tête. (Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen)". Welch ein schrecklicher Moment! Der Baron Aymé d'Aquin war Zeuge des unbeschreiblichen Schmerzes dieser großen Seele und zog sich tief bewegt zurück.

Am andern Morgen um sechs Uhr begab sich Fürst Latour d'Auvergne in Person zum Grafen Cavour, welcher ihm, obschon etwas beruhigter, seinen ungeheuren Schmerz schilderte, der ihn ergriffen, als er jene Mittheilungen erhalten hatte und hinzufügte, daß er, nachdem er seinem Monarchen keine andere Politik als die bis zu diesem Augenblicke befolgte vorzuschlagen vermöge, seine Entlassung einreichen werde. Diese Erklärung erschreckte wieder den französischen Diplomaten, welcher seit zwei Jahren in Turin lebend und mit der Stimmung der Gemüther, wie mit der Sachlage vollkommen bekannt, überzeugt war und sich darin auch nicht irrte, daß die Entlassung des Grafen Cavour vom Posten eines ersten Ministers des Königs Victor Emanuel besonders in diesem Momente eine wahre Katastrophe sein würde.

Die Nachricht von der Möglichkeit des Rücktritts Cavour's

gelangte auch zu den anderen Diplomaten und Alle waren darüber ganz verstört. Waren sie doch der Ansicht, daß, wenn dieser Fall einträte, es ein wahres Unglück sein werde.

An jenem 19. April war Graf Cavour eine Beute der größten Erregung. Ruhelos ließ er alle Möglichkeiten der nächsten Zukunft an sich vorübergleiten; unaufhörlich untersuchte er die verschiedenen Schachzüge, die er jetzt noch zu thun vermöge, aber keiner wollte ihm Trost und Beruhigung bringen. „Es ist wahr", sprach er, „unsere Eigenliebe ist eigentlich nicht verletzt. England hat uns zuerst aufgefordert, auf eine sofortige Entwaffnung einzugehen, wir haben verneinend geantwortet. Dann hat es von uns die Entwaffnung im Princip verlangt, und wir haben abermals eine negative Antwort gegeben. Wenn wir jetzt dem Entwaffnungsantrage beitreten unter der Bedingung, daß wir auf dem Congresse zugelassen werden, so weichen wir dem Verlangen, das von ganz Europa an uns gestellt wird. Unsere Ehre bleibt also unverletzt. Wir haben so lange widerstanden, als wir es nur irgend vermochten. Aber trotzdem ist unsere Situation sehr ernst: nicht gerade verzweifelt, aber wirklich sehr ernst".

Gegen Abend kehrte er, noch immer von diesen peinigenden Gedanken gequält, nach Hause zurück, wo er ein Telegramm von Massimo d'Azeglio aus London vorfand, welches ihn ermahnte, geduldig zu sein und sich nur ja recht klug zu verhalten*), und zwei Telegramme vom Kaiser Napoleon III. und dem Prinzen Napoleon, die ihn zu beruhigen suchten und in der That seine Erregung ziemlich beschwichtigten.

---

*) Massari's Schilderung dieses entscheidenden Moments im Leben Cavour's ist das Vollständigste, was bisher darüber veröffentlicht worden ist. Ich werde absichtlich dann die anderen vorhandenen Versionen daran knüpfen. Wichtig ist dies Telegramm d'Azeglio's. Es beweist, daß man in Wien doch nicht so ganz unrecht hatte, als man daselbst später von der „englischen Komödie" sprach. Anmerkung des Uebersetzers.

Jetzt hing Alles noch immer von der Antwort ab, welche die österreichische Regierung ertheilen würde. Würde diese Regierung in die Zulassung des Vertreters Piemonts zum Congresse einwilligen, oder nicht? Darüber verging der ganze 20. April, und der Entschluß der österreichischen Regierung war noch immer nicht bekannt. Am folgenden Tage, dem 21., dauerte das Stillschweigen fort, und da sagte Graf Cavour um drei Uhr Nachmittags mit erheitertem Blicke zu einem Freunde: „Oesterreich spricht noch immer nicht; wenn es sich ablehnend äußerte, so hätte Napoleon III. richtig gerathen".

Unterdeß gingen von verschiedenen Seiten Nachrichten über die kriegerischen Absichten Oesterreichs ein. Der erste Wink kam von Berlin, wo man in Erfahrung gebracht, daß die österreichische Regierung entschlossen sei, ein Ultimatum nach Turin ergehen zu lassen, das einer Kriegserklärung gleichkommen werde. Später erhielt noch an demselben Tage (den 21. April) auch die russische Legation in Turin eine ganz identische Nachricht von der russischen Legation in Wien. Einige Stunden später benachrichtigte Graf Walewski selbst den Fürsten Latour d'Auvergne von demselben Factum, indem er ihm dabei auftrug, dem Grafen Cavour zu sagen: „de compter sur notre appui le plus énergique" (daß er auf unseren (d. h. den französischen) energischsten Beistand rechnen dürfe). Endlich, gegen 4 Uhr Nachmittag, erhielt auch der englische Geschäftsträger, Herr West, aus London von Lord Malmesbury ein Telegramm, in dem er ihm auftrug, dem Grafen Cavour mitzutheilen, Oesterreich habe die Vorschläge der Mächte völlig verworfen und sei entschlossen, Piemont ein drohendes Ultimatum zu senden, welches schon von Wien abgegangen sei, um dem Minister des Aeußern des Königs Victor Emanuel eingehändigt zu werden. Es war das eine streng officielle Mittheilung, deshalb begab sich auch Herr West sogleich in's Ministerium. Als Graf Cavour vernahm, daß der englische

Geschäftsträger ihn zu sprechen wünsche, um ihm eine Mittheilung von höchster Bedeutung zu machen, sprang er von seinem Sitze auf, rieb sich lebhafter als gewöhnlich die Hände und ließ Herrn West sofort bei sich eintreten. Dieser las ihm das Telegramm vor, das er eben erst erhalten hatte. Graf Cavour bat ihn hierauf, es ihm noch einmal vorlesen zu wollen, und als ihm dieser Wunsch erfüllt worden war, dankte er dem englischen Diplomaten herzlich, indem er ihm sagte: „J'espère que vous trouverez que nous avons fait tout ce qui était en notre pouvoir pour éviter une conflagration; maintenant l'Austriche nous attaque; nous nous en remettons au sort des armes et au Dieu des batailles. J'espère de pouvoir compter si non sur l'appui, sur la bienveillance de l'Angleterre". (Ich hoffe, daß Sie finden werden, daß wir Alles gethan haben, was in unserer Macht stand, um einen Kriegsbrand zu vermeiden. Jetzt greift uns Oesterreich an. Wir sind auf das Loos, das die Waffen werfen und auf den Gott der Schlachten angewiesen. Ich hoffe, wenn nicht auf die Unterstützung, so doch auf das Wohlwollen Englands rechnen zu dürfen.) Während er in ruhigem und würdigem Tone diese Worte aussprach, war in seinen Zügen die tiefe Bewegung seiner Seele zu lesen. In seinem Antlitz spiegelte sich die stürmisch erregte Freude über das Gelingen seines großen Planes ab*).

---

*) W. de la Rive schildert diese entscheidende Krise wie folgt: „Ich habe gesagt, daß Cavour eines Tages, an einem einzigen Tage ein Zagen in dem Geiste des Kaisers befürchtet hatte. Dieser einzige Tag war der, wo um die Zeit des 20. April eine lakonische und gebieterische telegraphische Depesche von Paris eintraf. „Nehmen Sie", sagte diese Depesche, „unverzüglich die Vorbedingungen des Congresses an und antworten Sie durch den Telegraphen". Diese Vorbedingungen waren die Verabschiedung der Freiwilligen, das Aufhören der Rüstungen, die Einstellung aller Vorbereitungen, kurz, ein völliges Ablassen von dem begonnenen Unternehmen, dessen finanzielle Folgen Piemont ebenso wenig auszuhalten vermochte, als Cavour dessen politische Wirkung ertragen haben würde. Die Allmacht Cavour's basirte

Das Ziel war jetzt also erreicht; der Krieg stand außer aller Frage und die Herausforderung dazu ging von Oesterreich selbst aus.

---

auf dem Vertrauen, das er einflößte, auf einem gewissermaßen abgöttischen Vertrauen, dem gegenüber man Nichts discutirte, Nichts bestritt und das so groß war, daß, wenn er für Alles einstand, Niemand auf den Gedanken kam, irgend welche Unruhe zu verspüren. Dieses blinde Vertrauen und dieser Glaube, den er gleichsam als sein Privileg für sich beanspruchte, und den er von einer in so manchen Dingen verschiedenartig denkenden und strebenden, aber in dem unbedingten Vertrauen in ihn einmüthigen und unter einer Art sich von selbst verstehender Dictatur disciplinirten Nation erlangte, machten für ihn den Erfolg ebenso wohl zur gebieterischen Nothwendigkeit, wie zur heiligen Ehrenpflicht. Plötzlich auf der Bahn innehalten, in welche er seit vier Monaten mit seinem Lande eingetreten und für die er die öffentliche Meinung ganz Italiens hingerissen hatte und zur Umkehr schreiten, das hätte für Cavour so viel bedeutet, wie daß er betrogen wurde, daß er sich getäuscht und daß er daher verloren sei. Als er den Befehl erhielt, den Bedingungen des Congresses beizutreten, wankte Cavour zuerst unter dem Keulenschlage, oder er hatte vielmehr einen Augenblick der Ungewißheit, der inneren Gährung. Dann aber ließ er den Verdacht schweigen, trat bei und auf dem Telegraphendrahte flog eine von seiner Hand geschriebene Antwort fort, in der er vielleicht den Untergang seines Ruhmes und seiner Macht unterschrieben hatte. Achtundvierzig Stunden später schritten zwei Officiere in weißer Uniform durch die Straßen Turins. Es war das Ultimatum Oesterreichs, das eintraf". Bis auf die nicht ganz genauen Zeitangaben stimmt dieser Bericht mit dem Massari's so ziemlich überein. Die Zeitangaben sind bei W. de la Rive immer mit äußerster Vorsicht aufzunehmen.

Auch nach Reuchlin's und Rogge's Darstellung gab es einen Moment, wo Napoleon alles Ernstes schwankte, dem ersten Schritt den zweiten folgen zu lassen. Das Ultimatum aus Wien war jedenfalls die Rettung Cavours. Die erste Kunde, daß das vom 19. datirte Ultimatum unterwegs sei, soll er nach diesen Quellen über Neapel (Graf Wachtmeister) erhalten haben. Davon berichtet Massari nichts, es ist aber möglich, da ja die neapolitanische Regierung damals mit der österreichischen auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, also wohl von den Absichten Oesterreichs genaue Kunde haben konnte.

Diese ganze Periode zu Beginn des Jahres 1859 im Leben Cavour's erinnert sehr lebhaft an die Zeit, welche Fürst Bismarck kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 durchmachte, über welche kürzlich eine competente Feder in der „Weser-Zeitung" schrieb: „Des Reichskanzlers jetziges Leiden datirt von 1866 her; mit den Aufregungen dieses Kriegsjahres, zu denen die Strapatzen eines Feldzuges kommen, ist kein späteres Echauffement Bismarcks in Vergleich zu bringen. Er brach mit Oesterreich und den Mittel-

Die öffentliche Meinung ganz Europa's tadelte einstimmig das Vorgehen Oesterreichs. Lord Malmesbury ließ sogleich durch den englischen Gesandten in Wien, Lord Loftus, dem Grafen Buol erklären, daß Oesterreich durch diesen Entschluß jeden Anspruch auf den Beistand und die Sympathie Englands verloren habe. Die englische Regierung, welche den Krieg hatte verhindern wollen und ihn nun doch von Oesterreich heraufbeschworen sah, hatte keinen Grund mehr, mit der piemontesischen Regierung nicht in Uebereinstimmung zu sein und wandte ihr von jetzt ab alle Sympathie zu*).

Der Tadel, den die Handlungsweise Oesterreichs auf sich lenkte, war so groß und allgemein in Europa, daß er fast einen Augenblick die Besorgniß aufkommen ließ, das Ultimatum könne vielleicht, noch bevor es nach Turin gelange, wieder zurückgezogen werden. Indeß waren die Dinge dazu schon zu weit gediehen; keine der beiden Mächte konnte jetzt mehr zurück, um so mehr, als der Kaiser Napoleon III. bereits im „Moniteur Universel“ hatte notificiren lassen, daß er einigen Divisionen seines Heeres den Befehl ertheilt hatte, sich an der Alpengrenze zu concentriren.

Am 23. April trat Graf Cavour vor die Deputirtenkammer,

---

staaten, er hatte an Italien einen flauen Bundesgenossen, bei Hofe unversöhnliche Feinde, an der heimischen Volksvertretung keinen Bundesgenossen, im Volke sehr getheilte Empfindungen und an Frankreich einen auf Preußens Niederlage speculirenden Laurer. Das Alles ruinirte seine Nerven total“. Dieser Schilderung gegenüber befand sich Cavour 1859 immer noch in relativ besserer Lage. Die geistigen Anstrengungen wahrer Staatsmänner, die Großes erstreben, sind immer kolossal und werden gewöhnlich die Mörder jener Männer, die ihren Ruhm gar theuer erkaufen müssen.

Anmerkung des des Uebersetzers.

*) Dies Bekenntniß Massari's ist von großer Wichtigkeit. Es sagt weit mehr, als es sagen soll. Die englische Regierung brauchte eben von dem Momente an kein Blindekuhspiel mehr zu treiben, wo Oesterreich den „Schein“ des Unfriedenstifters auf sich geladen hatte. Die Karten waren fein gemischt. Anmerkung des Uebersetzers.

die Mittags zu einer außerordentlichen Sitzung berufen worden war, und forderte von ihr außerordentliche Vollmachten. Der Sitzungssaal war stark besucht. Der Minister las einige wenige Worte vor, durch welche das von ihm gestellte Verlangen gerechtfertigt werden sollte. Der vibrirende Ton seiner Stimme ließ deutlich seine innere Bewegung gewahren. Man hörte ihn mit andächtigem Schweigen an. Sobald er geendet hatte, ertönte der einstimmige stürmische Ruf: Viva il Re! (Es lebe der König!) Viele Abgeordneten weinten. Es war das ein Moment wahrhaft erhabener Rührung. Die Kammer beschloß, ungesäumt auf die Berathung der ministeriellen Vorlage einzugehen.

Um drei und ein halb Uhr Nachmittags langten von Mailand auf der Eisenbahnstation an der Porta Susa der Baron Kellersberg und der Graf Ceschi di Santa Croce an, welche den Auftrag hatten, der piemontesischen Regierung eine österreichische Botschaft zu überbringen. Graf Cavour hatte gewünscht, sofort von ihrer Ankunft benachrichtigt zu werden und damit einen Freund beauftragt, welcher, sobald er sich von der Ankunft der Oesterreicher vergewissert, in den Palazzo Carignano, wo die Kammer noch versammelt war, eilte, um dem Grafen diese Nachricht zu überbringen. Der Freund schrieb Cavour auf das erste beste Stück Papier: „Sie sind da, ich habe sie gesehen.“ Cavour erhielt diesen Zettel gerade in dem Momente, wo ihm der Präsident der Versammlung anzeigte, daß die Kammer die gewünschten Vollmachten bewilligt habe. Eilig verließ er unter dem ihn begleitenden Rufe: „Viva il Re!“ den Sitzungssaal und als er draußen dem betreffenden Freunde begegnete, dankte er ihm, indem er sprach: „Ich verlasse soeben die Sitzung der letzten piemontesischen Kammer, die nächste Sitzung wird schon dem Parlamente des Königreichs Italien zufallen“.

Bald darauf schrieb der preußische Gesandte, Graf Brassier de St. Simon, dem Grafen Cavour, daß soeben der Baron

Kellersperg von Mailand eingetroffen sei, der den Auftrag habe, ihm einen Brief des Grafen Buol zu übergeben.

Cavour antwortete sogleich, daß er bis drei Viertel auf sechs Uhr im Ministerium anwesend sein und dann erst nach neun Uhr in dasselbe zurückkehren werde. Um ein Viertel auf sechs Uhr begaben sich dann, vom Grafen Brassier geführt, die österreichischen Sendboten zum Palaste des Ministeriums. Baron Kellersperg war sehr artig und sagte, als er den Brief überreichte, daß er dessen Inhalt nicht kenne. Graf Cavour entsiegelte ihn und las ihn. Es war das Ultimatum, welches eine Antwort „ja" oder „nein" forderte und nur eine Frist von drei Tagen bewilligte. Cavour zog die Uhr aus der Tasche; es war jetzt gerade halb sechs Uhr Abends. Er bat somit den Baron Kellersperg, sich nach drei Tagen um dieselbe Stunde wieder bei ihm einstellen zu wollen.

Während der drei Tage ihres Aufenthaltes in Turin zeigten sich die österreichischen Abgesandten nicht wenig überrascht über die ruhige und würdige Haltung der Bevölkerung und gaben hierüber dem preußischen Gesandten ihre Verwunderung zu erkennen, sowie sie auch ihre Achtung über ein Volk aussprachen, das am Vorabende eines furchtbaren Krieges so ganz seine heitere Ruhe zu bewahren wisse. Sie nahmen mit eigenen Augen wahr, daß die Politik des Grafen Cavour keine Abenteurerpolitik, noch die Consequenz der bloßen Laune eines auf nur wenige Freunde gestützten Mannes, sondern daß sie vielmehr der Ausdruck der innigsten Wünsche des Landes sei, dessen Streben und Wollen sie einfach befolgte. Auch der materielle Anblick von Turin blieb nicht ohne Eindruck auf die beiden Oesterreicher. Und indem sie die geräumigen und symmetrischen Straßen betrachteten, riefen sie aus: „quel dommage! Cette magnifique ville va être livrée d'ici à peu de jours à toutes les horreurs de la guerre. (Wie Schade! Diese herrliche Stadt wird schon binnen wenigen

Tagen allen Greueln des Krieges preisgegeben sein)." So sehr waren sie überzeugt, daß die österreichischen Truppen bis Turin vordringen würden!*)

Während die österreichischen Abgesandten durch die Stadt spazieren gingen und sich solchen Betrachtungen hingaben, begannen die piemontesischen Truppen nach der Grenze zu marschiren. Als eben wieder einige Bataillone der vierten Division mit ihrem braven Commandanten, dem General Cialdini, ihren Abmarsch antraten, begab sich Cavour in Person auf den Bahnhof, um sie zu begrüßen. Sie zogen fröhlich, zufrieden und voller Enthusiasmus ab. Welch ein Schauspiel! Unter dem Pfeifen der Locomotive spielte die Regimentsmusik militärische Weisen, das Publikum applaudirte und die Soldaten riefen: „Viva il Re!" „Sie sind guter Dinge", sprach Cavour sichtbar gerührt, „und man sieht, daß ihre Lustigkeit keine Verstellung ist. Die Piemontesen kennen keine Mittelstraße: entweder ziehen sie sich zurück, oder sie schlagen sich bewunderswerth. .... Ich glaube, daß sie sich gut schlagen werden. Mögen sie mit Ruhm bedeckt zurückkehren!"

Die Gesetzvorlage wegen der außerordentlichen Vollmachten wurde auch dem Senate vorgelegt und von ihm sogleich in Berathung genommen. In der Deputirtenkammer hatte es eine, wenn auch geringe Opposition gegeben, im Senate opponirte man dagegen gar nicht. Die 61 anwesenden Senatoren gaben 61 weiße Kugeln ab. Während noch die Abstimmung erfolgte, wurde dem Grafen Cavour auf der Ministerbank ein Brief überreicht. Der Graf erbrach ihn und rieb sich, nachdem er ihn gelesen, vergnügt die Hände. Ein neugieriges Gemurmel ging durch den ganzen Saal. Eben war das Telegramm angelangt, welches

*) Ohne die Unfähigkeit Gyulay's würde sich, wie wir dann sehen werden, diese Ueberzeugung auch bestätigt haben.

Anmerkung des Uebersetzers.

die Ankunft der ersten französischen Colonnen in Chambery verkündete. Schon war auch der General Froissard in Turin eingetroffen, um sich in voller Uniform nach Chivasso zu begeben und da die Vertheidigungsarbeiten zu inspiciren, die dort unter Leitung des Genieobersten Menabrea vorgenommen wurden.

Am 26. April Punkt halb sechs Uhr stellten sich der Baron Kellersperg und Graf Ceschi di Santa Croce im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein. Ersterer ward sogleich beim Grafen Cavour vorgelassen, der Andere wartete im Vorzimmer und betrachtete unterdeß die Gemälde Grimaldi's, die ruhmvolle Episoden aus dem piemontesisch-österreichischen Kriege von 1848 darstellen. Wenige Augenblicke später öffnete sich die Thür des Zimmers des Ministers und Baron Kellersperg trat heraus, um sich mit seinem Gefährten auf die Rückreise zu begeben. Gleich darauf erschien auch Graf Cavour mit heiterem und entschlossenem Antlitz. Er sagte: „Alles ist jetzt fertig. Eben habe ich dem Baron Kellersperg die verneinende Antwort unserer Regierung auf das Ultimatum des Grafen Buol gegeben und ihm die Hand drückend gesagt: „J'espère Mr. le baron, que nous nous reverrons dans des circonstances plus heureuses". (Ich hoffe, Herr Baron, daß wir uns unter glücklicheren Umständen wiedersehen werden.) Hierauf gab er dem Oberstlieutenant Govone, welcher die österreichischen Abgesandten an die Grenze begleiten sollte, die geeigneten Befehle und rief dann, indem er sich anderen anwesenden Freunden zuwandte, aus: „Alea jacta est . . . . Nous avons fait de l'histoire, et maintenant allons diner. (Der Würfel ist gefallen . . . . Eben haben wir ein Stück Geschichte gemacht, jetzt aber laßt uns das Diner einnehmen)."

Die Periode ängstlicher Ungewißheit und drückender Zweifel war also vorüber; der so heiß ersehnte Moment war gekommen: der Krieg zwischen Oesterreich und Piemont war officiell erklärt.

Die französischen Heerschaaren bewegten sich in Eile heran, um für die italienische Unabhängigkeit zu kämpfen. Ein großer und feierlicher Moment!

LXIV.

Die ersten französischen Soldaten trafen am Morgen des 30. April, bald nach neun Uhr, in Turin ein. Sie stellten sich unter dem allgemeinen freudigen Zurufe der Bevölkerung auf der Piazza Castello auf. Beim Klange ihrer Trompeten, den man unmöglich mit dem irgend eines anderen Heeres verwechseln kann, stürzten Alle, die sich gerade im Ministerium des Auswärtigen befanden, auf die Balkone, um dies hochwillkommene Schauspiel zu genießen. Da war Farini, da war der Secretär der französischen Gesandtschaft, Aymé d'Aquin, der englische Gesandte Sir James Hudson, der Oberst Vincenzo Ricasoli und Andere. Allen schlug laut das Herz vor freudiger Befriedigung. Im Kabinet des Grafen Cavour war gerade auch der Senator Pietri anwesend, der, indem er sich Farini um den Hals warf, mit Thränen in den Augen ausrief: „Endlich haben wir diesen für Frankreich ebenso ruhmvollen wie für Italien frohen Tag erlebt!" Auch Graf Cavour zeigte sich auf dem Balkone. Die Menge erkannte ihn, die Beifallsrufe verdoppelten sich, der Enthusiasmus kannte keine Grenzen mehr.

Wenige Tage später traf auch der Marschall Canrobert ein, welcher genaue Instructionen hatte, sein Armeecorps nur in gewissen Fällen vorzuschieben, nachdem das Gros des französischen Heeres auf piemontesischem Boden schon eingetroffen sein werde. Indeß ging jener wackere Soldat, den an ihn gerichteten Bitten nachgebend und seine Instructionen auf seine eigene Verantwortung hin freier auslegend, ohne Furcht und ohne Zögern vor.

Am 12. Mai stieg auch Napoleon III. in Genua an's Land. Er wurde als Befreier empfangen und wie ein Triumphator be-

grüßt. Graf Cavour eilte ihm sogleich entgegen. Der Kaiser umarmte ihn sichtbar ergriffen und rief ihm dabei zu: „Vous devez être content; vos plans se réalisent. (Sie dürfen zufrieden sein; Ihre Pläne verwirklichen sich)."

Eine Zeit lang hatte man gegründete Ursache gehabt, zu fürchten, daß die österreichischen Truppen Turin besetzen würden*).

---

*) Um die große Gefahr, in der damals das ganze Unternehmen Cavour's immer noch schwebte, verständlich zu machen, glaube ich dem Leser nicht lästig zu fallen, wenn ich nach der Darstellung meines Werkes: „Die Strategen und die Strategie der neuesten Zeit" hier ein möglichst gedrängtes Bild jenes ganzen Krieges gebe, der besonders in seinem Beginn reich an Unbegreiflichkeiten war. Bis Ende April waren von Seiten Oesterreichs 7 Armeecorps das 2., 3., 5., 7., 8., 9. (das 1. unter Clam Gallas, traf erst Anfangs Juni auf dem italienischen Kriegsschauplatze ein) in das Lombardovenetianische geworfen worden, wovon freilich mindestens 60,000 Mann für Besatzungen abgingen, so daß etwa 180—200,000 für die Feldoperationen übrig blieben, denen übrigens unausgesetzt weitere Verstärkungen zugeführt wurden. Die Truppen, welche das Küstengebiet des adriatischen Meeres bewachten, zählten zudem nicht mit der hier angeführten Armee, über welche FZM. Gyulay das Obercommando erhielt. Sobald kein Zweifel mehr obwaltete, daß Frankreich mit Piemont im Verein gegen Oesterreich Krieg führen wollte, mußte Letzterem Alles daran liegen, sich Piemonts und womöglich aller Alpenpässe zu versichern, bevor die Franzosen sich mit den Piemontesen vereint concentriren konnten. In der That schien es auch, als ob Gyulay diese Aufgabe begriffe, obwohl er erst am 29. April (also fast drei Tage nach Ablauf des Piemont gestellten Termins. (Woher dieser Aufschub in einem Momente, wo es galt der Drohung unmittelbar die zerschmetternde That nachfolgen zu lassen? Waren da vielleicht abermals englische Friedensmeiereien, oder blos militärische Unbehülflichkeit im Spiele?) seine ersten Truppen über den Ticino in den piemontesischen Theil des Mailändischen einrücken ließ. Seine Hauptcolonnen gingen bei Pavia, Vereguardo und Vigevano über den Fluß, eine Seitencolonne avancirte unweit des Lago maggiore, und eine nicht sehr starke Nebencolonne drang von Piacenza aus in die südwärts des Po liegenden Landschaften. Die piemontesische Armee hätte einem unverzüglich energischen Vorgehen der Oesterreicher keinen ernsten Widerstand entgegensetzen können, sie harrte mit Sorge der Ankunft der französischen Armee, die sich seit dem 25. April über Genua und Culoz nach Italien bewegte, um, wenn sie sich mit den sardinischen Streitkräften vereinigt, eine Gesammtmacht von 248,000 Mann zu bilden. Die Piemontesen hatten ihre Hauptmacht anfänglich bei Alessandria aufgestellt und von da aus Posten an das rechte Ufer des Ticino und süd-

Es war das ganz gewiß die Absicht ihrer Führer, die vielleicht nur aus strategischen Rücksichten aufgegeben wurde. Der Plan selbst aber hatte bestanden und Turin hatte sich factisch in den

---

lich des Po bis an die parmesanische Grenze vorgeschoben. Ihr linker Flügel nahm eine Stellung, die Linie der Dora baltea entlang, zur Deckung Turin's ein. Die Franzosen, die ihnen über Genua und den Mont Cenis zuzogen, konnten natürlich nicht fliegen, ja, sie brauchten sogar so viel Zeit zu ihrer Ankunft und Concentrirung, daß die Oesterreicher, die doch schon ebenfalls in Piemont einmarschirt waren, gleichsam mit der Nase darauf gestoßen wurden, eine entschiedene Offensive zu ergreifen und zu „siegen", bevor die Alliirten ihrerseits zur Offensive übergehen konnten. Rückte Gyulay in Piemont nur deshalb ein, um auf „Feindesboden" zu stehen, so hatte das gar keinen Sinn. Dies konnte sich der Feind gut und gern gefallen lassen, wenn er nur beinahe drei Wochen lang in seinem strategischen Aufmarsche nicht behelligt wurde. — Es ist eine recht langweilige Arbeit, genau zu verfolgen, was die Oesterreicher vom 29. April bis Mitte Mai in Piemont eigentlich thaten, oder nicht thaten. Gyulay fiel in das sardinische Gebiet genau so ein, als ob es sich ihm darum gehandelt hätte, den Feind nicht zu finden. Am 30. April standen seine Vorposten in Vespolate, auf der Straße von Pavia über Mortara nach Novara (diesem die Front zugewendet), dann auch gegen Vercelli bis nach der Sesia hin. Sein Hauptquartier befand sich in Garlasco. Eine Eclaircirungscolonne schob er an diesem Tage von Laveno aus über Stresa und Arona bis nach Gazzano vor. Am 1. Mai fuhr dann das Gros der österreichischen Armee in seiner Bewegung, in der Richtung auf Novara und Vercelli fort, welche Orte auch ohne Widerstand besetzt wurden. Das war ganz hübsch kopirt, was Radetzky im Jahre 1849 vorgenommen hatte, nur daß Radetzy damals den Feind zu finden wußte, während Gyulay ihn auf dem Wege, den er fürbaß zog, nicht zu finden, folglich auch nicht den höchst nothwendigen schleunigen Sieg zu erfechten im Stande war. Vom 2. Mai ab ließ Gyulay die Tendenz blicken, auf das rechte Ufer des Po überzugehen, auch verlegte er sein Hauptquartier nach Lomello an der Agogna. Am Laufe der Sesia postirte er nur das 7. Armeecorps mit nach Westen gerichteter Fronte, dagegen rollte er das 3. und 5., an welches sich, linker Hand, am unteren Tessin das 8. Corps anschloß, an der Linie des Po, zwischen den Mündungen der Sesia und des Tessin, gegen Süden Front machend, auf, und das 2. Corps ließ er an der Agogna als Hauptreserve Stellung nehmen. Zu gleicher Zeit ließ er den Bau einer Brücke bei Cornale in Angriff nehmen auf der Linie von Sannazaro nach Castelnuovo, suchte aber die Aufmerksamkeit der Piemontesen durch Demonstrationen bei Valenza, Candia und Frassineto von jenem Punkte abzulenken.

Wirklich vermochte auch schon am 4. Mai das Gros des 8. Corps über

ersten Tagen des Mai in ernster Gefahr befunden. Trafen doch bereits auf der Post an österreichische Officiere von ihren Familien abgesandte Briefe ein. Graf Cavour ließ sich die=

die Brücke von Cornale auf das rechte Po=Ufer überzugehen, und an diesem und den nächstfolgenden Tagen über Castelnuovo Scrivia bis nach Tortona, unter Abzweigungen nach Salé und Voghera hin, vorzudringen. Am 6. Mai aber ward dieses Corps bereits wieder auf das linke Po=Ufer zurückdirigirt, da, o über die bösen Elementareinflüsse! der durch Regengüsse angeschwollene Strom in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai die Cornalebrücke beschädigt hatte. Daß, um die Verbindung zwischen beiden Ufern zu erhalten, mehr als eine Brücke nöthig sei, war dem „schreibenden Hauptquartier", wahrscheinlich auch in Folge der „Regengüsse", die ja oft Schnupfen erzeugen, nicht eingefallen. Mittlerweile ward in Folge einer Planänderung aus dem Abmarsche vom rechten nach dem linken Flügel, um auf letzterem Massen zu koncentriren, mit denen am rechten Ufer eine Entscheidung gesucht werden sollte, ein Abmarsch vom linken nach dem rechten Flügel, d. h. also vom unteren Laufe des Po gegen die Sesia. Es sollte über Vercelli gegen die Dorea baltea=Linie vorgedrungen, eventualiter Turin forcirt werden. Deshalb ward das Hauptquartier am 7. nach Mortara, am 8. nach Vercelli verlegt. Der ganze rechte Flügel wurde von Vercelli am rechten Sesia=Ufer südwärts nach Desano und Stroppiana, mit der Fronte nach dem Po zu vorgeschoben, um den Bewegungen der Hauptmacht gegen die Dora baltea zur Deckung, vor allenfallsigen Beunruhigungen von Casale her, zu dienen. Endlich war am 9. Mai eine sehr bedeutende Streitkraft bei San Germano concentrirt (auf der Straße von Vercelli nach Turin und von Vercelli nach Ivrea). Jetzt schien also ein entscheidender Schlag endlich geführt werden zu sollen. Da werden plötzlich alle diese Truppen wieder nach Vercelli und an das linke Ufer der Sesia zurückgerufen, weil Gyulay die „irrige" Nachricht erhalten hat, daß die Alliirten eine starke Bewegung auf dem rechten Po=Ufer nach Piacenza hin begonnen hätten, während sie noch gar nicht so weit organisirt waren, um schon jetzt an eine solche Vorwärtsbewegung denken zu können. Ein bloßes Gerücht aber genügte, Gyulay von allen Offensivgedanken abzubringen. Am 10. Mai zog sich das österreichische Hauptquartier wieder bis nach Mortara zurück, und die österreichische Armee occupirte wieder so ziemlich ihre früheren Positionen am linken Ufer der Sesia, zwischen Sesia, Po und Tessin. Die Welt aber erfuhr durch officielle Federn um jene Zeit, daß „aus dieser Stellung jede Offensive möglich" sei. Und weil trotzdem wieder keine Offensive erfolgte, so waren nur die Hochwasser, also abermals „elementarische Einflüsse" daran schuld. Officiöse Blätter und officiöse Korrespondenzen unterrichteten das gläubig auflauschende Publikum, daß den österreichischen Operationen ein gar „tiefer Plan" zu Grunde liege.

selben von der Post einhändigen und sagte dann, nachdem er den mit Wahrung der österreichischen Interessen betrauten Grafen Brassier de St. Simon hatte zu sich rufen lassen,

---

Die Franzosen hatten bei ihrem Einrücken in Piemont bei Weitem nicht Alles so gefunden, wie es ihnen „auf dem Papier" dargestellt worden war. Fehlte es doch selbst an der nöthigen Brückenequipage, die nun erst mühselig aus Frankreich herbeigeschafft werden mußte. Es lag ihnen daher Alles daran, die dringend nöthige Zeit zu ihrer Organisirung und Concentrirung zu gewinnen. So lange diese nicht vollendet, mußten sie sich abwartend verhalten. Sehr glücklich mußten sie sich schätzen, wenn man ihnen hierzu alle Muße gestattete, wozu freilich nicht jeder Gegner geneigt gewesen sein würde. Während Gyulay seine zuwartende Stellung zwischen Sesia, Tessin und Po in aller Ruhe einnahm, um die Verbündeten, „sobald sie aus ihrer unangreifbaren Stellung hinter dem Po hervorbrechen würden, anzufallen und zu zerschmettern," schickte er den FML. Urban am 12. Mai mit zwei Brigaden über Piacenza auf das rechte Po-Ufer, um in Streifereien nach Voghera und seitwärts durch das Parmesanische die Trebbia aufwärts über Rivergaro nach Bobbio zu die Bewegungen des Feindes zu erkunden. Durch Urban erfuhr Gyulay nun bis zum 15. Mai, daß sich die Verbündeten zu einer großen Bewegung auf dem rechten Ufer des Po anzuschicken schienen, eine Nachricht, die auch durch Kundschafter anderer Art bestätigt wurde. Da faßte Gyulay wieder den Plan, die erst so viel gepriesene, zur Zerschmetterung des Feindes so hübsch gelegene Stellung zwischen Sesia und Tessin zu verlassen und über die auf Piacenza vorgehenden Feinde herzufallen. Er schwächte demnach durch bedeutenden Abschub seinen rechten Flügel und dirigirte dann seinen sehr verstärkten linken Flügel gegen den Tessin und Pavia hin, um mit demselben einen Keulenschlag gegen den Feind zu führen. Erst aber wollte er sich doch noch durch eine „große Recognoscirung" die volle Gewißheit verschaffen, ob die Alliirten denn auch wirklich am rechten Ufer des Po vorgingen. Dies gab Anlaß zu dem von Urban und Stadion gegen Forey gelieferten Treffen bei Montebello, in welchem die Oesterreicher anfänglich bis Genestrello vordrangen, da sie aber sich überall Reserven vorbehielten, während die Franzosen trotz ihrer geringeren Streitkräfte alle ihre nur irgend verfügbaren Truppen in's Feuer brachten, so mußten sie sich, da Stadion der Ansicht zu huldigen schien, daß man bei einer „großen Recognoscirung" nicht zu siegen brauche, bis nach Casteggio zurückziehen, wo sie so beträchtliche Verstärkungen erhielten, daß ihre ohnehin schon vorher beinahe dreifache Uebermacht nunmehr hinreichte, den Feind vorläufig aufzuhalten. Auch lieferte gleichzeitig der Prinz von Hessen, bei Calcababbio vordringend, mit notorischer dreifacher Uebermacht zwei französischen Bataillonen und zwei piemontesischen Schwadronen einige kleine Scharmützel. Der Tag von Montebello war allerdings keine eigent-

lächelnd zu ihm: „Voici des lettre sadressées à des personnes dont on n'a pas pu retrouver le domicile; veuillez bien, cher Conte, les leur faire parvenir. (Da sind Briefe, die

---

liche Niederlage, aber er war ein böses Vorzeichen. Das Treffen von Montebello traf die Franzosen, als sie ihre Vorbereitungen noch nicht vollendet hatten. Hätten die Oesterreicher nur von Casteggio aus wieder eine kräftige Initiative ergriffen! Aber Gyulay sandte der vorgenommenen „Recognocirung" keinen Hauptschlag nach. Dagegen koncentrirte Napoleon III. nach dem Gefechte von Montebello die gesammte französische Armee um Alessandria, einerseits an der Straße von Piacenza, andererseits am Po.

Die Piemontesen erhielten die Ueberwachung des Po, oberhalb Valenza und der Sesia, zugewiesen. An diesem letzteren Flusse ging es nun vom 21. Mai an ziemlich unruhig zu. Auch Garibaldi rührte sich jetzt, indem er mit seinen Alpenjägern das Gebirge entlang zog, bis er auf einmal in der Lombardei stand. Dies mag wohl Gyulay veranlaßt haben, in seine Stellung am linken Ufer des Po, zwischen diesem und der Sesia zurückzugehen, um sie zu behaupten. Napoleon III., der sich bei dem „schreibenden Hauptquartier" für die bis dato gewährte gütige Ruhe und Nachsicht bedanken konnte, dachte nunmehr ernsthaft an eine Offensive im Großen. Hatte er doch seinen Aufmarsch wie auf dem Paradeplatze vollenden können. War es ein Wunder, daß er nach solchen Antecedentien sich auch zu einer Operationsrichtung entschloß, bei welcher er im Falle des Unglücks am meisten in's Gedränge gerathen konnte? Wenn er sich zur Operation auf dem linken Ufer, näher den Alpen zu, entschloß, wählte er sich in der That die Straße, auf welcher er auch im Falle des Sieges am wenigsten gewinnen konnte. Sollte ihn dabei nur edle Bescheidenheit geleitet haben? Während er also die Piemontesen und eine französische Abtheilung in der österreichischen Front an der Sesia demonstriren ließ, schwenkte er mit der französischen Hauptmacht links ab über Casale nach Vercelli auf Novara. Die alliirte Armee war nun in zwei Haufen getheilt, in den „rechten Flügel" unterhalb Vercelli, und in den linken bei Novara. Schon am 28. Mai hatte der Linksabmarsch begonnen. Am 30. Mai stand ein großer Theil der piemontesischen Armee, die Divisionen Cialdini, Fanti, Durando und Castelborgo auf dem linken Ufer der Sesia, wo sie einen allgemeinen Angriff auf den äußersten rechten Flügel der Oesterreicher, welcher Casalino, Confienza, Vinzaglio und Palestro besetzt hielt, machen sollten. Es kam hier zum Gefecht bei Palestro, das für die Oesterreicher einen ungünstigen Ausgang nahm, weil sie in zu weiter Ausdehnung fochten. Mittlerweile hatte sich die Armee der Verbündeten um Novara herum ziemlich concentrirt. Erst am 1. Juni aber erfuhr Zobel in Mortara Nachricht von dem Vorgefallenen und bat Gyulay, ihm das ganze 2. und 3. Armeecorps, sowie sein eigenes, das 7., zu einem Angriff auf den Feind bei Novara zur Disposition zu stellen.

an Personen adressirt sind, deren Domicil man nicht aufzufinden vermochte. Würden Sie wohl, Herr Graf, die Güte haben, sie ihnen zukommen zu lassen?)." Mit alledem hörte er

Ueberdies hoffte er bei einem solchen Unternehmen auch dem jetzt auf dem Kriegsschauplatze eingetroffenen 1. Armeekorps des Clam-Gallas die Hand reichen zu können. Gyulay aber wollte von diesem sehr vernünftigen Vorschlag, der bei seiner schleunigen Ausführung die Alliirten, die noch immer nicht bei Novara über zu große Streitkräfte verfügten, überrascht und durchbrochen haben würde, nichts wissen; ihm handelte es sich jetzt nur noch darum, direkt Mailand zu decken, und um sich als Querbalken vor dasselbe zu legen, trat er den Rückzug an das linke Ufer des Tessin an. Napoleon III. mußte, wenn er den Oesterreichern Mailand abringen wollte, jetzt ebenfalls über den Tessin gehen. Er setzte sich auch schon am 3. Juni in den Besitz zweier wichtiger Debouchers über diesen Fluß und beschloß am 4. mit der ganzen Armee über den Tessin zu gehen, wobei nunmehr eine Schlacht am linken Ufer gegen die auf der Mailänder Straße postirte österreichische Armee unvermeidlich wurde. Diese Schlacht war dann die Schlacht bei Magenta. Am 4 Juni, dem Schlachttage, standen 64,000 Franzosen ungefähr ebenso viel Oesterreichern gegenüber.

Am folgenden Tage aber würde Gyulay, wenn die Schlacht fortgesetzt worden wäre, wahrscheinlich über 110,000 Mann verfügt haben, während Napoleon III. nur etwa 96,000 Mann Franzosen direkt zur Hand gehabt haben würde. Die Oesterreicher aber nahmen am 4. eine solche Stellung ein, daß sie über 40,000 Mann freiwillig, durch ihre passive Postirung zur Defensive verdammten, während ihnen kaum 25,000 Mann zu einem Offensivstoß, resp. zur Unterstützung der Vertheidigung übrig blieben. Die Franzosen dagegen verwandten ihre ganzen Streitkräfte auf den Angriff und erlangten dadurch die Oberhand. Jene Schlacht, in welcher Napoleon III. ebenfalls in's Gedränge kam, war blutig, aber sie war noch immer keine eigentliche Niederlage für die österreichischen Truppen. Freilich hatten sie überall Terrain verloren, doch mit zwei neuen Korps frischer Truppen, dem 5. und 8., durften sie wohl daran denken, am 5. Juni die Bataille zu erneuern und, da sie dann in der Uebermacht gewesen sein würden, einen günstigen Erfolg zu erzielen. Gyulay beabsichtigte dies in der That und traf in der Nacht alle Dispositionen zu einem erneuten Angriff. Aber als am andern Morgen schon das Gefecht wieder begonnen, erhielt Gyulay die überraschende Nachricht, daß Clam-Gallas schon um 3 Uhr Morgens wieder weiter in der Richtung nach Mailand hin abgezogen sei.

Gyulay mußte nun selbst den allgemeinen Rückzug nach dem Mincio anordnen, der in solcher Ordnung stattfand, daß die Franzosen an keine directe Verfolgung zu denken wagten. Hätten die Oesterreicher in der Schlacht bei Magenta gesiegt, so würde das Korps Mac Mahons verloren gewesen

aber nicht auf, sich sehr ernstlich mit der drohenden Gefahr zu beschäftigen, der seine geliebte Geburtsstadt ausgesetzt war und traf ruhig und entschlossen alle geeigneten und nöthigen Dispo=

---

und die Niederlage den Franzosen viel empfindlicher geworden sein wie den Oesterreichern. Letztere führten ihren Rückzug an den Mincio übrigens mit großer Eile durch. Am 9. und 10. Juni ward auch Piacenza geräumt. Das Wichtigste, was auf dem Rückzuge der Oesterreicher vorkam, war das blutige Gefecht bei Melegnano, am 5. Juni, das allerdings eben nur den Charakter eines enragirten Rückzugsgefechtes trug. Im Uebrigen nahmen die Franko=Sarden erst am 12. Juni ihre eigentlichen Operationen wieder mit „großer Vorsicht" auf. Napoleon meinte, Gyulay wolle ihn zu einer excentrischen Verfolgung verführen, bei welcher er seine Truppen getheilt und damit gefährlichen Rückschlägen der Oesterreicher gegenüber in eine üble Lage gebracht haben würde. Eben deshalb concentrirte er seine Streitkräfte erst recht um sich herum, um sie ja bei der unvermeidlichen Hauptschlacht sogleich zur Hand zu haben. Indeß häuften sich für ihn nachgerade die Schwierigkeiten in immer höherem Grade. Zwar vermochte er sich dem Mincio jetzt ohne weitere Schwierigkeiten zu nähren. Doch wie sollte er den Angriff auf das Festungsviereck ausführen, ohne dabei die dem Papste angelobte Neutralität des Kirchenstaates zu verletzen? Wie endlich konnte es schließlich vermieden werden, im Verlaufe der nothwendig werdenden Operationen, nie einen Fußbreit Bodens des sogenannten deutschen Bundesgebietes zu betreten? Es war daher schon jetzt so eine Sache mit dem Ausspruch: „frei bis zur Adria", um so mehr, als man einer faktisch noch „unbesiegten" Armee in festester Stellung gegenüber stand. Da kam Napoleon III. das Glück insofern zu Hilfe, als die am Mincio sehr verstärkten Oesterreicher die Offensive ergriffen, die sie, wenn Gyulay ein anderer Mann gewesen wäre, viel früher hätten ergreifen sollen. Der Gedanke einer Offensive österreichischer Seits konnte zwar auch jetzt noch ein strategisch nicht unbegründeter genannt werden, nur hätte er mit eiserner Konsequenz durchgeführt werden sollen.

Die Oesterreicher gingen am 23. Juni auf das rechte Ufer des Mincio über, um dann am 24. von dort aus gegen den Chiese vorzudringen und die Franko=Sarden mit aller Macht anzugreifen. Gelang dieser Angriff, so war allerdings dann wieder gar viel für Oesterreich gewonnen, reussirte er nicht, so zog man sich wieder in das Festungsviereck zurück und hatte eben auch nicht mehr verloren als vorher. Napoleon III. bekam aber Wind von diesem Unternehmen und traf nun solche Dispositionen, daß sich die Schlacht bei Solferino aus einem Angriff der Oesterreicher auf die Franzosen in das Umgekehrte, d. h. in einen Offensivstoß der Franzosen gegen die Oesterreicher verwandelte. Nun hätten sich die Oesterreicher freilich nicht dazu zu bequemen brauchen, plötzlich in die Defensive zurückzufallen, wie es die Fran=

sitionen, welche die Vertheidigung betrafen. Die Stadt Turin selbst, die so erregt und bewegt gewesen war, wenn man von Frieden und Congreß gesprochen hatte, war in jenen Tagen am ruhigsten, wo die feindliche Invasion eine nahezu unvermeidliche Eventualität zu sein schien. Die Bewohner kannten die Gefahr wohl recht gut, waren aber entschlossen, ihr mannhaft zu trotzen und würden sich, wenn die Nothwendigkeit an sie herangetreten wäre, muthig und entschlossen vertheidigt haben. Alles war dazu schon vorbereitet. Prinz Carignano, der während der Abwesenheit des Königs zum Generalstatthalter des Reiches ernannt worden, war bereits entschlossen, zu Pferd zu steigen und die Vertheidigung in Person zu leiten. Der Fremde, der etwa in jenen Tagen nach Turin kam, würde nach dem ruhigen und heiteren Anblicke, den diese Stadt gewährte, sich schwerlich haben vorstellen können, daß in ihrer nächsten Nähe eine beträchtliche Feindesmacht stehe, die sie von einem Augenblick zum andern angreifen und allem Elend und allen Schrecken des Krieges aussetzen konnte. Diese exemplarische Haltung der Turiner gereichte dem Grafen Cavour zu großem Troste. und erfüllte ihn mit gerechtem Stolze auf seine Mitbürger. Er sprach davon mit unverkennbarer Rührung und aufrichtiger Bewunderung. Uebrigens

zosen gerade haben wollten. Nichts verhinderte sie, ebenfalls mit kräftiger Attaque auf den Feind zu stoßen, wie dies Benedek am äußersten rechten Flügel denn auch nicht ohne Erfolg wirklich versuchte; doch dem Generalstabe war nun einmal das perpetuirliche Defensionssystem gar zu sehr an's Herz gewachsen und an diesem Hange, nicht an etwas Anderem, ging die Schlacht verloren.

Die Franzosen trugen zwar wieder keinen entscheidenden Sieg davon, aber die Oesterreicher zogen sich doch zurück. Solferino hätte recht gut ein glänzender Name für die Waffen Oesterreichs werden können. Napoleon selbst sah ein, daß er im Grunde seine Lage nicht sehr verbessert hatte. Ihm fing auch schon an vor der rasch in Italien um sich greifenden Bewegung zu grauen, darum betrat er selbst als Sieger mit schlauer Berechnung zuerst den Weg der Unterhandlung. Warum dann Oesterreich, das keineswegs militärisch ungünstig stand, so schnell auf den Frieden einging, werden wir später sehen.

Anmerkung des Uebersetzers.

traf er alle möglichen geeigneten Vorkehrungen, bereit zu Allem. Die Gewißheit aber, daß seine geliebten Mitbürger ihn in keiner Weise im Stiche lassen würden, nahm eine große Last von seinem Gemüthe. Die Gefahr zog vorüber. Das vermindert indeß den Werth der muthigen Haltung der Turiner in jenen ernsten und gefahrdrohenden Momenten keineswegs.

Graf Cavour war damals ein Wunder von Umsicht und unermüdlichster Thätigkeit. Er dachte an Alles, sorgte für Alles, beschäftigte sich mit Allem. Zu den Portefeuilles der äußeren Angelegenheiten und des Innern hatte er, wegen des Abgangs des General Lamarmora ins Feld, auch noch das des Krieges übernehmen müssen. So mußte er sich also um äußere Angelegenheiten, öffentliche Sicherheit und Kriegswesen zu gleicher Zeit bekümmern und dabei stand er Allem in der That so energisch und rüstig vor, daß Alles mit bewundernswerther Regelmäßigkeit und unvergleichlicher Schnelligkeit von Statten ging.

Die Ereignisse nahmen ihren Lauf, und seine Pflichten wuchsen immer mehr an; aber das Bewußtsein der erhöhten Verantwortlichkeit beengte ihn nicht, sondern verstärkte nur noch mehr den natürlichen Schwung und die Wirksamkeit seiner Kräfte. Der Kriegsruf ertönte durch ganz Italien. Modena, Parma, Piacenza, Reggio, Bologna und Florenz erhoben sich und breiteten ihre Arme nach Piemont, nach seinem König und seinem großen Minister aus. Und Graf Cavour dachte an Alle, sandte Allen ein Wort der Ermuthigung, regte sie Alle an, unter die Waffen zu eilen und das Schwert zur Eroberung der nationalen Unabhängigkeit zu ziehen. Sein Geist lieh dieser wichtigen Hülfsbewegung Flügel. In den letzten Tagen des April war der Baron Bettino Ricasoli*) in Turin gewesen, hatte sich mit

*) Der eiserne Baron Bettino Ricasoli erwies sich als ein sehr tüchtiger Hülfsarbeiter Cavour's. Wir entlehnen aus einer Biographie, die Karl Grün in seinem „Italien im Frühjahr 1861" von diesem bedeutenden Manne

Cavour besprochen und sich völlig mit ihm verständigt. So säumte denn auch jetzt die Nachricht nicht einzutreffen, daß Florenz und Toscana ihre österreichisch-lothringische Dynastie abgesetzt hatten. Die Nationalbewegung, die täglich weiter um sich griff, nahm nachgerade gigantische Proportionen an. So sehr sich auch Graf Cavour über alle diese Nachrichten freute, so vergaß er doch auch nicht einen Augenblick der ihm mehr als jedem Andern obliegenden Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Bewegung nicht überschäume, nicht gewisse Grenzen überschreite und daß sich in sie die Revolutionäre von Profession nicht mit einmischten, die durch ihr unheilvolles Mitwirken nur Alles wieder in Frage gestellt und verdorben haben würden. Seine

giebt, die folgenden Notizen über seinen Charakter und sein Wirken: „Von den meisten Gleichgesinnten unterschied sich der aristokratische Revolutionär durch seine gründliche Abneigung gegen Volksbewegungen von Unten; das Heil konnte dem verstockten Ghibellinen einzig von Oben kommen. 1847 verfaßte er ein Memoire an den Großherzog über die Mängel des toskanischen Regierungssystems und über die Mittel, ihnen abzuhelfen; er forderte „monarchische Institutionen im Geiste der Zeit". Das schien damals der Bewegungspartei möglichst wenig zu sein, aber bald zeigte sich's, welches Ideal hinter „monarchischen Institutionen" Platz fand. Ricasoli gründete mit Salvagnoli und Lambrusquini das Journal „La Patria"; als Motto figurirte: „Fuori i Barbari". (Hinaus mit den Barbaren.) Ricasoli ging weiter als sie Alle, er begehrte ein einheitliches Italien, befreit vom Papste und von Oesterreich. Die durch Pius IX. angeregte etwas unklare Bewegung wollte ihm nicht sehr gefallen. Die toskanische Verwaltung war in seinen Augen nichts als „eine Maschine, Geld zu machen". Die inneren Douanen verglich er mit „Fußangeln". 1848 war er Gonfaloniere von Florenz, gab aber seine Demission, weil ihm das Treiben Montanelli's und namentlich Guerazzi's grundverkehrt erschien. Die Demagogie war ihm stets so verhaßt wie die österreichischen Bajonette. Er wurde Mitglied der Regierungscommission, welche den Großherzog zurückrief; als aber Leopold die Oesterreicher mitbrachte, warf ihm der Baron Amt und Würden vor die Füße und zog die Zugbrücke von Brolio hinter sich auf. Wollen die Fürsten nicht reformiren, so muß man ohne die Fürsten reformiren. Nichts ist gefährlicher als ein enttäuschter Conservativer. Zehn Jahre lang, von 1849 bis 1859, beschäftigte sich der Baron mit Austrocknung der Maremmen. Der Großherzog hatte große Steuern erhoben, um diese wahrhaft nationale Arbeit unternehmen zu lassen; das Resultat war null. Da holte sich Ricasoli

in dieser Beziehung gefaßten Entschlüsse waren sehr energischer Art. Nachdem er die Nationalbewegung in Gang gebracht, lag es ihm auch ob, sie weiter zu leiten, sie, wo es erforderlich, zu mäßigen und vor Ausschreitungen zu bewahren. An einem jener Tage arbeitete er gerade im Kriegsministerium, im Schlafrocke und mit der Hausmütze auf dem Kopfe, als Domemio Carutti, der Cabinetschef des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, bei ihm eintrat, um mit ihm in dringenden Angelegenheiten zu reden. Cavour war tief in Gedanken versunken und hielt einen Brief von nur wenigen Zeilen in der Hand, den er starr anblickte. Als er Carutti eintreten sah, sprach er nicht, sondern blickte noch immer auf jenes Blatt Papier, das ihn sehr zu be-

Drainirungsmaschinen aus England, stellte sich mit seinen Bauern selbst an die Arbeit — und der Erfolg war wunderbar. Das war die praktische Opposition eines factischen Aristokraten! 1859 kam. Celestino Bianchi hatte eine Broschüre verfaßt: „Oesterreich und Toscana;“ Ricasoli setzte frischweg seinen Namen hinzu, die „nationale“ Monarchie war proclamirt. Man sprach von einer Adresse an den Großherzog, von einer Art Sturmpetition, welche die nothwendigen Reformen erzwingen sollte. In dem liberalen Conclave zu Florenz, welches diesen Schritt erörterte, stand Baron Ricasoli auf Seiten der reinen Volkspartei, welche sich der Petition widersetzte. „Wer soll die Adresse überbringen?“ rief der stolze Herr, „ich nicht“. Toscana wandte sich mit seltener Einstimmigkeit an den gekrönten Soldaten Italiens. Nach dem Abgang des Großherzogs verwaltete Ritter Boncampagni Toscana im Namen Victor Emanuels. Baron Ricasoli übernahm das Portefeuille des Innern in der neuen Verwaltung. Die Schwierigkeiten fand der neue Minister nicht im eigenen Volke, sondern in fremden Einflüssen und Absichten. Der Prinz Napoleon war nicht umsonst mit einem Armeecorps nach Livorno und Florenz geschickt worden; nicht aus Liebe zur gestürzten Dynastie verweigerte Frankreich die Anerkennung der Annexion an Piemont; die Herren Reizet, Poniatowski, La Ferrières trieben sich nicht umsonst in Toscana herum. Aber sämmtliche französische Agenten „höheren und niederen Ranges“ trafen in Ricasoli ihren Mann. Als einer derselben ihn wieder ein Mal im Palazzo Vecchio bestürmt hatte, fuhr der Baron heraus: „Aber, da Sie so gewaltig mit mir verhandeln, so erkennen sie mich also als Landesregierung an?“ — „Nein, das thun wir keineswegs“, war die Antwort. — „Nun wohl“, versetzte der Baron, „ich erkenne Sie ebenso wenig an“. Der Heimgeschickte meinte: „Il n'est pas beau, ce Ricasoli!“ Ebenso standhaft betrug sich Ricasoli auch gegen Mazzini und dessen Plan,

schäftigen schien. Plötzlich reichte er es Carutti mit der Frage hin: „Was sagen Sie dazu?" Es war ein mit Namensunterschrift versehener Brief, in dem man sich erbot, Mazzini zum Heile Italiens aus dem Wege zu räumen. Der Ehrenmann, dem er das Blatt Papier überreicht und an den er jene Frage gerichtet hatte, gerieth nun seinerseits in Bewegung und stellte ihm, indem er für den Augenblick nichts zu erwidern vermochte, den Brief schweigend zurück. Plötzlich rief Cavour aus: „Es kann sein, daß uns diese Leute (die Mazzinisten) sehr viel Uebles zufügen, indeß meine ich, daß man selbst einem Verbrechen gegen das Vaterland nicht durch einen Meuchelmord zuvorkommen dürfe.

---

von Toscana aus die Revolution in den Kirchenstaat zu tragen. Er machte dieses Unternehmen zu Schanden, nur darauf bedacht, den Status quo in seiner ganzen Reinheit zu bewahren. Nach Frankreich ließ er mit dem ihm eigenen Ritterstolze sagen: „Ich habe zwölf Jahrhunderte Existenz; ich bin der Letzte meines Stammes und ich werde den letzten Tropfen meines Blutes hergeben, um mein politisches Programm aufrecht zu halten". Die Mazzinisten vertrieb er sonder Schonung aus dem Lande. Und so brachte er die Einverleibung Toscana's in's italienische Reich fertig. Von Beibehaltung der Autonomie wollte er gar nichts hören. In Paris hatte man diese Forderung gestellt, Cavour und der König waren darauf eingegangen; Ricasoli protestirte im Namen der einheitlichen Monarchie; er bestand eben so fest darauf, daß Piemont in Italien aufgehe, als er die Provinzialprivilegien zu opfern bereit war. Mit der Proclamirung des „Königs von Italien", ward sein Gedanke verwirklicht. Er hatte jeden Rückzug verbaut, den Grafen Cavour mächtig ergänzt, und die Entschlossenheit, welche kein Mensch (etwa den Bäcker Dolfi ausgenommen!) in ganz Toscana besaß, er hat sie bewiesen, der ehrenfeste Baron vom Schloß Brolio im Chianti. Die Seele der toskanischen Regierung war immer Er; 18 Stunden täglich saß er auf seinem Posten, Bedürfnisse hatte er keine, Geld (und zwar eigenes) besaß er genug. Anstatt sich Gehalt aus der Staatskasse zu nehmen, ließ er seine Renten hineinfließen, so oft Mangel vorhanden war. Etwas Allgemeines kann nur gegründet werden, wo die schroffsten Persönlichkeiten in's Allgemeine aufgehen."

Ein sehr hübsches Urtheil hat über die toscanische Revolution von 1859 auch der in Florenz ansässige englische Historiker Trollop gefällt, indem er von ihr schrieb: „Es sei eine Revolution gewesen, bei der die Läden der Geldwechsler nicht geschlossen worden".

Ich werde Sorge tragen, sie einzuschüchtern, aber wenn sie sich trotzdem rühren und auf die Straße herabsteigen sollten, dann dürfen sie sich überzeugt halten, daß ich ohne Zögern mit Kartätschen auf sie schießen lassen werde, wie auf die Oesterreicher". Und, indem er dies sagte, entblößte er sein Haupt und warf mit Ungestüm seine Mütze zur Erde. In diesem Ungestüm gab sich seine edle Gesinnung zu erkennen, die nie für einen noch so guten Zweck ein unmoralisches und unehrliches Mittel angewandt wissen wollte.

Auch in jenen Tagen der Unruhe und fieberhaften Thätigkeit verschmähte er übrigens den Rath seiner Freunde nicht, ja, er ersuchte sie darum und nahm jeden vernünftigen Vorschlag immer wohl auf. Er hatte Minghetti zum Generalsecretär des Ministeriums des Aeußeren und Guglianetti zum Generalsecretär des Ministeriums der inneren Angelegenheiten erwählt; auch Nigra verwendete er viel. Carutti diente ihm als Cabinetschef für die äußeren Angelegenheiten. Artom, dem er mit vollster Sicherheit die tiefsten Geheimnisse anvertrauen durfte, war sein Privatsecretär und den jungen Grafen Bardesono verwendete er viel im Ministerium des Innern. Er selbst schlief im Ministerpalais. Wenn ein Telegramm in der Nacht eintraf, hatte er angeordnet, daß er stets sogleich geweckt werde. Den Tag über ging er von einem Ministerium zum anderen, immer lebhaft, immer arbeitslustig, immer bereit zu schnellen und energischen Entschlüssen.

LXV.

Auch die Diplomatie nahm ihn jetzt noch immer vielfach in Anspruch. Er verwendete fortwährend große Sorgfalt darauf, die englische Regierung sich günstig zu stimmen, nachdem dieselbe sich ohnedies gewisser ungünstiger Voreingenommenheiten entschlagen und, da sie den Krieg doch ein Mal nicht hatte ver-

hindern können, jetzt ziemlich offen den Wunsch zu erkennen gab, daß die Sache Piemonts triumphiren möge. „Wenn Oesterreich aus Italien vertrieben werden sollte“, hatte Lord Palmerston ausgerufen, „so würde ich es zwar im Interesse des europäischen Gleichgewichts bedauern, aber ich könnte mir doch nicht helfen, den Hut vor Freude darüber in die Luft zu werfen“*). Lord Palmerston hatte an den österreichischen Gesandten in London, Graf Apponyi, sehr ernste Worte gerichtet; ebenso hatte auch der englische Gesandte, Lord Loftus, in Wien dem Grafen Buol wegen Absendung des Ultimatums nichts weniger als Complimente gemacht. Sir James Hudson in Turin dagegen hatte seine Sympathien für die italienische Sache durchaus nicht verhehlt. Lord Stratford de Redcliffe langte in der zweiten Hälfte des Mai in Turin an und begab sich, gerade an dem Tage, wo die Nachricht von dem Siege bei Montebello eintraf, zum Grafen Cavour und gratulirte ihm, ohne nur im Mindesten ein Geheimniß aus seiner Gesinnung zu machen, zu diesem Waffenerfolge, bei dem sich besonders auch die piemontesische Kavallerie in glänzender Weise hervorgethan. Das war eine Wohlgeneigtheit, die cultivirt werden mußte, und Graf Cavour that gern alles Mögliche, sie sich zu erhalten.

Auch an Deutschland zu denken unterließ er nicht. Die italienische Sache war die Sache der Civilisation. Er aber wollte auch, daß alle civilisatorischen Kräfte dieser Sache günstig und befreundet sein möchten. Die Mission, welche er im December 1858 dem Marquis Gioachino Pepoli übertragen, war nicht blos ein diplomatischer Schachzug, um das Wohlwollen Preußens zu gewinnen, sondern der wahre loyale Ausdruck seiner innersten erleuchteten Ueberzeugung gewesen. Er hatte auch im Sinne,

*) Nichts charakterisirt den inneren Sinn der damaligen englischen Politik besser als diese Worte, die den besten Commentar zur Sendung Lord Cowley's nach Wien bilden. Anmerkung des Uebersetzers.

eine diplomatische Note an den deutschen Bund zu richten, um gegen die Ausdehnung, welche die österreichische Regierung diesem Kriege zu geben trachtete, zu protestiren und zugleich dem deutschen Bundestage die Sympathie der piemontesischen Regierung für die große deutsche Nation zu erkennen zu geben. Es war das ein ebenso freimüthiger als geschickter Act, einestheils weil das Gefühl, welches diese Note zum Ausdruck brachte, ein wahres Gefühl war, anderntheils, weil es unwahrscheinlich erscheinen mußte, daß sie auf die verschiedenen Repräsentanten der deutschen Staaten im Bundestage zu Frankfurt ohne Wirkung bleiben würde. Die Note war bereits geschrieben und sollte durch den Grafen Barral, welcher Piemont in Frankfurt vertrat, dem damaligen Bundespräsidenten, Grafen Usedom, überreicht werden, als man überlegte, daß die Ueberreichung dieser Note der Oesterreich freundlichen Bundesmajorität Anlaß zu einer Kundgebung gegen Frankreich und Piemont geben könne und daher um so mehr darauf verzichtete, als auch auf die Gefahr, die in diesem Schritte lag, von einem deutschen Diplomaten aufmerksam gemacht wurde, dessen freundschaftliche Gesinnungen für Italien außer allem Zweifel standen. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß die Vertreter der deutschen Staaten Kenntniß von der beabsichtigten Absendung dieser Note erhielten und daß dies wenigstens dazu diente, ihnen zu beweisen, daß, wenn es auch Oesterreich beliebte, in Deutschland die Meinung zu verbreiten, daß die Italiener und die ihre Sache mit so großem Eifer vertretende piemontesische Regierung die deutschen Staaten ebenso sehr haßten wie Oesterreich, der Graf Cavour wenigstens dieser Behauptung mit den ausdrücklichsten Erklärungen entgegentrat.

LXVI.

Die Betheiligung der neapolitanischen Regierung an dem Kriege gegen Oesterreich war zwar sehr wenig wahrscheinlich, dem Grafen Cavour lag aber daran, den Beweis zu liefern, daß er trotzdem nichts versäumt habe, dies Ziel zu erreichen. Der am 22. Mai, zwei Tage nach der Schlacht bei Montebello erfolgte Tod Ferdinands II. bot zu einer diesbezüglichen diplomatischen Action nochmals die Gelegenheit dar. So lange jener Fürst am Leben gewesen war, hätte man allerdings auf solche Anträge nichts Anderes als entschiedene Abweisung zu gewärtigen gehabt. Ohne nämlich von Oesterreich abhängig zu sein, war doch Ferdinand II. jener Macht mehr ergeben, als selbst die anderen kleinen Herrscher der Halbinsel, weil er recht gut wußte, daß die Schicksale aller schlechten Regierungen Italiens, unter denen die seinige den ersten Rang einnahm, mit der Fremdherrschaft eng zusammenhingen und daß daher das Aufhören dieser auch das Ende jener bedeute. Nachdem aber Ferdinand II. gestorben, so durfte man doch vielleicht voraussetzen, daß sein Nachfolger der Stimme weiser Rathschläge nicht unzugänglich sein und man daher bei ihm schon einen derartigen Versuch machen dürfte. Auch die englische Regierung war sehr geneigt, diese Gelegenheit zu benutzen, Verhandlungen aufzunehmen, deren Zweck es war, daß der neue König beider Sicilien die 1849 wohl de facto, nicht aber de jure abgeschaffte Verfassung wieder herstelle. Nun war es freilich in jenem Momente für die piemontesische Regierung nicht gerade die Hauptsache, in Neapel die Constitution wieder herzustellen, ihr lag lediglich an der Theilnahme dieses Theiles Italiens am Kriege. Die von England angeknüpften Unterhandlungen konnten aber keinesfalls schaden, denn Graf Cavour wußte recht gut, daß der erste Ge-

brauch, den die Neapolitaner von ihrer wieder errungenen Constition gemacht haben würden, einfach der gewesen wäre, ihre Regierung zu veranlassen, den Piemontesen und Franzosen ungesäumt ein Heer nach Norditalien zu Hülfe zu schicken. Kaiser Napoleon III. war ebenfalls der Ansicht, daß man irgend einen Versuch machen müsse, auf das Gemüth des jungen Beherrschers beider Sicilien einzuwirken. Graf Cavour erkannte die Opportunität dieses Rathes und entschloß sich, einen außerordentlichen Botschafter nach Neapel zu senden, der zu gleicher Zeit dem Nachfolger Ferdinand's II. zu seiner Thronbesteigung gratuliren und der neapolitanischen Regierung annehmbare Vorschläge im obigen Sinne machen sollte. Carlo Poerio, welcher den Plan, diese Botschaft nach Neapel zu senden, vollkommen billigte, wünschte, daß Massimo d'Azeglio mit ihr betraut werde, der gerade von England zurückgekehrt war und deshalb seine diplomatische Action um so leichter mit jener des englischen Diplomaten, der aus ähnlichem Anlasse von London nach Neapel gesandt wurde, in Uebereinstimmung zu bringen vermochte. Das war indeß nicht möglich. Massimo d'Azeglio war, wie er selbst zu sagen beliebte, dazu bestimmt, den Gegenpapst in Bologna zu spielen. Graf Cavour erkor zu dieser nicht leichten Mission seinen Jugendfreund Ruggero di Salmour, dem es auch nicht an dem dazu nöthigen Geist und Scharfsinn gebrach. Die Instructionen, die er ihm ertheilte, waren einfach und kategorisch. Graf Salmour sollte den neuen König beider Sicilien davon zu überzeugen trachten, daß die piemontesische Regierung keine Eroberungsgedanken hege und der Revolution durchaus abhold sei, aber gerade deshalb die neapolitanische Regierung ehrlich einlade, derselben in beiderseitigem Interesse im Kriege gegen Oesterreich ihren Beistand zu leihen.

Graf Salmour erhielt den Auftrag, mit der größten Schnelligkeit abzureisen. Bevor er sich aber auf die Reise begäbe,

sollte er auf den Wunsch des Grafen Cavour erst noch eine Conferenz mit einigen neapolitanischen Verbannten abhalten und zwar mit folgenden dreien: dem Baron Carlo Poerio, Antonio Scialoja und dem Schreiber dieses Werkes. Die Conferenz wurde am 4. Mai im Hause des Grafen Salmour abgehalten. Man kam überein, daß Poerio der Sprecher sein solle. Sprach sich doch in ihm die Ansicht der neapolitanischen Liberalen aus, deren unbegrenztes Vertrauen er besaß. Bei jener Besprechung übertraf er sich selbst und bewies wieder ein Mal, wie sehr Massimo d'Azeglio recht hatte, als er, von ihm sprechend, sagte, er sei bewundernswerth durch den völligen Mangel des Ichgefühls. Er sprach, als ob es sich nicht um eine Regierung gehandelt hätte, die ihn so grausam beleidigt, die ihn sogar verhindert, den letzten Segensspruch seiner sterbenden Mutter aufzufangen und die ihn, zehn Jahre hindurch, mit gemeinen Verbrechern in der Galeere an dieselbe Kette geschmiedet hatte. Er sagte, daß er ohne allen Rückhalt den Plan billige, Schritte zu thun, die zu einem Bündnisse zwischen Franz II. und Piemont führen könnten, damit auch die neapolitanischen Soldaten dazu kämen, die Oesterreicher auf den Ebenen der Lombardei bekämpfen zu helfen. Zu diesem Ende sei es allerdings gut, für die Wiederherstellung der Constitution in Neapel einzutreten. Man möge aber nicht fordern, daß Letzteres sogleich geschehe. Die beste Garantie, welche Franz II. für die Ehrlichkeit seiner Absichten zu geben vermöge, werde seine eventuelle unmittelbare Antheilnahme am nationalen Unabhängigkeitskampfe sein. Sollte dies geschehen, so dürfe es sich nützlich erweisen, wenn die ehemaligen neapolitanischen Liberalen nicht gleich die Antheilnahme an der Regierung begehrten, sich aber statt dessen geneigt erklärten, die Regierung in Allem zu unterstützen, was den Krieg beträfe. Er selbst sei bereit, sich als Geißel zu stellen, ja sogar, wenn es Noth thun solle, in seinen Kerker zurückzukehren, wenn er nur

damit die Gewißheit erkaufen könne, daß auch die Neapolitaner ernstlich am Kriege Theil nehmen würden. Er fügte aber freilich auch hinzu, daß er nicht eben zu großes Vertrauen in den glücklichen Erfolg der Mission des Grafen Salmour habe, obwohl er und seine Freunde bereit seien, Alles zu thun und jedes Opfer zu bringen, um zu ihrem Gelingen zu verhelfen. Er kenne kein anderes Ziel als den Triumph der italienischen Sache, die so tapfer vom König Victor Emanuel, dem Grafen Cavour und dem piemontesischen Heere vertheidigt werde. Sein eigenes Schicksal sei ihm gleichgültig. Graf Salmour hörte diese Sprache mit gehobener Stimmung und einem zwischen Bewunderung und aufrichtiger Zuneigung getheilten Gefühle an. „Sie erbauen mich, Herr Baron", sagte er sichtbar gerührt, zu Poerio. Darüber trat Minghetti, der Generalsecretär der auswärtigen Angelegenheiten, ein. Man theilte ihm Alles mit, was Poerio gesagt hatte, der es dann dem Grafen Cavour genau berichtete, welcher dadurch nur seine frühere hohe Meinung von Poerio auf's Neue bestätigt fand.

Graf Salmour reiste nun ohne weiteren Aufschub nach Neapel ab und verfehlte dort nicht, mit Eifer und Verständniß im Sinne der erhaltenen Instructionen vorzugehen. Es war vergebens. Am bourbonischen Hofe wehte keine Luft, in der gute Rathschläge zu gedeihen vermochten, dieselben erweckten, statt angenommen zu werden, nur noch erhöhtes Mißtrauen. Franz II., ein Fürst von sehr schwachem Charakter, ließ, statt den Vorschlägen des Grafen Salmour Gehör zu schenken, die allein noch seine Dynastie hätten retten können, sich von der Furcht beherrschen, daß es ihm verhängnißvoll werden könne, wenn er gegen den Sinn und Willen seines soeben verstorbenen Vaters handle. In dieser Meinung wurde er von seiner Umgebung nur noch mehr bestärkt. So lehnte er denn den ihm gemachten Alliancevorschlag und die Theilnahme am Kriege

rundweg ab. Die Ereignisse des folgenden Jahres mögen ihn diesen Schritt sehr bitter haben bereuen lassen. Indem er die Anträge zurückwies, deren Träger der Graf Salmour war, decretirte Franz II. gewissermaßen seine eigene und seiner Dynastie Entthronung. Die Vorsehung wollte, daß Italien jedenfalls ganz einig werde.

LXVII.

Die Kriegsereignisse und die Entwickelung der Dinge in Centralitalien nahmen den Geist und die Sorgfalt Cavour's fortwährend in Anspruch. Er wurde dabei von allen achtenswerthen Patrioten eifrig unterstützt. Die Bewegung war imposant und ernst. Allgemein aber galt es als Grundsatz, sich dessen was man 1848 gethan zu erinnern, um jetzt das Entgegengesetzte zu thun. Die Lehren des Unglücks erwiesen sich fruchtbar. In Parma, Toscana, Modena und Bologna befand sich die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Händen von Männern, welche die gründlichsten Lehren aus den traurigen Erfahrungen der vergangenen Jahre gezogen und die, indem sie entschlossen waren, die nationale Sache in energischster Weise zu fördern, es zugleich klar vor Augen hatten, daß weit schlimmere Feinde als die Oesterreicher für diese heilige Sache die inneren Parteiungen seien. „Vertrauen in Piemont", das war das Losungswort, von dem Alle ihre Handlungsweise bestimmen ließen. Graf Cavour seinerseits erklärte ebenso geschickt als klug, daß die piemontesische Regierung zu dem Ende einwillige, das Protectorat über die mittelitalienischen Provinzen anzunehmen, damit die Ordnung daselbst aufrecht erhalten werde und jene Theile Italiens ebenfalls in die Lage versetzt würden, thätig und erfolgreich am Kriege gegen den gemeinsamen Feind Theil zu nehmen. Er bestimmte deshalb Boncampagni zum außerordentlichen Commissar für Florenz, Farini für Modena, den Grafen

Deodato Pallieri für Parma, Massimo d'Azeglio für Bologna. Er hatte auch schon den Marquis Migliorati für Ancona und den Marquis Filippo Gualterio für Perugia bestimmt, aber während diese beiden Letzteren sich schon zur Abreise anschickten, traf die Nachricht ein, daß die päpstlichen Truppen in Ancona eingerückt waren und Perugia unter blutigen Gewaltthätigkeiten besetzt hatten. So war es also nicht mehr möglich, daß auch sie sich auf die ihnen zugewiesenen Posten verfügten.

Vor Ankunft der Regierungcommissare sandte Graf Cavour folgendes, Turin, 17. Juni datirtes Telegramm an die provisorischen Regierungen von Modena und Reggio:

„Die provisorischen Regierungen sollen sich darauf beschränken, die innere Ordnung streng aufrecht zu erhalten und der Action des binnen Kurzem eintreffenden Generalgouverneurs in keiner Weise vorzugreifen."

Sein ganzer Plan sprach sich in den Boncampagni telegraphirten Worten aus: „Sévérité pour l'ordre, activité pour la guerre, le reste à l'avenir". (Strenges Eintreten für Aufrechterhaltung der Ordnung, Thätigkeit für den Krieg, das Uebrige bleibt der Zukunft überlassen.) Die Entsendung d'Azeglio's geschah zuletzt, weil sie auf die meisten diplomatischen Hindernisse stieß. Die päpstliche Regierung protestirte aus Leibeskräften. Kardinal Antonelli ließ den französischen Gesandten in Rom, Duc de Gramont, keinen Tag in Ruhe. Der päpstliche Nuntius that desgleichen in Paris beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Walewski. Das bereitete dem Kaiser Napoleon ernste Verlegenheiten, da dieser denn doch auch auf die Sympathien, welche die päpstliche Regierung in Frankreich genoß, Rücksicht nehmen mußte. Graf Cavour wieder durfte die Verlegenheiten seines Verbündeten auch nicht außer Acht lassen und mußte wenigstens danach trachten, sie durch seine eigenen Schritte nicht noch zu vermehren. Er that alles, was nur in

seinem Vermögen stand, um die schwierige Lage nicht noch schwieriger zu machen und sendete deshalb Azeglio in der Eigenschaft eines Generalmajors und mit dem genau begrenzten Auftrage nach Bologna, in den Legationen nur für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die militärische Organisirung zu sorgen. Und damit alles so sicher und regelmäßig als dies unter der Erregung der Gemüther und dem Sturme der Ereignisse nur immer möglich sei, von Statten gehe, errichtete er im Ministerium zwei von einander gesonderte Abtheilungen, von denen die eine sich mit den als schon von Piemont annectirt betrachteten lombardischen Provinzen, die andere aber mit jenen Provinzen beschäftigte, die man, um sie von den anderen zu unterscheiden, blos unter dem Protectorat stehend nannte.

Die Schwierigkeiten wurden nicht geringer, aber der Eindruck, den sie hervorbrachten, wurde fast gänzlich durch die Nachrichten vom Kriegsschauplatze aufgewogen, auf dem die piemontesischen und französischen Waffen ehrenvolle Fortschritte machten. Nach Montebello folgte die glänzende Waffenthat von Palestro (30. und 31. Mai) und nach Palestro die Schlacht von Magenta (4. Juni). Graf Cavour wollte von allen militärischen Operationen genau unterrichtet sein und sah sein Amt als interimistischer Kriegsminister keineswegs für einen bloßen Ehrenposten an. Er wandte auch diesem Ministerium eine ernste Thätigkeit zu und wurde dabei von General Valfré, dem Generalsecretär des Kriegsministeriums so eifrig und mit so viel Geschick unterstützt, daß er am 5. Mai dem General La Marmora darüber mit vollem Rechte schreiben durfte: „Le Ministère de la guerre marche. Valfré expédie tout avec le même ordre et la même régularité que s'il s'agissait d'un camp d'instruction". (Das Kriegsministerium ist in vollem Gang. Valfré expedirt Alles mit derselben Ordnung und Regelmäßigkeit, als ob es sich nur um ein Uebungslager handle.)

Besonders aufmerksam wachte er über den Gang der Militärtransporte und den Eisenbahndienst. Director der Eisenbahngesellschaft Vittorio Emanuele war damals Graf Ercole Oldofredi, der ihm sehr befreundet und ergeben war. Es handelte sich hauptsächlich um die Communicationslinie zwischen Turin und Mailand, und es lag in jenen Tagen Alles daran, daß der Dienst mit Sicherheit und Regelmäßigkeit von Statten gehe. Cavour gab Oldofredi die bestimmtesten und genauesten Instructionen und fügte dann lächelnd hinzu: „Achten Sie wohl darauf, daß Sie mir, wenn Schwierigkeiten und Hemmnisse eintreten sollten, mit Ihrem Kopfe dafür haften werden".

Eines anderen Tages begab sich der Generalintendant der französischen Armee zu ihm, um von ihm, binnen sehr kurzer Frist, die Lieferung einer enormen Quantität Brotrationen zu verlangen. Graf Cavour ließ im ganzen Königreiche Brot um die Wette backen und lieferte dann richtig am bestimmten Tage eine noch größere Menge davon ab, als von ihm verlangt worden war. Als der französische Intendant einige Tage später in Vercelli dem Grafen Oldofredi begegnete, rief er ganz begeistert aus: „Quel homme ce Cavour! Je lui avais demandé 100 mille rations de pain pour en avoir 50 mille: il m'en a donné 120 mille et au jour fixe". (Was ist dieser Cavour für ein Mann! Ich hatte von ihm hunderttausend Brotrationen verlangt, um wenigstens funfzigtausend factisch zu bekommen. Er aber liefert mir, genau am bestimmten Tage, gar hundert und zwanzigtausend Rationen ab!)

Nach der Schlacht von Magenta erhielt er vom Könige den Befehl, sich nach Mailand zu verfügen, wohin er sich denn auch am Abend des achten Juni von Turin aus sogleich begab. Die Bevölkerung von Mailand feierte ihren Befreier mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Auch Cavour erhielt seinen wohlverdienten Antheil an den dortigen enthusiastischen Kundgebungen. Da

er meinte, daß man ihn nicht so leicht erkennen werde, wollte er sich ein Mal diese schöne Stadt ganz allein besehen. Er bestieg zu diesem Ende eine Miethkutsche. Als er aber seine Rundfahrt beendet hatte und den Kutscher bezahlen wollte, machte dieser eine abwehrende Bewegung und sprach zu ihm in einfachem aber entschlossenem Tone in seinem Mailänder Dialekte: „Lu el paga minga (im hochitalienischen: „Ella non paga". Sie bezahlen nichts)." Er hatte ihn erkannt!

Nach Magenta kam Melegnano (8. Juni), nach Melegnano Solferino und San Martino (24. Juni).

Noch während der Schlacht von Solferino ging Graf Cavour, durch ein Telegramm des Königs gerufen, auf's Schlachtfeld ab. Die Angelegenheiten auf römischem Gebiete bereiteten Napoleon III. viel Verdruß und verursachten nicht eben leichte diplomatische Complicationen. Graf Cavour folgte dem an ihn ergangenen Rufe mit dem festen Entschlusse, alles Mögliche zu thun, um jene Complicationen zu verringern, ohne doch dabei die Zukunft preiszugeben und der Actionsfreiheit seiner Regierung Fesseln anzulegen. Das bloße Protectorat zur Aufrechterhaltung der Ordnung und militärischen Organisation jener Gebiete schien ihm immerhin das beste Auskunftsmittel zu sein. Dies hatte er auch schon zu den in jenen Tagen aus dem Römischen nach Turin gekommenen verschiedenen Deputationen gesagt. Es handelte sich hier nur um Zeitgewinnung und taktvolles Vorgehen. Das fest vorgesteckte Ziel ließ sich nur durch Geduld erreichen.

Er traf, gleich nachdem jene denkwürdige Schlacht geliefert worden, im Lager ein; der Anblick des Schlachtfeldes brachte auf sein Gemüth einen ebenso lebhaften als schmerzlichen Eindruck hervor. Noch nach seiner Rückkehr nach Turin äußerte er sich darüber mit großer Bewegung: „Es waren teuflische Positionen, und man muß zugeben, daß der österreichische Plan nicht ohne Geschick angelegt war. Die Franzosen und die Unseren haben

sich bewundernswerth geschlagen, ich möchte fast sagen, daß einige Divisionen sich sogar zu gut geschlagen haben*). Das Corps, welches gegen das piemontesische Heer kämpfte, war das des General Benedek, d. h. die Kerntruppen des österreichischen Heeres. Aber was für ein Schauspiel ist es, ein Schlachtfeld gleich nach geschlagener Schlacht anzusehen! Ich habe Wagen voller Verwundeter gesehen; andere Schwerverwundete lagen noch in den Kirchen. Es lagen da Italiener und Oesterreicher durch einander, aber der Eindruck, den ich bei diesem Anblick empfunden habe, war ein gleich schmerzlicher in Betreff all dieser Unglücklichen. Einem solchen Anblicke gegenüber verschwindet das Gefühl jeder Feindschaft und spricht nur das der Menschenliebe".

Wie glücklich würde der Mann, der damals diese Worte sprach, elf Jahre später, am 24. Juni 1870 gewesen sein, wenn er der feierlichen Einweihung der Beinhäuser von San Martino und Solferino hätte beiwohnen können, die man größtentheils dem pietätvollen Eifer eines Freundes Camillo di Cavour's, des wackeren Senators Luigi Torelli, verdankte! An jenem Tage stand der französische Oberst Delahaye friedlich neben dem österreichischen Obersten Pollák und dieser ohne feindlichen Groll neben dem italienischen General Govone. Die drei Heere und drei Nationen ehrten nunmehr gemeinsam ihre an jenem Tage im Jahre 1859 gefallenen Tapferen, die, trotzdem sie sich damals so feindlich bekämpft, jetzt so friedlich neben einander schlummern.

---

*) Herr Massari möge uns verzeihen, aber diese Worte Cavour's, der doch selbst ein Mal Militär war, klingen uns etwas befremdend. Die Erinnerung des nicht militärischen Autors dürfte für den genauen Wortlaut der damals gesprochenen Worte Cavour's kaum eine hinreichende Bürgschaft sein. Der Tanzmeister auf der Insel Barbadoes, in Marryat's klassischem Romane Peter Simple, darf wohl sagen, daß die guten Barbadoeser really too brave sind, aber einem Grafen Cavour darf man denn doch nicht die komische Aeußerung in den Mund legen: „che alcune divisioni si sono battute anche troppo". Anmerkung des Uebersetzers.

Se. königliche Hoheit, der Prinz Umberto, wünschte in seinem Gruße an die drei Heere, daß sie fortan immer mit einander befreundet sein möchten, und der wackere Oberst Polläck wies darauf hin, daß das österreichische und italienische Heer, indem sie sich auf dem Schlachtfelde kennen gelernt, gerade da sich auch gegenseitig achten gelernt hätten. An dem Tage dieser schönen Feier fehlte Graf Cavour in der That*).

LXVIII.

In Betreff der Lombardei ward die Action des Grafen Cavour durch kein diplomatisches Hinderniß eingeschränkt, dagegen aber wohl in jeder Weise durch die angesehensten und einflußreichsten Lombarden selbst unterstützt. Die lombardische Jugend focht in den Reihen des italienischen Heeres; wer nicht die Waffe zu tragen vermochte, suchte dem Vaterlande durch seine bürgerliche Thätigkeit zu dienen. Graf Cesare Giulini war noch vor der Schlacht bei Magenta von Turin abgereist, um zu versuchen, bis nach Mailand vorzudringen und da nationale Kundgebungen zu veranlassen. Bevor er abreiste, erhielt er von Cavour einen Brief, der einige Jahre später veröffentlicht wurde und der jenem trefflichen Manne ein Zeugniß des Vertrauens

*) Sein Geist scheint aber gewaltet zu haben, daß der Festgruß des Prinzen Umberto, der vielleicht ernster gemeint war, als es jetzt aussieht, sich nicht in ein franco-italo-österreichisches Bündniß verwandelte, von dem man sich noch rechtzeitig in St. Petersburg zuflüsterte, um ihm trotz der Broschüren, die der damalige österreichische Kriegsminister F.M.L. von Kuhn im Verein mit seinem ihm jetzt untreu gewordenen Freunde, dem Grafen Andrássy, vom „glorreichen Doppelkriege gegen Preußen und Rußland" schreiben ließ, eine kategorische Schranke zu ziehen. Bei den Dispositionen, die damals in aller Stille von Rußland getroffen waren, würde dies Bündniß nicht so sehr ein Unglück für Deutschland, als vielmehr ein Verhängniß für Oesterreich gewesen sein. In Italien sprach sich der Volkswille so entschieden dagegen aus, als jetzt Herr Andrássy wünschte, damals ebenfalls dagegen gesprochen zu haben. Anmerkung des Uebersetzers.

ausstellte, das er dem Minister einzuflößen gewußt, der alle Kräfte seines Genies dem Triumphe der Sache der nationalen Unabhängigkeit gewidmet hatte. Emilio Visconti-Venosta war von Cavour beim Hauptquartiere Garibaldi's zum königlichen Kommissar ernannt worden und entledigte sich dieser Aufgabe ganz vorzüglich.

Nach der Schlacht von Magenta standen die Thore Mailands offen und man mußte nun zur Ernennung eines General-Gouverneurs oder Statthalters der lombardischen Provinzen schreiten. Nach reiflicher Erwägung erwählte Graf Cavour den Ritter Paolo Onorato Vigliani, einen Beamten von Ruf und tiefen Studien, dabei von feinsten, gefälligsten Umgangsformen und der nationalen Sache mit Aufopferung ergeben, zu diesem wichtigen Amte. Einige waren zwar dafür, daß der piemontesische Statthalter in der Lombardei ein Militär sein müsse und hätten gern einem General den Vorzug gegeben, aber Graf Cavour theilte diese Ansicht nicht, er meinte, daß die neue Regierung, die im Namen der Freiheit und mit der nationalen Fahne von diesem bisher unter einem verhaßten Militärjoche gestandenen Gebiete Besitz ergriffen hatte, sich den Lombarden in der Toga des Friedens, aber nicht mit dem Schwerte umgürtet vorstellen müsse. Vigliani übernahm das ihm übertragene Amt. Die Instructionen, die ihm Graf Cavour ertheilte, waren einfach aber bestimmt. Er sollte seine ganze Sorge und Mühewaltung der Unterstützung des Krieges zuwenden, der an den Ufern des Mincio geführt wurde, indem er Mannschaften und Geld beschaffe, dagegen aber sollte er während des Krieges den legislativen und administrativen status quo aufrechterhalten, insofern sich durch die veränderten politischen Verhältnisse nicht eben gewisse Modificationen ganz von selbst geböten. Cavour behielt, nach Beendigung des Krieges, die großen politischen und administrativen Reformen, welche die Lombardei mit Piemont zu einem Staate verschmelzen sollten, der Initiative des Parlaments vor.

Vigliani war begabt genug, den klugen Sinn dieser Instructionen richtig zu erfassen und besaß hinreichend waches Pflichtgefühl, sie aufs Treueste zu befolgen. Graf Cavour aber ermuthigte ihn bei jeder Gelegenheit und ermahnte ihn unausgesetzt, sich an kein Geschwätz und an keine Opposition zu kehren. „Nous ne sommes plus en 1848, telegraphirte er ihm am 13. Juni von Turin aus, nous n'admettons aucune discussion. Ne tenez aucune compte des sensations de ceux qui vous entourent. Le moindre acte de faiblesse perdrait le Gouvernement. (Wir befinden uns nicht mehr im Jahr 1848 und lassen daher keine Erörterungen zu. Nehmen Sie keine Rücksicht auf das Erstaunen Jener, die Sie umgeben. Der geringste Act von Schwäche würde die Regierung stürzen)." Und als Vigliani, nach dem Frieden von Villafranca, sich, durch ein Gefühl zarter Rücksicht geleitet, beeilte, sobald er von der Demission Cavour's vernommen, auch seine Entlassung als Statthalter des Königs in der Lombardei einzureichen, bat ihn Graf Cavour dringend, dieselbe zurückzuziehen und seine vorzüglichen Dienste auch fernerhin der Regierung und dem Lande zu Gute kommen zu lassen.

LXIX.

Nach dem Siege von Solferino traf man Vorbereitungen zur Eroberung von Peschiera und erwartete bald gute Nachrichten von den Operationen der Flotte im adriatischen Meere. Indeß begann sich auch die Diplomatie nach jenem Siege aufs Neue zu rühren und auf eine Einstellung der Feindseligkeiten und die Wiederherstellung des Friedens hinzuarbeiten. In den ersten Tagen des Juli meldete die piemontesische Gesandtschaft in Rußland aus Petersburg, daß sich die russische Regierung bemühe, die Krieg führenden Mächte zur Annahme ihrer Vermittelung zu bewegen. Graf Cavour telegraphirte hierauf am

6. Juli dieserhalb dem piemontesischen Gesandten, Marquis Sauli, nach Petersburg:

„En ce moment, la médiation ne pourrait avoir que de fâcheux résultats. Il faut que l'influence autrichienne disparaisse complètement dans l'Italie à fin que la paix soit solide et durable. (In diesem Augenblicke könnte die Vermittelung nur von üblen Resulaten begleitet sein. Der österreichische Einfluß muß völlig aus Italien verschwinden, wenn der Friede solid und dauerhaft sein soll)."

Man kann sich daher leicht vorstellen, welchen Eindruck es auf das Gemüth eines Ministers, der seine Ueberzeugung in diesem Telegramme niedergelegt, hervorbringen mußte, als er wenige Tage später (am 8. Juli) die Nachricht erhielt, daß zwischen den kriegführenden Mächten ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei, der bis zum 15. August dauern sollte. Das war ein schrecklicher Schlag. Der Waffenstillstand, das wußte Graf Cavour recht gut, war der Friede und der Friede war nicht das von den Alpen bis zum adriatischen Meere, sondern blos das bis zum Mincio freie Italien. Es war das Aufgeben Venedigs. Der gute Paleocapa begriff gleich beim ersten Kundwerden der Nachricht vom Waffenstillstande dessen ganze verhängnißvolle Bedeutung für sein armes Venedig und legte sogleich sein Amt als Minister ohne Portefeuille in dem vom Grafen Cavour präsidirten Kabinet nieder. Dieser aber telegraphirte sogleich an Vigliani nach Mailand, Boncampagni in Florenz, Azeglio in Bologna, Farini in Modena und Palmieri in Parma:

„Der König empfiehlt, indem er den rein militärischen nur bis zum 15. August abgeschlossenen Waffenstillstand zur Kenntniß bringt, das Heer mit aller Energie und Sorgfalt zu vermehren."

Hierauf reiste er in Begleitung Costatino Nigra's unverweilt von Turin nach dem Hauptquartiere ab.

Er traf mit Napoleon III. und dem Könige Victor Emanuel zusammen: dem Einen wie dem Andern theilte er die Zweifel, die ihn quälten, mit, Beiden bewies er die großen Uebelstände, die aus einem vorzeitigen Frieden resultiren würden und die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges, bis die Oesterreicher erst bis jenseits des Isonzo zurückgedrängt sein würden. Die hierbei geführten Gespräche waren lebhaft und erregt, aber der Wille Napoleon's III. stand bereits fest, und König Victor Emanuel vermochte nicht die schwere Verantwortung auf sich zu nehmen, die Lombardei aufs Spiel zu setzen. Da reichte denn Graf Cavour seine Entlassung ein und kehrte mit schwerem Herzen nach Turin zurück. Als er auf der Durchreise in Mailand eintraf, erwartete ihn sein von Sorge ob dieser Wendung der Dinge kaum minder gequälter Freund Vigliani am Bahnhofe. Als aber dann der Zug anlangte, stieg aus dem Wagen, in dem Cavour saß, nur Nigra aus; der arme Cavour schlief. Er war dem Schlummer endlich vor äußerster Ermattung nach der furchtbaren Aufregung der letzten Stunden erlegen. Vigliani wagte nicht, die momentane Ruhe dieses Schlummers, in dem er nur die Wirkung der höchsten physischen und moralischen Erschöpfung erkannte, zu stören und begnügte sich damit, die traurigen neuesten Nachrichten aus dem Munde Nigra's zu vernehmen. Sobald Graf Cavour in Turin wieder eintraf, telegraphirte er am 23. Juli an Pallieri in Parma:

„Parme doit rester annexée à la Sardaigne. Faites prêter serment et agissez avec la plus grande énergie. Je viens de donner ma démission. (Parma soll bei Sardinien verbleiben. Lasset den Huldigungseid schwören und geht mit der größten Energie vor. Ich habe soeben meine Entlassung genommen)."

An Azeglio in Bologna sandte er gleichzeitig ein Telegramm ähnlichen Inhalts ab. Er zeigte ihm den Frieden, seine ver=

geblichen Bemühungen, ihn zu verhindern und seinen Entschluß, abzutreten, an.

Farini telegraphirte ihm von Modena aus am 15. Juli:

„Wenn der Herzog sich auf Conventionen, die ich nicht kenne, stützend, einen Versuch machen sollte, zurückzukehren, so werde ich ihn als Feind des Königs und Vaterlands behandeln. Ich weiche nur auf ausdrücklichen Befehl meines Königs von meinem Posten. Kein Anderer wird mich von hier wegbringen und sollte es mein Leben kosten."

Am folgenden Tage telegraphirte er wieder:

„Ich erwarte noch immer wahre Instructionen. Mittlerweile lasse ich mich nur von Nothwendigkeit und Ehre leiten. Ich werde die Regierung nicht compromittiren, aber die Zukunft auch nicht. Man kann noch immer Alles retten."

Am 17. Juli antwortete ihm Graf Cavour durch folgendes Telegramm: „Le ministre est mort. L'ami vous serre la main et applaudit à la décision que vous avez prise. (Der Minister ist todt. Der Freund aber drückt Euch die Hand und schenkt der von Euch getroffenen Entscheidung seinen Beifall)."

Die Ereignisse nahmen ihren unerbittlichen Verlauf. Am 12. Juli wurden die Friedenspräliminarien von den beiden Kaisern zu Villafranca unterzeichnet. König Victor Emanuel fügte seine Unterschrift mit der bezeichnenden Restriction hinzu: „J'accepte en ce qui me concerne." (ich trete bei, in so weit es mich betrifft).

Am 13. Juli nahmen Graf Cavour und alle seine Kollegen ihre Entlassung. Der König beauftragte mit der Bildung des neuen Ministeriums den Grafen Francesco Arese, dessen Name eine hinreichende Garantie für die Fortsetzung eines fortschrittlichen Regiments war. Dieser berühmte lombardische Patriot verzichtete aber nach einigen mit ihm gepflogenen Unterhandlungen auf das ihm übertragene Mandat. Da fiel denn die

Neubildung des Ministeriums Herrn Rattazzi zu, der das Portefeuille des Innern erhielt, während die Präsidentschaft dem General La Marmora übertragen wurde.

Der so ungelegen kommende Friede von Villafranca*) verbreitete Trauer und Bestürzung in ganz Italien. Der Widerstand Cavour's, ihn anzunehmen, war der Ausdruck des Nationalgefühls. In seinem Herzen wurde der Herzschlag der Nation laut, welche schon ihre Unabhängigkeit errungen zu haben wähnte, als sie sich plötzlich in ihren Hoffnungen betrogen sah. Der Ursachen jenes Friedens gab es viele und mancherlei und wenn auch vielleicht keine von ihnen für sich allein hinreichend erschien, einen solchen Entschluß herbeizuführen, so machten sie ihn doch im Verein geradezu unvermeidlich. Es lag hier ein Complex von Vorfällen und besonderen Umständen vor, die durch ihr Zusammenwirken zum Frieden führten. Die vorgerückte Jahreszeit, allerhand militärische Zweifel in den Erfolg der Unternehmung, die Schwierigkeiten der Eroberung des Festungsvierecks, die Unthätigkeit der Flotte im adriatischen Meere, das entsetzliche Schauspiel des Schlachtfeldes nach dem Siege von Solferino, die nicht eben sehr gütige Haltung der Nordmächte, das Drängen der Friedensfreunde in Frankreich, die Besorgniß, daß man durch eine einzige Niederlage um alle bisher gewonnenen Triumphe kommen könne, alle diese Ursachen wirkten im Verein so mächtig auf das Gemüth Napoleon's III. ein, daß sie ihn dazu bewogen, mit Kaiser Franz Joseph Frieden zu schließen**).

*) In einem sehr hübschen italienischen Volksliede, das 1860 viel gesungen wurde, wurde der Friede von Villafranca der Mehlthau genannt, der auf die eben aufgehen wollende Blüthe der italienischen Unabhängigkeit gefallen sei. Anmerkung des Uebersetzers.

**) Auch wir wollen versuchen, hier noch Einiges über die wahren Ursachen jenes so unerwartet schnell kommenden Friedensabschlusses zusammenzutragen. W. Rogge äußert sich darüber wie folgt: „Für diese überstürzte Nachgiebigkeit Oesterreichs war wohl — neben dem, französischerseits

Ein Schrei der Enttäuschung und des Unwillens erhob sich in ganz Italien. Zum ersten Male, und es war dies das einzige Mal in seinem Leben, vermochte sich Graf Cavour nicht selbst

sorgfältig genährten Argwohn, Preußen werde die Fortdauer des Krieges benutzen, um die Position Oesterreichs in Frankfurt zu untergraben — weit weniger der Ausgang der Schlachten, von denen die bei Magenta wenigstens nicht für einen entscheidenden, die bei Solferino kaum überhaupt für einen durchgreifenden Sieg der Franzosen gelten konnte, da sie keinen Fußbreit Boden gewonnen hatten, als vielmehr die Besorgniß maßgebend, zu der die Stimmung im Innern gerechten Anlaß gab. Diese Befürchtung gewann um so mehr Consistenz als mit der Landung der Franzosen auf Lussin-Piccolo im quarnerischen Golfe am 3. und dem, freilich zurückgewiesenen Bombardement Zara's am 7. Juli der Krieg sich jenen Gegenden näherte, wo er von Fiume aus auf der prächtigen Maria-Louisenstraße die Kroaten und übrigen Südslaven ergreifen konnte, Kossuth, Türr und andere Emigranten waren in Napoleon's Hauptquartier; eine Landungsarmee wäre bei den Kroaten und Serben, deren Mißstimmung den höchsten Grad erreicht, gewiß nicht auf Widerstand gestoßen, und hätte in Ungarn sicherlich die Flamme des Aufstandes angefacht. Das gemeinsame Elend eines Decenniums hatte, „für den Moment" den wilden Rassenhaß der Magyaren und Südslaven, wie er Anno 1849 geherrscht, eingeschläfert. Daß die Bedenken des österreichischen Hauptquartiers nicht ohne Grund waren, zeigt der auffällige Artikel der Präliminarien, der allen Compromittirten volle Amnestie zusicherte. Als man freilich sah, daß 6 Procent der in's Feuer gekommenen k. k. Truppen, zu Gefangenen gemacht worden und daß diese fast sämmtlich Ungarn, Kroaten oder Italiener waren, da ward nicht nur jene Bestimmung, sondern auch noch so manches Andere verständlich".

So viel ist sicher, daß Oesterreich damals lediglich im Hinblick auf die Haltung Ungarns zum Eingehen des Friedens veranlaßt wurde. In Oesterreich weiß man heute recht gut, was man den Magyaren, freilich nicht ganz ohne eigene Schuld, verdankt. Napoleon III. muß dies aber doch auch recht wohl gewußt haben, da er ja Kossuth in Person im Lager hatte und mit dem Grafen Julius Andrássy recht intim war. Sollte er sich vielleicht deshalb des Bündnisses mit den Ungarn geschämt haben, weil er sich gerade daran erinnert, daß er als „Visitenkarte für seinen Eintritt in die Familie der legitimen Souveräne", um mit Rogge zu reden, im Herbst 1850 die erste Warnung bezüglich einer großen Verschwörung in Ungarn nach Wien geschickt, die dann auf diesen Wink hin, unter Beihülfe des magyarischen Ephialtes Michael Biro richtig entdeckt wurde und zu den Hinrichtungen „durch den Strang" auf der Postwiese bei Maros-Vasarhely führte? So viel Zartgefühl trauen wir Napoleon III. kaum zu.

Dagegen dürfte Karl Grün in seiner kurzen Biographie Cavour's voll-

zu beherrschen. Die bittere Enttäuschung des Patrioten verhüllte ein wenig das klare Urtheil des Staatsmannes. Er beurtheilte das Verfahren Napoleon's III. sehr streng. Es war das ein kurzer Moment hochherzigen Irrthums. Der große Minister machte dem glühenden Patrioten Platz, der Scharfsinn und so weite Blick des Ersteren ward von dem unaussprechlichen Schmerz des Zweiten ein wenig getrübt. Jener Friede, der uns damals Allen in so verhängnißvollem Lichte erschien, verwirrte und störte seine Pläne und Absichten; es wollte ihm scheinen, als ob jetzt Alles zu Ende sei.

Am 15. Juli traf Napoleon III. als Gast des Königs in Turin ein. Abends wurde die Stadt illuminirt. Der Kaiser wünschte den Grafen Cavour zu sehen, um einige freundliche Worte an ihn zu richten, und dieser mußte der Einladung Folge leisten. Es war bereits die Nacht eingebrochen, als ich ihn auf der Straße der Accademia delle Scienze (heute Via Lagrange) traf. Er hatte soeben seine Behausung verlassen und schien mir sehr traurig und erregt zu sein. Er sagte mir, daß er in's Schloß berufen worden sei, daß er sich aber auf den einsamsten und

---

kommen recht haben, wenn er sagt: „Als Napoleon III. in Italien war, als die französische Anmaßung sich sofort breit machte, fand sie sowohl an der italienischen Stimmung als an Cavour sogleich ihren Mann. Die Pulvermine des rothen Prinzen zu Florenz ward in die Luft geblasen, die französischen Agenten standen allenthalben unter polizeilicher Aufsicht. Es eröffnete sich ein europäisches Schachspiel zwischen Cavour und Bonaparte, das alle Eingeweihten höchlich ergötzte. Cavour ließ der Revolution in ganz Italien freien Lauf; er goß allenthalben Oel in die Flammen; Bonaparte bekam die Angst und schloß den Frieden von Villafranca". — Ganz in demselben Sinne habe ich mich in meiner Biographie Cavour's im 60. Heft von „Unsere Zeit" ausgesprochen, wo ich sagte: „Cavour suchte Napoleon die Lust an italienischem Besitze zu verderben und öffnete jetzt zum ersten Male in seinem Leben die Krater der Revolution. Da ward dem Bonaparte nicht wohl dabei, und mitten in seinem Siegen hielt er inne und schloß den Frieden von Villafranca". Das politische böse Gewissen scheint bei jenem Friedensschlusse die Hauptrolle gespielt zu haben.

Anmerkung des Uebersetzers.

dunkelsten Straßen dorthin zu begeben gedenke, indem er herzlich wünsche, unterwegs nicht erkannt zu werden. Wir schritten ziemlich lange neben einander hin. Dabei erzählte er mir: „Ich bin heute auf der Eisenbahnstation gewesen, um dem Kaiser und dem Könige meine Huldigung darzubringen. Ich wurde zur Hoftafel eingeladen, habe diese Ehre aber abgelehnt. Ich fühle mich nicht in der Stimmung, solche Einladungen anzunehmen. Ach, wenn ich daran denke, was ich Alles gethan habe, um Italien zu einen und daß jetzt Alles wieder in Frage gestellt ist! Man wird mich tadeln, daß ich den Frieden nicht unterzeichnen wollte, aber ich konnte nicht anders handeln. Diesen Frieden konnte ich nimmermehr unterzeichnen. Wenn es aber noth thun sollte, zweifeln Sie nicht und lassen Sie es auch die Freunde wissen, werde ich schon wieder da sein, um meine Pflicht zu thun. Wenn ich auch vielleicht nicht mehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein kann, so werde ich etwa Minister des Unterrichts oder der öffentlichen Arbeiten sein, auf alle Fälle werde ich meinem Lande auch weiter zu dienen trachten. Das Land wird mir, wie ich hoffe, Gerechtigkeit widerfahren lassen und überzeugt sein, daß wenn ich jetzt darauf verzichte, am Ruder der Regierung zu stehen, das gewiß nicht aus Mangel an Energie oder Muth, sondern lediglich deshalb geschieht, weil mein Ehrgefühl es mir gebietet.“ — Hierauf ging er noch in einige Einzelheiten ein und brach in schmerzhafte Ausrufe aus, welche die tiefe Betrübniß, die auf seiner Seele lagerte, nur zu sehr verriethen. Ich verließ ihn in der Nähe der Kirche San Giovanni, und er trat dann in das königliche Schloß ein, ohne von Jemand gesehen worden zu sein. Graf Cavour war mir im vollen Glanze seiner Popularität und aller seiner Ehren nie so groß erschienen, wie an jenem Abende in seinem erhabenen Schmerz um das Vaterland!

LXX.

Wenige Tage später verließ er Turin und reiste durch Savoyen nach der Schweiz. „Ich gehe", sprach er, „um mich dem Blicke der Menschen zu entziehen und mich am Anblick der Natur zu trösten". Die Ruhe und liebevolle Aufnahme, die er im Schooße der Familie De la Rive fand, thaten ihm wohl. Ruhige Ueberlegung und richtiges politisches Augenmaß gewannen auf's Neue die Oberherrschaft in ihm. „Sein Ansehen", schreibt Herr W. de la Rive, „offenbarte übrigens das Fieber seiner Gedanken. Man sah ihn nicht gebeugt, sondern entrüstet, oder zerstreut, nachdenklich und finster, in seinem Kopfe die zerstreuten Pläne, die Combinationen der verlorenen Schlacht vorüberziehen lassend. Sein eigentliches Naturell kehrte jedoch bald wieder zurück und mit ihm kamen das Vergessen einer Vergangenheit, deren Betrachtung zu Nichts führte, neue Hoffnungen, neue Pläne, neue Politik, ein anderer Feldzugsplan. Die Fiber war zu dehnbar, um selbst unter dem schrecklichen Anpralle, der eine minder starke Natur vernichtet, eine minder biegsame gebrochen hätte, lange erdrückt zu bleiben. Ich will nicht sagen, daß Cavour sich wieder aufrichtete, denn er war nie am Boden gelegen, aber er kehrte von seiner Erbitterung, seiner unfruchtbaren Träumerei und seinem überflüssigen Bedauern zurück. Sehr schnell, kaum eine Woche nach seiner Ankunft, hatte er die gewöhnliche Ruhe des Urtheils, das kein Groll beirrte, und die gewohnte Klarheit der Anschauung, welche kein retrospectives Bild störte, wiedergefunden" *).

*) Gerade an der Stelle, wo die Mittheilungen W. de la Rive's am interessantesten werden, bricht sie Herr Massari ab. Wir aber glauben sie unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, wenn sie auch immerhin dem Grafen Cavour einen etwas revolutionären Anstrich geben dürften. Warum sollte sich übrigens ein großer Staatsmann nicht auch revolutionärer Hebel bedienen, sofern er sie nur zu beherrschen vermag? W. de la Rive erzählt, daß Graf Cavour damals gesagt habe: „Es ziemt sich nicht, rückwärts zu

In jenen Tagen begegnete ihm einer jener Vorfälle, die ihm immer so sehr gefielen, weil er in ihnen spontane Kundgebungen wahrer Gefühle erkannte. Es war das ein Vorfall der Art

---

blicken, sondern vorwärts. Wir haben eine Bahn verfolgt, die abgeschnitten ist; wohlan! wir werden eine neue einschlagen. Wir werden zwanzig Jahre verwenden um das zu thun, was in einigen Monaten hätte vollendet sein können. Was können wir thun? England hat ja noch nichts für Italien gethan. Jetzt ist an ihm die Reihe. — Ich werde mich mit Neapel beschäftigen. Man wird mich anklagen, Revolutionär zu sein; aber man muß vor Allem vorwärts gehen, und wir werden es!" Hierauf fährt jener Autor fort: „Cavour zögerte daher nicht, die Lage, welche Italien die Bedingungen eines Friedens auferlegten, dessen letztes Wort noch lange nicht gesprochen war, verständig zu würdigen, und er gewahrte recht wohl den Vortheil, welcher aus einer Situation voller Widersprüche und folglich voller Hilfsquellen zu ziehen sei. Er sah ein, daß Frankreich die moralischen Folgen seiner Siege nicht so weit verleugnen dürfe, um deren diplomatische Consequenzen mit Gewalt aufzunöthigen. Daß der Krieg Früchte getragen, die Einheit wirklich einen Schritt vorwärts gethan und daß aus Magenta und Solferino trotz Villafranca ein Italien hervorgehe: das war so ziemlich Alles, was dieses Italien wollte. Von nun an unterschied Cavour klar den Weg, welcher allein zur Einheit und Unabhängigkeit führen konnte. Das durch einen zu schnellen Abschluß des Kampfes unter der unablässigen Drohung Oesterreichs gelassene Italien konnte von jetzt an, nur unter der Bedingung, daß es compact sei, frei bleiben. Dieser Weg war freilich sehr verschieden von der großen bis dahin verfolgten Bahn, eine gefahrvolle und ruhmreiche Bahn, in welche die Nation von Cavour zur Eroberung ihrer theuersten Güter, ihres Bodens und ihrer Freiheit gelenkt worden war. Jetzt handelte es sich nicht mehr um directes und stolzes Vorgehen, kühne Herausforderungen und glänzende Thaten, sondern um verborgenes Vorschreiten, dunkle Wühlereien und gleichsam unterirdisches Thun. Das kurz vorher noch in hellem Sonnenlicht funkelnde Ziel schien mehr als ein Mal durch die Menge der Interessen und Principien verhüllt, die sich der Annäherung an dasselbe entgegenstellten. Man mußte eine andere Politik einschlagen, die verwickelt und manchmal bis zur Trägheit langsam, manchmal wieder so tollkühn war, daß sie ganz Europa zu trotzen schien, die sich zwischen tausend Klippen bewegte, welche die Ereignisse hervorrief, ohne doch den Anschein davon zu haben, und die sich dann wieder ohne Bedenken enthüllte, eine unerklärliche Politik, deren Sinn aber Cavour andeutete, als er einige Tage vor seiner Rückkehr nach Turin inmitten eines Gesprächs über die Ereignisse und Personen ausrief: „Wohlan! Man wird mich zwingen, den Rest meines Lebens in Verschwörungen zu verbringen".

Gewiß von hohem Interesse ist es wohl auch, hier noch zu reproduciren,

wie jener mit dem Miethkutscher in Mailand. Als Graf Cavour von seiner Reise zurückgekehrt war, erzählte er einigen Freunden davon. Ich werde diese Scene mit den Worten des Herrn De la Rive, der dabei Augenzeuge war, beschreiben.

„An einem schönen Septembermorgen des Jahres 1859 schlugen mein Bruder und ich Cavour, der sich gerade in Hermance befand und dort einige Tage mit uns verbrachte, eine Fischpartie vor. Während man das Boot hierzu in Stand setzte, ließen wir uns am Ufer des See's auf der Schutzmauer des Quay's nieder, die an dieser Stelle dem Gestade als Stütze diente. Einige Schritte von uns entfernt, vor der Thüre einer Schenke, stand eine Gruppe Bauern, unter denen sich zwei Grenzwachsoldaten befanden. Einer dieser Soldaten, ein Berner von hoher Gestalt, stolzer Physiognomie, mit langem blonden Barte und kühnem, klarem Blicke sonderte sich von der Gruppe ab, näherte sich uns entschlossenen Schrittes und blieb, indem er vor Cavour stille stand, unbeweglich, ohne, wie es schien, unser Erstaunen zu bemerken. Plötzlich fragte er deutsch mit lebhaft vibrirender Stimme: „Sind Sie Cavour?“ „Was will er?“ versetzte Cavour? „Er fragt, ob Sie Cavour seien?“ Auf das bejahende Kopfnicken, welches auf diese Frage antwortete, ergriff der Soldat die Hand Cavour's und schüttelte sie stark, während

was Cavour Herrn W. de la Rive über die Motive sagte, die Napoleon III. zum Friedensschluß von Villafranca bewogen hätten. „Er (Napoleon III.) hat“, sagte er (Cavour) „den Einflüsterungen einiger Männer seiner Umgebung, denen es nach der Rückkehr nach Paris gelüstete, und den Befürchtungen, welche ihm die Hitze des Klima's für die Gesundheit der Armee einflößten, sowie dem abstoßenden Schauspiele nachgegeben, welches die Schlachtfelder darboten. Das hat seinen Entschluß veranlaßt. Er hat mir eine Menge vortrefflicher Gründe gegen den Krieg, aber keinen guten für den Frieden vorgebracht“. Die Worte Cavour's beweisen wohl am besten, daß Napoleon III. ihm gegenüber kaum mit der wahren Sprache herausgegangen sein dürfte, wodurch das, was wir früher über dieses Thema angeführt, nur noch mehr seine Bestätigung findet. Anmerkung des Uebersetzers.

zwei große Thränen über seine gebräunten Wangen rollten, worauf er uns jählings den Rücken wandte, fortging und verschwand. „Das ist ein Deutscher“, sagte Cavour mit bewegter Stimme, „der mir ein braver Mann zu sein scheint.“ Dann wurde er stille, indem er mit zerstreuter Hand die Grashalme ausriß, welche zwischen den Steinen hervorgekeimt waren. Man hätte sagen mögen, daß er in dieser Huldigung eines unbekannten Soldaten den Tag erblickt habe, in welchem Europa Italien anerkennen wird.“

Die Freunde begleiteten ihn mit ihren Gedanken und besten Wünschen. Alle beeilten sich, ihm zu schreiben und ihm ihre Gefühle der höchsten Anerkennung zum Ausdruck zu bringen. Auch Carlo Poerio schrieb ihm und berichtete ihm dabei, was Gladstone über ihn gesagt hatte. Auch ich schrieb ihm, um ihn zu bitten, mir gestatten zu wollen, ihm die Biographie und den Briefwechsel Vincenzo Gioberti's, deren Herausgabe damals begann, widmen zu dürfen. Er antwortete mir aus Genf den 9. August:

„Ich danke Ihnen herzlich für alles Liebe und Gute, was Ihr Brief vom 6. ds. Mts. enthält. Die Beweise von Sympathie und Achtung, die mich in meine Zurückgezogenheit begleitet haben, sind für mich eine reichliche Belohnung für die langen Mühen und grausamen Enttäuschungen der letzten Zeit. Ich danke auch Poerio für sein artiges Schreiben. Die Worte Gladstone's, von denen er mir berichtet, haben mich sehr angenehm berührt, da sie von dem einzigen englischen Staatsmanne herrühren, der niemals seine hohen fortschrittlichen Ideen den Gesichtspunkten eines engherzigen Patriotismus und den Parteivorurtheilen geopfert hat.

Mit Vergnügen nehme ich auch die Widmung Ihres Gioberti an. Ich hatte mich nie über Ihren berühmten Freund zu beklagen. Wenn ich auch in politischer Hinsicht nicht immer

seine Ansichten zu theilen vermochte und wenn ich auch manchmal bei ihm einen gewissen Mangel an praktischem Sinn beklagt habe, so habe ich doch immer in ihm einen außergewöhnlichen Menschen bewundert, der, von seinem Genius inspirirt, den einzigen Weg anzugeben wußte, auf dem das Vaterland gerettet werden konnte."

In demselben Briefe hatte ich ihn, auf Bitten einiger toscanischer Freunde, über seine Meinung, wie man sich jetzt zu verhalten habe, befragt. Er antwortete:

„Was die Rathschläge betrifft, um welche mich die Toscaner bitten, so werde ich sie kurz in den drei folgenden Vorschlägen zusammenfassen. Erstens muß um jeden Preis die lothringische Restauration bekämpft werden. Da wäre mir Oesterreich selbst immer noch weit lieber, als einer seiner Proconsuln. Zweitens ist es höchst nothwendig, zu constatiren, daß das ganze Land die Vereinigung mit Piemont wünscht. Drittens müßte man sich endlich im schlimmsten Falle dazu entschließen, eine eigene fortschrittliche Regierung für Toscana zu acceptiren, die außer aller Verbindung mit Oesterreich stünde"*).

LXXI.

Zu Anfang September kehrte er nach Turin zurück. Er hatte seinen unumwölkten Blick, seine natürliche Lebendigkeit, sein Selbstvertrauen und seine heitere und zugleich wohlwollende Grundstimmung wieder gewonnen. Er langte gerade in jenen Tagen an, wo Deputationen aus allen Theilen Centralitaliens dem König Victor Emanuel die Krone anboten. Mehr noch als

---

*) Aus diesem Rathschlage geht deutlich hervor, daß Cavour den Plan Napoleon's III., hinsichtlich einer napoleonischen Secundogenitur in Toscana, noch immer nicht für ganz aus dem Felde geschlagen erachtete.

Anmerkung des Uebersetzers.

Ruhe und körperliche Erholung hatte seinen Geist der gewonnene genaue Ueberblick über die wahre Lage der Dinge erhoben und ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß man nach der vorübergehenden Krise von Villafranca auf einen baldigen neuen Aufschwung der italienischen Angelegenheiten hoffen dürfe. Die vom Kaiser Napoleon III. bezüglich des Nichtinterventionsprincips abgegebenen Erklärungen lauteten sehr bestimmt. An jenem selben Abende, wo sich der Kaiser in Turin aufgehalten, hatte er zum Marquis Gioachino Pepoli rund heraus gesagt, daß er keine fremde Intervention in Centralitalien dulden werde. Dieselbe Erklärung hatte er Leonetto Cipriani abgegeben, welcher das Amt übernommen, Massimo d'Azeglio in der Regierung von Bologna und der ehemaligen Legationen zu ersetzen. Seit der Abgabe jener Erklärungen waren fast zwei Monate verflossen, ohne daß sie durch irgend eine Thatsache Lügen gestraft worden wären. Auch nicht der Schatten eines österreichischen Soldaten hatte sich in Bewegung gesetzt, um Franz von Este nach Modena, die Herzogin von Parma in ihr früheres Herzogthum, Leopold von Lothringen nach Florenz, oder die päpstliche Regierung in Bologna, Forli und der übrigen Romagna wieder einzusetzen. Die Bevölkerungen ihrerseits hatten diese Zwischenzeit benutzt, täglich und bei jeder Gelegenheit ihren unveränderlichen Vorsatz zu erkennen zu geben, nie wieder unter die frühere Herrschaft zurückzukehren, sondern unlösbar mit Piemont vereint zu bleiben. Das Schauspiel, welches die Bevölkerungen Centralitaliens nach dem Frieden von Villafranca darboten, war wahrhaft bewundernswerth. Es war dies einer der erhabensten Momente der Geschichte der Bildung der nationalen Einheit Italiens. Vor dem Kriege hatten die Lombarden und Venetianer bewiesen, wie man der Fremdherrschaft widerstehen muß, nach dem Tage von Villafranca aber lieferten die Bewohner Centralitaliens ein schönes Beispiel, wie man die Rückkehr der Fremdherrschaft ver-

hindern soll. Luigi Carlo Farini in der Emilia und Bettino Ricasoli in Toscana waren die beiden hauptsächlichsten Organisatoren jener ruhmvollen Bewegung. Wenn Farini beim Bekanntwerden der Verträge von Villafranca, wie er es nach den Normen stricter Legalität hätte thun können, seine Entlassung genommen und Modena sich selbst überlassen hätte, wäre Alles verloren gewesen. Er aber zog nur seinen Patriotismus zu Rathe und harrte auf seinem Posten aus. Er sagte nicht zu der Bevölkerung: „ich werde Euch folgen," sondern er sprach einfach zu ihnen: „folgt mir!" Von diesem Momente an aber wurde die Wiederherstellung der früheren Herrschaft eine absurde Unmöglichkeit und die Annexion an Piemont eine absolute Nothwendigkeit. Ebenso wäre auch, wenn nach den Abmachungen von Villafranca der Baron Ricasoli den Kopf verloren und sich einem der Vorschläge, die gemacht wurden, um die entthronte Dynastie in den Palast Pitti zurückzuführen, gefügt hätte, die italienische Einheit nicht zu Stande gekommen. Aber Ricasoli wartete auch nicht einen Augenblick und antwortete auf die Clausel in den Friedenspräliminarien von Villafranca, durch welche die Wiedereinsetzung der lothringischen Dynastie in Toskana bestimmt wurde, mit dem Beschlusse der Consulta, welcher die Vereinigung Toscana's mit Piemont aussprach. Es wurden Wahlen ausgeschrieben, um zur Wahl von Deputirten für die Versammlungen zu schreiten, welche die Wünsche der Bevölkerungen gesetzlich zum Ausdruck bringen sollten. Vier solcher Volksvertretungen traten zusammen, die von Toscana in Florenz, die der Legationen in Bologna, die des estensischen Herzogthums in Modena und jene von Parma und Piacenza in Parma. Ihre Beschlüsse waren ebenso einstimmig wie übereinstimmend. Sie decretirten die Absetzung der früheren Dynastien und die Vereinigung mit Piemont unter dem constitutionellen Scepter des Königs Victor Emanuel. Wenn man heute jene Entschlüsse und die Darstel-

lung der sie motivirenden Gründe wieder überliest, so vermag man sich eines Gefühls vaterländischen Stolzes und unwillkürlicher Bewunderung über die darin hervortretende Größe des Patriotismus nicht zu erwehren. Besonders der Bericht, in welchem Ferdinando Andreucci vor den toscanischen Volksvertretern die Gründe auseinandersetzte, weshalb die Dynastie Lothringen nicht mehr in Toscana regieren dürfe und abgesetzt werden müsse, ist ein wahres Meisterstück. Das Verhalten Leopolds II. wurde ohne Zorn, Leidenschaft oder Ungerechtigkeit beurtheilt. Der Hauptaccent der Entscheidung ward aber auf den folgenden ebenso einfachen als wahren Satz gelegt: „Die Toscaner seien Italiener und wollten auch Italiener sein und bleiben. Die Lothringer dagegen seien Oesterreicher und müßten auch Oesterreicher sein, dieser Umstand begründe die wesentliche, absolute und unabänderliche Unvereinbarkeit zwischen jener Dynastie und Toscana." Der schönste Beweis für die Reife der nationalen Bewegung war ihre überall hervortretende kluge Mäßigung. Der Moniteur Universel veröffentlichte eine der Rückkehr der entthronten Fürsten günstige Erklärung. Die Bevölkerung Centralitaliens ließ sich aber dadurch weder in Aufregung noch in Schrecken versetzen, sie lachte darüber. Man las in jener Erklärung das, was sie wirklich sagte, aber man verstand auch das aus ihr herauszulesen, was sie nicht sagte. Botschaften auf Botschaften erfolgten, Diplomaten auf Diplomaten langten an. Alle suchten die Nothwendigkeit der Wiedereinsetzung der entthronten Fürsten in ihre Rechte nachzuweisen und die Unmöglichkeit weiterer Annexion an Piemont in's hellste Licht zu setzen. Alle diese Botschaften und alle diese Diplomaten richteten aber absolut nichts aus. Auf die vorgebliche Nothwendigkeit der Wiedereinsetzung der Fürsten antwortete man mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit, die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, welche durch jene Restaura-

tion dauernd in Frage gestellt werden würde. Auf die vorgebliche Unmöglichkeit der Durchführung weiterer Annexionen antwortete man mit dem Beweise, daß diese unmöglichen Annexionen bereits ein unanfechtbares fait accompli geworden seien. Dabei ging Alles mit der größten Ruhe und Ordnung vor sich. Selbst das beklagenswerthe Factum der Ermordung Anviti's in Parma, ließ nur wieder durch den sich einstimmig dagegen erhebenden Tadel die wahren Gefühle der Bevölkerungen deutlicher hervortreten. Es war das ein durchaus isolirt dastehender Vorfall, der allgemeinen Tadel und Abscheu hervorrief. Graf Cavour schrieb darüber dem Grafen Bardesone, der dazu berufen worden, in das Kabinet des Dictator's der Emilia einzutreten*). Dieser von Leri aus datirte Brief war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „So sehr ich bedauere, Sie nicht mehr in Turin zu finden, wenn ich dahin zurückkehren werde, so kann ich mich doch andrerseits nur über Ihre Ernennung zu einem so wichtigen Posten, wie jener ist, zu dem Sie Farini berufen, freuen. Ich zweifle nicht, daß Sie Ihre neuen Pflichten eben so trefflich zu erfüllen wissen werden, wie jene, denen Sie in Ihren früheren Aemtern oblagen, und daß, wenn je das Volk von Modena sich ähnlichen Excessen, wie die in Parma erfolgten, überließe, Sie sich lieber tödten lassen, als die italienische Sache durch Acte wilder Rache entehren lassen würden. Grüßen Sie Farini herzlich von mir und sagen Sie ihm, daß, wenn er nicht gegen die Meuchler in Parma mit der strengsten Energie vorgeht, die italienische Sache in großer Gefahr schwebt."

Zu allem Glücke aber hatte jener mit dem Fluche allgemeinster Verdammung beladene Vorfall keine Nachfolger und

*) Emilia oder emilianische Provinzen ist der Name desjenigen Theils des neuen Königreichs Italien, welcher die von der alten Aemilia via durchschnittenen Provinzen, d. h. die früheren päpstlichen Delegationen Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli oder die Romagna nebst den Herzogthümern Parma und Modena umfaßt. Anmerkung des Uebersetzers.

vermochte daher auch nicht das schöne Schauspiel der Festigkeit und Mäßigung, welches die Bevölkerung Centralitaliens darbot, zu trüben. Dieses Schauspiel erhob die Seele Cavour's. Er war darauf stolz als Italiener, schöpfte aus ihm die beruhigendsten Hoffnungen für die Zukunft und wurde sich der Pflicht nur noch mehr bewußt, daß er einer Bewegung, die sich mit eben so großem politischem Takte wie außerordentlicher Ruhe vollzog, nicht die Beihülfe seines Rathes und seiner staatsmännischen Actionskraft entziehen dürfe.

Die Italiener aber fühlten instinctiv, daß zwischen ihnen und dem Grafen Cavour volle Gemeinsamkeit der Bestrebungen und Neigungen herrsche. Ja, man darf sagen, daß jeder wahre, fortschrittlich gesinnte Italiener sich speciell von ihm repräsentirt fühlte und daß das öffentliche Vertrauen sich gleichsam an seine Fersen heftete. Wohl war er nicht mehr Minister, doch das schwächte das zwischen ihm und der Nation bestehende Verhältniß keineswegs. Noch immer wandte sich Alles an ihn, um bei ihm Rath und Hülfe zu erholen.

Die vier centralitalienischrn Volksvertretungen hatten nicht so bald ihren Anschluß an Piemont proclamirt, als eine jede von ihnen auch schon eine Deputation nach Turin sandte, um der dortigen Regierung ihre Entscheidung officiell kundzugeben und dem Könige die Krone anzubieten. Die erste Deputation, welche eintraf, war die der toscanischen Volksrepräsentanz, die aus dem Grafen Ugolini della Gherardesca, dem Grafen Scipione Borghesi, Rinaldo Ruschi, Adami und Giambattista Giorgini bestand. Dieselbe wünschte sich auch sogleich zum Grafen Cavour zu begeben, welcher sie sehr liebenswürdig in seinem eigenen Hause empfing und sie mit der zarten Aufmerksamkeit überraschte, daß er bei ihrer Ankunft jene Büste beleuchten ließ, die ihm die Toscaner 1856 zum Zeichen ihrer Anerkennung für seine Thätigkeit auf dem Pariser Congresse verehrt hatten.

Die Deputationen aus Parma, Modena und den Legationen würden dasselbe gethan haben, wenn Graf Cavour bei ihrem Eintreffen nicht Turin bereits wieder verlassen und sich nicht auf seine Besitzung Leri begeben hätte, wo er sich agrarischen Angelegenheiten mit einem Interesse hingab, welches sein vieljähriges politisches Leben und dessen aufreibende Thätigkeit nicht zu vermindern vermocht hatte. An der Deputation aus Parma nahm auch Giuseppe Verdi Theil. Dieser berühmte Meister der Töne wollte sich aber nicht um die Genugthuung bringen, dem Manne die Hand zu drücken, dem Italien so Viel und so Großes verdankte, er suchte ihn selbst in Leri auf.

Einige Zeit darauf sandte die toscanische Regierung Giovanni Fabrizi mit dem Auftrage nach Turin, in möglichst enge Beziehungen zur piemontesischen Regierung zu treten und möglichst darauf zu dringen, daß die von der toskanischen Volksvertretung decretirte Union recht bald bestätigt und völlig vollzogen werde. Auch dieser ausgezeichnete Patriot erachtete es für eine große Ehre, sofort mit dem Grafen Cavour selbst in persönliche Berathung zu treten.

Es gab überhaupt keinen echten Italiener, der etwa in jenen Tagen nach Turin gekommen wäre, ohne daß er sich beeilt hätte, den Grafen Cavour aufzusuchen. Alle hervorragende Fremde machten es ebenso. Es kam damals sogar ein sehr angesehener liberaler Kroate aus Agram zu ihm, um sich Rath von ihm in Betreff der Angelegenheiten seines eigenen Landes zu erholen*).

Es trat immer mehr hervor, daß Graf Cavour sich nicht länger von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entfernt

---

*) Meint Herr Massari damit jene südslavische Deputation, die sich vor Ausbruch des Krieges zu Cavour begeben hatte und deren er sonst nirgend Erwähnung thut? Ueber lediglich kroatische Angelegenheiten dürfte Graf Cavour kaum zu Rathe gezogen worden sein.

Anmerkung des Uebersetzers.

halten dürfe und daß er, nachdem die momentanen Ursachen, die ihn zum Rücktritt veranlaßt, aufgehört hatten, sich geltend zu machen seinen Posten im Rathe der Krone wieder einnehmen müsse. Diese Ansicht griff täglich allgemeiner Platz; mehr und mehr sprach man von dem baldigen Wiedereintritt des Grafen Cavour in's Ministerium, wie von einer demnächst bevorstehenden Eventualität. Er selbst durfte es sich nicht länger verbergen, daß dies der ganz entschiedene Wunsch der öffentlichen Meinung sei. Man hat ihm einen Vorwürf daraus machen wollen, daß er dem Drange seines eigenen Ehrgeizes nicht habe widerstehen können und daß er um jeden Preis wieder habe Minister werden wollen. Dieser Vorwurf ist höchst ungerecht. Wohl hegte auch Graf Cavour damals den Wunsch, wieder an die Spitze der Regierung zu treten, aber dies wär nicht deshalb der Fall, weil er einem Gefühle gewöhnlichen Ehrgeizes folgte, sondern weil ihn jener erhabene Ehrgeiz beseelte, seinem Lande und der Dynastie Savoyen einen ausgezeichneten Dienst zu leisten, zu dem Niemand so geeignet und befähigt war, als eben er. Er war überzeugt, daß wenn er auf's Neue die Verantwortlichkeit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder auf sich nehme, dies den Anschluß Mittelitaliens an Piemont wesentlich erleichtern und schneller durchführen werde. Das war bei ihm der eigentliche Anreiz zu dem, was ihm dann als bloßer Ehrgeiz ausgelegt worden ist. Uebrigens wurde ein Zwiespalt bezüglich einer inneren Frage zwischen dem Ministerium und dem Grafen Cavour die Ursache einer Ministerkrise und seiner darauf erfolgenden Rückkehr zur Leitung der Staatsgeschäfte.

Die mittelitalienische Frage nahm täglich mehr in die Augen springende Verhältnisse an. Es war klar, daß die Lage der Dinge, wie sie nach dem Frieden von Villafranca bestand, nicht in's Unbestimmte hin fortdauern dürfe und daß es nicht klug

sein würde, die Mäßigung und den Takt jener Bevölkerungen noch länger peinlichen Proben auszusetzen. Die Möglichkeit einer fremden Intervention war schon durch die Erklärungen und durch die Haltung Napoleon's III. behoben worden. Die Beschwerden und Proteste der vertriebenen Regierungen blieben daher bloße Worte ohne irgend welche positive Wirkung. Gleichwohl aber durfte man sich doch auch über die soeben erst durch den Züricher Friedensschluß bestätigten Verträge von Villafranca nicht völlig hinwegsetzen, und auch Napoleon III. durfte nicht ohne Weiteres in die Annexion Toscana's und der Emilia an Piemont einwilligen*), weil dies eben eine flagrante Verletzung jener Verträge gewesen wäre.

---

*) W. de la Rive schildert die damalige politische Situation recht zutreffend in Folgendem: „Während der sechs letzten Monate des Jahres 1859 hatte sich übrigens die Lage etwas mehr consolidirt und in gewisser Beziehung verbessert. Der Baron Ricasoli hatte durch seine kühne Initiative und indem er jene unerschütterliche Festigkeit entwickelte, die ihn zum erklärten Nachfolger Cavour's machen sollte, Toscana unangetastet und ganz bewahrt. In den Herzogthümern hatte zu gleicher Zeit Farini durch seine Energie und Geschicklichkeit die Vorliebe gerechtfertigt, deren Gegenstand er von Seite Cavour's beständig gewesen war. Gerade durch seine Verlängerung kam das Provisorium Jenen außerordentlich zu Statten, denen seine Aufrechterhaltung gewißermaßen eine Art von Verjährungsrecht verlieh. Es lag aber freilich viel daran, dasselbe nachgerade ohne Zögern in den definitiven und normalen Zustand umzuformen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, die Agitation zu verewigen, die Besorgniß beständig wach zu erhalten, das Vertrauen zu untergraben und Intriguen und feindliche Anschläge aller Art zu ermuthigen. Zu diesem Werke, einer unmittelbaren Verletzung des Züricher Vertrages, bedurfte man der Billigung Frankreichs. Für die Regierung des Kaisers war es schwer, diese Zustimmung zu gewähren, aber freilich noch schwieriger, sie zu verweigern. England aber unterstützte Piemont energisch und verwandte sich bei Frankreich lebhaft im italienischen Interesse.

„Ich habe, schrieb Cavour, bei meiner Ankunft gefunden, daß die Angelegenheiten sich eher gebessert, als verschlimmert haben. Was auch X. sagen mag, so denkt doch jetzt Niemand mehr an die Restauration des Großherzogs von Toscana. Selbst der Gesandte Frankreichs, der ein wahrer Walewski ist, hat seine Sprache auffallend geändert. Er läßt die Verurtheilung über

Einerseits verlangte also Centralitalien unaufhörlich die sofortige Durchführung seiner Vereinigung mit Piemont. Andererseits sah sich die piemontesische Regierung durch Rücksichten gebunden, die nicht bei Seite geschoben werden durften. Auf das Verlangen, die gemeinsame Statthalterschaft über die vier centralitalienischen Staaten einem Prinzen aus dem Hause Savoyen, und zwar dem Prinzen Eugenio di Carignano, anzuvertrauen, wurde damit geantwortet, daß dieser Prinz seine eigenen Gewalten dem Comthur Carlo Boncampagni übertrug. Diese Vorkehrung aber, die nicht von Allen für gleich nützlich und zweckentsprechend erachtet wurde und die besonders dem Baron Ricasoli, und zwar nicht mit Unrecht, sogar gefährlich erschien, machte dem Provisorium auch noch kein Ende und löste die vorhandenen Schwierigkeiten nicht so sehr, als daß sie deren Lösung vielmehr aufschob. Nun schlug die Diplomatie nochmals die Berufung eines Congresses vor. War sie mit diesem Vorschlage vor dem Kriege nicht glücklich gewesen, so hoffte sie doch nach dem Kriege damit durchzubringen.

Auch in der Diplomatenwelt hatte sich Manches seit dem Monate April und noch mehr seit dem Vertrage von Villafranca verändert. Die Sympathien für die österreichische Regierung waren nicht ins Korn geschossen, dagegen waren jene für die

---

das Haus Lothringen hingehen und beschränkt sich lediglich darauf, den Plan der Vereinigung Toscana's mit Piemont zu bekämpfen". Diese Zeilen sind aus dem Monate October. Im December schrieb er wieder: „Der Kaiser scheint entschieden zu Italien günstigeren Gesinnungen zurückzukehren".

Nun tauchte die Congreßidee auf, vor der Cavour keineswegs erschrak. Es wurde aber nichts daraus. W. de la Rive schreibt diesbezüglich: „Da der Papst und der Congreß mit einander unvereinbar schienen, so fand Letzterer nicht Statt. Von da an hielt Frankreich, das durch die Weigerung der anderen Mächte an der Regelung der italienischen Angelegenheiten mitzuwirken, seine Actionsfreiheit zurückerlangt hatte, allein die Wage, der Cavour dadurch den Ausschlag gab, daß er auf eine ihrer Schalen Nizza und Savoyen warf". Anmerkung des Uebersetzers.

Regierung Victor Emanuels allerdings im Wachsen begriffen. Die russische Regierung hatte sich zwar über die Vertreibung der Fürsten aus Mittelitalien nicht eben gefreut, war darüber aber auch keineswegs zu sehr in Zorn gerathen, und ihre Haltung war die eines nicht übelwollenden. Zuwartens. Die preußische Regierung verhielt sich neutral, zeigte sich dabei aber offenbar wohlwollend und weit davon entfernt, für die Restauration der entthronten Fürsten einzutreten. Ihr Vertreter in Turin, Graf Brassier de St. Simon, willigte sogar ein, die Mitglieder der Deputation der toscanischen Volksvertretung unter der blos formellen Clausel zu empfangen, daß er nicht den Besuch einer Deputation, sondern lediglich die Visite fünf hervorragender Toscaner annehme. In England hatte ein Regierungswechsel stattgefunden. Palmerston war Chef des neuen Cabinets, Lord John Russel Minister der auswäreigen Angelegenheiten und Herr William Gladstone Schatzkanzler geworden. Das Aufhören des Krieges hatte überdies jeden plausiblen Vorwand zu Mißhelligkeiten zwischen der englischen und piemontesischen Regierung entfernt, und das neue Ministerium trat daher offen und mit Wärme für den Anschluß Mittelitaliens an Piemont ein.

Die diplomatischen Beziehungen hatten sich also offenbar verbessert und das Zusammentreten eines Congresses zur Ordnung der italienischen Angelegenheiten vermochte daher im Jahre 1860 nicht mehr dieselben Besorgnisse zu erwecken, wie sie die Ankündigung eines ähnlichen Congresses 1859 hervorgerufen hatte.

Die Regierung des Königs Victor Emanuel mußte daher an die Wahl seiner Bevollmächtigten, oder besser gesagt, seines Bevollmächtigten denken, da es wahrscheinlich war, daß die verschiedenen Staaten dahin übereinkommen würden, zu ihren zweiten Bevollmächtigten jene Diplomaten zu erklären, die in dem Lande, wo der Congreß stattfinden würde, als Gesandte accreditirt seien. Da verfiel man denn sogleich wieder auf den Grafen Cavour

und dieser zeigte sich, obwohl er den Congreß nicht eben für das wirksamste Mittel hielt, aber doch überzeugt war, daß er seinem Vaterlande auf demselben werde gute Dienste leisten können, auch in der That geneigt, eine solche Mission zu übernehmen.

„Si vous faites," schrieb er einem Freunde (W. de la Rive) in's Ausland, „cet hiver une course à Paris, vous me trouverez à l'hôtel de Bristol. J'ai pris l'appartement qui occupait le comte Buol en 1856, toujours dans le but d'envahir le territoire autrichien." (Wenn Sie diesen Winter eine Tour nach Paris machen sollten, werden Sie mich im Hotel Bristol finden. Ich habe, immer in der Absicht, das österreichische Gebiet zu besetzen, die Wohnung gemiethet, welche im Jahre 1856 Graf Buol inne hatte)." Nur sprach er den Wunsch aus, sich vor seiner Abreise erst noch mit den Ministern nicht nur wegen der auf seine Mission bezüglichen Instructionen, sondern auch über einige Punkte der inneren Politik, die er für sehr wichtig hielt, besonders in Betreff der nächsten Parlamentsberufung, zu verständigen. Es wurden deshalb einige Conferenzen abgehalten, dabei trat aber ein Zwiespalt hervor. Graf Cavour wollte, daß man genau und unwiderruflich den Tag vorausbestimme, wo das neue Parlament zusammenzutreten habe. Das Ministerium wandte dagegen ein, daß dies nicht möglich sei, weil die Zusammenstellung der Wählerlisten in den lombardischen Provinzen, wo Alles erst neu organisirt werden müßte und deshalb nicht so schnell von Statten gehen könne, noch einige Zeit in Anspruch nehmen werde und man, bevor dies nicht erledigt sei, nicht mit Sicherheit den Zeitpunkt der Berufung der Wahlkörper und somit auch nicht jenen der Einberufung des Parlamentes bestimmen könne.

Graf Cavour aber erklärte, daß so lange dieser wesentliche Punkt nicht geordnet und in Betreff seiner keine hinreichende

Uebereinstimmung erzielt worden sei, er auf das Mandat eines Congreßbevollmächtigten verzichten müsse und wieder nach Leri zurückkehren werde. Er war bereits entschlossen, sich nach Florenz zu begeben und da seine Arbeitskraft im öffentlichen Dienste der Sache der Union zuzuwenden.

Nach langen Unterhandlungen, die zu keinem Resultate führten, reichten die Minister am 16. Januar 1860 ihre Demission ein, und noch am selben Abend beauftragte der König den Grafen Cavour, ein neues Ministerium zu bilden. Der Sendbote des Königs, der den Grafen aufsuchen sollte, traf ihn am Fuße der Treppe seines Palastes, als er eben im Begriffe stand, in seinen Wagen einzusteigen, um nach der Eisenbahnstation zu fahren, von wo er sich nach Leri begeben wollte.

Er ging jetzt sogleich an's Werk und hatte bald ein neues Ministerium beisammen. Für sich behielt er das Präsidium und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zum Unterrichtsminister machte er den Grafen Terenzio Mamiani della Rovere, zum Kriegsminister den General Manfredo Fanti, welcher die Truppen in Mittelitalien commandirte. Er wünschte aber auch, daß ein Lombarde in's Ministerium eintrete und dachte da gleich an Stefano Jacini, der ihm im Jahre 1858 und 1859 interessante Studien über die österreichischen Finanzen zugesandt, die ihm eine hohe Meinung von diesem Mann beigebracht hatten. Er lud ihn jetzt ein, sich nach Turin zu begeben und bot ihm das Finanzministerium an. Jacini zog indeß das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten vor, und so ward denn der Komthur Saverio Vegezzi Finanzminister. Zum Siegelbewahrer wurde der Advokat Giambattista Cassinis ernannt Außerdem übernahm Graf Cavour noch interimistisch das Portefeuille des Innern, in der Absicht, es Farini anzuvertrauen, sobald dessen Anwesenheit in Modena nicht mehr nöthig sein werde. Die Namen der sämmtlichen neuernannten Minister

wiesen hinreichend darauf hin, daß das Programm dieses Kabinets die Union der mittelitalienischen mit den norditalienischen Provinzen sein werde.

Generalsecretär des Ministerium's der äußeren Angelegenheiten war Domenico Carutti. Graf Cavour hatte kaum die Aufgabe, ein neues Ministerium zu bilden übernommen, so ließ er demselben durch Nigra sagen, er möge auf seinem Posten bleiben und ihn erwarten. Als er sich dann in seinem Amte installirte, trat Carutti zu ihm in's Kabinet mit seinem Portefeuille, das er ihm mit dem ihm eigenen feinen Tacte überreichte, indem er äußerte, daß der Posten eines Secretärs des auswärtigen Amtes eine vielbegehrte Stelle sei und daß er daher mit ihm vielleicht die Wünsche eines Anderen befriedigen werde. Der Graf lehnte diese Demission entschieden ab und sagte dann, indem er ihm die Hand drückte, lächelnd zu Carutti: „Ich weiß, daß ich auch manchmal Jemands bedarf, der mich ein wenig bei den Rockschößen zurückhält".

LXXII.

Nachdem Graf Cavour kaum wieder in's Ministerium eingetreten, erkannte er bald, wie die Dinge eigentlich standen, und bildete sich mit der ihm eigenen schnellen Auffassungsgabe und dem ihn nie verlassenden Scharfblick sofort einen Plan, wie er die gerechten Wünsche des Landes befriedigen und die ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten überwinden wollte. Er gewann sogleich, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Gefühl der Situation, welche allerdings nicht frei von Hindernissen und Gefahren, dafür aber ziemlich klar zu übersehen war.

Im Innern mußte man daran denken, die constitutionelle Einrichtung nach Geist und Wortlaut in jenen Provinzen einzuführen, wo sie, wie z. B. in der Lombardei, noch ein abstracter

Gegenstand waren. In Mailand und der ganzen Lombardei mußte vom Regiment der unbedingten Vollmachten zum Regime constitutioneller Freiheit übergegangen werden.

Einer der ersten Acte des Ministeriums war es, Massimo d'Azeglio als Gouverneur nach Mailand zu senden. Der Sinn und die Bedeutung dieser Wahl fiel klar in die Augen, auch waren die Mailänder mit ihr sehr zufrieden.

In der äußeren Politik mußte das schwierige Problem der Vereinigung Toscana's und der Emilia mit dem oberitalienischen Königreiche durchgeführt werden, ohne dabei die Susceptibilitäten der Diplomatie zu verletzen, ohne einen provocatorischen Act zu begehen, ohne den Gefühlen der Bundesgenossen und Freunde nahe zu treten und ohne den Feinden einen Vorwand zu Drohungen und Einmischungen in die Hand zu spielen. Von den ersten Tagen seines neuen Ministeriums an hatte Graf Cavour diese wichtigen Probleme vor Augen, erwog ihre Wesenheit mit sicherem Urtheil und scharfer kritischer Sonde und begab sich mit einer die Größe der Schwierigkeiten aufwiegenden festen Entschlossenheit an ihre Bewältigung, indem er die Hindernisse beseitigte, die Gefahren abwandte und das in ihn gesetzte große Vertrauen nach allen Seiten hin rechtfertigte. Sein praktischer Sinn, seine außerordentliche Geschicklichkeit, seine Geduld und Zähigkeit, die ihm in den vorhergehenden Monaten so sehr genützt hatten, die Frage des Krieges oder Friedens in seinem Sinne zur Entscheidung zu bringen, erwiesen sich auch jetzt wieder zur Erreichung des patriotischen Zieles seiner Wünsche gar wirksam. Der Staatsmann, der die Annexion der mittelitalienischen an die norditalienischen Provinzen als eine politische Nothwendigkeit ersten Ranges darzustellen und als solche Europa genehmbar zu machen wußte, war keineswegs weniger groß, als der Staatsmann, der den Krieg gegen Oesterreich so klug vorbereitet und im Frühling 1859 das Meisterstück zu Stande gebracht hatte, jene Macht

zur Begehung des schweren Fehlers zu vermögen, die Feindlichkeiten zuerst und zu beginnen den Krieg, der der österreichischen Herrschaft auf der italienischen Halbinsel einen so verhängnißvollen Schlag zufügen sollte, unvermeidlich zu machen.

An der Geneigtheit der Bevölkerungen der Emilia und Toscana's war nicht im Mindesten zu zweifeln. Diese wollten und wünschten gar nichts Anderes, als mit Piemont und der Lombardei vereinigt zu werden. Die frühere Vorliebe für Provinzialautonomien hatte aufgehört. Keine Stadt wollte mehr Hauptstadt sein oder werden. Allen lag gleich sehr daran, Theil eines starken und compacten Staates zu werden, der für alle Fälle die eigene Unabhängigkeit zu vertheidigen vermöge. Gar sichere Bürgen für diese patriotische Stimmung waren Farini in der Emilia, Ricasoli in Toscana. Das Wort des Letzteren, daß man aufhören müsse autonome Atome (autonomi atomi) zu sein hatte in ganz Italien Anklang und Beifall gefunden. Die Schwierigkeiten der Durchführung des gemeinsamen Wunsches waren wesentlich diplomatischer Natur und wurzelten alle nur in Erwägungen und Rücksichten der äußeren Politik. Der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma durften sich allerdings wohl nur kärglicher Sympathien rühmen, waren also auch weniger zu fürchten. Aber außer Toscana, Modena und Parma gab es in Centralitalien noch Bologna und die Legationen und daher hatte man es auch mit dem Papste zu thun, d. h. mit einer Macht, die durch ihre religiöse Bedeutung das Interesse der katholischen Welt erregte. Nun war es nöthig, fremder Invasion jeden Zugang, jede Möglichkeit, jeden vernünftigen Vorwand zu benehmen, man mußte aber auch nicht nur die Bewilligung und Beistimmung der französischen Regierung haben, sondern diese auch in die Lage versetzen, eine solche Haltung vor ihrem eigenen Lande rechtfertigen zu können. In einer an den Kardinal-Erzbischof von Bordeaux

gerichteten Ansprache hatte sich Napoleon III. mit großem Freimuthe geäußert und keine Hoffnung für Jene durchblicken lassen, welche da wähnten, daß die französischen Waffen die päpstliche Herrschaft in der Romagna wieder einsetzen würden. Graf Cavour hatte jene Ansprache mit großer Aufmerksamkeit gelesen, an ihr großes Gefallen gefunden, ihr eine tröstliche Bedeutung zugeschrieben und gesagt, daß Napoleon III. durch jene Sprache ein neues und unzweifelhaftes Pfand seiner Sympathie für die italienische Sache gegeben habe. Um so weniger wollte er natürlich, daß seine eigenen Schritte im Geringsten dazu beitragen könnten, den Kaiser zu nöthigen, eine solche Sprache etwa modificiren zu müssen. Er begriff recht gut, daß auch Kaiser Napoleon mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen habe und wollte seinerseits gern Alles thun, um diese vermindern, oder doch wenigstens weniger unüberwindlich machen zu helfen.

Es war keine Zeit zu verlieren, die Nothwendigkeit, schnell zu handeln, lag auf der Hand, weil man, wenn man einerseits den Enthusiasmus der Italiener nicht verlöschen lassen durfte, man andererseits doch auch dem feindlich gesinnten Theile der Diplomatie keine Vorwände, noch Stoff zu neuen Auskünften und neuen Versuchen liefern durfte, die Alles hätten in Frage stellen können. Der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Rechberg, hatte bereits offen gesagt, daß „Piémont n'avait pas l'estomac assez fort pour digérer les Romagnes et la Toscane (Piemont keinen hinreichend starken Magen besitze, um die Romagna und Toscana zu verdauen)."

Es wurden verschiedene Projecte ventilirt und allerhand Vorschläge in Umlauf gesetzt. Man sprach von der Bildung eines mittelitalienischen Königreichs und schlug vor, wenn die Regierung des Königs Victor Emanuel beistimme, die Krone desselben dem Prinzen Carignano, oder einem anderen Prinzen aus dem Hause Savoyen anzubieten, ja man wollte eventuell

sogar den erstgeborenen Sohn Victor Emanuels, den Prinzen Umberto, diesen Thron besteigen lassen, was einer zukünftigen Einigung immerhin gleich gekommen wäre. Gegen alle diese Vorschläge und Auskunftsmittel mußte Graf Cavour unausgesetzt kämpfen und ihnen gegenüber sein politisches Programm, welches eben die Union sans phrase war, mit aller Festigkeit hochhalten. Damals trat es zu Tage, wie klug die unbeugsame Opposition gewesen war, die Baron Ricasoli einige Zeit bevor Cavour wieder Minister wurde, gegen die Bildung einer compacten Union der vier mittelitalienischen Staaten erhoben hatte. Wäre dies doch gewissermaßen nur die Vorbereitung zu einem besonderen Throne gewesen, und die Diplomatie hätte jetzt für die Durchführung ihrer Pläne ein Hinderniß weniger gehabt und würde dann schon ohne sonderliche Beschwer Jemand gefunden haben, den sie auf den neuen Thron hätte setzen können.

Die Erklärungen des Grafen Cavour gingen klar und bestimmt dahin, daß er das Programm der Vollendung der Annexion nicht aufgeben könne. „On vous laissera courir les chances seul. (Man wird Euch Euer Glück allein versuchen lassen)." schrieb man ihm von Paris. Er aber antwortete entschlossen, daß er eben lieber sein Glück auf eigene Faust zu versuchen gedenke, ehe er sich entschließe, sein festes Vorhaben aufzugeben. Dem diplomatischen Vertreter seines Königs in London telegraphirte er: „Plutôt que d'abandonner la Toscane, nous sommes résolus à nous débattre seuls contre l'Autriche. (Ehe wir Toscana aufgeben, sind wir entschlossen, uns gegen Oesterreich ganz allein*) zu schlagen.)" Von Mailand, wohin er

*) Das „ganz allein" ward damals insofern in Turin allerdings in sehr ernste Erwägung gezogen, als man mit Bestimmtheit auf einen Aufstand in Ungarn rechnete und bereits über eine angeworbene ungarische Legion verfügte, welche leicht die Cadres zu einer ungarischen Revolutionsarmee hätte abgeben können. Diese Legion kam dann vorläufig 1860 gegen Neapel in praktische Verwendung. Anmerkung des Uebersetzers.

den König zur Feier des Karnevals begleitet hatte, sandte er dem Baron Bettino Ricasoli am 20. Februar folgendes lakonisch, energische Telegramm: „Moment prendre décisions énergiques approche, pas encore arrivé; comptez sur mon dévouement, et au besoin même sur de l'audace. (Der Augenblick, energische Entscheidungen zu treffen, nähert sich, ist aber noch nicht da: Macht Euch auf meine Hingebung und im Nothfall selbst auf Kühnheit gefaßt.)

Graf Cavour dachte, daß man, um allen Fragen die Wurzel abzuschneiden und allen Controversen ein Ende zu machen, die Bevölkerung selbst über die Union abstimmen lassen müsse. Er befragte Farini darüber und erhielt von ihm eine zustimmende Antwort. Mit derselben Frage wandte er sich auch an Ricasoli, der einige Einwendungen dagegen erhob. Die Nothwendigkeit, in einem so entscheidenden Momente und einer so delicaten Angelegenheit einträchtig vorzugehen, sprang in die Augen, deshalb sandte Cavour, bevor er sich definitiv entschied, erst noch den Schreiber dieses mit dem Auftrage nach Florenz, dem Baron Ricasoli einen wichtigen Brief einzuhändigen, in dem er ihm mit allem Freimuth ausführlich die Gründe auseinandersetzte, die ihm diesen Schritt nahelegten. Baron Ricasoli ließ sich durch diese Gründe überzeugen; ein vollkommenes Einvernehmen war mit ihm wieder hergestellt, und so ward dies- und jenseits des Apennin das Plebiscit verkündet.

Aber die Frage der Annexion der mittelitalienischen Provinzen rief eine andere Frage wieder wach, die nicht weniger delicater Natur und durch die inneren wie äußeren Complicationen, zu denen sie Anlaß geben konnte, noch weit schwieriger war, es war das die Annexion Savoyens und Nizza's an Frankreich betreffende Frage. Zuerst in den Besprechungen zu Plombières und den darauf folgenden Unterhandlungen in Erwägung gezogen, war diese Frage nach dem Frieden von Villafranca

wieder fallen gelassen worden. Sie hätte allerdings behandelt werden müssen, wenn das ursprünglich in's Auge gefaßte und ausbedungene Königreich Norditalien mit seinen elf Millionen Einwohnern (onze millions environ hatte es in den diesbezüglichen Abmachungen gelautet!) zu Stande gekommen wäre. Nachdem aber jenes Königreich nicht gegründet worden war, so lag auch kein Anlaß vor, von Savoyen oder Nizza zu sprechen. Jetzt aber gewannen die Dinge auf's Neue ein anderes Ansehen. Das Königreich, welches jetzt in der Bildung begriffen war, umfaßte auch Toscana, von dem bisher nicht die Rede gewesen war und damit gelangte auch die eben berührte Frage wieder auf die Tagesordnung.

„Der Knotenpunkt der Frage", schrieb Graf Cavour am 4. Februar 1860 an den Marquis Gioachimo Pepoli, „ist nicht so sehr in der Romagna, oder in Toscana zu suchen, als vielmehr in Savoyen. Obwohl ich von Paris aus über diese Angelegenheit keinerlei Mittheilungen erhalten habe, ja, trotzdem, daß Talleyrand (der französische Gesandte in Turin) mir erklärt hat, er habe Auftrag, mit mir weder über Savoyen, noch über Nizza zu sprechen, begriff ich, daß wir uns auf einer fausse route (falschen Straße) befanden und habe deshalb versucht, der Action der Regierung eine andere Richtung zu geben".

Graf Cavour begriff die Lage, in der sich Napoleon III. befand, welcher, so geneigt er auch war, sich Italien nützlich zu erweisen, doch nie vergessen durfte, daß er Herrscher von Frankreich sei und auch auf seine Franzosen große Rücksicht nehmen müsse. Die Bildung eines starken Königreichs an der französischen Grenze war eine Sache von höchster Wichtigkeit, die den Franzosen nicht wenig im Kopfe herumging*). Es wird daher

*) Die französische Politik war in der That nicht viel klüger und noch weit unconsequenter wie die österreichische, sie brachte sich selbst um alle

leicht begreiflich, daß sie von ihrer Regierung größere Garantien für die Zukunft verlangten und sicher sein wollten, daß, ehe das neue Königreich fertig dastehe, auch schon gewisse Vorsichtsmaßregeln ergriffen seien.

Napoleon III. wollte in die Lage versetzt sein, Frankreich sagen zu können: An Eurer Grenze hat sich allerdings ein neues mächtiges Königreich gebildet, aber es ist in keiner Weise eine Drohung oder eine Gefahr für uns, sondern vielmehr eine Garantie der Freundschaft und des Friedens, und der beste Beweis dafür ist der, daß die Regierung des neuen Königreichs uns Savoyen und Nizza abgetreten hat, wodurch Frankreich das erhalten hat, was es seine natürlichen Grenzen nennt.

Die Unterhandlungen wegen Nizza's und Savoyens hielten demnach gleichen Schritt mit jenen, welche wegen der Annexion der Provinzen der Emilia und Toscana's im Gange waren. Der Knotenpunkt, welcher beide Fragen mit einander verband, lag zu Tage, und indem Graf Cavour, gleich nachdem er wieder in die Regierung eingetreten war, denselben erkannt, hatte er abermals seinen außerordentlichen politischen Scharfsinn und sein feines politisches Taktgefühl, das ihn auch bei den schwierigsten staatsmännischen Aufgaben nicht verließ, bewiesen. Er blieb sich immer selbst gleich: nie ging er darauf aus, zwei Fragen auf ein Mal zu lösen. Vor dem Kriege von 1859 war das beständige und hauptsächlichste Ziel aller seiner Mühen die Unabhängigkeitsfrage gewesen, die nur durch einen Kampf mit Oesterreich gelöst zu werden vermochte. Nach dem Frieden von Villafranca aber konnte das Ziel seiner Politik nur darin bestehen, die Vereinigung der mittelitalienischen Provinzen mit Piemont und der Lombardei sicher zu stellen. Alle seine Sorgfalt, alle seine Be-

italienischen Sympathien und stand dann 1870 in der Stunde, wo ihr diese Sympathien hätten nützen können, völlig isolirt und vor dem ersten Schlachtfelde schon politisch geschlagen da. Anmerkung des Uebersetzers.

mühungen, alle seine diplomatischen Künste und seine ganze politische Action waren auf diesen Punkt gerichtet und eben deshalb nahm er jetzt auch die Angelegenheit der Abtretung Nizza's und Savoyens wieder auf. Handelte es sich doch darum, die Frage der Annexion Mittelitaliens in einer Weise zu lösen, die dem neuen Königreiche zugleich die mächtige Sympathie Napoleon's III. sicherte.

Während diese Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, ließ Herr Guizot dem Baron Barante gegenüber eine Aeußerung fallen, die dann auch dem Grafen Cavour zu Ohren kam und mit Recht seiner Eigenliebe nicht wenig schmeichelte: „Deux hommes,“ sagte nämlich Guizot, „se partagent en ce moment-ci l'attention de l'Europe, l'empereur Napoléon et Mr. de Cavour. La partie est engagée. Je parie pour Mr. de Cavour (Zwei Männer machen sich in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit Europa's streitig. Das Spiel ist im Gange. Ich wette zu Gunsten Cavour's).“

Um diese Zeit hatte Graf Cavour den Grafen Arese gebeten, den piemontesischen Gesandtschaftsposten am Hofe der Tuilerien zu übernehmen. Das hatte der Graf Arese jedoch aus rein privaten Gründen abgelehnt. Dagegen aber willigte dieser ausgezeichnete Patriot gleichwohl ein, sich nach Paris zu begeben, um dort durch seine persönlichen Verbindungen der Sache seines Landes zu dienen und hielt dies Versprechen in der That in glänzender Weise ein. Er genoß des Wohlwollens und des Vertrauens Napoleon's III. in hervorragender Weise und galt mit Recht für einen aufrichtigen und treuergebenen Freund desselben. Dies setzte ihn in die Lage, der italienischen Sache außerordentlich zu nützen. Es war ein Glück, das man dem Grafen Cavour wohl gönnen durfte, daß er sich bei jeder Gelegenheit auf die sichere Mitwirkung von Männern, wie Graf Arese, verlassen konnte, deren erprobte und unveränderliche

Hingebung für die vaterländische Sache außer aller Frage stand.

Alles endete gut. Am 11. März gaben die Bevölkerungen der Emilia und Toscana's unter enthusiastischer Antheilnahme ihr Votum für die Union mit den norditalienischen Provinzen unter dem constitutionellen Scepter des Hauses Savoyen ab. Am 18. März überreichte Luigi Carlo Farini in feierlichster Weise dem Könige Victor Emanuel die gesetzlichen Documente über die in der Emilia stattgefundene allgemeine Volksabstimmung und gleich darauf kündigten, Nachmittags um vier Uhr, 101 Kanonenschüsse der aufjubelnden Bevölkerung Turins die frohe Zeitung an, daß die Bewohner der Emilia nun auch officiell ihre Mitbürger geworden, was sie ihren Wünschen und Bestrebungen nach allerdings schon seit geraumer Zeit gewesen waren. Am 22. desselben Monats überreichte Baron Ricasoli die Documente über die Abstimmung in Toscana unter gleichem Ceremoniell, wodurch also auch die Annexion Toscana's ihre officielle Weihe erhielt. Die Wahlen für das erste gemeinsame Parlament wurden bereits für die alten wie für die neuen Provinzen für den 25. März ausgeschrieben.

Am 24. März wurde der Vertrag unterschrieben, durch den Nizza und Savoyen unter der Bedingung an Frankreich abgetreten wurden, daß die Meinung ihrer Bevölkerung ebenfalls durch ein Suffrage universel befragt werden sollte. Zur Abschließung dieses Vertrags war Herr Benedetti von Paris nach Turin gekommen. Für Frankreich unterzeichneten denselben Benedetti und der französische Gesandte in Turin, de Talleyrand, für das Königreich Oberitalien Graf Cavour und Farini. Sobald der Vertrag definitiv stipulirt und unterzeichnet war, sagte Graf Cavour, indem er sich an einen der beiden französischen Bevollmächtigten wandte: „Et maintenant vous voilà décidément liés avec nous: vous voilà dévenus nos complices, les complices

même de nos folies (Und jetzt sind Sie endlich entschieden mit uns verbunden: Sie sind unsere Mitschuldigen geworden, ja sogar die Mitschuldigen unserer Thorheiten*).“

Es waren erst zwei Monate verflossen, seit Graf Cavour wieder Minister geworden, und schon war die größte Frage des Augenblicks glücklich gelöst. Italien hatte einen neuen und unbestreitbaren Fortschritt gemacht. Die Macra so gut wie der Ticino bildeten keine Grenzlinie mehr. Der Kerker des Apennin, um im pittoresken Style Vincenzo Salvagnoli's zu reden, hatte sich aufgethan. Vom Fuße der Alpen aus schimmerte das Kreuz von Savoyen mit seinem reinen, strahlenden Lichte bis an die Ufer des Mincio und Arno.

LXXIII.

Noch während der Unterhandlungen wegen der Annexion Mittelitaliens begab sich der König im Februar in feierlicher Weise nach Mailand. Er war dabei vom diplomatischen Corps begleitet, welches durch seine Anwesenheit die Legitimität der Souveränetät des Hauses Savoyen über die Lombardei anerkannte. Graf Cavour verfehlte nicht, seinen Herrscher zu begleiten. Er wurde im königlichen Palaste einquartiert und durch einen jener seltsamen Zufälle, die in der Geschichte so oft hervortreten, wurde ihm gerade jene Wohnung angewiesen, die noch im vorhergehenden Jahre Erzherzog Maximilian eingenom-

---

*) Die Annexion Nizza's und Savoyens an Frankreich war freilich eine nothwendige „Folie“. Sie hat dem Grafen Cavour übrigens viel Kummer gemacht. Sogar sein Freund W. de la Rive ist nicht gut darauf zu sprechen. Bekannt ist, daß Garibaldi, bald nachdem seine Heimath an Frankreich abgetreten worden war, ganz wüthend nach Turin kam und dort in Gegenwart Cavour's und anderer Staatsmänner ausspuckend ausrief: „So viel, Herr Graf, gebe ich, nicht auf Ihre Person, sondern auf Ihre Politik“.
Anmerkung des Uebersetzers.

men hatte. Er nahm an den Empfangsfeierlichkeiten, Bällen und Festen Theil, beschäftigte sich aber dabei unausgesetzt mit den Staatsangelegenheiten. Fortwährend stand er in telegraphischer Correspondenz mit Modena, Florenz, Paris und London, sah sich zu unaufhörlicher Thätigkeit genöthigt, beklagte sich aber keineswegs darüber, da das ja sein eigentliches Element war. Darüber vergaß er auch die inneren Angelegenheiten nicht. Er ließ es sich sehr angelegen sein, sich über die Verhältnisse in Mailand und den übrigen neuen Provinzen zu unterrichten. Die verschiedenen Präfecten derselben stellten sich ihm persönlich vor und gaben ihm Alle sehr günstige Aufschlüsse über die in der öffentlichen Meinung herrschende Strömung, die sich zumeist in der allgemeinen Genugthuung über die wiedererlangte Unabhängigkeit aussprach.

Der Anblick, den Mailand damals gewährte, war in der That wunderbar. Es herrschte der glühendste Enthusiasmus und dabei waltete die vollendetste Ruhe und Ordnung. Man athmete frei auf und war glücklich, endlich die Wohlthat einer nationalen Regierung zu besitzen. Daher waren die Gemüther von einem Gefühle unbegrenzter Dankbarkeit gegen Jene erfüllt, die mit dazu beigetragen hatten, ihnen das unschätzbare Gut zu erringen. Wer die Lage der Dinge im vergangenen Jahre nicht gekannt, würde sich gar nicht haben vorstellen können, daß jene so volkreiche, fröhliche, im Festglanz erstrahlende Stadt noch vor wenigen Monaten so traurig und verödet ausgesehen. Er würde sich nicht haben denken können, daß Mailand jetzt erst in der Freiheit aufzuleben beginne und würde vielmehr geglaubt haben, daß hier seit jeher die Gewohnheit und das sichere Gefühl, unter dem Schutze freiheitlicher Institutionen zu leben, geherrscht habe. Was dem Grafen Cavour dabei am meisten gefiel, war die Reinheit der Kundgebungen befriedigten Nationalgefühls. In dieser Befriedigung fand keine Spur rachsüchtiger Erinnerung

Platz. Wohl riefen jetzt Alle: Es lebe der König! Es lebe Italien! Aber der Ruf: Tod den Oesterreichern! wurde nicht mehr laut, denn Alle wußten und begriffen, daß eine derartige Kundgebung nicht den Interessen der Feinde, sondern nur der eigenen Würde schadet. In jenen Tagen hielten sich in Mailand auch viele verbannte Venetianer auf, die sich einer sehr sympathischen Aufnahme erfreuten. Diese Alle beeilten sich, sich zu Graf Cavour zu begeben und ihm ihre Huldigungen darzubringen und dieser ließ es nicht an Ermuthigungen und Tröstungen fehlen, ermahnte sie zu Geduld und Ausdauer und versicherte ihnen, daß er sein Programm nicht aufgegeben und daß der Tag nicht so fern sei, als es den Anschein habe, wo das Wort „frei bis zur Adria" erfüllt sein werde.

Bei einem Besuche, den ihm damals der russische Gesandte, Graf Stackelberg, abstattete, versicherte ihn dieser, er wisse aus sehr guter Quelle, daß sich sehr viele österreichische Offiicere in Mailand aufhielten. Und welche Antwort gab er hierauf dem russischen Diplomaten? „Tiens: je n'en savais rien; vous voyez comme je fais la police: mais je suis très-content de ce que vous me dites. Les officiers autrichiens ne seront pas du tout tourmentés: du moment qu'ils respectent les lois de l'hospitalité, ils sont parfaitement libres de rester, de fair ce que mieux leur semble. Je suis enchanté qu'ils puissent voir de leurs propres yeux comment les choses se passent à Milan, maintenant qu'ils ne sont plus ici en conquérans et en maîtres. (Ei, ei, davon habe ich ja gar nichts gewußt. Da sehen Sie, wie ich die Polizei handhabe. Ich bin übrigens sehr für die mir gemachte Mittheilung verbunden. Die österreichischen Officiere sollen nicht im Mindesten beläſtigt werden. In sofern, als sie die Gesetze der Gastlichkeit respectiren, steht es ihnen vollkommen frei, zu bleiben und zu treiben, was ihnen beliebt. Ich freue mich sehr darüber, daß sie nun mit eigenen Augen sehen

können, wie sich die Dinge in Mailand gestalten, jetzt, wo sie hier nicht mehr als Eroberer und Herren weilen)."

Sein Aufenthalt in ihrer Stadt war den Mailändern sehr lieb. Das Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung sprach in ihrem Herzen so laut, daß sie sich keine Gelegenheit entgehen ließen, es öffentlich kund zu geben. Graf Cavour mußte, um Demonstrationen auszuweichen, es oft geradezu vermeiden, in der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Er that Alles, um sich im Hintergrunde zu halten, indem er wollte, daß da, wo der König aufträte, alle Huldigungen ausschließlich ihm gehören möchten. Darum freute er sich auch nicht wenig darüber, als er vernahm, daß eine Deputation des mailändischen Clerus, unter der sich auch der Propst Merini befand, sich in den königlichen Palast begeben habe, um dem Monarchen ihre Ergebenheit zu versichern.

Er unterließ es auch nicht, sich zu Alessandro Manzoni zu begeben. Mit welchem Jubel der gute Alte ihn wiedersah, entzieht sich der Beschreibung. Beide erinnerten sich ihrer Unterhaltung im Hause Bolongaro, vor zehn Jahren. Welche Bedeutung lag in der Begegnung dieser beiden Männer in Mailand! Begrüßten sich da nicht die italienische Politik und die italienische Poesie? Der Mann, dessen politisches Genie die italienische Einheit zu Stande brachte, reichte hier jenem Andern die Freundeshand, dessen poetisches Genie jene Einheit im Geiste geahnt und vorausverkündet hatte.

Er unternahm auch einige Ausflüge in die hauptsächlichsten Städte der Lombardei, so nach Bergamo, Brescia und Cremona. Ueberall ward er mit dankbarem Enthusiasmus aufgenommen. Alle wollten ihn sehen, und wer auch nur für wenige Momente mit ihm zu reden vermochte, schätzte sich glücklich und ward ein Gegenstand des Neides.

LXXIV.

Wenn die hohe Bedeutung der Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat der scharfsinnigen Wachsamkeit und dem politischen Falkenauge des Grafen Cavour hätte entgehen können, so würden sie ihm doch die Schwierigkeiten, auf die er bei der Annexion der Romagna stieß, gar sehr in Erinnerung gebracht haben. Da hatte er es mit Händen greifen können, wie schwierig es sei, Fragen zu behandeln, die mit der religiösen Frage in Verbindung stehen und hatte auch dabei wahrgenommen, mit wie großem Eifer die Feinde Italiens sich der legitimen Susceptibilitäten der katholischen Welt bedienten, um der Bildung des Königreichs Italien Steine in den Weg zu legen.

Wie hätte es ihm auch entgehen können, daß sich um den Herzog von Modena, die Herzogin von Parma und den Großherzog von Toscana nur sehr Wenige kümmerten und diese Wenigen noch wenig genug, während sich für den Papst Alle interessirten, selbst Staatsmänner und Regierungen anderen Glaubens. Es war das ein großes Hinderniß, dessen Gefährlichkeit er recht wohl ermaß und daher Alles daran setzte, es zu beseitigen. Er ließ sich dabei von keiner kleinlichen Voreingenommenheit, von keinem Vorurtheil irgend welcher Art leiten. Seiner wahrhaft fortschrittlichen Gesinnung lag jede Erwägung fern, die sich nicht auf die Freiheit und das Rechtsgefühl basirt hätte. Er gehörte nicht zu Denen, die sich einbilden, liberal zu sein und die Freiheit zu lieben, weil sie die Priester hassen oder zu hassen vorgeben. Er wollte die Freiheit für Alle und in Allem, und wenn die Freiheit gerade den Priestern zu Gute kam, so beunruhigte und störte ihn das keineswegs. Er war überzeugt, daß die Freiheit durch ihre aufrichtige Anwendung keine Schädigung zu gewärtigen habe und daß wenn man erst ein Mal aus der Freiheit

für sich selbst Nutzen zieht, nach und nach, ohne es selbst zu merken, ein Freund derselben wird. Daher hatte er sich seit 1855 stets gehütet, Fragen zu berühren, welche die Empfindlichkeit des Clerus hätten verletzen können und war in allen seinen Worten und Thaten stets von dem Gedanken geleitet worden, dem Clerus den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß ihm, wie jeder andern Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die freiheitliche Praxis nur Vortheile und größere Sicherheit gewähre. Eines Tages kam der General der Minoriten aus Rom nach Turin und wandte sich in irgend einer Angelegenheit persönlich an ihn. Graf Cavour empfing ihn mit der größten Artigkeit, zeigte sich ihm sehr gefällig und nahm diesen Geistlichen dermaßen für sich ein, daß derselbe sich nicht enthalten konnte, ihm gegenüber seine dankbare Verwunderung für das ihm zu Theil gewordene Wohlwollen zu äußern. Als Graf Cavour dann von dieser Begegnung seinen Freunden erzählte, bemerkte er lächelnd: „Jener Mönch hat sich dann auch zum Vicar der Turiner Diöcese begeben, der ihn gewiß nicht so freundlich aufgenommen haben wird, wie ich. Da wird er dann schon einen Vergleich ziehen und, wenn er wieder nach Rom kommt, erzählen, was ihm begegnet ist, und wenn er der Wahrheit die Ehre gibt, so wird er sagen müssen, daß ich denn doch nicht jener verfolgungssüchtige Minister und jener Teufelskerl bin, für den sie mich in Rom ausschreien.“

Die Zeitungen, welche die clericalen Ansichten vertraten, bedienten sich ihm gegenüber gewiß weder einer gerechten noch auch nur einer anständigen Sprache. Daraus machte er sich aber nichts, lächelte vielmehr über ihre Sarcasmen und erwiderte die gegen ihn ausgesprochenen Injurien mit stiller Verachtung. Einigen Redacteuren jener Journale, die von den Gerichten wegen gegen seine Person ausgestreuter Verleumdungen verurtheilt worden waren, bezahlte er selbst die Geldstrafe, welche

sie hätten leisten sollen. Gar oft auch unterstützte er arme Priester, die seinen Beistand anriefen, aus seiner eigenen Tasche, oder aus den geheimen Fonds. Eines Tages gab es wieder drei oder vier solcher Hülfsbedürftigen und da sagte er, als die kleine Summe, die ihnen bewilligt worden, festgestellt und er sie selbst dem Carutti eingehändigt, mit komisch ernster Miene zu diesem: „Wenn das die Herren so und so (dabei nannte er einige Deputirte der Linken) wüßten, was wir mit den geheimen Fonds treiben", dann rieb er sich die Hände und lachte in halb gutmüthiger halb ironischer Weise laut auf.

Durch ein solches Verhalten zielte er übrigens keineswegs darauf hin, den Zorn gewisser Leute, von dem er recht gut wußte, daß er unversöhnlich sei, zu beschwichtigen. Er folgte dabei nur seinem edelmüthigen Sinn und seiner richtigen Auffassung wahrhaft liberaler Principien. Er war eben ein wahrer Liberaler, der keine andere Belohnung als die des Bewußtseins wohl erfüllter Pflicht und der Ueberzeugung erstrebt, sich der Anforderung der Gerechtigkeit entsprechend verhalten zu haben.

Ob die römische Curie über den Charakter des Grafen Cavour genau unterrichtet war, weiß ich nicht zu sagen; sicher ist nur, daß sie ihn für einen furchtbaren Feind hielt. Und wenn in vielen Theilen Europa's die Nachricht von der Rückkehr des Grafen Cavour zur Leitung der Staatsgeschäfte mit Betrübniß aufgenommen worden war, so waren doch die Gefühle des Widerwillens darüber nirgends so lebhaft ausgesprochen worden, wie im Vatican. An dem Tage, wo Kardinal Antonelli erfuhr, daß der erste Minister des Königs Victor Emanuel wieder Camillo di Cavour heiße, erachtete er die päpstliche Herrschaft in der Romagna für nicht wieder herstellbar und befürchtete noch Schlimmeres. Und damit hatte er durchaus in's Schwarze getroffen, denn Graf Cavour ließ sich allerdings sofort nichts so angelegen sein, wie die endgültige Annexion Bologna's

und der Romagna, die er gewissermaßen nur als eine Abschlagszahlung auf das übrige päpstliche Gebiet betrachtete.

Gerade in jenen Tagen, wo er mit so großer Festigkeit die Durchführung der Annexion der Romagna betrieb, schwebte ihm bereits der große Gedanke vor, der Kirche, unter der Bedingung, daß der Papst auf die weltliche Herrschaft verzichte, den Frieden anzubieten. Der Brief, den König Victor Emanuel im Winter 1860 an Pius IX. schrieb, und der dann auch veröffentlicht wurde, ist ein augenscheinlicher Beweis für die Existenz jenes Planes. Graf Cavour hat sich nicht gescheut, die Verantwortlichkeit für diesen Brief auf sich zu nehmen. Wenn der römische Hof es für gut hielt, auf das ihm gemachte loyale Anerbieten dadurch zu antworten, daß er nur noch fester in seiner früheren Haltung verharrte und den General Lamoricière in seine Dienste nahm, der alle Jene Muselmänner nannte, welche die weltliche Herrschaft des Papstes nicht als ein Dogma gelten lassen wollten, kann man dann den Grafen Cavour vor der Geschichte dafür verantwortlich machen, daß der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche nicht beigelegt wurde?

Der Zorn der Fanatiker wurde immer heftiger. Sie verziehen dem Grafen Cavour nie. Ihr Haß aber war unvermögend, ihn auf andere Gedanken zu bringen, oder die Heiterkeit seines Gewissens zu trüben. Er hatte gethan, was er konnte; er hatte den Olivenzweig angeboten, sie hatten ihn mit zornig abgewandtem Antlitz abgelehnt.

LXXV.

Am 25. März 1860 traten die Wahlkörper des neuen Königreiches zusammen, um zur Wahl ihrer Vertreter für das neue Nationalparlament zu schreiten. Das Resultat fiel für die Politik des Grafen Cavour äußerst günstig aus; war es doch

mehr eine Apotheose, denn eine bloße Ovation für dieselbe. Wenn Graf Cavour in allen Wahlbezirken candidirt hätte, so würde er von allen gewählt, ja, er würde wirklich der einzige Vertreter Italiens gewesen sein. Acht Wahlkörper machten sich die Ehre streitig, ihn zu ihrem Repräsentanten zu haben: der erste von Turin, der zweite von Genua, der erste von Bologna, der zweite von Florenz, der erste von Mailand, Intra, Brescia, Vercelli. Obwohl er ihnen Allen hiefür sehr erkenntlich war, so entschied er sich doch wieder für das Mandat von Turin.

Das waren lediglich vom Nationalgefühl geleitete Wahlen. Jeder Wahlkreis bemühte sich um die Ehre, seiner italienischen Gesinnung einen recht klaren Ausdruck zu geben. Baron Ricasoli wurde in Turin, Farini in Mailand gewählt. Die Wähler schienen durch ihre Wahlentscheidungen sagen zu wollen: Diese Männer haben mächtig mit dazu beigetragen, die nationale Einigung zu fördern. Wir bezeugen ihnen demnach, indem wir sie zu unseren Vertrauensmännern machen, daß sie ganz in unserem Sinne gehandelt und sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Und um diese Bedeutung noch mehr hervortreten zu lassen, befanden sich auch unter den Gewählten einige hervorragende Männer Süditaliens, von denen ich hier nur den Baron Carlo Poerio anführen will. Es war dies eine anticipirte Erklärung der völligen Einheit.

Alle Männer, welche, ein Jeder nach Maß seiner eigenen Kräfte, aber Alle mit dem besten Willen am großen Werke mitgeholfen hatten, sahen sich jetzt erkoren, unter den Vertretern der Nation zu sitzen.

Es trafen daher im neuen Parlamente lauter alte Bekannte zusammen, lauter Freunde, die sich wieder sahen und einander mit patriotischer Begeisterung die Hände schüttelten. Man hätte sagen dürfen, daß sich ebenso viele Soldaten, von denen ein Jeder während der Schlacht an verschiedenen Punkten auf seinem

Posten gestanden und ehrlich seine Pflicht gethan, hier nach dem Siege wiedersahen und sich nun die einzelnen Gefechtsmomente, und die im Wogen des Kampfes durchgemachte Noth, Gefahr und Freude erzählten.

Jenes Parlament ward damals eine Versammlung von Patrioten und Edelleuten genannt, und dieser Ausdruck war ganz zutreffend. Ihr kurzes aber thätiges und fruchtbringendes Zusammensein bewies, daß Derjenige, der sie so genannt, das rechte Wort getroffen hatte.

Von Ende April 1859 an war kein Parlament berufen worden. Niemand hatte diesen Mangel schwerer empfunden als Graf Cavour, der das Staatsleben ohne Parlament eintönig und unvollständig erachtete. Er war daher doppelt erfreut, sich wieder unter den Vertretern der Nation und dann gerade unter solchen Männern zu befinden, wie diese es waren. Wer ihn davon noch nicht persönlich kannte, drängte sich um die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und Alle drückten ihm dabei die volle Erkenntlichkeit und Bewunderung aus, die in aller Herzen für ihn so rege war. Einen weniger charakterfesten Mann, als den Grafen Cavour würde eine solche Fülle von Sympathiebezeigungen geradezu schwindelig gemacht haben. Auch wüßte ich in der That in der Geschichte nicht das Beispiel eines Staatsmannes zu finden, der gleich ihm in jenen Tagen so viele Ursache zu gerechter Befriedigung und gerechtestem Stolze gehabt hätte.

Die Session wurde vom Könige am 2. April eröffnet. Die Eröffnungsceremonie war diesmal feierlicher als gewöhnlich, und auch die Stadt Turin feierte sie durch besondere Festlichkeiten.

Die erste Sorge des Ministeriums war, vom Parlamente die Billigung oder, besser gesagt, die Ingesetzverwandlung der Decrete zu fordern, durch welche die Annexion der Emilia und Toscana's angenommen worden war. Wie vorauszusetzen ge-

wesen, fanden diese Vorlagen nicht die geringste Schwierigkeit, sondern wurden vielmehr sofort angenommen.

Ebenso ward nach einiger Discussion, die sich um einige specielle Punkte derselben drehte, die Gesetzvorlage angenommen, in welcher die Regierung um die Ermächtigung nachsuchte, den zu Zürich mit Frankreich und Oesterreich stipulirten auf die Annexion der Lombardei bezüglichen Vertrag in Ausführung zu bringen.

Eine Gesetzvorlage dagegen, welche, wie zu erwarten stand und wie es auch dann factisch zutraf, zu den wichtigsten Debatten Anlaß gab, war jene, welche die Sanctionirung des Vertrages der Cession Nizza's und Savoyens an Frankreich betraf. Als er diese Vorlage einbrachte, verhehlte sich Graf Cavour selbst nicht, daß er von den Vertretern der Nation ein Opfer, ja, einen Act der Selbstverleugnung verlange. Aus dem Schmerze, den er selbst empfunden, als er den Vertrag unterschrieben, welcher die Losreißung zweier sehr geschätzter Provinzen sanctionirte, war der Schmerz zu ermessen, den jene Deputirten empfinden mußten, die jetzt dazu eingeladen wurden, diese bittere Losreißung durch ihr eigenes Votum zu bestätigen. Indeß rechnete Graf Cavour nicht vergebens auf den Patriotismus der Vertreter Italiens. Es wurde eine Prüfungscommission erwählt und diese wieder erwählte den Marquis Norà zu ihrem Berichterstatter, um der Versammlung die Annahme der Vorlage zu empfehlen. Die Debatten darüber waren feierlich und mitunter wahrhaft rührend. Die Worte des Schmerzes jener Deputirten, welche zu dem Gebiete gehörten, das nun keinen Theil des Königreichs Italien mehr bilden sollte, waren ergreifend. Es fehlte dabei auch nicht an heftigen Kritiken der Politik des Grafen Cavour, der sich aber mannhaft vertheidigte, die Gründe jenes Vertrags und die dem Vaterlande daraus erwachsenden nützlichen Folgen anführte und auf keinen Einwurf und keine Kritik die Antwort schuldig blieb.

In der Sitzung vom 26. Mai hielt er eine lange Rede und sprach dann noch drei Mal in der Sitzung am 29. desselben Monats. Seine größte Rede war aber jene am 26. Mai. Ein Deputirter hatte daran erinnert, wie einst Lord Clarendon, obwohl er seinem Herrscher gar viele Beweise von Treue und staatsmännischer Geschicklichkeit gegeben, dennoch in Anklagezustand versetzt und zum Exil verdammt wurde, weil er an Frankreich den Hafen von Dunkerque cedirt hatte. Diese Anspielung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Graf Cavour antwortete darauf, „daß, wenn Lord Clarendon hätte geltend machen können, daß er einige Millionen Engländer von fremder Herrschaft befreit und dem Gebiete seines Herrn einige Grafschaften hinzugefügt habe, das Parlament gegen ihn vielleicht nicht so streng und Carl II. nicht so undankbar gegen den treuesten seiner Diener gewesen sein würde". Hierauf fügte er noch hinzu, daß, wenn man ein Mal den Fall mit Lord Clarendon angeführt, es auch billig sei, einen Blick auf dessen damalige Gegner zu werfen, und sprach: „Die Gegnerschaft Lord Clarendon's bestand aus jener famosen Consorterie von Politikern, die weder durch ihre Antecedentien, noch die Gemeinschaft der Principien, noch durch eine politische Idee, sondern ausschließlich durch ihren rücksichtslosen Egoismus vereint wurden; aus jenen Männern, die allen Parteien entstammten, sich zu den verschiedensten Principien bekannten, die abwechselnd Puritaner, Presbyterianer, Episcopale, ja, selbst Papisten waren; aus jenen Männern, die sich ein Mal als gute Republikaner, ein anderes Mal als exaltirte Royalisten geberdeten; aus jenen Männern, unter welche Straßendemagogen und Höflinge, Parlamentstribunen und üble Rathgeber und reactionäre Leisesschleicher zur Seite des Fürsten zählten; aus jenen Männern endlich, welche das Ministerium bildeten, welches die strenge Kritik der Geschichte das Ministerium der Kabale genannt hat".

Jeder Satz, jedes Wort dieser prächtigen Antwort ward mit enthusiastischem Applause der Versammlung begrüßt.

Graf Cavour bemühte sich in seiner Rede nicht, die Schwere des Opfers, das er durch die Unterzeichnung jenes Vertrages gebracht und welches er jetzt die Kammer bat, ihrerseits durch die parlamentarische Sanctionirung zu bringen, etwa zu verringern. Er gab zu, daß es ein Opfer sei, aber ein Opfer, welches durch die Nothwendigkeit, der nationalen Politik treu zu bleiben und sie weiter zu entwickeln, unerbittlich verlangt werde. Diese Politik hatte sich, zur Erreichung ihres Zieles, der Alliance bedient. Wenn sie weiter fortschreiten wollte, durfte sie dies Mittel nicht aufgeben, noch auch würde es möglich sein, das System der Alliancen aufrecht zu erhalten, indem man die Bundesgenossen wechsle. „Das", rief er aus, „würde eben so unvorsichtig wie schmählich sein . . . . . Ich weise", fuhr er fort, „die Politik der Selbstisolirung zurück, ich muß auch in Abrede stellen, daß das Parlament und die Regierung die Wahl dazu frei hätten. Wir können unsere Politik gar nicht modificiren, weder bezüglich des Ziels, noch bezüglich der Mittel, die unumgänglich zu seiner Erreichung nöthig sind. Eben weil wir aber die Wahl nicht frei haben, und weil wir hier nicht bloß nach unserem Gefühl vorzugehen vermögen, ist es nöthig, in unserer Politik zu verharren".

Der Hauptgrund, den er zur Vertheidigung des Vertrags anführte, war die Nothwendigkeit, das Bündniß mit Frankreich zu erhalten, für dessen Fortdauer der in Rede stehende Vertrag eben die sicherste Gewähr sei. Nun schilderte er die Parteiverhältnisse in Frankreich, erinnerte an die Antipathien, welche gar manche jener Parteien gegen die italienische Sache zur Schau trügen, bewies, wie gerade diese Parteien in Frankreich eine große Masse von Interessen repräsentirten, wie sie einen ungeheuren Einfluß auf die Entschlüsse der Regierung und selbst

auf die öffentliche Meinung ausübten, und leitete hieraus für das italienische Parlament die Pflicht ab, diese vorhandenen Schwierigkeiten nicht noch zu vergrößern, sondern sie nach Möglichkeit zu verringern, denn mit diesen Schwierigkeiten habe auch der Kaiser Napoleon III., d. h. jener hohe, Italien so sympathisch gesinnte Geist zu kämpfen, welcher begreift, wie die Sache Italiens sich recht gut mit den Interessen Frankreichs vereinbaren läßt. Wenn der Kaiser, Dank der ungeheuren Macht, welche er ausübt und mit vollem Rechte ausübt, unter dem Beifalle seines Volkes 150,000 Franzosen in die Ebenen des Po hinabzuführen vermochte, so hat doch auch diese seine Macht ihre Grenzen. Um sie ausüben zu können, ist es nöthig, daß die Massen in Frankreich fortfahren, Italien sympathisch gesinnt zu bleiben. Denn wenn zu der uns feindlichen Gesinnung der Parteien auch noch die Feindseligkeit der Massen, oder auch nur die Gleichgültigkeit derselben träte, so würde der Kaiser der Franzosen, obwohl er uns seine Sympathie bewahren und obwohl er theoretisch überzeugt bleiben würde, daß die Alliance mit Italien Frankreich nützlich ist, sie dann doch nicht in eine Thatsache zu verwandeln vermögen, da er eben auch nicht allmächtig ist. Ich spreche es hier aber mit vollster Ueberzeugung aus, um die französischen Massen Italien günstig zu erhalten, ist die Abtretung Nizza's und Savoyens nöthig. Ob mit Recht oder Unrecht, das will ich hier nicht entscheiden, glauben die französischen Massen nämlich, daß die eben genannten Provinzen legitimer Weise zu Frankreich gehören. Es wird das ein Irrthum sein, aber, daß diese Meinung unter den französischen Massen besteht, ist darum nicht weniger ein Factum, das Niemand, der Frankreich gründlich kennt, zu leugnen vermag. Wenn wir demnach, nachdem wir um diese Abtretung angegangen wurden, sie verweigert hätten, so würden die Massen in Frankreich keine Rücksicht auf die großen Schwierigkeiten genommen haben, auf welche diese Cession stößt;

sie würden uns vielmehr der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit beschuldigt und sich darüber beklagt haben, daß wir jenseits der Alpen ein Princip nicht anerkennen wollen, auf das wir uns diesseits der Alpen so sehr berufen und für welches Frankreich Blut und Schätze geopfert hat". Zur Bestätigung dieser Versicherungen las er einen Brief vor, den ihm Alessandro Bixio, dieser treue Freund Italiens, geschrieben und in dem er ihn beschwor, daß er doch ja, wenn ihm an Erhaltung der Alliance mit Frankreich liege, jenen Cessionsvertrag unterzeichnen möge.

„Wir haben", fuhr er dann fort, „vielleicht einen Fehler begangen. Ich glaube es zwar nicht, aber es ist möglich. Auf alle Fälle haben wir aber in gutem Glauben gehandelt. Durch die Abtretung Nizza's und Savoyens haben wir dem Nationalitätsprincipe nicht nahe treten, sondern ihm auf's Neue huldigen wollen. In dieser Beziehung darf ich wohl sagen, daß, wenn uns auch die vortheilhaftesten Aussichten und Verträge angeboten würden, sofern wir eine Verletzung dieses Princips begehen wollten, wir sie ohne Zögern ganz entschieden zurückweisen würden. Gott weiß, wie sehr uns das Schicksal Venedigs am Herzen liegt, Gott weiß, wie groß unser Schmerz war, als wir uns gezwungen sahen, auf die Hoffnung, seine Ketten zu brechen, Verzicht zu leisten. Und doch erkläre ich offen vor diesem Parlament und somit vor ganz Europa, daß, wenn wir, um Venedig zu erlangen, auch nur einen Fuß breit italienischen Bodens in Ligurien, oder auf der Insel Sardinien abtreten müßten, ich einen derartigen Vorschlag immer zurückweisen würde. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, Ihnen die tiefe Ueberzeugung einzuflößen, die mich beseelt, daß unsere Politik klug, edelsinnig und erfolgreich und daß es uns unmöglich ist, sie aufzugeben und daß somit auch die Abtretung Nizza's nur eine nothwendige Bedingung dieser Politik war. Wenn das mir aber gelungen ist, so werden Sie, wenn auch mit Betrübniß, doch aber mit ruhigem

Gewissen ein dem Vertrage günstiges Votum abgeben und die Geschichte wird dann diesen Act des ersten italienischen Parlaments als einen Act erleuchtetster Weisheit, wahrsten Hochsinns und aufrichtigsten Patriotismus preisen".

Bei jener Gelegenheit schlug der ehrenwerthe Deputirte von Ventimiglia, Giuseppe Biancheri (der jetzt Präsident der Deputirtenkammer ist) eine Tagesordnung vor, durch welche die Regierung ersucht ward, wenigstens alle möglichen Schritte zur Erhaltung des Rojabassins zu thun. Graf Cavour hatte einige Besprechungen mit diesem Antragsteller, bei denen er ihm offen und vertrauensvoll die nöthigen factischen Aufklärungen gab, welche die zwingende Nothwendigkeit darthaten, in der sich die Regierung befand, als sie die vorliegenden Bedingungen einging. Graf Cavour schätzte den Patriotismus hoch, der Biancheri zur Stellung jenes Antrages veranlaßt hatte, und Biancheri wieder mußte die patriotischen Beweggründe anerkennen, welche Cavour bei Abschluß jenes peinlichen Vertrages geleitet hatten. Beide verstanden sich als Männer von Herz und ließen sich in der Aufrichtigkeit ihres gemeinsamen Schmerzes gegenseitig Gerechtigkeit widerfahren.

Biancheri zog seinen Antrag zurück. „Der wahre Erfolg dieses Vertrages", sprach der große Minister in der Sitzung vom 29. Mai, „die einzige aber hochwichtige Entschädigung, die er uns gewährt, ist die, nicht sowohl das Bündniß unserer Regierung mit der französischen Regierung, als vielmehr das der italienischen mit der französischen Nation zu befestigen. Darum stellen Sie, die Sie die italienische Nation hier repräsentiren, sich ihm nicht entgegen. Wenn es in dieser Angelegenheit Tadel geben muß, so laßt ihn nur auf die eigene Regierung fallen, sofern es sich wirklich herausstellen sollte, daß sie unklug gehandelt hat. Mir scheint, daß ein Deputirter die Anspielung fallen gelassen hat, es könne eine Zeit kommen, wo die gegen=

wärtige Regierung wegen dieses Vertrages in Anklagezustand versetzt werden dürfte. Wenn diese Zeit etwa mit der völligen Befreiung Italiens zusammenfallen sollte, dann, meine Herren, wünschen wir schon morgen in Anklagezustand versetzt und verurtheilt zu werden. Ich wiederhole es, überlassen Sie uns ruhig die völlige Verantwortlichkeit. Unser Herz schlägt ebenso wie das Ihre. Wenn es daher möglich wäre, Ihre Wünsche zu befriedigen, so würden sie schon heute völlig befriedigt werden. Halten Sie sich überzeugt, wir betrachten Ihren Antrag nicht als einen Act von Opposition, sondern als eine Kundgebung echten Bürgersinns (diese letzteren Worte richtete er speciell an den ehrenwerthen Biancheri). Wir werden eifrig darauf bedacht sein, alles Mögliche zu thun, um das Opfer, das wir bringen mußten, und das wir Sie nun ebenfalls im Interesse des Vaterlandes darzubringen beschwören, so wenig wie nur möglich fühlbar zu machen".

Auf diese edlen und tiefgefühlten Worte antwortete die Kammer in derselben Sitzung damit, daß sie den Vertrag billigte. Bei der Abstimmung ergaben sich 223 zustimmende und 36 ablehnende Voten, 23 hatten sich der Abstimmung enthalten.

Der Senat bestätigte den Beschluß der Deputirtenkammer. Auch an seinen Debatten darüber nahm Graf Cavour zwei Mal Antheil, in der Sitzung am 9. Juni und in jener vom darauffolgenden Tage, indem er auch hier alle Einwurfe widerlegte und nochmals alle jene Gründe betonte, die er schon in der anderen parlamentarischen Körperschaft hervorgehoben hatte. Von 102 anwesenden Senatoren sprachen sich 92 für und nur 10 gegen die Annahme des Vertrages aus.

LXXVI.

An den Arbeiten des neuen Parlamentes nahm Graf Cavour mit demselben Eifer und der gleichen Thätigkeit Theil wie an jenen der früheren Volksvertretungen. Er sprach bei verschiedenen Anlässen. Er setzte hier die Wiederherstellung des Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel wieder durch, das einige Jahre vorher abgeschafft worden war. Mit der Leitung desselben wurde Tommaso Corsi, einer der angesehensten und thätigsten Förderer der Nationalbewegung in Toscana, betraut.

Als der König Ende April zum ersten Male die neuerworbenen mittelitalienischen Provinzen besuchte, unterließ es Graf Cavour nicht, ihn dahin zu begleiten. In diesem Theile Italiens war er noch nie gewesen, auch kehrte er sehr befriedigt von dort zurück. Zu seiner patriotischen Befriedigung trat noch die Bewunderung für die dort vorhandenen großen Werke der menschlichen Kunst. Die Wunder und Schätze der Kunst, mit denen er bekannt wurde, brachten einen großen Eindruck auf ihn hervor. Ich erinnere mich, daß, als ich ihn einige Stunden nach seiner Rückkehr nach Turin, fragte, wie ihm denn alle diese vielen schönen italienischen Städte und besonders Florenz gefallen, er mir antwortete: „Ich habe in mir einen neuen Sinn entdeckt, dessen ich mir bis dahin noch nicht bewußt war, den Sinn für Kunst nämlich".

Diese Worte sprach er in den ersten Tagen des Mai 1860 aus. Artom erzählt, daß, als er an einem jener Tage, da er gerade in seiner Gesellschaft von einem Ausfluge auf der Eisenbahn zurückkehrte, sich, nur wenige Miglien von Turin entfernt, zum Wagenfenster hinausgelehnt und, indem er seinem Begleiter mit dem Finger einen halb hinter Bäumen versteckten Kirchthurm gezeigt, gesagt habe: „Das ist der Thurm der Kirche von San-

tena, wo sich das Erbschloß meiner Familie befindet. Dort will ich nach meinem Tode ruhen"*). Wenige Tage später äußerte er nochmals dasselbe melancholische Vorgefühl. Es war ein Junisonntag und er hatte beschlossen, einige Stunden in Santena zuzubringen, wo er seit dem Jahre 1855 nicht mehr gewesen war. Er lud einige Freunde artig dazu ein, mit ihm einen Tag der Ruhe daselbst zuzubringen. Es waren das Minghetti, Pepoli, Gualterio, Giorgini und Schreiber dieses. Wir stiegen auf der Station von Cambiano aus. Da harrte unserer eine Ueberraschung. Von der Station Cambiano bis zum Dorfe Santena war die Straße zu beiden Seiten mit Guirlanden und Blumenkränzen geschmückt. Den Boden bedeckten ebenfalls Blumen und frisches Laub und auf eigens dazu eingerammten Stangen wehten Fahnen in den nationalen Farben. Am Dorfeingange erhob sich ein Triumphbogen, und als der Wagen anlangte, in dem sich Graf Cavour befand, begrüßte ihn der Sindaco (Ortsschulze), der ihm mit einfachen, aber von Herzen kommenden Worten seine und seiner Bauern Freude aussprach, ihn wieder zu sehen. Nachdem Graf Camillo mit herzlichen Worten seiner Dankbarkeit für diesen wohlwollenden Empfang, den ihm die Bewohner von Santena bereitet, Ausdruck gegeben, sagte er noch zum Sindaco: „Hier wünsche ich, daß meine Gebeine ein Mal ruhen mögen" (Qui desidero che le mia ossa vengano a riposare). Das war im Juni 1860!

LXXVII.

Kaum war die mittelitalienische Frage beigelegt, so erhob sich auch schon die süditalienische. Es war offenbar, daß die Nationalbewegung nicht stehen bleiben könne, bis sie ihr Ziel

---

*) Siehe Oeuvre parlementaire du Comte de Cavour par J. Artom et A. Blanc. Paris 1862, Seite 42.

erst völlig erreicht. Der Friede von Villafranca selbst hatte, statt dieser Bewegung Einhalt zu thun, ihr nur noch einen größeren und schnelleren Impuls verliehen. Wenn man durch die gänzliche Befreiung der Lombardei und Venetiens ein wirkliches Königreich Norditalien geschaffen, so wäre eine Ruhepause wahrscheinlich, oder doch wenigstens möglich gewesen. Aber nach dem Vertrage von Villafranca und den ihm folgenden Stipulationen von Zürich ging das nicht mehr an. Mit den Oesterreichern am Mincio, mit der weltlichen Herrschaft des Papstes und der bourbonischen Dynastie in Neapel war der ruhige und sichere Bestand des neuen Königreichs nicht vereinbar. Schon als Baron Ricasoli nach Turin gekommen war, um dem Könige das toscanische Plebiscit zu überreichen, hatte er diese Erwägungen dem Grafen Cavour, der sich seinerseits mit ihnen ebenfalls schon beschäftigt und sie beständig vor Augen hatte, ausführlich auseinander gesetzt. Nachdem Cavour jetzt ein Mal zur Bildung des neuen Reiches geschritten war, begriff er mehr als je die Nothwendigkeit, dessen Existenz gegen die möglichen Angriffe seiner Feinde sicher zu stellen und da erschien ihm als die weitaus beste Sicherheitsgarantie eben nur die Erweiterung des neuen Reiches selbst. Mehr als je war er davon überzeugt, daß man nicht mehr zurück, sondern nur noch vorwärts blicken dürfe. Mehr als je beherrschte ihn die von ihm der subalpinen Kammer einige Jahre vorher gestellte Alternative: „Fortschreiten oder sterben“.

In dieser Lage der Dinge unternahm Garibaldi seine Expedition nach Sicilien*). Graf Cavour hatte die Unternehmung

*) Die geheime Geschichte dieser Expedition ist noch nicht geschrieben. Der erste Gedanke dazu ging von Garibaldi nicht aus. Doch darüber hoffen wir uns in einem ausführlichen Werke über die Entstehung des modernen Königreichs Italien zu verbreiten. Hier sei zum besseren Verständniß der damaligen Situation nur das Nothwendigste angeführt. W. de la Rive schreibt darüber in so weit diese Affaire Cavour angeht: „Es ist offenbar, daß Cavour

jener Expedition nicht beabsichtigt, aber als der Versuch, ohne seine Beistimmung, erst ein Mal begonnen war, glaubte er auch seinerseits nicht unthätig und gleichgültig bleiben zu dürfen und

---

die Expedition Garibaldi's weder unbekannt war, noch daß er sie verhinderte. Konnte er oder wollte er sie nicht verhindern? Ich möchte der Ansicht huldigen, daß der Wille vollendete, was die Furcht der Unmacht begonnen hatte, und daß Cavour vor einem offenen Kampfe mit Garibaldi zurückschrak, hinter dem, wie er wußte, das Nationalgefühl stand, während er zu gleicher Zeit den eventuellen Fall der neapolitanischen Monarchie gern in seine Combinationen zog. Die Beschränkungen, welche die Regierung der Recrutirung der Freiwilligen, ihrer Ausrüstung, ihrer Abreise und ihrer Seefahrt in den Weg legte, waren also illusorisch. Cavour, ich wiederhole es, wäre davor zurückgeschreckt, der Volksströmung, welche Garibaldi trug, entgegenzutreten. Vor Allem hätte er gefürchtet, daß ihm das Wasser über den Kopf gehen werde, und dann lag ihm instinctiv an seiner langsam erworbenen Popularität, deren er sich schon zu lange und zu vollständig erfreut hatte, als daß sie nicht von nun an eine süße Gewohnheit seines Daseins und bis zu einem gewissen Grade eine Triebfeder seines Wirkens geworden wäre. Eine Zeit lang Gegenstand eines allgemeinen Enthusiasmus und Cultus, von der öffentlichen Meinung mit einer Art von geheiligtem Charakter bekleidet, einmüthig als unfehlbar und folglich als unverletzlich angesehen, war Cavour für die Angriffe, Sarkasmen und glühenden Dornen der Herrschaft empfindlicher geworden. Ueberdies ist die Popularität die breite und erhabene Grundlage, auf der sich frei, mächtig und die Parteien beherrschend das Genie erhebt, in freien Ländern geradezu eine unentbehrliche Bedingung der politischen Thätigkeit eines Staatsmannes. Mehr aus Ueberlegung, denn aus Schwäche wollte daher Cavour seine Popularität unangetastet und gänzlich aufrecht erhalten. Er hätte sich gehütet, sie selbst zu erschüttern, indem er einem Impuls widerstanden, der seine eigenen Sympathien besaß. Aber die im tosenden Kampfe eroberte und sorgfältig gehütete Popularität bewahrt Cavour den Tag, wo er, Angesichts einer wahren und dringenden Gefahr, den Augenblick für gekommen hält, sich ihrer zu bedienen, um damit der Revolution Einhalt zu thun. An jenem Tage wird er nicht fürchten, sie zu compromittiren. Der, welcher sich vor dem Freischaarenführer gebeugt hat, als dieser sich in einer dunkeln Nacht mit einigen Anhängern zu einem scheinbar verzweifelten Unternehmen einschiffte, wird dem Eroberer eines Königreichs, Dem, dessen Schritten Legionen folgen und dessen Füße ein Volk küßt, seinen Willen aufdringen und seine Bedingungen dictiren. Umsonst wird dann Garibaldi versuchen, den eisernen Arm zu biegen, der bis zu ihm reicht; umsonst wird er an den König schreiben, er möge sein Ministerium entlassen; umsonst wird er mit der Macht seines Ruhmes, seines Patriotismus und der Vergötterung, deren Gegenstand er

verwandte seine ganze Thätigkeit darauf, das Unternehmen, obwohl er es nicht selbst angerathen, kräftig zu unterstützen. Die Sendung von Verstärkungen nach Sicilien fanden dann nicht

ist, der ihm folgenden Menge und der von ihm vertretenen Interessen und Leidenschaften im Parlamente erscheinen, um zu protestiren, zu fordern und anzuklagen; er wird von Cavour besiegt, fast ohne Kampf besiegt werden, und die Nation wird, trotz ihrer Liebe zu ihm, seine Niederlage bejubeln". —

In meiner Biographie Cavour's im 60. Heft von „Unsere Zeit" habe ich mich über diesen Zeitpunkt etwas mehr sachlich wie folgt geäußert: „Unterdeß grollte Garibaldi, tödtlich verletzt durch die Abtretung seines Geburtslandes Nizza, und söhnte sich wieder mit Mazzini aus, den er durch seine Antheilnahme an dem Feldzuge von 1859 verstimmt hatte. Mazzinistische Emissäre, namentlich Crispi, durchreisten in den Monaten Februar und März 1860 die Insel Sicilien, und dies nicht ohne Erfolg. In Palermo ertönte alsbald die Sturmglocke della Gancia, und der lange schon unter der Asche glühende Aufstand brach in hellen Flammen los. Garibaldi ward von seinen Freunden bestürmt, nach Sicilien zu eilen. Nachdem er das Unternehmen mit dem ganzen Scharfblick seines Genie's geprüft, entschloß er sich rasch, vermochte jedoch seine Vorbereitungen nicht zu treffen, ohne daß Cavour und der König Kunde davon erhielten. Letzterer wollte sich anfänglich dem tollkühnen Unternehmen, das ihn selbst so leicht compromittiren konnte, widersetzen, allein Cavour überredete ihn, der waghalsigen Expedition nichts in den Weg zu legen, da sie auf alle Fälle für ihn nur vortheilhaft ausschlagen könne. Entweder werde Garibaldi, der furchtbare Hausdämon Italiens, und mit ihm die unruhigsten Köpfe der ganzen Monarchie zu Grunde gehen, und dann sei die italienische Politik aller Rücksichten gegen die Ultraliberalen ledig, oder — und dies glaubte Cavour bei den Zuständen Neapels noch viel eher — der gewaltige Sohn des Volkes siege und setze damit dem Könige eine Doppelkrone auf. Daß Garibaldi den Sieg nicht über die Grenzen der Loyalität hinausführe, dafür gedachte der Minister selbst schon Sorge zu tragen. So gestattete denn der König, daß Garibaldi seinen Zug in's Werk setzte. Der Platzcommandant von Genua unterstützte die Vorbereitungen heimlich auf alle Weise, und nur scheinbar ergriff man Maßregeln gegen die Genossen der Expedition, um vor der Hand den Anstand zu wahren.

Garibaldi landete bei Marsala, siegte bei Calatafimi und zog kämpfend in Palermo ein. Sicilien sah bald die italienische Tricolore von den Thürmen der meisten seiner Städte flattern und hörte überall den Ruf widertönen: „Italia una e Vittorio Emanuele!" Auf den Fahnen, die Garibaldi's Schaaren trugen, prangte das Kreuz von Savoyen. Die Schlacht bei Milazzo, blutig wie keine andere in diesem merkwürdigen Feldzuge, entschied über das Geschick der Insel und machte den Uebergang zum Continent möglich. Es

nur mit seiner Bewilligung, sondern sogar unter seiner wirksamsten Unterstützung Statt. Die vom General Medici und General Cosenz befehligten Corps erhielten jede Unterstützung, die er ihnen nur zu gewähren vermochte. Bei dieser Gelegenheit sah der tapfere Medici den Grafen Cavour wieder, mit dem er nach den Kriegsereignissen von 1859 nicht mehr zusammengetroffen war und fand ihn gerade so wohlwollend und energisch patriotisch wie früher.

Die Nachrichten von den Thaten der Expedition brachten auf das Gemüth Cavour's einen sehr lebhaften Eindruck hervor, und von jetzt an war er streng darauf bedacht, der Regierung des Königs die Initiative der Bewegung auch in Süditalien zu sichern.

Nachdem er in Norditalien die nationale Sache den Händen der Revolution entzogen, wollte er sie nicht im Süden in die-

donnerten vergeblich die Geschütze des Königs Franz bei Reggio; die rothen Blousen zogen im Triumph durch Calabrien. In Salerno, in einer sehr festen Stellung, die den Sieg verhieß, meuterten die Truppen des Königs und Franz II. befahl den Rückzug auf Capua. Garibaldi zog in Neapel ein. „Nehmet meine Kinder gut auf", sagte er zu den Bewohnern der größten Stadt Italiens, „nach kurzer Rast ziehe ich mit ihnen nach Rom und Venedig!" Und wer weiß, ob er nicht Wort gehalten, hätte nicht Cavour unterdeß, um die Ruhe in den päpstlichen Provinzen zu sichern und der Revolution Einhalt zu thun, piemontesische Truppen in das päpstliche Gebiet einfallen lassen. Es war ein meisterhafter Schachzug, den Graf Cavour hiermit that. Er stellte einerseits die Eroberungen Garibaldi's sicher und entrang anderseits Garibaldi und dessen Freunden die Initiative. Durch den Sieg der Piemontesen bei Castelfidardo über die päpstliche Streitmacht verlor Garibaldi, der Sohn des Volkes, seinen Zauber, weil sein Vertrauen. Garibaldi durchschaute den Plan Cavour's sehr wohl. Als ihm ein Freund damals mittheilte, daß der Premier geneigt sei, sich mit ihm auszusöhnen, ließ er dem Grafen sagen: „Obwohl ich gern jede Privatfeindschaft dem Vaterlande zum Opfer bringe, kann ich doch nie dem Manne wieder die Hand reichen, der italienischen Grund und Boden verkauft". Die Schlacht vor Capua am 1. October, bewährte Garibaldi als Feldherrn, doch aber täuschte er sich nicht mehr darüber, daß seine Mission hier zu Ende sei."

Anmerkung des Uebersetzers.

selben zurückfallen lassen. Er war deshalb natürlich auch keineswegs blos ein unthätiger Zuschauer.

Der Gesandte des Königs Victor Emanuel in Neapel war der Marquis Salvatore di Villamarina, dem er sofort die geeigneten Instructionen zukommen ließ, die sich in folgende drei Punkte zusammenfassen lassen: 1. Der Hof von Neapel muß aufhören, in irgend welcher freundschaftlichen, oder intimen Beziehung zu Oesterreich zu stehen. 2. Er muß seine Streitkräfte mit jenen Sardiniens vereinigen, um es durchsetzen zu helfen, daß der Papst eine nationale Politik einschlage, indem er das System des Vicariats anwendet und ausdehnt. 3. Es soll jede Feindseligkeit gegen die Insel Sicilien aufgegeben und dieser Insel keine Entscheidung durch Waffengewalt auferlegt werden". Die Aufnahme, welche diese Vorschläge fanden, war, wie leicht vorauszusehen gewesen, eine entschieden ablehnende. Dies trug aber wesentlich dazu bei, die Action des Grafen Cavour freier und unabhängiger von diplomatischen Rücksichten zu machen. Er hätte sehr gewünscht, daß in Neapel irgend eine entscheidende Kundgebung stattfinde, bevor Garibaldi die Meerenge von Messina überschreite und in Calabrien lande. In dieser Richtung ließ er nichts unversucht, was nur in seiner Macht stand. Er schrieb einen Brief an Liborio Romano, in dem er mit großem Geschick auf das Beispiel Farini's in der Emilia und Ricasoli's in Toscana hinwies und dies in solcher Weise that, daß der Empfänger des Briefes sich aufgefordert fühlen möchte, jenem Beispiele nachzuahmen. Eines Abends, am 31. Juli, als sich bei ihm der Baron Carlo Poerio, Giuseppe Devincenzi und der Schreiber dieses befanden, sprach er mit bewundernswerther Klarheit von der Lage der Dinge, berührte mit der größten Ruhe des Geistes und der Sprache die vorhandenen Schwierigkeiten und die großen Gefahren, welche durch dieselben die nationale Sache laufe und gab seinen festen Entschluß zu erkennen, daß

er sich nicht von der Bewegung fortreißen lassen, sondern ihr im Interesse des Vaterlandes seine Oberleitung aufnöthigen werde. „Wenn, sprach er, in Neapel nicht bald entscheidende Kundgebungen erfolgen, so bleibt uns nur die Wahl von zwei Dingen übrig: entweder müssen wir in Umbrien und den Marken einfallen, oder wir müssen uns den Kopf am Festungsviereck einrennen". Ruggero Bonghi, welcher seine Biographie geschrieben und ihn jetzt um Rath fragte, antwortete er: „Herzlichen Dank für Ihre Biographie. Ich bin damit sehr zufrieden. Sie werden jetzt mit unter die eingefleischtesten Cavourianer gezählt werden. Ich will gern wünschen, daß nicht der Tag kommen möge, wo Ihnen dieser Titel etwa zum Schaden gereichen könnte. Was Ihre an mich speciell gerichtete Frage betrifft, so antworte ich rund heraus: Ich glaube, daß die Neapolitaner ihrem Lande jetzt nirgend besser als in Neapel selbst zu dienen vermögen. Dort können sie den Triumph der großen Sache dadurch vorbereiten, daß sie das Wiedererwachen des Municipalgeistes verhindern".

Das was der Lage der Dinge eine sehr gefährliche Seite verlieh und den Grafen Cavour mit den meisten Sorgen erfüllte, war die Haltung der europäischen Mächte, welche sich keineswegs durch zu großes Wohlwollen gegen das neue Königreich auszeichnete. Es handelte sich jetzt in der That um die Alternative des möglichen, obwohl nur momentanen Erfolges der Revolution, oder der Reaction. „Wir sind, schrieb er am 16. August dem Baron Ricasoli, bei der entscheidenden Krise angelangt. . . . . Wir müssen uns für den Krieg vorbereiten und zwar für einen furchtbaren Krieg. Preußen hat sich allerdings nicht verpflichtet, Oesterreich, wenn es in Venetien blos von Italienern angegriffen wird, zu unterstützen, allein anderseits hat es erklärt, daß es Venedig als zur Vertheidigung Deutschlands nothwendig anerkenne. Das ist fatal genug. Rußland entfernt sich mehr und mehr von Frankreich und nähert sich

Oesterreich. England endlich treibt an und hält auf, wie es ihm gerade paßt. Dessen ungeachtet bin ich keineswegs entmuthigt. Wenn der Krieg unvermeidlich ist, so werden wir ihn führen und gut führen. Wenn wir uns erst schlagen, reißen wir die Franzosen mit uns fort, wenn nicht nach Italien, so doch am Rheine, was noch besser sein würde. Die Vorsehung wird sich der gerechten Sache schon annehmen. Selbst wenn wir von überlegenen Kräften geschlagen werden sollten, so wäre die Sache Italiens damit noch nicht verloren; sie würde sich auf's Neue aus ihren Ruinen erheben, wie Piemont sich nach Novara erhoben hat."

Es waren das in der That Momente kühnster Entschlüsse. Es wurde das Einrücken in Umbrien und die Marken beschlossen. Wenige Tage bevor man hierzu schritt, besuchte gerade Napoleon III. Savoyen und Graf Cavour ergriff diese Gelegenheit, um ihn im Namen des Königs und seiner Regierung zu begrüßen, indem er dem General Enrico Cialdini und den Minister des Innern, Farini, an ihn absandte. Diese hatten die besondere Mission, dem Kaiser Napoleon III. die Pläne ihrer Regierung mitzutheilen und ihm nachzuweisen, daß, wie die Dinge ein Mal ständen, gerade das das Klügste sei, was auf den ersten Blick am wenigsten so aussehe. Cialdini und Farini entledigten sich des ihnen gewordenen Auftrags mit aller Wärme ihres Patriotismus, und der Kaiser Napoleon, als aufrichtiger und beständiger Freund der italienischen Sache, erwog die Gründe, welche ihm die beiden Freunde Cavour's mittheilten, genau. Er begriff ohne Schwierigkeit, daß die Sendung der Truppen des Königs Victor Emanuel in die Marken und Umbrien zugleich ein Schlag gegen die Revolution und gegen die Reaction sei, die, so feindlich sie anscheinend einander sind, hier doch unwillkürlich mit einander verbunden waren; ebenso gab er auch zu, daß gerade dieser kühne Schritt wieder den großen staatsmännischen Geist

des Grafen Cavour bekunde. Dagegen ließ er die Regierung des Königs Victor Emanuel wissen, daß sie alle Verantwortung dieses Schrittes allein auf sich nehmen und à ses risques et périls handeln müsse, indem er seinerseits gar kein Versprechen machen und keinerlei Verpflichtung übernehmen könne, ja vielmehr sich genöthigt sehen werde, den Befehl zu ertheilen, daß der französische Gesandte in Turin seine Pässe fordere und abreise. Es fehlte damals nicht an Leuten, welche sich einbildeten, Graf Cavour habe gewißermaßen Farini und Cialdini abgesandt, um bei Napoleon III. die gnädige Erlaubniß für die geplante Unternehmung zu erwirken. Diese Behauptung ist aber aus der Luft gegriffen. Graf Cavour wollte Napoleon III. von seinen Entschlüssen unterrichten, wie eben ein Freund dem Anderen seine Gedanken mittheilt, aber nicht um seine Erlaubniß nachsuchen. Er selbst hatte den kühnen Plan gefaßt und er selbst übernahm auch die volle Verantwortlichkeit seiner Ausführung.

Der Einmarsch ward befohlen und mit rapider Schnelligkeit ausgeführt. Einige angesehene Bürger Umbriens und der Marken begaben sich in den ersten Tagen des September als Deputation nach Turin, um die Regierung des Königs Victor Emanuel zu bitten, die unglückliche Lage ihrer Provinzen doch in Erwägung zu ziehen, und ihnen den Arm zur Rettung zu reichen. Graf Cavour empfing jene Deputationen sehr zuvorkommend, versicherte sie des aufrichtigen Interesses seiner Regierung und zeigte ihnen dabei an, daß die italienischen Truppen gegen die römische Grenze hin schon in Bewegung seien, um dieselbe zu überschreiten und sie dem gemeinsamen Vaterlande zurückzugewinnen. Der Feldzugsplan war vom General Manfredo Fanti recht geschickt angelegt und wurde vom General Enrico Cialdini mit wunderbarer Schnelligkeit in Ausführung gebracht. In wenig Tagen waren Perugia, Pesaro, Spoleto, Fano von den fremden Soldtruppen, die ihnen zur Last gelegen, befreit. General

Lamoricière wurde bei Castelfidardo geschlagen und entkam mit genauer Noth nach der Citadelle von Ancona, die nach kurzer Belagerung ebenfalls eingenommen wurde.

Die Schnelligkeit der Ausführung trug nicht wenig zum glücklichen Erfolge des kühnen Unternehmens bei. Man kann sagen, daß Europa fast gleichzeitig erfuhr, daß die Soldaten Victor Emanuels Befehl erhalten, in Umbrien und den Marken einzurücken und daß sie daselbst auch schon jeden Widerstand gebrochen und die fremden Söldner nicht gegen den Willen, sondern unter dem enthusiastischen Beifall der ihnen dafür dankbaren Bevölkerungen auf's Haupt geschlagen hatten. Die Nachricht von diesem Siege blieb auch auf Süditalien nicht ohne Wirkung. Der Plan, die Union zu beschleunigen, damit die nationale Einheit bald fertig dastehe, gewann dadurch an Boden und sah die Zahl seiner Anhänger sich fortwährend mehren.

Die Diplomatie war entrüstet und bewies ihre üble Laune dadurch, daß sie sich zurückzog und ihre Beziehungen zur Regierung Victor Emanuels abbrach. In Turin verblieben in officieller Eigenschaft nur der englische Gesandte Sir James Hudson, und der schwedische Gesandte, Graf Edward Piper, ein würdiger Nachfolger des Grafen Wachtmeister. Die anderen Gesandten forderten entweder ihre Pässe und reisten ab, oder erklärten, daß sie nur noch in officiöser Eigenschaft zurückzubleiben vermöchten. Die preußische Regierung gab ausdrücklich ihre besondere Unzufriedenheit kund. Der damalige preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten richtete eine lange Depesche an den Grafen Brassier de St. Simon, in der er seinen Unwillen über die Politik des Grafen Cavour in recht empfindlicher Weise aussprach, die Haltung des Königs Victor Emanuel beklagte und den Vertreter Preußens in Turin beauftragte, dem Grafen Cavour diese Meinungsäußerung vorzulesen und ihm auf Verlangen eine Abschrift davon zu ertheilen. Graf Brassier

de St. Simon kam dem nach, was seine Pflicht war. Er las dem Grafen Cavour jene lange Note gewissenhaft vor. Dieser hörte dieselbe mit der größten Ruhe und ohne irgend ein Zeichen von Ungeduld oder Verdruß gewahren zu lassen, von Anfang bis zu Ende an, worauf er dann erwiderte: „Es ist wohl einleuchtend, daß ich keinen sehr glühenden Wunsch nach der Copie jener Depesche verspüre. Es thut mir sehr leid, daß das Berliner Kabinet in derselben die Haltung des Königs und seiner Regierung mit so viel unverdienter Strenge beurtheilt; indeß habe ich das Bewußtsein, nur den Interessen meines Herrschers und meines Landes gemäß gehandelt zu haben. Ich würde wohl im Stande sein, alle die Ausstellungen, die mir der Herr von Schleinitz macht, siegreich zu widerlegen, auf alle Fälle aber gereicht mir der Gedanke zum Trost, daß ich bei dieser Gelegenheit ein Beispiel gebe, das Preußen nach einiger Zeit wahrscheinlich nicht betrübt sein wird, nachzuahmen.“ Der gute Graf Brassier hatte, wie das seine Pflicht mit sich brachte, eben nur die Ansichten seiner Regierung vorgelesen, er selbst aber theilte dieselben nicht. Außer der Bewunderung und Freundschaft, die ihm Graf Cavour einzuflößen gewußt, hatte ihn auch sein mehrjähriger Aufenthalt in Turin eine so gründliche Kenntniß der wahren Verhältnisse verschafft, daß er über die Politik, die seiner Regierung damals so wenig gefiel, sehr wohlwollend dachte. An dem Tage, wo in Turin die telegraphische Nachricht von der Einnahme Ancona's anlangte, befand sich Graf Brassier de St. Simon zufällig gerade im Ministerium des Auswärtigen. Als er von dieser Nachricht hörte, jubelte er förmlich auf, warf seinen Hut in die Luft und rief: „Viva Cavour.“

Graf Cavour wandte jetzt unmittelbar seine Sorgfalt dem Schicksale der Provinzen zu, die mit so großer Schnelligkeit befreit worden, waren und da er nicht wollte, daß die provisorischen

Zustände lange dauern möchten, beschloß er sogleich außerordentliche Commissionen nach Ancona und Perugia zu senden und zwar in erstere Stadt Lorenzo Valerio für die Marken, und in letztere den Marquis Gioachino Pepoli für Umbrien. Beide erhielten den Auftrag, im Namen des Königs die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, die öffentliche Ordnung zu wahren, eventuell auf eine energische Vertheidigung bedacht zu sein und für den ungestörten Fortgang der Geschäfte Sorge zu tragen. An eine definitive Ordnung solle sogleich gegangen werden, wenn die Bewohner Umbriens und der Marken sich durch ein uneingeschränktes Plebiscit über ihre eigene Zukunft ausgesprochen haben würden.

LXXVIII.

Der Einmarsch der Truppen in Umbrien und die Marken war ein Geschehniß, dessen Einfluß sich in unwiderstehlicher Weise geltend machen sollte. Die Regierung, die mit so großer Kühnheit und Entschlossenheit offen zum Schutze der italienischen Bevölkerungen auftrat, gewann immer neue Ansprüche auf die dankbare Erkenntlichkeit aller Jener, welche sehnlichst und ohne alle Parteivoreingenommenheit das Glück und Heil Italiens erstrebten. Die Dictatorialregierung, welche sich in Neapel gebildet hatte, wollte die Annexion aufschieben und that deshalb alles Mögliche, um Kundgebungen zu Gunsten einer sofortigen Annexion zu verhindern. Das waren aber vergebliche Bestrebungen. Die Liebe zur Einheit und das instinctive Bewußtsein, daß in einer baldigen Annexion das Heil des Landes beruhe, besiegten alle Hindernisse. Jene, welche am wärmsten für die sofortige Annexion eintraten, wurden beschuldigt, blinde Instrumente des Grafen Cavour zu sein, obwohl er sie größtentheils nicht einmal der Person nach kannte. So daß, als Silvio Spa-

venta, der wegen seiner Bestrebungen für unmittelbare Annexion gezwungen worden war, sich aus Neapel zu entfernen, in Turin eintraf, Cavour, der ihn eben deshalb zu sehen wünschte, lächelnd sagte: „Ich muß doch die Bekanntschaft dieses schrecklichen Instrumentes meines Willens machen!"

Schon einige Zeit vorher, ehe Garibaldi die Meerenge von Messina passirte, sandte König Franz II., der im vorhergehenden Jahre die Vorschläge des Grafen Salmour gar nicht anhören gewollt hatte, seinen Minister Giovanni Manna in Begleitung des Diplomaten Anton Winspeare nach Turin, um ein Bündniß anzutragen. Manna, ein aufrichtiger und ehrenwerther Liberaler von äußerst zartfühlendem Gemüthe, hatte es nicht über sich zu bringen vermocht, diese Mission in einem Momente abzulehnen, wo es gerade mit der bourbonischen Monarchie so übel stand und sie sich dicht am Vorabende ihres Sturzes befand. Cavour, den man von den Eigenschaften jenes ausgezeichneten Mannes in Kenntniß gesetzt hatte, nahm ihn denn auch in der That mit großem Wohlwollen auf. Was aber die Mission desselben betraf, so legte er sich ihr gegenüber auf's Temporisiren. Die Ereignisse bewirkten überdieß bald genug, daß diese Mission gegenstandslos wurde. Als Franz II. Herrn Manna nach Turin sandte, um von einem Bündnisse zu reden, hatte seine Stunde bereits geschlagen. Die Zeit für ein Bündniß war vorüber, die der Einheit war gekommen.

Es war aber klar, daß die südlichen Provinzen nicht in einer provisorischen Lage bleiben durften; schon um jede fremde Einmischung fern zu halten, war es nöthig, mit größter Eile ihre Vereinigung mit den übrigen Provinzen des Königreichs Italien zu Stande zu bringen.

General Garibaldi billigte die Politik des Grafen Cavour nicht und gab diese seine Mißbilligung in einem Briefe, welcher durch die Journale veröffentlicht wurde, kund. Die Lage der

Dinge gestaltete sich immer ernster, ein Heilmittel that dringend Noth. Graf Cavour fand es, indem er sich an das Parlament wandte, bereit, sich zurückzuziehen, wenn dies ihm Unrecht gebe, entschlossen, energisch weiter vorzugehen und das begonnene Werk ungesäumt zu Ende zu führen, wenn man ihm seine Billigung schenke. Er hörte nicht auf die Rathschläge Jener, welche es ihm nahe legten, er möge zu Ausnahmsmaßregeln schreiten. Auch nicht einen Augenblick verließ ihn sein Glaube an die Freiheit. Es machte sich ein Antagonismus zwischen zwei politischen Richtungen geltend; um denselben zu beseitigen, rief er die Entscheidung der Nation an, indem er das Parlament berief. Seinem Freunde Vincenzo Salvagnoli, der ihm von Florenz aus gerathen hatte, vom Parlamente zu fordern, daß es erkläre, daß ganz Italien dem einen und selben Reiche angehöre und dem Könige die Dictatur übertrage, bis alle Fragen bezüglich der Constituirung der nationalen Einheit gelöst seien, erwiderte er von Turin aus, am 2. October 1860: „Eine Erklärung des Parlaments, daß ganz Italien unserem Königreiche angehöre, würde einestheils überflüssig sein, da das ja ohnedies eben die öffentliche Meinung Italiens ist, andererseits aber einer indirecten Kriegserklärung an Oesterreich gleichkommen.

Nicht weniger verhängnißvoll scheint mir, um offen zu reden, der Vorschlag, das Parlament möge dem Könige bis zur völligen Lösung der italienischen Frage die Dictatur übertragen. Sie werden sich ohne Zweifel daran erinnern, wie sehr es die englischen Journale den Italienern verübelt haben, daß sie die Ausübung der constitutionellen Freiheiten auch nur während der Dauer des Krieges im vergangenen Jahre suspendirten. Dies jetzt, in einer Epoche scheinbaren Friedens, wiederholen zu wollen, würde einen sehr ungünstigen Eindruck auf die öffentliche Meinung Englands und auf alle Fortschrittsmänner unseres Continents hervorbringen. Im Innern des Staates aber würde

diese Maßregel lange nicht die eben dadurch in Frage gestellte Eintracht der Nationalpartei aufwiegen. Die beste Art, zu beweisen, wie sehr das Land davon entfernt ist, die Theorien Mazzini's und die üble Laune gewisser anderer Leute zu theilen. ist die, das Parlament in die Lage zu versetzen, nach eigenem freien Dafürhalten Censur und Controle zu üben. Ein von der Mehrheit der Deputirten dem Ministerium gewährtes Vertrauensvotum, stärkt dessen moralisches Ansehen weit mehr, als eine ihm etwa übertragene Dictatur. Euer Plan würde gerade der Absicht Garibaldi's zu Gute kommen, die darauf hinzielt, im Namen des Königs eine große revolutionäre Dictatur, ohne die Kritik einer freien Presse, ohne constitutionelle und parlamentarische Garantien auszuüben. Ich meine dagegen, daß es nicht der geringste Anspruch auf Ruhm für Italien ist, wenn es sich als Nation zu constituiren wußte, ohne dabei der Unabhängigkeit die Freiheit zum Opfer zu bringen, ohne durch die Dictatorhände eines Cromwell zu gehen, sondern daß es den monarchischen Absolutismus abschüttelt, und doch nicht dabei dem revolutionären Despotismus verfällt. Nun gibt es kein anderes Mittel, dies Ziel zu erreichen, als in der Mitwirkung des Parlamentes die einzige moralische Kraft zu gewinnen, die fähig ist, die politischen Secten zu beseitigen und uns die Sympathien des liberalen Europa zu gewinnen. Wollten wir zu Wohlfahrtsausschüssen, oder was dasselbe ist, zu revolutionären Dictaturen zurückkehren, so würde das die gesetzliche Freiheit, die wir uns als untrennbare Gefährtin für unsere nationale Unabhängigkeit wünschen, im Entstehen tödten."

An demselben Tage, von dem dieser Brief datirt ist, trat das Parlament zusammen, und der Ministerpräsident legte der Abgeordnetenkammer sogleich einen Gesetzentwurf vor, durch den die Regierung des Königs autorisirt wurde, ohne weiter erst den gesetzgebenden Körper zu Rathe ziehen zu müssen, einfach durch

Decret die Annexion aller jener italienischen Provinzen sanctioniren zu dürfen, welche durch ein Plebiscit ihren Willen kundgegeben, sich mit dem unter dem constitutionellen Scepter des Hauses Savoyen bereits vereinigten übrigen Italien zu verbinden. Das war nicht mehr und nicht weniger als die anticipirte Gesammtbilligung aller möglichen noch in Aussicht stehenden Annexionen und in Wirklichkeit die eigentliche Verkündigung der italienischen Einheit. Vom Schicksale dieses Gesetzentwurfes hing das Schicksal jener Politik ab, welche der italienischen Sache bis dahin zu so großen und glänzenden Resultaten verholfen. Die Ablehnung desselben hieß ein Aufgeben dieser Politik und bedeutete ebenfalls die Demission des Grafen Cavour, als ihres bisherigen Leiters und Executors.

Die Kammer wollte gleich nach Anhörung des den Gesetzentwurf begleitenden ministeriellen Berichts zur ersten Lesung und dann zur sofortigen commissionellen Prüfung desselben schreiten. Das Resultat dieser Vorprüfung fiel sehr günstig für die Vorlage aus, der dazu erwählte Prüfungsausschuß ging die Kammer um die Ertheilung ihrer Billigung an. Berichterstatter war der ehrenwerthe Ferdinando Andreucci. Die öffentliche Discussion nahm vier Tage in Anspruch. Am letzteen Debattentage sprach auch Graf Cavour. Unter den vielen von ihm gehaltenen denkwürdigen Reden war diese wohl die denkwürdigste.

Er gefiel sich zunächst darin, zu bemerken, „daß der Zwischenraum, welcher die verschiedenen Parteien der Kammer von einander trenne, ein sehr geringer sei, und daß daher alle Deputirten in Anerkennung der Nothwendigkeit übereinstimmen würden, daß man die gute Gelegenheit, die sich darbiete, die Bevölkerung Süditaliens zu einem sofortigen Plebiscit zu veranlassen, nicht bekämpfen und nicht von der Hand weisen dürfe.“ Nun führte er die Gründe an, warum es nicht möglich gewesen, die Annexion der mittelitalienischen Provinzen unmittelbar nach

ihrer Befreiung vorzunehmen, wie es dagegen, unter einer ganz anderen Sachlage, ersprießlich sei, zur sofortigen Annexion Süditaliens zu schreiten. Jemandem, der ihm vorgeworfen hatte, daß er sich vom gesetzlichen Boden entferne, indem er die Kammer einlade, über einen noch nicht abgeschlossenen Vertrag zu berathen, antwortete er: „Sie wissen ja doch schon, wie eben dieser künftige Vertrag ausfallen wird, der weiter nichts als die bedingungslose Annexion Süditaliens ist. Wir können uns auch nicht ein Jota von dieser Sentenz entfernen, die einmal im Gesetze geschrieben steht. . . Ihr Votum wird aber eine große und äußerst nützliche Wirkung hervorbringen. Sie werden damit nicht nur die Regierung autorisiren, diese Annexion zu befördern, sondern Sie werden eben damit auch in feierlicher und unerschütterlicher Weise feststellen, daß diese Annexion eine „bedingungslose" sein muß."

Nachdem er hierauf auseinandergesetzt, warum er und seine Collegen diesmal die Cabinetsfrage stellten, verwarf er nochmals in absoluter Weise die Idee der Abtretung irgend eines italienischen Gebiets und schloß dann mit Erklärungen bezüglich Rom's und Venedigs.

„Es ist," sprach er, „für einen Minister allerdings einigermaßen schwierig, wenn er sagen soll, wie er über gewisse große Fragen der Zukunft denkt. Nichtsdestoweniger erkenne ich an, daß ein Staatsmann, wenn er eben dieses Namens würdig sein will, gewisse feste Punkte haben muß, welche für ihn gleichsam der leitende Polarstern auf seinem Wege sind, indem er sich dabei immer noch die Wahl der Mittel und ihrer Anwendung je nach den kommenden Verhältnissen vorbehält, aber doch schon den Blick auf den Punkt gerichtet hat, der ihm als Leitstern dient. Während der letzten zwölf Jahre war der Polarstern des Königs Victor Emanuel das Streben nach der nationalen Unabhängigkeit. Wie wird sich nun dieser Stern Rom gegenüber

verhalten? Unser Stern, ich sage es offen, will, daß die ewige Stadt, die fünfundzwanzig Jahrhunderte mit jeder Art von Ruhm bedeckt haben, die glänzende Hauptstadt des Königreichs Italien werde. Die Lösung der römischen Frage wird durch die in der modernen Gesellschaft und auch in der großen katholischen Gesellschaft immer weiter um sich greifende Ueberzeugung bewirkt werden, daß die Freiheit der Entwickelung des wahren religiösen Gefühls in hohem Grade günstig ist. . . . Die große Mehrheit der aufgeklärten Katholiken wird anerkennen, daß der hochverehrte Papst, der an der Spitze unserer Religion steht, sein erhabenes Amt viel freier und viel unabhängiger auszuüben vermag, wenn er von der Liebe und von der Achtung von zweiundzwanzig Millionen Italienern bewacht und behütet, als wenn er nur von fünfundzwanzigtausend Bajonetten vertheidigt wird."

Indem er hierauf Venedig berührte, erklärte er, auch diese Frage werde im Einklange mit dem Nationalwunsche und durch die Beihülfe der öffentlichen Meinung gelöst werden.

„Die traurige Lage Venedigs, sprach er, weckt eine ungeheure Theilnahme nicht nur im edelmüthigen Frankreich, im gerechten England, sondern auch im edlen Deutschland (nella nobile Germania), wo die fortschrittlichen Ideen jedes Jahr, ja jeden Tag mehr die Vorhand gewinnen. Ich glaube, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die große Mehrheit der deutschen Nation beweisen wird, daß sie nicht länger die Mitschuld an dem Martyrium Venedigs tragen will. Wann es aber erst ein Mal dazu kommt, dann stehen wir auch am Vorabende der Befreiung jener berühmten Stadt. Wie diese zu geschehen, ob durch Waffengewalt, oder durch Verträge, vermag freilich die Vorsehung allein zu entscheiden".

Sobald er zu sprechen aufgehört hatte, erhob sich ein allgemeiner Applaus und der einstimmige Ruf: „Ai voti! ai voti! (zur Abstimmung! zur Abstimmung)!" Es gab nichts mehr zu

sagen; er hatte die Frage erschöpft. Die Kammer beschloß einstimmig eine Tagesordnung, durch welche sie dem Heere, der Marine, den Freiwilligen und dem Generale Garibaldi „welcher mit hochherzigem Muthe den Völkern Siciliens und Neapels im Namen Victor Emanuels Hülfe brachte und einen so großen Theil Italiens den Italienern zurückgab," ihren Dankeszoll aussprach und ging dann zur geheimen Abstimmung über den die Annexionen betreffenden Gesetzentwurf über, der mit 290 gegen 6 Stimmen angenommen wurde. Der Ruf: Viva l'Italia, mit dem der ehrenwerthe Präsident Lanza die Verkündigung des Resultates dieser Abstimmung begleitete und der von den Deputirten enthusiastisch wiederholt wurde, war wohl der bedeutsamste Kommentar dieser Entscheidung. Endlich war die italienische Einheit denn doch kein bloßer Wunsch mehr.

Am darauf folgenden 16. October berieth der Senat dieselbe Vorlage. Von 96 Votanten verhielten sich 84 günstig, 12 ablehnend. Auch an dieser Debatte nahm Cavour wieder regen Antheil, indem er bewies, daß diese Gesetzvorlage nicht, wie ein Senator behauptet hatte, die Consequenz einer verwegenen und revolutionären Politik, sondern „die feierliche Anerkennung des heiligen Rechtes sei, welches die Italiener haben, frei über ihre eigene Zukunft zu verfügen."

Auch bei anderen Gelegenheiten fand sich Graf Cavour während dieser Session noch veranlaßt, als Redner aufzutreten. Seine Sorge für die großen politischen Interessen, hinderte ihn keineswegs an der Wahrnehmung der volkswirthschaftlichen und finanziellen Interessen. Die Rede, welche er am 17. October zur Vertheidigung des Gesetzentwurfes hielt, welcher die beiden Eisenbahnlinien von Ventimiglia nach Genua und von Genua nach Massa sanctionirte, war wie gewöhnlich ein wahres Modell klarer und kräftiger Argumentation und sicherte der betreffenden Vorlage den Erfolg.

Die Plebiscite der neapolitanischen und sicilianischen Provinzen, sowie der Marken und Umbriens fielen glänzend aus. Die Bevölkerungen bestätigten durch ihre Stimmabgabe die Wünsche und die Politik des Grafen Cavour. Er freute sich herzlich über dieses Resultat mit Antonio Mordini, dem Prodictator zu Palermo, dem Marquis Giorgio Pallavicino Trivulzio, Prodictator zu Neapel nnd mit den außerordentlichen Commissären in den Marken und Umbrien, Lorenzo Valerio und Gioachino Pepoli.

Der König begab sich hierauf über die Marken, die Abruzruzzen und die Terra di Lavoro nach Neapel, wo er in den ersten Tagen des November anlangte und wo ihm alsbald mit gebührender Feierlichkeit die Plebiscite überreicht wurden*). Die beiden Kammern des Parlaments beschlossen, daß ihre Präsidenten, begleitet von Deputationen, deren Mitglieder durch das Loos bestimmt werden würden, sich ebenfalls nach Neapel begeben sollten, um dem verehrten Herrscher ihre Glückwunschadressen darzubringen. Als nun der Präsident Lanza die Namen der Deputirten verlas, welchen dieser beneidenswerthe Auftrag zu Theil wurde, war der erste Name, der aus der Urne, in welcher sich die Lose befanden, hervorging, der Camillo di Cavour's. Die ganze Versammlung brach, als sie diesen Namen vernahm, in lebhaften Applaus aus. Schien es doch fast, als ob selbst der Zufall seinen Theil an den Dankbarkeitsbezeigungen der Nation für den großen Minister haben wollte.

LXXIX.

Während sich aber Graf Cavour noch in ernster Weise mit der so wichtigen Frage der Annexion Süditaliens beschäftigte,

*) Auch die italienische Südarmee, in welcher damals der Uebersetzer dieses Werkes diente, hatte sich am Plebiscite betheiligen müssen, und so war es jenem ebenfalls vergönnt, an dieser italienischen Königswahl mit Theil zu nehmen. Anmerkung des Uebersetzers.

sollte es ihm auch an anderen schwer wiegenden Sorgen und Mühen nicht fehlen. Dem Publicum entging freilich der Ueberblick über die vielen allerwärts sich geltend machenden Schwierigkeiten, nicht so ihm, den die Pflichten seines Amtes und das Gefühl seiner eigenen Verantwortlichkeit dazu berufen, jenen Schwierigkeiten zu trotzen und sie in einer Weise zu beseitigen, wie es das Heil des Vaterlandes gerade erheischte.

Der Einfall in Umbrien und die Marken ward eine permanente Quelle nicht geringer Schwierigkeiten, die wohl gerade durch die rasche Entwickelung der Ereignisse etwas an Gewicht verloren, aber doch selbst dadurch nicht gänzlich beschworen worden waren. Der über jenen Einfall, der sein Gebiet so sehr reducirte, erschreckte und erzürnte römische Hof, erhob laute Beschwerde. Kardinal Antonelli ging dem französischen Gesandten, Herzog von Gramont, und dem österreichischen Gesandten, Graf Colloredo, mit seinen Klagen gar nicht von der Seite. Der Widerschein seiner Proteste ward aber dann gar bald sehr deutlich in der Haltung der Pariser und Wiener Regierung sichtbar. Zwar war Napoleon III. der italienischen Regierung noch immer wohlwollend gesinnt, aber dieser Monarch durfte nie die Susceptibilitäten des von ihm beherrschten Landes ganz unberücksichtigt lassen und nachdem er auf dieselben entschieden Rücksicht nehmen mußte, konnte er sich der italienischen Sache nicht so warm annehmen, als er es gern gewollt hätte. Er war vielmehr gezwungen, ebenfalls einen Protest zu erlassen. Der österreichischen Regierung wieder that es sehr wohl, sich den moralischen Protesten gegen eine Regierung anzuschließen, welche sie nicht mit Unrecht für den unversöhnlichsten Feind ihrer Herrschaft in Italien ansah. Diese Herrschaft beschränkte sich allerdings nur noch auf Venetien, allein gerade dieses trachtete man zu erhalten und war daher geneigt, um so mehr Alles für diese Erhaltung zu thun,

als in ihr ja auch die einzige Hoffnung auf Zurückeroberung des verlorenen Gebietes lag.

Auch die Befreiung Viterbo's von der päpstlichen Herrschaft wurde lebhaft gewünscht, und es waren auch schon italienische Truppen in jene Provinz eingerückt. Unseliger Weise lag aber dies Gebiet schon mit in der Territorialzone, über welche sich die französische Occupation erstreckte, und Graf Cavour wollte weder noch konnte er einen Conflict zwischen italienischen und französischen Soldaten riskiren. Er gab sich viele aber vergebliche Mühe, es beim Tuileriencabinet durchzusetzen, daß Frankreich dies Gebiet nicht mehr mit seiner Fahne decken möge. Unterdeß erließ er aber an den Generalcommissar des Königs in Umbrien kategorische Instructionen, daß er sich um die päpstlichen Truppen gar nicht kümmern, vor den französischen aber sich stets zurückziehen möge. Viterbo konnte damals von Italien noch nicht zurückgewonnen werden. Einen Moment lang stand sogar dasselbe Schicksal für Orvieto zu befürchten, aber in Betreff dieses Punktes erlangten die Unterhandlungen Cavour's ein glücklicheres Resultat und so blieb Orvieto dem Königreiche Italien erhalten.

Der Marquis Gioachino Pepoli lag mit großem Eifer den Pflichten seines schwierigen Mandates ob und traf viele gute und nützliche Vorkehrungen. Gegen Ende seiner Mission schrieb ihm Graf Cavour am 27. November 1860: „Das zu großem Theil Ihrem eifrigen Bemühen verdankte glänzende Resultat des Plebiscits gereicht mir zu großem Troste. — Daß ich alle und alle Ihre Schritte gebilligt hätte, wäre allerdings eine Uebertreibung. In der so äußerst schwierigen Lage, in der Sie sich befanden, hätte Sie der heilige Geist selbst inspiriren müssen, um Sie gar keine Fehler begehen zu lassen. Dennoch stehe ich nicht an, Ihnen zu sagen, daß ich mit der Gesammtführung Ihrer Administration über die Maßen zufrieden bin und daß ich die Ueberzeugung hege, Niemand von den Personen, die ich kenne, würde es besser gemacht haben, als Sie."

Nach Neapel sandte er Farini als Statthalter des Königs, nach Palermo den Marquis Montezemolo. Farini ward im Ministerium des Innern durch Minghetti ersetzt. Er hätte auch sehr gewünscht, gleich bei Beginn der Annexion Süditaliens einen aus jenen Provinzen gebürtigen hervorragenden Mann im Kabinete zu haben. Er wandte sich dieserhalb an den Baron Carlo Poerio, dem er einen sehr herzlichen Brief schrieb, in dem er ihn einlud, in sein Ministerium einzutreten und ihm, damit er diese Einladung ja annehme, erklärte, jeder seiner Kollegen, ja er selbst sei bereit, ihm das Portefeuille zu überlassen, das er sich etwa wünschen werde. Auf diese aufrichtige, herzliche Einladung antwortete Poerio mit einer loyalen Ablehnung, die gewiß keiner künstlichen Bescheidenheit, noch der Furcht vor irgend einer Verantwortlichkeit, noch einem Mangel an Vertrauen in die Regierung des Königs, wohl aber der tiefen und berechtigten Ueberzeugung entstammte, die jener Ehrenmann hegte, daß er in seiner Lage, wenn er in die Regierung des Königs eintrete, ihr nicht so zur Stütze zu gereichen vermöge, wie wenn er außerhalb derselben bleibe. Poerio ermahnte Alle, die italienische Regierung mit Liebe und Vertrauen zu unterstützen, aber was ihn persönlich betraf, so war er der Ansicht, daß es ihm nicht zustehe, irgend ein öffentliches Amt, oder irgend eine officielle Mission zu übernehmen. Er meinte, daß er, wenn er das Beispiel eines jede Belohnung und jede Ehre verschmähenden Patriotismus gebe, damit der italienischen Regierung einen größeren Dienst leiste, als wenn er die Verantwortlichkeit eines Portefeuilles auf sich nehme. Das waren ehrenwerthe, erhabene und zugleich äußerst delicate Motive. Graf Cavour begriff ihn, hatte eine neue Ursache, den edlen Charakter Poerio's zu bewundern und drang nicht weiter in ihn. Poerio wies auch aus demselben Grunde das Großkreuz des St. Mauritius- und Lazarusordens zurück, das ihm der Minister Cassinis im Namen

des Königs anbot und nahm nur den mit keinerlei Einkünften verbundenen Posten eines Vice-Präsidenten der vom Statthalter Farini errichteten Staatsconsulta an.

Was aber die Verlegenheiten des Grafen Cavour sehr vermehrte und ihn, ohne ihn zu erschrecken, doch stark in Anspruch nahm, war die drohende Haltung Oesterreichs. Wie sollte ihn aber auch die Wahrscheinlichkeit eines österreichischen Angriffes in jenem Momente nicht nachdenklich gemacht haben? Da durfte er sich keinem ruhigen Schlummer hingeben. Die Absicht, anzugreifen, war bei jener Macht entschieden vorhanden. Dafür gab es sichtbare Anzeichen genug am Po und Mincio. Bei Ostiglia sammelten sich österreichische Truppen in starker Anzahl. Einige Abtheilungen derselben gingen über den Po und quartierten sich in Revere ein. Viele Dispositionen ließen darauf schließen, daß binnen kurzer Frist zahlreiche Transportmittel bei Mantua vereinigt sein würden. Um jene Zeit hielten der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich und der Prinz-Regent von Preußen eine Zusammenkunft in Warschau ab, und die Vermuthung lag nahe, daß Oesterreich in Folge jener Zusammenkunft seine Pläne einer Invasion der italienischen Provinzen ausführen werde, indem es dabei vorzugsweise für seine Operationen die Polinie wähle, um sich den Stipulationen von Zürich entsprechend zu verhalten und Frankreich keinen Anlaß zur Intervention zu geben. Es gab in der zweiten Hälfte des October Momente, wo der Ausbruch des Krieges so zu sagen vor der Thür zu stehen schien. Cavour ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Er traf alle nöthigen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln und schickte sich an, auch dies schwierige Experiment zu bestehen. Sehr oft zog er dabei höhere Officiere und besonders auch den General Lamarmora zu Rathe, der die Truppen in der Lombardei kommandirte und bereit war, jetzt wie immer, entschlossen seine Pflicht zu thun.

In jener Zwischenzeit galt es, auch die gesammte Verwaltungsmaschine in Neapel zu organisiren. Graf Cavour wünschte sehr, daß Antonio Scialoja dort mit an die Spitze der Regierung trete und sich dabei besonders mit den Finanzen beschäftige. Indem er ihn ermahnte, sich diesem gar nicht leichten Amte zu unterziehen, schilderte er ihm genau die obwaltenden Verhältnisse, welche es um so mehr zur Pflicht eines jeden Patrioten machten, dem Vaterlande, wo und wie er nur könne, zu dienen. „Sie dürfen", schrieb er Scialoja am 27. October, „nicht daran denken, nach Turin zurückzukehren, sondern müssen vielmehr ohne Verzug die Leitung der Finanzen übernehmen. Wenn, wie es möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich ist, der Krieg in Folge der Fürstenzusammenkunft in Warschau ausbricht, werden wir unsere äußersten Anstrengungen machen müssen, Neapel muß dabei auch das Seinige thun, deshalb ist es nöthig, daß entschlossene, geschickte und treuergebene Männer wie Sie die Leitung der Geschäfte in die Hand nehmen. Ich habe keine Zeit, Ihnen einen langen Brief zu schreiben. Ich grüße Sie, indem ich meine Bitte erneuere, daß Sie Farini zur Seite bleiben und dabei mit jener Energie und Entschlossenheit vorgehen mögen, welche die Zeiten erfordern.

Glücklicherweise verschwanden jene Besorgnisse, so begründet sie waren, wieder vom Horizonte. Jener wachsame Freund Italiens, der Napoleon III. immer war, wirkte bei der österreichischen Regierung dahin, daß sie von ihren Angriffsplänen abstand, welche leicht eine europäische Conflagration nach sich ziehen und die alte Alliance der Nordmächte gegen Frankreich hätte erneuern können*).

Die Gefahr war schon recht nahe gewesen. Niemand hatte

*) Der gute Freund Italiens dachte doch also auch an sich!
Anmerkung des Uebersetzers.

ihren Ernst und ihre drohende Nähe so zu ermessen vermocht, wie Graf Cavour. Die Entschlossenheit, mit der er bereit war, ihr zu trotzen, wirft abermals ein recht glänzendes Licht auf seinen unerschütterlichen Muth und die Unbeugsamkeit seines Charakters.

Jetzt durfte er sich wieder mit freierem Geiste den Fragen innerer Consolidirung zuwenden, die nicht aufhörten, sein Augenmerk fortgesetzt in hohem Grade auf sich zu lenken.

LXXX.

Die Statthaltereien von Neapel und Palermo bewegten sich noch immer im Fahrwasser des Provisoriums und dem Grafen Cavour lag sehr viel daran, daß eben dieses Provisorium so bald als möglich ein Ende nehme. Wie er kein Freund der Dictaturen war, so war er ebenfalls auch für die Provisorien nicht eingenommen. Lag es ihm doch stets so sehr am Herzen, in allen Theilen des neuen Reiches die liberalen Institutionen und das constitutionelle Princip zu voller Geltung zu bringen. Deshalb wollte er auch, daß die Vorbereitungen zu den Wahlen ohne Aufschub getroffen würden und daß Umbrien und die Marken so gut wie das frühere Königreich beider Sicilien so bald wie möglich zur Wahl ihrer Vertreter im neuen nationalen Parlamente schreiten möchten. Die im März 1860 erwählte Deputirtenkammer ward aufgelöst. Bevor dieselbe auseinander gegangen war, hatte sie erst noch die Gesetzvorlage angenommen, durch welche die Zahl der Wahlkreise im Verhältnisse zur stattgefundenen Vergrößerung des Reiches festgesetzt wurde.

Dem Ausfall der Wahlen legte Graf Cavour natürlicher Weise eine große Bedeutung bei. Hing doch von ihm die Richtung der zukünftigen Politik ab, durch welche die Geschicke Italiens geleitet werden würden. Die südlichen Provinzen

wurden diesmal zum ersten Male berufen, ihr Wahlrecht zu gebrauchen. Da sie sich aber noch in Ausnahmszuständen befanden, so ließ sich nicht wohl voraussehen, was für Männern sie das legislatorische Mandat anvertrauen würden. Franz II. hatte sein Reich noch immer nicht ganz verlassen. Er hielt sich noch in Gaeta, und der Schutz, den ihm wenigstens anscheinend die französische Flotte noch immer gewährte, gab ebenso sehr zu vielen unliebsamen Auslegungen, wie auch zu lebhaften Hoffnungen der noch immer zahlreichen und mächtigen Anhänger der bourbonischen Dynastie Anlaß. Trotzdem, daß der diplomatische Verkehr mit Frankreich abgebrochen war, gab sich Graf Cavour alle Mühe, Napoleon III. zu bestimmen, die vom Admiral Barbier le Tinan befehligte Flotte aus den Gewässern von Gaeta zurückzuziehen. Ihn beunruhigte der schädliche Einfluß, den die Anwesenheit dieser Flotte an diesem Punkte auf die öffentliche Meinung und besonders auf die Wahlen auszuüben vermochte und deshalb that er alles Mögliche, diesen bedenklichen Umstand zu beheben Bei seinen diesbezüglich geführten Unterhandlungen bediente er sich vielfach des Grafen Ottaviano Vimercati, der vollkommen dem in ihm gesetzten Vertrauen entsprach und sich alle Mühe gab, bei Napoleon III. und dessen Minister des Auswärtigen, Herrn Thouvenel, der ebenfalls Sympathien für Italien zu erkennen gab, die Gründe geltend zu machen, die für die Absicht des Grafen Cavour sprachen.

Der Kaiser, wie sein Minister, waren geneigt, diesem vernünftigen Verlangen gerecht zu werden, allein sie mußten dabei ebenfalls sehr vorsichtig und rücksichtsvoll zu Werken gehen. Preußen, Oesterreich, Rußland und Spanien beschworen ihrerseits das Tuilerienkabinet, daß es seine Flotte nicht aus den Gewässern von Gaeta zurückziehen möge. Auf diese letzteren Bitten ward negativ geantwortet, und bald darauf erhielt denn

auch Barbier le Tinan den Befehl, abzusegeln. Gaeta ward hierauf zur Uebergabe gezwungen. Franz II. verließ mit seiner Familie definitiv das neapolitanische Gebiet. Damit war ein Hinderniß entfernt, eine Hoffnung den Freunden der Bourbonen entzogen und wieder ein nicht zu verkennender politischer Vortheil für den Grafen Cavour erreicht worden.

Je mehr sich der Tag der Wahlen näherte, der auf den 27. Januar 1861 festgesetzt worden war, um so mehr wuchs die Mühewaltung Cavour's. Er wollte genau von der Wahlbewegung unterrichtet sein und interessirte sich dabei für Alles. Als er eines Tages einem Freunde aus Mittelitalien begegnete, kam das Gespräch auch auf die Wahlen der Provinz Parma und wurde dabei der Name Giuseppe Verdi's ausgesprochen. „Verdi", rief Cavour aus, „muß Abgeordneter werden, das verlangt ja schon die Harmonie. Das moderne Italien ist durch Harmonie gegründet worden, darum ist es nur gerecht, wenn auch jener berühmte Meister der Töne unter den Vertretern der Nation seinen Platz findet". Dies Wort flog weiter und gelangte auch an die Ohren der Wähler von Borgo San Donnino, die sich selbst dadurch ehrten, daß sie, dem Wunsche Cavour's zu Liebe, den Maestro Verdi wählten.

Die Arbeiten für die Herstellung des Saales, welcher die neuen Volksvertreter in sich aufnehmen sollte, schritten mit der größten Eile vorwärts. Graf Cavour überwachte ihre Ausführung selbst mit unermüdlicher Sorgfalt.

Das Wahlexperiment nahm einen glücklichen Ausgang. Das Resultat der Wahlen war der Politik der Regierung entschieden günstig. Einige Häupter der radicalen Partei wurden gar nicht erwählt, andere drangen kaum mit geringen Majoritäten durch. Graf Cavour war nichts weniger als betrübt darüber, daß auch die radicale Partei ihre Vertreten hatte, wünschte er doch selbst ihre Anwesenheit im Parlamente, ein Mal, weil er überhaupt

sehr tolerant war, und freie Aeußerung aller Meinungen achtete, dann aber auch, weil er wußte, daß selbst die extremsten Parteien, sobald sie erst den parlamentarischen Boden betreten, gewisse Grenzen constitutioneller Gesetzlichkeit nicht mehr zu übertreten vermögen. Ueberdies war er nicht der Mann, der eine Opposition gefürchtet hätte, ihm kam dieselbe vielmehr gelegen, damit er durch sie gezwungen werde, seine Principien dem Lande recht klar zu machen, und so ihre praktische Vorzüglichkeit noch mehr hervortreten zu lassen.

Er wurde vom ersten Wahlkreis in Turin und von jenem in Ancona gewählt, welch Letzter, obwohl er wußte, daß er sich für Turin entscheiden werde, sich diese Kundgebung seiner Dankbarkeit und seines Vertrauens gleichwohl nicht nehmen lassen wollte.

Als er sich ein klares Bild der wahren Parteiverhältnisse im Schooße des neuen Parlamentes zu machen vermochte, gewann er nur noch mehr das Bewußtsein seiner eigenen Kraft. Er sah voraus, daß er schwere Kämpfe durchzumachen haben würde, ward aber dabei durch den Gedanken getröstet, daß sie wesentlich nur zur besseren Aufklärung des Landes dienen und daß ihr Resultat der Politik, welche Italien gemacht und welche es allein vollenden könne, wie sie es denn auch vollendet hat, allein zu Gute kommen werde. Bereit, diesen Kampf zu bestehen, war er auch entschlossen, der Regierung des Königs die volle Integrität des Rechts der Initiative in der nationalen Politik zu wahren und nicht zu dulden, daß Andere jenes Recht usurpirten, um die Nation in gefährliche Abenteuer zu stürzen und damit alles, was bereits errungen, auf's Neue in Frage zu stellen.

Die neue legislative Session wurde durch den König in Person am 18. Februar 1861 feierlich eröffnet. Senatoren und Deputirte hatten sich in großer Anzahl eingefunden. Die Cere-

monie war imposant. Turin feierte mit gewohnter Großartigkeit die erste Zusammenkunft der Vertreter fast aller Theile Italiens.

Ich erinnere mich noch, daß ich zeitig an jenem Morgen, nachdem ich erst am Abend vorher aus Neapel zurückgekehrt war, mich zum Grafen Cavour begab, um ihm meine Aufwartung zu machen. Kaum ward er meiner ansichtig, als er mir entgegenschritt und mir mit strahlendem Antlitz und heiterem Wohlwollen sagte: „So wäre also auch Neapel von den Todten auferstanden", worauf er mir seine große Befriedigung darüber aussprach, nunmehr auch die Neapolitaner wieder mit der italienischen Familie vereinigt zu sehen. Er versprach sich sehr viel Gutes von ihrer Mitwirkung an den gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten und gab die Absicht zu erkennen, sich so bald es ihm möglich sein werde, selbst nach Neapel, wo er bisher noch nie gewesen, zu begeben. Der Tod allein hat ihn daran verhindert, dies Vorhaben in Ausführung zu bringen.

In der Thronrede wurden die leitenden Principien der Regierung des Königs mit jenem prononcirten Lakonismus ausgesprochen, der der natürliche äußere Ausdruck unwandelbarer Vorsätze und unumstößlicher Entschlüsse ist. Graf Cavour zeigte sich über die sichtbar günstige Aufnahme, welche diese königliche Ansprache fand, sehr erfreut. Einige Worte bezogen sich direct auf Preußen. Sie erinnerten daran, daß ein besonderer Abgesandter (der General Lamarmora) nach Berlin gesandt worden sei und drückten den Wunsch nach Freundschaft mit Deutschland aus. Bei dieser Stelle verdoppelte sich der Applaus und Aller Augen wandten sich der Diplomatenloge zu, wo sich der General von Bonin befand, den König Wilhelm in artiger Erwiderung der Mission Lamarmora's, ebenfalls in besonderer Mission nach Turin geschickt hatte. Der preußische General verstand die Bedeutung jener Worte und dieses Beifalls und zeigte sich davon sehr angenehm berührt.

Die parlamentarischen Arbeiten begannen ohne Verzug. Die Deputirtenkammer beschäftigte sich in einigen Sitzungen zunächst mit Wahlprüfungen. Da diese aber bei der damals üblichen Methode sich etwas in die Länge zogen, so meinte Graf Cavour nicht länger die officielle Proclamirung des Königreichs Italien aufschieben zu dürfen und legte daher, nachdem die Kammer sich noch nicht constituirt hatte, den diesbezüglichen Gesetzentwurf dem Senate war. Nach sehr kurzer Debatte nahm ihn diese Körperschaft fast einstimmig am 26. Februar an. Graf Cavour sprach dabei einige Worte, um auszuführen, warum man den Titel „König von Italien", vor jenem „König der Italiener", den Einige in Vorschlag gebracht, den Vorzug gab. „Der Titel „König von Italien", sprach er, „ist die weihevolle Bestätigung eines ungeheuren Ereignisses, d. h. der politischen Constituirung Italiens. Er ist die Umformung eines Landes, dessen Existenz als politischer Körper von fast allen europäischen Politikern so keck geleugnet wurde, die Umgestaltung dieses man darf wohl sagen verachteten und unangesehenen Körpers in ein Königreich Italien. Diese Idee der Bildung dieses Reiches, der Constituirung dieses Volkes wird am besten in der Proclamirung Victor Emanuels zum Könige von Italien ausgesprochen".

Von 131 Vertretern erhielt die Gesetzvorlage 129 Zustimmungen. Nie hatte man eine so große Anzahl von Senatoren vereint gesehen. Wer irgend konnte, war gekommen. Ein Jeder hatte es für eine Ehrenpflicht gehalten, bei der Annahme eines Gesetzes durch sein Votum mit thätig zu sein, durch welches die Bildung der italienischen Einheit ihre officielle Bestätigung erhielt. Unter Jenen, die am eifrigsten bedacht gewesen waren, sich ihrer eigenen Prärogative zu bedienen, befand sich auch Alessandro Manzoni, für den, bei seiner schwachen Gesundheit und so vorgerücktem Alter, auch die bloße Reise von Mailand nach Turin kein leichtes und ungefährliches Werk war. Aber er, der mit poetischem Blick die

nationale Einheit seit so vielen Jahren vorausgesehen und sie mit der ganzen unbesiegbaren Treue seines aufrichtigen, muthigen Herzens so zuverlässig erwartet hatte, wollte an dem Tage nicht an seinem Posten fehlen, wo sein Seherspruch sich bewahrheitete, die Vorausverkündigung durch die That gekrönt wurde. Als die Abstimmung vollendet war und die hohe Versammlung sich trennte, bot Cavour beim Hinausgehen dem greisen Alessandro Manzoni seinen Arm zur Stütze dar. Als die vor dem Palazzo Madama und auf der Piazzo Castello versammelte festlich gestimmte Volksmenge die beiden berühmten Männer so freundlich vereint daherschreiten sah, brach sie in enthusiastische Rufe und lautes Beifallsklatschen aus. „Dieser Applaus gilt Ihnen", sagte Cavour zu Manzoni, und dieser rief darauf: „Ach was da!" riß seinen Arm von Cavour los und begann ebenfalls mit beiden Händen zu applaudiren. Als das die Menge sah, wurden ihre Kundgebungen noch begeisterter, und da sprach Manzoni wieder: „Sehen Sie jetzt, Herr Graf, wem dieser Beifall gilt?"

Derselbe Gesetzentwurf gelangte dann an die Deputirtenkammer, die ihn einem Prüfungsausschusse überwies, der Giambattista Giorgini zu seinem Berichterstatter erwählte. Die öffentliche Debatte fand am 14. März, dem Geburtsfeste des Königs Victor Emanuel Statt. Einige Deputirte hatten besondere Zusatzanträge formulirt, zogen dieselben aber dann, um nicht Anlaß zu einer Störung der allgemeinen Eintracht zu geben, wieder zurück. Graf Cavour sprach nur wenige Worte, in denen er abermals für die Wahrung der Regierungsinitiative eintrat. „Ich stimme", sprach er, „den beredten Worten des Berichterstatters des Prüfungsausschusses vollkommen bei, wenn er betont, daß alle Italiener an dem großen Drama unserer Wiedergeburt Antheil genommen haben, doch sei mir auch vergönnt zu sagen und es aus tiefster Ueberzeugung auszusprechen, daß die Initiative der letzten Ereignisse der Regierung des Königs ent-

stammte. Die Regierung war es, die die Initiative des Krimfeldzuges ergriff, sie war es, welche das Recht Italiens auf dem Pariser Congresse proclamirte, sie endlich, welche die Erfolge von 1859 herbeiführte, durch welche Italien erst constituirt zu werden vermochte. Die Regierung hält es aber auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen für ihre Pflicht, sich die Initiative aller großen Unternehmungen zu wahren, sich genau von den Gefühlen und Wünschen der Nation zu unterrichten, über ihre Rechte zu wachen und diese Italien, wie Europa gegenüber hoch zu halten. Das ist, wie wir glauben, die sich am besten für Italien eignende Politik, das ist die Politik, der wohl das Meiste des schon Erreichten zu danken ist und der man auch das verdanken wird, was noch zu thun übrig bleibt".

Die Kammer nahm die Vorlage einstimmig an. Es waren 249 Abgeordnete anwesend.

Das Gesetz ward sogleich promulgirt. Das Königreich Italien war somit legal und definitiv constituirt und bestand nunmehr zu Recht. Indem sich Cavour mit diesem Acte so sehr beeilte, hatte er nicht nur das innere Wohl des Staates vor Augen, sondern dachte auch dabei gar sehr an das Ausland, lag ihm doch nicht wenig daran, Europa sagen zu können: „Die Vertreter der Italiener haben einmüthig das Werk des Königs gebilligt. Die nationale Politik hat eine ausdrückliche, vollgiltige Billigung von Seiten Jener erfahren, welche die Wünsche und Bedürfnisse Italien's am besten kennen und das Recht haben, dieselben zum Ausdruck zu bringen.

LXXXI.

Bevor sich noch das Parlament eingehender mit den ihm zufallenden Arbeiten beschäftigte, hielt es Graf Cavour für gut, ein neues Ministerium zu bilden, in welches auch Elemente aus

den jüngst annectirten Provinzen einzutreten hätten. Das Ministerium war gebildet worden, bevor das Königreich Italien proclamirt und constituirt worden war, man hätte deshalb immerhin, wenn auch nur anscheinend richtig, sagen können, daß es kein eigentliches Ministerium des Königreichs Italien sei.

„Das Ministerium des Königs von Sardinien", schrieb Graf Cavour dem Grafen Vimercati am 20., als er ihm die Ministerkrise anzeigte und die Ursachen derselben angab, „wird dem Ministerium des Königs von Italien Platz machen, welches ohne Zweifel in den großen inneren und äußeren Fragen dasselbe politische Programm befolgen wird, ohne aber die Verantwortlichkeit der eben vollendeten Uebergangsperiode auf sich zu nehmen".

Das Ministerium reichte demnach seine Gesammtdemission ein. Ehe der König einen Beschluß darüber faßte, wollte er sich mit der Absicht der hervorragendsten Männer des Parlamentes bekannt machen und berief daher den Baron Bettino Ricasoli, den Ritter Luigi Carlo Farini, den Baron Carlo Poerio, den Marquis Torrearsa und den Komthur Urbano Rattazzi zu einer Conferenz. Diese Alle stimmten vollkommen dahin überein, daß Graf Cavour, den der König dann factisch damit betraute, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt werden müsse. Derselbe bildete das neue Kabinet von dem Gesichtspunkte aus, welcher den Rücktritt des früheren Ministeriums veranlaßt hatte. Im Amte blieben Kriegsminister General Manfredo Fanti, der Minister des Innern Marco Minghetti, der Siegelbewahrer Giambattista Cassinis und der Minister der öffentlichen Arbeiten Ubaldino Peruzzi. An Stelle des Ackerbauministers Corsi trat der sicilianische Deputirte Natoli, an die des Unterrichtsministers Grafen Mamiani der neapolitanische Deputirte Francesco de Sanctis, an die des Finanzministers Vegezzi Pietro Bastogi, der Präsident des Cassationshofes von Neapel und Senator Niutta ward Minister ohne

Portefeuille. Graf Cavour behielt für sich die Ministerpräsidentschaft und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Einen Moment hindurch hatte er gedacht, das Finanzministerium zu übernehmen und dafür das auswärtige Amt Peruzzi abzutreten. Nach reiflicher Erwägung aber, daß es jetzt noch gar viele sehr ernste schwebende Fragen der äußeren Politik gebe, deren Fäden ihm am genauesten bekannt waren, kam er von dieser Combination wieder zurück. Schon damals war er sich bewußt, mit wie großen Schwierigkeiten die Finanzfrage verknüpft sei und hatte eben deshalb die undankbare Verantwortlichkeit für dieselbe auf sich nehmen wollen. Indem er aber dies Portefeuille Bastogi überließ, wußte er, daß er es einer sicheren Hand, einem guten Willen und einer hohen finanziellen Begabung anvertraute.

Nicht sobald war das neue Ministerium gebildet, als auch das Parlament die Serie der Arbeiten dieser Session eröffnete. Man mußte an vielerlei Aenderungen im Innern denken, aber dabei nahmen doch die politischen auf das Zustandekommen der nationalen Einheit bezüglichen Fragen noch immer den ersten Rang ein. Gerade der Umstand, daß die Deputirten der venetianischen und römischen Provinzen im Saale des Palastes Carignano noch immer fehlten, ward Veranlassung, Venedigs und Roms zu gedenken. Je mehr Mitglieder der italienischen Familie sich vereinigten, um so schmerzlicher empfand man die Abwesenheit jener Wenigen, die noch immer dazu verdammt waren, sich abseits halten zu müssen. Wie sollte man da nicht an Venedig und Rom denken? Graf Cavour dachte beständig daran. Er wandte der Lösung dieser beiden Fragen alle seine geistige Kraft und seine ganze diplomatische Action zu. Wie es sich früher um Nord- und Mittelitalien und dann um Süditalien gehandelt, so handelte es sich jetzt nur noch um die zwei letzten fehlenden Glieder in der nationalen Vereinigung.

Die Prämisse blieb immer dieselbe. Es galt, der Regierung des Königs ganz entschieden die Initiative zu wahren. Niemand Anderem als ihr stand das ausschließliche Recht zu, zu mäßigen, zu regeln, die nationale Politik zu leiten und ihrer Action die geeignete Richtung zu geben. Das aber war der Standpunkt der Politik des Grafen Cavour, in Bezug auf den er unerschütterlich blieb.

Schon am 4. Januar 1861 schrieb er an den Grafen Vimercati nach Paris: Der König und das Ministerium sind über das im Innern wie nach Außen hin anzuwendende System vollkommen einig. Der König hält seine Aufgabe noch nicht für vollendet. Er weiß, daß es noch viel zu thun giebt, um die Unabhängigkeit und Einheit Italiens auf eine solide Basis zu stellen. Dies Ziel kann aber nicht erreicht werden, wenn nicht erst noch die römische und die venetianische Frage eine den Wünschen der Italiener vollkommen entsprechende Lösung erfahren. Was die römische Frage anbelangt, so wissen Sie, wie ich darüber denke.

Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr überzeuge ich mich davon, daß man vom Papste als Souverain nie die mindeste Concession erhalten wird, wenn man nicht der Kirche eine große Actionsfreiheit einräumt. Eine jede wie immer geartete Transaction, die nur auf rein weltliche Interessen gegründet wäre, ist unmöglich, da der heilige Vater weiß, daß, wenn er auch nur einen Zollbreit Gebiet abtritt, er damit das Princip der Unveräußerlichkeit zerstört, welches die einzige moralische Macht ist, die er besitzt. Ich verhehle mir weder die Schwierigkeiten, noch die Gefahren, die in der von mir ersonnenen Lösung liegen, eben so wenig bin ich blind gegen die Hindernisse, auf welche sie sowohl von Seiten Rom's wie von Seiten der Nation stoßen wird. Nachdem es mir aber scheinen will, daß diese Lösung eben die einzig mögliche ist, so glaube ich auch, daß wir muthig

den Schwierigkeiten, Gefahren und Hindernissen trotzen müssen, um nicht gegen das eine Unmögliche vergeblich anzukämpfen. Ich denke übrigens, daß die Tendenzen unseres Jahrhunderts jener Lösung günstig sind. Ich glaube sogar, daß der Fortschritt der Ideen und die nicht rastende civilisatorische Entwickelung in einer nahen Zukunft gerade zu solch einer Lösung führen werden. Die Staatsmänner werden sie verzögern, oder beeilen, aber nicht verhindern können. Im nächsten Jahrhundert wird die Trennung der Kirche vom Staate ein von allen Parteien anerkanntes fait accompli sein.

Was Venedig, oder um klarer zu reden, Oesterreich betrifft, so ist die Sache viel einfacher. Um da zu einer günstigen Lösung zu gelangen, heißt es nur vernünftig sein. Wir können uns so lange nicht als in den Hafen des Friedens eingelaufen betrachten, so lange die Oesterreicher noch am Mincio und an der Etsch stehen. Wir dürfen aber auch nicht daran denken, sie aus so festen Positionen, wie sie sie dort einnehmen, zu vertreiben, außer in einem Kriege, an dem Frankreich mit Theil nimmt, oder in der Voraussetzung der innern Auflösung Oesterreichs*). Oesterreich, blos auf unsere gegenwärtigen Kräfte angewiesen, anzugreifen, wäre nicht nur eine Unklugheit, sondern ein wahrer Act von Blödsinn, der von der ungeheuren Mehrheit der Nation und auch vom Heere verurtheilt werden würde. Ueber diesen Punkt, meine ich, werden wohl Alle einverstanden sein. . ."

Aus diesen Worten geht mit der größten Klarheit hervor, was für Pläne Graf Cavour bezüglich Rom's und Venedig's hegte.

Der seitdem so berühmt gewordene Ausspruch „die freie Kirche im freien Staate", der Vielen als Logogryph erscheinen wollte, der aber aufhören wird, es zu sein, wenn er erst in seiner

*) Diese stellten die ungarischen Emigranten ja immer als so nahe bevorstehend dar! Anmerkung des Uebersetzers.

ganzen Vollständigkeit ausgeführt sein wird, war weder eine bloße Improvisation, noch eine Phrase parlamentarischer Taktik, sondern lediglich die Consequenz ernsten, tiefen und unaufhörlichen Nachdenkens. So schwierig und verworren das Problem erschien, um so größere und kräftigere Anstrengungen machte er, es zu lösen. Er unterhielt sich gern mit seinen Freunden darüber, hörte aufmerksam ihre Ansichten an und merkte sie sich wohl. Widerspruch kam ihm nicht ungelegen, sondern sogar erwünscht; anstatt in ihm ein Hinderniß zu sehen, schöpfte er daraus nur neue Kraft der Ueberzeugung und betrachtete den Kampf mit ihm als eine heilsame geistige Gymnastik. Eines Tages unterhielt er sich mit Domenico Carutti über die Freiheit der Kirche. Sei es nun, daß er ermüdet war, weil er schon zu viel gesprochen, oder daß ihm Carutti gar zu große Schwierigkeiten vorgemalt, kurz, er ließ sich nicht in eine eigentliche Widerlegung der Ansichten desselben ein, sondern griff zum Tintenfaß, stellte es an das äußerste Ende seines Tisches und sagte dann: „Hier sehe ich eine gerade Linie um dorthin (zum Tintenfasse) zu gelangen, das ist diese da. Wenn ich nun unterwegs ein unübersteigliches Hinderniß antreffe, so werde ich mir nicht vergeblich den Kopf daran einrennen, aber auch ebenso wenig umkehren. Ich werde mich vielmehr rechts und links umsehen, und wenn ich schon nicht die gerade Linie einzuhalten vermag, eine Curve einschlagen. Wenn ich nicht in der Front angreifen kann, unternehme ich eine Umgehung.“ Die römische Frage gehörte zu jenen Angelegenheiten, die sich nicht in die Grenzen bloßer diplomatischer Differenzen und gegenseitiger Mittheilung zwischen Regierung und Regierung einschließen lassen. Die Größe der Frage selbst, ihre zahlreichen Beziehungen zu den Lebensinteressen Italiens und der katholischen Welt und der Vortheil, den die politischen Parteien aus ihr für ihre Zwecke zu ziehen vermochten, waren lauter Gründe, welche es Cavour erwünscht

erscheinen ließen, diese Frage dem Lande wie Europa gegenüber im vollen Lichte der Oeffentlichkeit zu behandeln. Wie immer, so fand er auch hier wieder in der freien Discusion seinen besten Bundesgenossen.

In der Kammersitzung vom 25. März interpellirte der ehrenwerthe Rodolfo Audinot das Ministerium bezüglich seiner Absichten in der römischen Frage.

Graf Cavour erwiderte darauf, daß, „nachdem die römische Frage ein Mal auf's Tapet gebracht worden sei, sie auch in ihrem ganzen Umfange erörtert werden müsse. Und er behandelte sie nun wirklich in ihrem ganzen Umfange, indem er darauf hinwies, daß sie „die schwierigste und wichtigste Frage, die je einem Parlamente eines freien Volkes vorgelegt worden sei". Die römische Frage ist nicht nur von vitaler Wichtigkeit für Italien, sondern auch eine Frage, deren Einfluß sich auf zwei hundert Millionen über die ganze Erde zerstreuter Katholiken erstreckt und deren Lösung nicht nur eine politische, sondern auch eine immense moralische und religiöse Bedeutung hat.

So lange die römische Frage noch im Hintergrunde stand, so lange ihre Lösung sich auf eine unbestimmt entfernte Epoche verschieben ließ, mußte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihr gegenüber allerdings eine weise Reserve beobachten und sich darauf beschränken, unter Vermeidung jeder näheren Aufklärung, nur auf den Polarstern hinzuweisen, der seine Haltung leiten würde. Aber jetzt, wo diese Frage in den Parlamenten der freien Völker besprochen worden, jetzt, wo sie Hauptgegenstand der Debatten in allen civilisirten Ländern, jetzt würde ein solches Verhalten nicht Klugheit, sondern Kleinmüthigkeit sein. Rom muß die Hauptstadt Italiens werden. So lange die Frage wegen unserer Hauptstadt nicht definitiv entschieden ist, wird es immer Grund zu Zwiespalt zwischen den verschiedenen Theilen Italiens geben. Die Frage der Hauptstadt wird nicht

durch klimatische, topographische oder strategische Gründe entschieden. Die Wahl der Hauptstadt hängt vielmehr von großen moralischen Gründen ab. Das Gefühl der Völker ist es, welches derartige Fragen entscheidet. Wir müssen nach Rom gehen, jedoch unter zwei Bedingungen: erstens müssen wir im Einverständniß mit Frankreich hingehen; zweitens darf die Vereinigung Rom's mit dem übrigen Italien von der großen Masse der Katholiken in und außer Italien nicht als das Signal zur Knechtschaft der Kirche angesehen werden. Das heißt, wir müssen nach Rom gehen, ohne daß dadurch die wahre Unabhängigkeit des Papstes verringert würde. Wir müssen nach Rom gehen, ohne daß die Civilautorität ihre Macht auf geistliches Gebiet ausdehnt. Das sind die beiden Bedingungen, welche eingehalten werden müssen, damit wir nach Rom gehen können, ohne dabei das Schicksal Italiens auf's Spiel zu setzen."

Zur Begründung der ersten Bedingung erinnerte er an die große Dankesschuld Italiens an Frankreich, und wies daran nach, wie die Erfüllung dieser Bedingung nicht auf große Hindernisse stoßen werde, sofern die zweite Bedingung eingehalten würde, das heißt sofern man dahin gelange: „die große Masse der Katholiken zu überzeugen, daß die Vereinigung Rom's mit Italien unbeschadet der Unabhängigkeit der Kirche vor sich zu gehen vermöge". Viele sonst wohldenkende Leute besorgten, daß diese Vereinigung die Würde und Unabhängigkeit des heiligen Stuhls beeinträchtigen und den Papst in einen bloßen Großalmosenier oder Oberkaplan verwandeln könne. Wenn diese Furcht gegründet wäre, so würde allerdings die Vereinigung Rom's mit Italien ein Verhängniß sein, weil das größte Unglück, welches einem civilisirten Volke begegnen könne, „eben die Vereinigung der Civilmacht mit der geistlichen Macht in einer Hand, in der Hand seiner Civil- und Kirchenobrigkeit ist. Die Geschichte aller Jahrhunderte, wie aller Länder beweist uns, daß wo auch diese

Vereinigung stattfand, die Civilisation fast augenblicklich fortzuschreiten aufhörte, ja stets ein Rückschritt eintrat. Immer entsteht der schlimmste Despotismus, wenn eine Priesterkaste sich die weltliche Macht anmaßt, oder wenn ein Sultan in seinen Händen auch die geistliche Macht vereinigt. Ueberall noch hat diese verhängnißvolle Mischung dieselben Wirkungen hervorgebracht, möge Gott daher unser Italien davor behüten."

Dann ging er darauf über, die wesentliche Unverträglichkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes mit der Wohlfahrt der Provinzen, über welche sich sein Dominium ausdehnte, nachzuweisen und lieferte auch den Beweis, wie diese weltliche Regierung durchaus keine Garantie für die geistliche Unabhängigkeit des Papstes und „daß der Papst viel unabhängiger sein und sein heiliges Amt viel wirksamer ausüben würde, wenn er, nachdem er die weltliche Herrschaft aufgegeben, mit Italien einen dauerhaften Frieden auf der Basis der Freiheit abschließen werde. Die Unabhängigkeit des Papstes, seine Würde und die Freiheit der Kirche lassen sich weit besser durch die Trennung der beiden Gewalten, als durch eine mühsam künstliche Aufrechterhaltung der widernatürlichen Vereinigung derselben wahren. Das Ansehen des Papstes und die Unabhängigkeit der Kirche erhalten durch die freiwillige Beistimmung von sechsundzwanzig Millionen Italienern eine viel sicherere Garantie, als durch die Anwesenheit einiger tausend den Vatican umlagernden Soldtruppen, oder auch durch jene der zwar tapferen und uns befreundeten, aber doch immerhin fremden französischen Soldaten."

Auf den Einwurf, daß dies ja aber doch durch kein Uebereinkommen mit dem Papste zu geschehen vermöge, erwiderte er: „Darum werden wir immer noch nicht aufhören, unsere Principien offen zu bekennen, ja, wir werden nicht aufhören, zu sagen, daß, wie auch Italien zur ewigen Stadt gelangen werde, ob nun durch gütliches Uebereinkommen, oder ohne dasselbe, wir doch, kaum

daß wir Rom als Hauptstadt besitzen werden, kaum daß das Ende der weltlichen Herrschaft proclamirt sein wird, auch schon das Princip der „freien Kirche im freien Staate“ auf breitester Grundlage anerkennen und durchführen werden.“

Aehnlich äußerte er sich dann in der Sitzung vom 27. März:

„Wir müssen den Papst davon überzeugen, daß die Kirche ihre Unabhängigkeit keineswegs mit dem Verluste der weltlichen Herrschaft verliert. Allein dann müssen wir vor den Papst hintreten und ihm sagen: „Heiliger Vater, die weltliche Herrschaft bietet Euch keine Garantie für Eure Unabhängigkeit mehr dar. Leistet daher auf sie Verzicht, und wir werden Euch dafür jene Freiheit gewähren, die Ihr seit drei Jahrhunderten vergeblich von allen katholischen Großmächten begehrt habet, jene Freiheit, von der Ihr nur einen geringen Antheil durch Konkordate erhieltet, durch welche selben Konkordate Ihr, o heiliger Vater, gezwungen wurdet, die Anwendung geistlicher Waffen den weltlichen Gewalten zu überlassen, die Euch dafür ein wenig Freiheit gestatteten. Nun wohl, das, was Ihr nie von diesen Mächten zu erhalten vermochtet, welche sich rühmen Eure Bundesgenossen und treuergebenen Söhne zu sein, wir wollen es Euch in seiner ganzen Fülle darbieten, denn wir sind bereit, in Italien das große Princip: „Die freie Kirche im freien Staate“ zu proclamiren.“ *)

Indem er so sprach, sprach er nicht blos zum italienischen Parlamente, sondern auch zum Auslande, zum Papste und zur katholischen Welt. Vielleicht begriffen damals nicht Alle diese erhabene Sprache. Aber die von ihm darin verkündeten Grundsätze bleiben doch wahr und von ihrer Anwendung hängen der

*) Vor wenigen Tagen rühmte Papst Pius IX. einer katholischen Deputation gegenüber, daß die Kirche nur in den Vereinigten Staaten Nordamerika's frei sei, und das ist wahr, und diese Freiheit wollte Cavour ihr geben. Anmerkung des Uebersetzers.

Friede der Gewissen und die Ruhe der civilisirten Welt ab. Es hat Einigen gefallen, in jener Sprache des Grafen Cavour nur einen subtilen Kunstgriff, ein parlamentarisches Stratagema erkennen zu wollen, durch welches er sich der römischen Frage habe bemächtigen und deren Lösung ad calendas graecas verschieben gewollt habe. Wie ungerecht, wie falsch und irrthümlich ist eine solche Auslegung. Statt auf einen noch so geschickten und feinen parlamentarischen Kunstgriff zu sinnen, bestrebte sich Graf Cavour vielmehr einem Principe Bahn zu brechen, welches nach seiner tiefen Ueberzeugung durchgeführt werden mußte, um der Welt das kostbare Gut des Friedens der Gewissen zu gewinnen. Ihm handelte es sich nicht um den Triumph eines Moments, sondern um jenen der Zukunft. Er wünschte, seinen Nachfolgern nicht eine schwierige und gefährliche Erbschaft, sondern sichere Normen zu hinterlassen, nach denen sich bei allen Eventualitäten die Politik des Königreichs zu richten vermöge, um zum Ziele der Wünsche aller Italiener zu gelangen. Ihm handelte es sich nicht um eine kleinliche Portefeuillefrage, sondern um eine großartige Principienfrage. Wenn er sprach, dachte er an Italien und nicht an sich selbst. Sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, die so mühselig errungene nationale Einheit nach Möglichkeit dauerhaft zu befestigen. Indem er die römische Frage in der von ihm angedeuteten Weise gelöst wissen wollte, war er überzeugt, daß Italien nicht nur sich selbst, sondern auch der übrigen civilisirten Welt einen großen Dienst erweise.

Nur der Tod hat ihn daran verhindert, diesen erhabenen Plan, den er ersonnen, auszuführen, der aber, wenn er auch verzögert werden kann, schließlich doch noch triumphiren wird.

Die Debatte über die Interpellation des ehrenwerthen Audinot fand darin ihren Abschluß, daß fast mit Einstimmigkeit folgende von Carlo Boncompagni beantragte und von diesem vorher mit Graf Cavour vereinbarte Tagesordnung angenommmen wurde:

„Die Kammer geht nach Anhörung der Erklärungen des Ministeriums, im Vertrauen darauf, daß die Würde, das Ansehen und die Unabhängigkeit des Papstes und die volle Freiheit der Kirche gewahrt bleibe, daß im Verein mit Frankreich das Nichtinterventionsprincip aufrecht erhalten und daß Rom, welches der Nationalwille zur Hauptstadt verlangt, Italien zurückgegeben werde, zur Tagesordnung über."

Indem die Kammer diese auch von Ricasoli und Poerio unterstützte Tagesordnung annahm, trat sie den Erklärungen des Ministerpräsidenten bei und gab Europa und der katholischen Welt zu erkennen, in welcher Weise die italienische Nation die römische Frage auffasse und gelöst sehen wolle.

Am 9. April behandelte der Senator Vacca im Senate dieselbe Frage und erzielte vom Grafen Cavour eine ähnliche Antwort, wie er sie bereits im Hause der Abgeordneten gegeben. Auch die vom Senat hierauf angenommene Tagesordnung schloß sich wesentlich jener vorcitirten der Deputirtenkammer an. Das Parlament trat also der Politik des Grafen Cavour in der römischen Frage unbedingt bei.

LXXXII.

Auch über die venetianische Frage in der Kammer zu sprechen, ward er durch eine Interpellation, welche diesbezüglich der vicentinische Deputirte Tecchio an ihn richtete, veranlaßt. Seine Politik in der venetianischen Frage war einfach und bestimmt. Gerade weil er den glühenden Wunsch hegte, Venedig für Italien zu gewinnen, gerade weil er sich überzeugt hielt, daß die Anwesenheit der Oesterreicher in Venetien eine beständige Gefahr für Italien und ein Hinderniß für die gedeihliche nationale Entwickelung sei, wollte er mit jener Vorsicht vorgehen, die durchaus nöthig war, wenn man das erstrebte Ziel erreichen sollte.

Die österreichische Regierung selbst schien zu ahnen, daß ihre Herrschaft über Venedig nicht ewig dauern werde, aber gleichwohl verharrte sie dabei, dort nur der Waffengewalt weichen zu wollen. Der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Rechberg, hatte in formeller Weise erklärt, daß jeder bloße Versuch eines Angriffs von Italien, auch wenn er ohne Beistimmung der italienischen Regierung nur von Freiwilligen ausgehe, einen Casus belli begründe. Dies schien zu sagen, daß Oesterreich selbst nur nach einem Vorwande ausluge, um seinerseits zum Angriffe überzugehen. Eben deshalb war Graf Cavour für eine vorsichtige Politik, die Oesterreich den erwünschten Vorwand nicht in die Hände spiele. „Es steht außer Frage, schrieb er dem Grafen Vimercati am 22. März, daß Oesterreich provocirt zu werden wünscht. Wir werden ihm diesen Gefallen aber nicht erweisen.“

Kühn und verwegen, wo Kühnheit und Verwegenheit am Platze waren, wußte sich der große italienische Staatsmann doch auch große Zurückhaltung und Mäßigung aufzuerlegen, wenn, wie es bezüglich Venetiens der Fall, die Klugheit dies erheischte. Damit war er jedoch nicht gewillt, eine günstige Gelegenheit etwa unbenützt zu lassen. Er rechnete sogar auf Dinge, die sich in Ungarn ereignen könnten, und war geneigt, wegen eines Loskaufs Venedigs*) in Unterhandlungen einzutreten, da diese Idee von englischen Politikern sehr gern gesehen wurde und selbst in Wien Boden zu gewinnen schien.

Eine d. d. 16. März 1861 von Graf Cavour an den italienischen Gesandten in London, Marquis Emanuele d'Azeglio

---

*) Wie viel Unheil hätten die österreichischen Staatsmänner von Oesterreich abwenden können, wenn sie auf diesen Gedanken eingegangen wären. Und welches Princip stand dem entgegen, nachdem man nach dem dänischen Kriege den österreichischen Beuteantheil an Lauenburg Preußen verkaufte?
Anmerkung des Uebersetzers.

gerichtete Note hatte die österreichische Regierung in Harnisch gebracht. In jener Note hatte er, anknüpfend an einige freundschaftliche Bemerkungen des englischen Ministers des Aeußern, Lord Russell, seine Politik in Bezug auf die venetianische Frage mit gewohntem Freimuthe auseinandergesetzt und auf die Unmöglichkeit einer dauernden Herrschaft der Oesterreicher über Venetien hingewiesen, indem er darauf aufmerksam gemacht, wie die österreichische Regierung allen Staaten ihres Reiches, mit einziger Ausnahme Venedigs, freiheitliche Concessionen gemacht habe, woraus genugsam hervorgehe, daß sich Oesterreich in Venetien eben nur durch Gewalt zu erhalten vermöge.

Graf Rechberg antwortete hierauf in einer vom 27. April datirten, an den österreichischen Gesandten in London gerichteten Note, in welcher er die Behauptungen des Grafen Cavour zu entkräften und die Schuld wegen der schlechten Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien der Turiner Regierung in die Schuhe zu schieben suchte.

Ueber diese Antwort Rechbergs sprach der Abgeordnete Tecchio in der Kammersitzung vom 21. Mai und gab damit dem Ministerpräsidenten Anlaß seine früheren Erklärungen zu erneuern und Venedig abermals seiner sympathischen Theilnahme zu versichern. „Welche Anstrengungen, sprach er, die österreichische Regierung auch machen möge, sie wird gleichwohl nie dahin gelangen, Venedig mit der Fremdherrschaft auszusöhnen...... Die Wiener Staatsmänner möchten den Venetianern gar gern freiheitliche Institutionen bewilligen; Ursache, daß sie es nicht thun ist, daß sie sich eben vor einem unübersteiglichen Hindernisse befinden. Man darf in der That voraussetzen, daß sie aufrichtig wünschen, liberale Institutionen auch auf Venedig auszudehnen, nachdem sie dieselben sogar Ungarn gegeben haben. In Ungarn wurden die alten Municipal- und Provinzialfreiheiten wieder hergestellt, die österreichischen Beamten aus diesem

Lande zurückgezogen und seine Verwaltung nationalen Behörden anvertraut, das aber wagte man in Venedig nicht zu versuchen. Dieses Factum, dieser Unterschied in der Behandlung Ungarns und Venedigs, scheint mir ein hinreichender Beweis dafür zu sein, daß es Oesterreich unmöglich war, in Venetien ein wenn auch noch so beschränktes lieberales System einzuführen!

Dies Factum, hoffte er, werde Europa und auch Deutschland am besten über Venedig aufklären. „Die fortschrittlichen Ideen", fuhr er dann fort, „gewinnen im edelgesinnten Deutschland immer mehr Boden. Sehen wir sie doch, trotz einiger in ihren Anschauungen veralteten Parteien und gewisser Liebhaber der Vergangenheit, sich immer mehr nicht nur in dem durch seine Bildung so hervorragenden Berlin, sondern auch in den übrigen ansehnlichsten Städten zur Geltung bringen. Schon haben sie beredte Vertreter in München und sogar in Wien. Daher hege ich die feste Ueberzeugung, daß, wenn man die Unmöglichkeit für Oesterreich, in Venetien liberal zu regieren, erst als einen mathematisch feststehenden Satz erkannt haben dürfte, die öffentliche Meinung auch in Deutschland die völlige Befreiung Italiens mit unbesieglicher Gewalt fordern wird".

Die Kammer applaudirte und nahm einstimmig die folgende vom Baron Ricasoli beantragte Tagesordnung an:

„Die Kammer geht, nachdem sie die Erklärungen des Ministerpräsidenten in Betreff des anormalen Zustandes und der Wünsche Venetiens, die zu den jüngsten diplomatischen Noten Veranlassung gegeben, mit Interesse vernommen, zur Tagesordnung über".

Die in jener Sitzung vom Grafen Cavour über Venedig gesprochenen Worte waren die letzten, die er im Parlamente überhaupt über die nationale Politik sprach. In ihnen sprach sich etwas wie ein Vorgefühl der Ereignisse von 1866 aus.

LXXXIII.

Die brennendste und gefährlichste Frage des Augenblicks war aber weder die römische, noch die venetianische. Ueber die eine, wie über die Andere konnte man wohl hinsichtlich der Mittel auseinandergehen, war aber über das Endziel vollkommen einig. Nicht so stand es aber mit der die italienische Südarmee berührenden Frage. Sie gab zu leidenschaftlichen Controversen, bitteren Beschuldigungen und heftigen Debatten Anlaß und wurde auch Ursache einer schmerzlichen parlamentarischen Episode, ja ohne Zweifel der schmerzlichsten im Leben des Grafen Cavour.

General Garibaldi verließ die Insel Caprera und begab sich nach Turin, um seinen Posten im Parlamente einzunehmen und sich über das Ministerium wegen dessen Haltung gegen die Südarmee zu beschweren. Er ließ einen Brief abdrucken, in dem die Regierung und die Parlamentsmajorität, welche jene unterstützt, einer heftigen Kritik unterzögen wurden. Das war der Vorläufer des nahenden Sturmes. Graf Cavour sah das Wetter kommen*) und sah ihm recht besorgt entgegen, weil er meinte, daß jetzt die Pflege der Eintracht vor Allem Noth thue.

In der Sitzung vom 10. April interpellirte Baron Ricasoli, um der Sache ein Ende zu machen, die Regierung bezüglich ihrer Absichten mit der Südarmee und ihrem berühmten Führer. Er erinnerte daran, daß das Königreich Italien vom Könige Victor Emanuel begründet worden sei und daß, wenn der König also der Befreier Italiens sei und wenn alle Italiener unter diesem hochherzigen Führer an der Befreiung mitgewirkt, es weder einen ersten, noch einen letzten Bürger gäbe. Derjenige,

*) Graf Cavour war an der undankbaren Behandlung, welche die Südarmee erfuhr, gewiß unschuldig. Sie war das Werk der hochnasigen Nichtsieger à la La Marmora und Cialdini, die am Hofe einen mächtigen Einfluß ausübten. Anmerkung des Uebersetzers.

dem das Schicksal es verstattet, seine Pflicht noch edelmüthiger zu erfüllen, und in einen noch größeren Wirkungskreis einzutreten, wodurch dem Vaterlande ein größerer Nutzen erwachsen, der sei um so mehr verpflichtet, Gott dafür zu danken, daß er ihm die nur wenigen Bürgern vergönnte Gnade verliehen, von sich selbst sagen zu dürfen: „ich habe mich um das Vaterland verdient gemacht".

Die Wirkung dieser Rede war großartig. Graf Cavour, der ihr (es war das erste Mal, daß er Baron Ricasoli im Parlamente sprechen hörte) erst sehr aufmerksam, dann tief ergriffen und mit Thränen in den Augen zuhörte, sagte, als er den Saal verließ, zu einem Freunde: „Erst heute habe ich begriffen und gefühlt, was wahre Beredtsamkeit ist."

Am 18. April beantwortete der Kriegsminister, General Fanti, diese Interpellation. Nach ihm sprach General Garibaldi, der das Ministerium kritisirte und es anklagte, einen Bürgerkrieg provocirt zu haben. Diese Anklage verletzte den Grafen Cavour, der sich erhob und laut dagegen protestirte, tief. Es trat ein Moment äußerst schmerzlicher und wahrhaft unbeschreiblicher Bewegung ein. Die Sitzung mußte unterbrochen werden. Als sie wieder aufgenommen wurde, ließ der General Bixio einen warmen Aufruf zur Versöhnung ergehen. „Graf Cavour", betheuerte der wackere Bixio, „ist denn doch ein über allen Zweifel erhabener hochherziger Charakter. Lassen wir daher den ersten Theil der heutigen Sitzung vergessen sein. Wohl ist es ein Unglück, daß in ihm überhaupt solche Erörterungen zur Sprache kommen konnten, aber wir haben das Recht und die Pflicht, sie aus unserem Gedächtnisse zu tilgen."

Graf Cavour folgte dieser Aufforderung, er überwandt seinen berechtigten Unwillen und dachte, seiner selbst uneingedenk, nur an Italien. Es hatte vielleicht in seinem Leben keinen schmerzlicheren Moment gegeben, als diesen, allein nie

auch trat seine Seelengröße leuchtender hervor, als bei diesem unseligen Zwischenfall.

Er sprach in jener und in den darauffolgenden Sitzungen, da die Discussion drei Tage in Anspruch nahm. Er entwickelte seine Gründe und vertheidigte sich siegreich. Schließlich ward eine von Ricasoli beantragte, mit ihm vereinbarte Tagesordnung mit 194 gegen 79 Stimmen angenommen.

Wenige Tage später hatte Graf Cavour, einem Wunsche des Königs folgend, in einem der Säle des Königsschlosses eine Zusammenkunft mit dem General Garibaldi. „Meine Zusammenkunft mit Garibaldi", schrieb er dem Grafen Vimercati am 27. April, „trug einen höflichen, wenn auch nicht gerade herzlichen Charakter. Wir haben uns Beide in den Grenzen großer Zurückhaltung ausgesprochen. Ich machte ihn jedoch mit der Verhaltungslinie bekannt, welche die Regierung sowohl Oesterreich, wie Frankreich gegenüber einzuhalten gedenkt, indem ich ihm dabei erklärte, daß bezüglich dieser Punkte an keine Transaction zu denken sei. Er seinerseits erklärte, daß er dies Programm annehme und daß er bereit sei, sein Wort zu verpfänden, der Regierung in ihrem Vorgehen nicht hindernd entgegen treten zu wollen. Dabei beschränkte er sich darauf, mich zu bitten, daß man etwas für die Südarmee thun möge. Ich machte ihm kein bestimmtes Versprechen, sagte ihm aber zu, daß ich suchen werde, das Schicksal seiner Officiere sicher zu stellen. Wir sind, wenn nicht als Freunde, doch wenigstens ohne Zorn von einander geschieden."

LXXXIV.

Die Unterhandlungen wegen glücklicher Beilegung der römischen Frage nahmen Graf Cavour hauptsächlich in seiner diplomatischen Thätigkeit in Anspruch. Darüber vernachlässigte

er auch keine der übrigen politischen Angelegenheiten und trachtete besonders danach, die freundlichen Beziehungen Italiens zu den übrigen europäischen Mächten zu vermehren Ebenso, wie es ihm vor 1859 geglückt war, eine Piemont günstige Strömung der öffentlichen Meinung Europa's zu bewirken, die ihm bei dem Streite gegen Oesterreich zu Statten kam, so bemühte er sich jetzt eine solche Italien günstige Strömung wegen der römischen Frage zu Stande zu bringen, die ja ohnedies nicht so sehr durch Waffengewalt, als vielmehr durch die Macht der öffentlichen Meinung ihrer Lösung entgegengeführt werden mußte. Dänemark, Schweden und Portugal hatten in unzweifelhafter Weise ihre Sympathien für das neue Königreich kundgegeben, daher rieth Graf Cavour dem Könige an, an die Höfe dieser Länder außerordentliche Botschafter zu senden, welche notificiren sollten, daß König Victor Emanuel den Titel eines Königs von Italien angenommen und mit ihnen in dauernd freundschaftliche Beziehungen einzutreten wünsche.

Für die Mission nach Kopenhagen und Stockholm ward Marquis Torrearsa auserseheu, der damals einer der vier Vice-Präsidenten der Deputirtenkammer war. Die Anzeige von seiner Sendung ward von der dänischen wie von der schwedischen Regierung mit großer Befriedigung aufgenommen, besonders von letzterer, welche sich durch ihre würdigen Vertreter, Graf Wachtmeister und dann Graf Piper, stets unserem Könige, unserer Regierung, und dem Grafen Cavour so sympathisch erwiesen hatte. Für die Mission nach Lissabon ward der Deputirte Marquis Camillo Caracciolo di Bella bestimmt. Graf Cavour legte ihr eine besondere Bedeutung bei, weil er überzeugt war, daß durch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Italien und Portugal sich für beide Länder sehr vortheilhafte Consequenzen ergeben dürften. Er kannte die von der bourbonischen Regierung Spaniens für die weltliche Herrschaft des Papstes kundgegebenen

Sympathien und wünschte daher, daß auf der iberischen Halbinsel auch eine Regierung sein möge, welche solche Sympathien nicht theile, sondern vielmehr dem Königreiche Italien freundlich gesinnt sei. Er meinte, daß der Einfluß einer liberalen und aufrichtig constitutionellen Regierung in Portugal jenen der spanischen Regierung paralysiren, oder doch wenigstens vermindern dürfte. Im Jahre 1855 hatte er in Turin den König Don Pedro V. und dessen Bruder, den Herzog von Oporto (jetzt König Ludwig) persönlich kennen gelernt, und sich überzeugt, daß sie durchaus aufgeklärt und constitutionell gesinnt seien. Schon von jenem Momente an hatte er daher Unterhandlungen anzuknüpfen gewünscht, welche zwischen dem Hause Savoyen und dem Hause Braganza zu einem Familienbündnisse führen möchten, das dann auch glücklich zu Stande gekommen ist.

Der Marquis Torrearsa und der Marquis Caracciolo erhielten keine Instructionen von dem mehr, der sie zu diesen ehrenvollen Sendungen auserkoren hatte, weil Graf Cavour mittlerweile starb. Ja, ihm sollte nicht die Befriedigung zu Theil werden, zu erfahren, daß die Völker und Regierungen wetteiferten, den Sendboten des Königs von Italien die freundschaftlichste und herzlichste Aufnahme zu bereiten. Ihm war der Trost nicht mehr vergönnt, zu sehen, daß das, was er gewünscht und angerathen, sich erfülle, d. h. daß eine Prinzessin aus dem Hause Savoyen den Thron von Portugal besteige.

LXXXV.

Unaufhörlich dachte Graf Cavour an Rom. Hielt er doch die Lösung dieser Frage für unumgänglich nöthig, wenn das neue italienische Königreich consolidirt und vollendet werden solle; sie war für ihn das eigentliche couronnement de l'édifice. Er glaubte seine politische Mission nicht erfüllt zu haben, so

lange er nicht für die definitive und dauerhafte Schlichtung dieser Frage Vorsorge treffe. Es lag ihm keineswegs an einem bloßen Compromiß des Augenblicks. Sein größter Ehrgeiz bestand vielmehr darin, daß er nach dem Ruhme strebte, noch den Friedensvertrag zwischen Italien und dem katholischen Papstthum, zwischen der Civilisation und der Religion zu unterzeichnen. Er wünschte Europa und der ganzen Welt sagen zu dürfen: „Ihr habt mir geholfen, Italien zu begründen, ich reiche Euch als Gegengeschenk dafür den zwischen dem religiösen und dem nationalen Gefühle, zwischen dem religiösen und dem liberalen Bewußtsein abgeschlossenen Frieden dar. Das wieder eine Nation gewordene Italien zahlt der Civilisation seine Ehrenschuld, indem es der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende macht und das System der Freiheit der Kirche begründet."

Eben deshalb haben alle Jene, welche die Politik des Grafen Cavour in der römischen Frage für eine Politik mehr oder weniger subtiler Diplomatenkünste und mehr oder weniger genialer Auskunftsmittel des Augenblicks hielten, gar sehr geirrt und die Erhabenheit und Größe des ihm vorschwebenden Zieles gänzlich verkannt.

Die von ihm in der Deputirtenkammer und im Senate gehaltenen Reden waren die leuchtende Auseinandersetzung seiner Politik. Er war dabei nicht zurückhaltend und bediente sich keiner rhetorischen Künsteleien. War er doch kein Minister, der besonders danach ausging, den Beifall der Majorität zu erhaschen, sondern vielmehr ein von einem erhabenen Gedanken ganz ergriffener und entflammter Politiker, und dieser Gedanke war einerseits die Sicherstellung der Einheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes, andererseits die Erstrebung des religiösen Friedens für die ganze Welt auf Grundlage der aufrichtigen Durchführung des freiheitlichen Princips. Das war ein großer Plan, würdig einer so großen Seele!

Die letzten fünf Monate seines Lebens waren ganz besonders der Prüfung dieser großen Aufgabe und der Wahl der geeignetsten Mittel zu ihrer Lösung geweiht. Alle anderen politischen Angelegenheiten, so vielartig und schwierig sie auch sein mochten, traten vor diesem Hauptziele in den Hintergrund, obwohl sie sein vielumfassender Geist darüber auch keineswegs etwa vernachlässigte. Selbst während seiner Controverse mit Garibaldi dachte er nur an Rom und an die Freiheit der Kirche und schrieb dem Grafen Vimercati am 27. April: „Diese Krise hat mich nicht gehindert, mich recht viel mit der römischen Frage zu beschäftigen".

Die Anwesenheit der französischen Truppen in der ewigen Stadt und auf dem sie umgebenden Gebiete war gewiß kein Umstand, der dazu diente, die ohnedies obwaltenden Schwierigkeiten zu vermindern. Die französische militärische Occupation schadete den Interessen Italiens in gleicher Weise wie denen Frankreichs, dessen Politik dadurch in ihrer Actionsfreiheit beschränkt wurde. Kaiser Napoleon III., der besser als irgend ein Anderer die verhängnißvollen Consequenzen jener Occuption erkannte und würdigte*), war geneigt, sie aufhören zu lassen, aber indem er hierauf bedacht war, mußte er sich hüten, die Susceptibilitäten eines großen Theiles des französischen Volkes nicht zu verletzen und stets vor Augen haben, was für einen Eindruck wohl die Nachricht vom Abmarsch der Franzosen aus Rom auf die Parteien in seinem Lande hervorbringen werde. Graf Cavour seinerseits ermaß die Schwierigkeiten recht wohl, welche den Kaiser Napoleon III. hinderten, zu einer baldigen definitiven Entscheidung über diesen Punkt zu gelangen, darüber verkannte

---

*) Die Inconsequenz der französischen Politik mußte natürlich aus einer fausse route in die andere führen, bis sie glücklich nach Sedan führte. Wie viel könnte man in Wien aus dieser französischen Politik Napoleon's III. lernen, wenn man sich der „österreichischen Idee", bevor sie verjährt, daselbst bewußt werden wollte. Anmerkung des Uebersetzers.

er aber auch die Schwierigkeiten nicht, die ihm selbst und der italienischen Regierung fortwährend daraus erwuchsen. In Rom war das Centrum aller Intriguen, die zur Nährung und Verbreitung des Brigantaggio in Süditalien angesponnen wurden. In Rom hielt sich die entthronte bourbonische Königsfamilie auf, und ihre Anwesenheit daselbst gab den Vorwand zu allen möglichen kindischen Illusionen einer baldigen Restauration derselben in Neapel ab. Die Anwesenheit der französischen Truppen in Rom gewährte unter solchen Verhältnissen fast das Ansehen einer Ermuthigung, welche die französische Regierung den Feinden Italiens zu Theil werden lasse. Das konnte natürlich dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Frankreich und Italien nicht sonderlich dienen. Graf Cavour gab sich daher um so mehr Mühe, der französischen Occupation in Rom ein Ende zu machen, als er ja eifrig bestrebt war, die Alliance mit Frankreich aufrecht zu erhalten.

Er bemühte sich demnach, gleichzeitig directe Unterhandlungen mit dem „heiligen Stuhle" und mit der französischen Regierung anzuknüpfen. Der Zusammenhang zwischen diesen Verhandlungen lag klar. Denn ward ein Uebereinkommen mit der Curie erzielt, dann entfiel jeder Vorwand zu irgend welcher fremder Occupation. Gelang es aber, die französische Regierung zur Zurückziehung ihrer Truppen aus dem römischen Gebiete zu bewegen, so mußte das wieder eine große Pression auf den römischen Hof ausüben und ihn zu einem Abkommen mit dem Königreiche Italien geneigter machen. War erst ein Mal die Trennung der religiösen von den politischen Interessen erzielt, dann hatte die gute Sache gesiegt und die Frage war zu unleugbarem Vortheil der Kirche, zur Zufriedenheit der katholischen Welt und des Nationalgefühls der Italiener, bei gleichzeitiger Stärkung des Allianceverhältnisses zwischen Frankreich und Italien entschieden.

Wie sehr sich Graf Cavour in dieser Beziehung bemühte,

entzieht sich jeder Beschreibung. Nie gingen ihm da Gedanken und überzeugende Gründe aus, und keine Gelegenheit ließ er sich entgehen, sie nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen.

Die Einzelnheiten jener Unterhandlungen sowohl, in Paris wie in Rom, würden, wenn sie völlig zur Kenntniß gelangen dürften, ein äußerst interessantes Material darbieten. Der geschickte Minister ließ dabei kein Mittel unversucht, das irgendwie den Erfolg anzubahnen schien. Die Fruchtbarkeit seines Geistes im Schaffen neuer Hülfsmittel, wenn eben seine feinsten Schachzüge für den Augenblick mißglückt waren, erwies sich wahrhaft unerschöpflich. Er wollte eben um jeden Preis das angestrebte Ziel erreichen und ließ sich dabei durch gar nichts irre machen. Diese ungeheure Verschiedenheit von Auskunftsmitteln, dieser unerschöpfliche Reichthum an Finten und Schachzügen hat gerade sehr Viele veranlaßt, sich ein ganz irriges Urtheil über seine Politik zu bilden. Da wohl Niemand den Vollinhalt all seiner Mittel, deren er sich zur Erreichung des hohen Zieles bedienen wollte, genau kannte, da diese Mittel zudem oft von ihm gewechselt wurden, und zwar lediglich um so oder so den Enderfolg besser vorbereiten zu können, so ist es geschehen, daß jene, welche eben nur Kenntniß von einem gewissen Documente, von einem gewissen Briefe oder irgend einer bestimmten Unterhandlungsphase hatten, sich gerade nach diesem besonderen Mittel, das er nur an einem bestimmten Tage, zu besonderer Gelegenheit und unter besonderen Umständen anwandte, ein Urtheil über den Gesammtumfang seines Systems erlauben zu dürfen meinten. Ein solches Urtheil mußte nothwendiger Weise falsch sein. Ein politisches System erhellt noch lange nicht aus irgend einer im Interesse dieses Systems hervortretenden momentanen Kraftäußerung*).

*) Hier spricht Massari ein goldenes Wort aus, das die Stellung der politisch Beschränkten dem wahren Politiker gegenüber wunderbar klar charakterisirt. Anmerkung des Uebersetzers.

Es steht fest, daß er Versuche zu directen Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle gemacht hat. Es steht fest, daß er sich hierzu sowohl hervorragender Laien, wie auch aufgeklärter Priester bediente. Es steht fest, daß er sich gleichzeitig in Paris sehr darum bemühte, den Kaiser Napoleon III. zum Zurückziehen der französischen Truppen und zur Anerkennung des Königreichs Italien zu vermögen. Bezüglich dieser Thatsachen besteht auch kein Schatten von Zweifel mehr. Ja, diese Versuche und diese Unterhandlungen fanden wirklich Statt. Indeß keiner von ihnen darf an sich allein, wie ich schon gesagt habe, als das System selbst betrachtet werden, das den Grafen Cavour bei seinem Bestreben, Rom mit Italien zu vereinen, beseelte. Dieses System war etwas in sich Abgeschlossenes, das niemals einer Aenderung unterlag, während die Hülfsmittel desselben eben so zahlreich waren, als sie oft geändert wurden. Niemand darf sich daher das Recht anmaßen, blos vermuthungsweise sein eigenes individuelles Urtheil als den Leitstern der Handlungsweise des Grafen Cavour unterzuschieben.

Eine genaue, Alles umfassende Darstellung jener Unterhandlungen wird vielleicht eines Tages erfolgen und dann nur noch mehr Stoff zur Bewunderung jenes ausgezeichneten Mannes liefern, der mit ebenso viel Beständigkeit, als wahrhaft unerschöpflichem Genie an's Werk ging. Für jetzt genügt es wohl, zu wissen, was für einen Weg Graf Cavour eingeschlagen hatte, um nach Rom zu gelangen und wie er mit wunderbarem politischen Scharfsinn seine Bemühungen, das Ende der französischen Occupation herbeizuführen, mit jenen zu verbinden wußte, welche das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes herbeizuführen bezweckten. Sein Leitstern war dabei sein hoher Sinn für gesetzliche Freiheit. Er wollte durch den Staat die volle und ganze Freiheit der Kirche garantiren lassen, und das war gewiß kein kleiner Preis, den er dem Papste für das Fallenlassen der weltlichen Herrschaft anbot.

Der römische Hof zeigte sich nicht so sehr derartigen Verhandlungen abgeneigt, wie man heute glauben könnte. Und wenn auch die Wahrscheinlichkeit zu einer nicht gerade sofortigen, aber doch nach einer gewissen Zeit sicher erfolgenden, durch Scharfsinn und Geduld noch zu erleichternden Lösung nicht zu groß war, so war sie doch überhaupt vorhanden. Die Reden, die Graf Cavour im Parlamente gehalten, hatten einen tiefen Eindruck im Vatican hervorgebracht, und einige Mitglieder des „heiligen Collegiums" standen nicht an, die von ihm angegebenen Basen zur Erzielung eines Einverständnisses für durchaus nicht unbedingt verwerflich zu erklären.

Auch die Unterhandlungen mit dem Tuileriencabinet waren nicht frei von Schwierigkeiten, schritten aber gleichwohl einem befriedigenden Abschlusse entgegen. Kaiser Napoleon III. wollte das Königreich Italien anerkennen und seine Truppen aus Rom herausziehen, wenn die italienische Regierung sich anheischig machen würde, daß sie keinen Angriff auf das römische Gebiet dulden und die römische Grenze streng überwachen würde. Um diesem Wunsche Genüge zu leisten, hatte Graf Cavour bereits die geeigneten Befehle wegen der Grenzüberwachung ertheilt Das Commando der dazu bestimmten Truppen wurde dem wackeren General Brignone ertheilt, der sich zu diesem Ende ohne Aufschub nach Terni begeben sollte. Eines der letzten Telegramme, das Graf Cavour dem Grafen Vimercati nach Paris sandte, war vom 31. Mai datirt und dazu bestimmt, die französische Regierung von der Mission des General Brignone zu unterrichten.

Alle diese Unterhandlungen wurden sehr geheim geführt und wenn ja etwas davon an die Oeffentlichkeit gelangte, so ging das gewiß nicht von Seiten der italienischen Regierung und der italienischen Diplomatie, d h. nicht von jenen Wenigen aus, welche dem Grafen Cavour bei seinem schwierigen und delicaten

Werke behülflich waren. Diese Alle aber nahmen in jenen Tagen wahr, daß der Graf angegriffener als früher und weit leichter als sonst in Aufregung zu bringen sei. Er erwartete mit sichbarer Unruhe Nachrichten aus Paris. Sein Lieblingsthema, von dem er am öftersten sprach, war immer die „Freiheit der Kirche". Es war deutlich wahrzunehmen, daß diese große Idee seine Seele gänzlich einnahm. Nachdem Camillo di Cavour den Italienern ein Vaterland zurückerobert, wollte er dem menschlichen Gewissen den Frieden, der katholischen Welt die Sicherheit des Glaubens, der Kirche die wahre Freiheit zurückgewinnen. Anderen würden vielleicht schon auf der Hälfte des Weges die Kräfte für eine derartige kolossale Unternehmung gefehlt haben; nicht so ihm: die unerschöpfliche Kraft seines großen staatsmännischen Geistes, seines patriotischen Herzens und seines aufrichtig fortschrittlichen Bestrebens verließ ihn nicht, so lange er athmete.

LXXXVI.

In den letzten Tagen des Mai beschäftigte sich die Deputirtenkammer mit einem Gesetzentwurfe über das Loos der aus politischen Ursachen von den füheren Regierungen abgesetzten Militärs. An der ziemlich lebhaften Debatte nahm auch Graf Cavour mit Theil. Während er sprach, wurde es von Allen wahrgenommen, daß er mehr als gewöhnlich erregbar sei, und daß er nicht so wie früher geneigt sei, Widerspruch zu ertragen. Allerdings war in der Sitzung vom 29. Mai die Discussion überhaupt lebhafter gewesen als in den vorangehenden Sitzungen. Graf Cavour verließ den Parlamentssaal in ziemlich großer Aufregung. Am Abend desselben Tages wurde er von heftigen Schmerzen und von Fieberschauern befallen. Mit seiner gewöhnlichen Willensfestigkeit suchte er den ersten Angriffen der Krankheit Widerstand ent-

gegen zu setzen, um Mitternacht aber nahmen die Schmerzen sehr stark zu, das Uebel gewann offenbar größere Proportionen und so schickte er zu seinem Arzt, den Dr. Rossi.

Die Krankheit verschlimmerte sich fortwährend. Als die Nachricht davon durch die Stadt lief, rief sie einen peinlichen Eindruck und die lebhaftesten Besorgnisse bei Allen wach. Der bloße Gedanke, daß man Gefahr laufe, jene kostbare Existenz zu verlieren, genügte, um die sonst vertrauensstärkften Leute aus aller Fassung zu bringen. In jenen Tagen sprach man von nichts Anderem als von der Krankheit des Grafen Cavour, und sein Palast ward von Personen aller Stände, welche sich über sein Befinden erkundigen wollten, förmlich belagert.

Unterdeß nahm die Krankheit ihren schnellen und verhängnißvollen Gang. Die Deputirtenkammer, welche die allgemeine Besorgniß theilte, ordnete an, daß einer ihrer Secretäre sich im Namen der Versammlung zu ihm begebe, um Erkundigungen über den berühmten Kranken einzuziehen. Das war am Mittwoch, den 5. Juni. Mir selbst fiel diese Aufgabe zu. Ich begab mich sogleich in die Behausung Cavour's, wo die größte Bestürzung und Niedergeschlagenheit herrschte. Da traf ich auch mit dem guten Farini zusammen, den ich fragte, was ich wohl der Kammer für Nachricht bringen solle. Er hegte noch immer einige Hoffnung, aber die Marquise Giuseppina Alfieri, die Nichte des Grafen Camillo, gab mir durch eine Geste tiefen, ergreifenden Schmerzes zu verstehen, daß alle Hoffnung hier verloren sei.

Ich kehrte in die Kammer zurück, wo Alle in großer Angst meiner Rückkehr harrten. Ich stammelte einige Worte; es war mir unmöglich in die Seelen meiner Kollegen eine Hoffnung zu gießen, die ich selbst nicht mehr besaß*).

---

*) Welche aufrichtige allgemeine Theilnahme bei der tödtlichen Krankheit Cavour's! Welche aufrichtige Theilnahme äußerte sich auch in den jüngsten

Er verlangte und erhielt die Tröstungen der Religion. Er sagte zu einem Diener, daß er, sobald es Zeit sein werde, Frà Giacomo rufen möge. Das geschah gerade am 5. Juni. Die Aerzte sagten, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, und seiner Nichte fiel die traurige Aufgabe zu, ihm das mitzutheilen. Frà Giacomo hielt sich eine halbe Stunde im Zimmer des Sterbenden auf. Sobald ihn der Geistliche verlassen hatte, rief der Graf seinen Freund Farini und sagte ihm: „Meine Nichte hat mir den Pater Giacomo rufen lassen. Ich muß mich zum großen Schritt in die Ewigkeit vorbereiten. Ich habe gebeichtet und die Absolution erhalten, später wird mir die Communion zu Theil werden. Ich wünsche, daß man erfahre, ich wünsche, daß das gute Volk von Turin erfahre, daß ich als guter Christ sterbe. Ich bin ruhig, ich habe nie Jemand etwas Böses zugefügt."

Während ihm das heilige Abendmahl gespendet wurde, umlagerte eine trauernde Menge schweigend seinen Palast. Am Morgen des 6. Juni begab sich der wackere Priester nochmals zu ihm, um die Agonie des großen Mannes durch die letzten Segnungen der Religion zu erleichtern. Der Sterbende erkannte ihn noch und sagte, indem er ihm die Hand reichte, zu ihm: „Frate, libera Chiesa, in libero Stato (Mönchlein, die freie Kirche im freien Staate)". Sein erhabener Plan verließ ihn auch im Todeskampfe nicht, denn das waren seine letzten Worte. Um 6³/₄ Uhr hauchte an jenem Morgen Graf Camillo di Cavour seine große Seele aus.

Die Marquise Giuseppina Alfieri hat alle Einzelnheiten der Krankheit und des Ablebens ihres geliebten Oheims in wenig Zeilen geschildert, die Alle gelesen haben. Es waren das ein=

Tagen, als in Kissingen ein Mordversuch auf Fürst Bismarck gemacht wurde. Leider giebt es einen großen europäischen Staat, wo jetzt alle Minister erkranken und sterben könnten, ohne daß sich die Völker desselben darüber grämen würden. Vox populi, vox Dei. Anmerkung des Uebersetzers.

fache und doch hinreißende, nur von Schmerz und Liebe dictirte Worte. Graf Cavour hatte eine besondere Vorliebe für seine Nichte. Die ihm von ihr geweihte Schrift über sein Ableben beweist, wie verdient diese Vorliebe war und wie dankbar sie erwidert wurde.

Wer Turin an jenem denkwürdig traurigen Tage nicht gesehen hat, weiß nicht, was die Trauer eines ganzen Volkes bedeutet*). Die edle Stadt, die 1849 bei der Hiobspost von Novara wohl in Schmerz aber nicht in Schreck gerathen war, die 1859, als die österreichische Invasion sie bedrohte, sich nicht entsetzt und die als die traurige Nachricht vom Frieden von Villafranca, der allen nationalen Hoffnungen ein Ende zu machen schien, eintraf, nicht von verzweiflungsvoller Aufregung befallen worden, war jetzt durch die Kunde vom Tode Cavours wie niedergeschmettert. Das war ein gegenseitiges Sichbefragen, ein gegenseitiges Jammern, eine allgemeine herzzerreißende Trauer. Alle Läden wurden geschlossen, und auf der Thüre eines jeden standen die Worte zu lesen: „Per lutto nazionale (aus Nationaltrauer)." Die Straßen, die zum Hause Cavour's hinführten, erfüllte eine weinende, sich verzweifelt geberdende Menge. Niemand wollte sogleich glauben, daß er schon wirklich todt sei; Niemand vermochte sich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß man ihn nun nie mehr wiedersehen werde!

Der Trauer Turin's entsprach jene ganz Italiens, Europa's, ja, der ganzen civilisirten Welt. Sogar aus dem fernen Amerika ertönten Schmerzenslaute.

Das Parlament legte Trauer an: die nationale Fahne ward mit Flor umhüllt. Die Deputirtenkammer beschloß, daß seine

---

*) Ich hielt mich gerade in Neapel auf, als die Nachricht vom Tode Cavour's eintraf und sah an jenem Tage selbst große Feinde mancher Allüren seiner Politik vor Schreck erblassen und Thränen vergießen.

Anmerkung des Uebersetzers.

Büste in einem ihrer Säle aufgestellt und daß seine sämmtlichen Reden als ein unvergängliches Denkmal separat gedruckt werden sollten.

Die Leichenfeierlichkeiten fanden in der Kirche der Madonna degli Angeli statt: einfache Inschriften erinnerten an seine Tugenden, an seine dem Vaterlande geleisteten Dienste und an den großen Gedanken „libera Chiesa in libero stato", mit dem er sein Leben beschlossen hatte.

In der Bitterkeit ihres Schmerzes wollte es seinen Freunden scheinen, als ob mit ihm Italien selbst in die Gruft gelegt würde. Die Vorsehung aber, welche uns ihn genommen, nahm uns nicht auch seine ruhmreiche Hinterlassenschaft. Sie wollte nicht, daß mit ihm auch sein Werk untergehe. Der gute Genius Camillo di Cavours fährt fort über die Geschicke Italiens zu wachen.

LXXXVII.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Consequenzen und Lehren, die aus den Erinnerungen an sein Leben fließen.

Graf Camillo di Cavour war der größte Staatsmann, den Italien je gehabt und einer der größten Staatsmänner der neuesten Zeit überhaupt. Er besaß alles Erforderliche, das große Genie, den durchdringenden Scharfsinn, die schnelle Fassungskraft, den richtig vorahnenden Blick für große Entwürfe, den praktischen Sinn, die Kühnheit der Entschlüsse, das unerschütterliche Festhalten an seinen Plänen und den wunderbaren Instinkt, die besten Gelegenheiten zum Handeln auszusuchen. Er gewährte der Welt einen noch nie gesehenen Anblick, er zeigte, wie man eine große Nation bildet, indem er alle sich dem entgegenstemmende Hindernisse besiegte und entfernte und diese Hindernisse waren nichts Geringeres als die Leidenschaften, Interessen

und Vorurtheile der Menschen, die oft recht schlimmen Launen des blinden Schicksals, die Macht der Traditionen und selbst der Geschichte. Er zeigte wie man bei der Gründung einer politischen Nation zu Werke gehen muß, ohne sich in Utopien zu verirren, ohne sich durch eine harte Wirklichkeit entmuthigen zu lassen, indem er sich vielmehr aller ihn umgebenden Elemente bediente und die Strömung, in der er lebte, seinem Ziele zuzulenken wußte. Er meinte nicht, daß Europa Italiens wegen da wäre, sondern daß vielmehr Italien für Europa geschaffen sei und gewann dann durch seine leuchtende Darstellung der Vortheile, welche die italienische Unabhängigkeit unserem Continente gewähren müsse, eine Waffe, mit der er Europa überzeugte, daß es Italien hold sein dürfe. Er war nie ein Freund von abstracten Formeln, noch wandte er je seine staatsmännische Fähigkeit zur Erstrebung phantastischer Ziele an. Das Bewußtsein der natürlichen Schwerkraft der Wirklichkeit verließ ihn keinen Augenblick. Schnell unterschied er das, was möglich und durchführbar war, von dem, was nicht möglich und nicht durchführbar war. Mit gesundem kritischen Blick ermaß er den Gang der Ereignisse voraus. So gerieth er nie in eine regellose Strömung, ließ sich von Niemand in's Schlepptau nehmen, sondern behielt immer die Leitung von Allem selbst in der Hand. Im Jahre 1848 acceptirten alle jene Männer, welche das mögliche Gute dem problematischen Ungewissen vorzogen, die Conföderation der verschiedenen Staaten der italienischen Halbinsel als ein Mittel, die Unabhängigkeit und Freiheit zu retten und die Wohlfahrt des Vaterlandes zu sichern. Cavour gehörte wie Balbo, Azeglio, Gioberti, Carlo Troja, Poerio und Pellegrino Rossi unter die Zahl dieser Patrioten. Allein diese selben Männer würden (und die Ueberlebenden thaten es auch in der That) mit ihm übereingestimmt haben, die nationale Einheit zu wollen, als diese nach Novara möglich, nach Villafranca nothwendig geworden war.

Ja, er bildete eine Nation, ohne zu Ausnahmszuständen seine Zuflucht zu nehmen, ohne die Freiheit einzuschränken, sondern, indem er sich vielmehr gerade der Freiheit dazu bediente. Die sogenannten Wohlfahrtsausschüsse waren ihm noch verhaßter als die Tyrannei eines einzigen Despoten. Das System der Dictaturen fand nie seine Billigung, dafür setzte er das größte Vertrauen in das freiheitliche Princip, durch welches er die Nation zu beleben und neuer Größe entgegen zu führen wußte.

Er war kein geborener Redner, verstand es aber, sich selbst zum Redner zu machen. Seinen Mangel an klassischer Bildung, welche der Beredtsamkeit der englischen Redner so sehr zu Statten kommt, ersetzte er durch Studium und zähe Willenskraft. Er verfügte nicht über correcte und elegante Phrasen. Aber in seinen Worten lag immer die ganze Bewegung, die ganze Originalität und das eigentliche Leben des Gedankens, den sie zum Ausdruck brachten. Er sagte das, was er wollte und was er sagen durfte, ließ sich aber nie dabei von rednerischem Ungestüm hinreißen. Die Erregung der Rede erhob ihn, aber berauschte ihn nicht. Vor trunkener Ueberschwänglichkeit bewahrte ihn stets die strenge Bestimmtheit seiner Ideen. Der Gedanke hielt sich bei ihm das Wort unterworfen.

Er verabscheute die Rhetorik. Einer seiner letzten Aussprüche, wenige Tage bevor er erkrankte, war: „Sobald Italien vollendet dastehen wird, werde ich ein Gesetz vorschlagen, durch welches alle Lehrstühle der Rhetorik abgeschafft werden.“ Ihm widerstanden alle Wort- und Phrasenkünsteleien, die einer klaren Ausdrucksweise nie zu Gute kommen.

Wenn er sprach, wollte er nur überreden, an dem blos ästhetischen Eindruck seiner Rede lag ihm nichts, alles an der überzeugenden Macht ihrer Vernunftgründe. Gerade das verlieh aber auch seinen Worten die Gabe der Ueberzeugung. Er kam oft in's Parlament, besonders wenn es sich um Lebensfragen

der Zukunft oder solche die das Schicksal des Landes nahe berührten, handelte und wann er dann sein Wort gesprochen, war die Frage gewöhnlich erschöpft und hatte Niemand noch etwas hinzuzufügen.

Im Parlamentsredner offenbarte sich aber auch bei ihm der Takt des Staatsmannes. Da er wußte, daß wenn er zur Versammlung rede, er zu gleicher Zeit vor Europa und vor den Regierungen spreche, so waren seine Reden wahre diplomatische Noten. Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen zufällig. Und selbst jene Worte, die auf den ersten Blick hin unklug zu sein schienen, waren immer nur von einem Gefühl der Opportunität und von wohlberechneten politischen Gründen dictirt.

Manzoni, dessen Lippen so mancher glückliche Ausspruch entstammt, fällte über Graf Cavour ein sehr glückliches Urtheil: „Graf Cavour, sagte unser Poet, ist der wahre Staatsmann: er besitzt dessen ganze Klugheit und dessen ganze Unklugheit."

Und so war es wirklich. In den Debatten des Pariser Congresses, im Parlamente, im Ministerrathe und in den Unterhandlungen mit fremden Mächten trat er immer mit derselben kühnen Klugheit und derselben wohlbedachten Unklugheit auf.

LXXXVIII.

Der Charakter des Privatmannes entspricht jenem des Mannes der Oeffentlichkeit. Er war von einfachem freundlichen Benehmen, mit einem Zuge von Gutmüthigkeit, dabei voller Lebhaftigkeit, in der Conversation heiter und jovial, im geschäftlichen Verkehre würdig und aufrichtig.

Er war ganz Bewegung, ganz Thätigkeit. Müssiggang war ihm verhaßt, Langeweile kannte er nicht und gern pflegte er zu sagen: „Ich habe mich nie zu langweilen verstanden." Auch das folgende Wort charakterisirt ihn gut: „Wenn ich will, daß etwas

bald und gut gemacht werde, so wende ich mich immer an Jene, die keine Zeit haben, weil sie stark beschäftigt sind. Die Unbeschäftigten haben ja nie Zeit, etwas zu Stande zu bringen." Wenn er nicht von der Politik in Anspruch genommen wurde, beschäftigte er sich mit Volkswirthschaft und Ackerbau, den Lieblingsstudien seiner Jugend. Befand er sich nicht im Ministerium, um da die Staatsangelegenheiten zu leiten, so war er in Leri mit seinen eigenen Angelegenheiten, mit agrarischen Versuchen und mit der Sorge für das Wohl der Gegend, wo seine Besitzungen lagen, beschäftigt. Die guten Bewohner von Vercelli haben in dankbarem Andenken seine Verdienste um die Hebung des Ackerbaues ihrer Provinz, ihm in ihrer Stadt ein Denkmal errichtet. Man muß ihn aber in jenen Tagen des Krieges von 1859 gesehen haben, wo er gleichzeitig Ministerpräsident, Minister des Auswärtigen, Minister des Innern, Kriegs- und Marineminister war. Das Gewicht so vieler Portefeuilles und einer so vielfachen Verantwortlichkeit drückte ihn nicht nieder. Er hatte sich in einem jener Ministerien häuslich eingerichtet und begab sich nun von Früh bis Abend von einem Ministerium in's andere, Instructionen und Befehle ertheilend, Berichte anhörend, mit Diplomaten, Soldaten, Politikern und Administratoren conversirend und dabei noch Italienern aus allen Theilen der Halbinsel gute Rathschläge ertheilend. Eine ebenso unermüdliche Thätigkeit entwickelte er auch sobald das Parlament ihn in Anspruch nahm. Er fand überhaupt nur in ununterbrochener Beschäftigung seine Befriedigung. Er beschäftigte sich gern mit großen Angelegenheiten, aber hielt es auch keineswegs unter seiner Würde, sich ebenfalls mit kleinen Dingen abzugeben. In dieser Beziehung hielt er sich an das englische Sprichwort, welches sagt, daß, wer kleine Dinge nicht gut zu verrichten versteht, auch die großen nicht auszuführen vermag.

Er war sehr wohlwollenden Gemüths und wohlwollend

lauteten auch im Allgemeinen seine Urtheile über die Menschen. Wenn er sich manchmal von ersten ungünstigen Eindrücken beherrschen ließ und seinen Mißgriff erkannte, stand er nie an, ihn sogleich wieder gut zu machen. Er war allerdings manchmal im ersten Momente etwas aufbrausend, aber wenn er sich da auch nicht ganz zu beherrschen vermochte, so wußte er sich doch immer dabei zu mäßigen. Kurz und flüchtig war sein Zorn und sein Unwille, lang und dauerhaft sein Wohlwollen. Sein Gemüth neigte nicht zu Groll und Nachträglichkeit hin. Er gehörte zwar nicht zu Jenen, die unfähig sind zu zürnen, weil sie leidenschaftslos sind, wohl aber zu Denen, die zu vergessen und Nachsicht zu üben wissen und die das instinctive Bewußtsein ihrer eigenen Höhe so geneigt macht, edelmüthig zu sein und zu verzeihen.

Wenn einer seiner Freunde etwas unternahm, was seine Billigung fand, freute er sich darüber so, als ob er es selbst vollendet hätte. Begab sich ein Freund zu ihm, um ihm eine Arbeit vorzulegen, oder einen Plan mitzutheilen und erregte damit sein Gefallen, so pflegte er immer weiter nichts zu sagen als: „ja, so ist's recht gut." Diese Worte sprach er aber mit einem Tone solch innigen Wohlgefallens aus, daß sie die schönste Belohnung für den enthielten, an den sie gerichtet wurden.

In den verschiedenen Ministerien, die er übernahm, gewann er sich nicht nur die Achtung, sondern auch die Liebe seiner Untergebenen. Domenico Carutti, welcher, als er im Ministerium des Auswärtigen angestellt war, mit ihm viel zu thun hatte, erzählt folgenden Vorfall, der abermals recht deutlich für die Seelengüte des Grafen Cavour spricht. Es befand sich nämlich im auswärtigen Amte ein höherer Beamter, der nicht eben seine Sympathie besaß.

Eines Tages befahl er nun Carutti, einige Instructionen für eine auswärtige Gesandtschaft aufsetzen zu lassen. Es handelte

sich um einen ziemlich wichtigen Gegenstand, und Carutti vertraute die Ausarbeitung gerade jenem Beamten an. Als dieselbe beendet war, begab sich Carutti wieder zu Cavour, um ihm die Note zur Unterschrift vorzulegen. Dieser überlas sie, errieth den Autor und fragte, indem er von seinem Stuhle aufschnellte: „Aber, wer hat denn das geschrieben?“ indem er, es zurückschiebend, hinzufügte: „Lassen Sie es noch ein Mal machen!“ Am andern Morgen kehrte Carutti mit der corrigirten und modificirten Note zu Cavour zurück, welcher sie nochmals überlas und dann, lächelnd sie unterzeichnend, sagte: „So ist's recht.“ Hierauf aber fragte er theilnehmend, ob jener Beamte sich durch die an seiner Arbeit vorgenommenen Correcturen gekränkt gefühlt habe. „Nein, Herr Minister“, entgegnete Carutti, „ich habe ja auch nur einige wenige Sätze geändert, da mir die Arbeit im Ganzen gut durchgeführt zu sein schien.“ Eine halbe Stunde später begab sich jener Beamte in das Kabinet Carutti's und benachrichtigte ihn, daß Graf Cavour ihn rufen lassen und ihm gesagt habe, daß er in der gestern von ihm ausgearbeiteten Note habe einige Veränderungen vornehmen müssen, weil unterdeß Nachrichten eingegangen seien, welche ein etwas anderes Colorit wünschenswerth gemacht hätten.

Selbst seinen politischen Gegnern und darunter sogar jenen gegenüber, die ihn auf's Heftigste bekämpften, wußte er sich eines ehrlichen Wohlwollens und aufrichtiger Toleranz nicht zu entschlagen. Er wußte die Person von der Ansicht, die Handlung von der Absicht zu trennen. Und so streng und entschlossen er den feindlichen Ansichten und Handlungen entgegentrat, so nachsichtig war er doch bezüglich der Personen und Absichten. Immer wahrhaft liberal vergaß er nie, daß Achtung vor der freien Meinungsäußerung die erste Pflicht eines wirklichen Freundes des Fortschritts ist. Wegen ungerechter Beurtheilung oder herben Ausstellungen trug er Niemand ein Gefühl des Grolls nach.

Er war edelsinnig und mitleidig gegen Unglückliche, suchte sich aber für die Aeußerungen seines Mitleids und Edelsinns keine Beifall spendenden Zuschauer aus.

LXXXIX.

Hier habe ich die moralischen Züge des Mannes beschrieben, den der Tod Italien am Morgen des 6. Juni 1861 raubte.

Sein Tod war ein vorzeitiger. Die Unruhen, Aufregungen, bitteren Erfahrungen, unausgesetzten Mühen, ja, selbst die Freuden des politischen Lebens hatten schon lange seine Gesundheit untergraben. Er starb auf der Bresche, wie ein tapferer Soldat, der, die Fahne fest und muthig in der Hand haltend, fällt. Auf der Fahne, die er emporhielt, stand geschrieben: „Unità e libertà dell' Italia, libera Chiesa in libero stato.“ Die „Einheit und Freiheit“ Italiens sind heute eine leuchtende Wirklichkeit. Die „freie Kirche im freien Staate“ ist erst noch ein bloßer Wunsch.

Es hat nicht an Leuten gefehlt und es giebt ihrer noch, welche behaupten, daß Camillo di Cavour zu rechter Zeit für seinen Ruhm gestorben sei.

Ein gemeiner Ausspruch das, den lediglich der Fatalismus voller Indifferenz und gar zu leichter Resignation eingiebt. Selbst wenn dieser Ausspruch wahr wäre, würde er nicht den durch jenen Verlust verursachten Schmerz lindern und keinen Trost spenden; aber dieser Ausspruch ist auch gar nicht wahr. Wer darf sich denn das Recht anmaßen, die Grenzen des Genies auch nur annähernd einschränken und bestimmen zu wollen? Wer vermöchte die Richtung anzugeben, welche die Ereignisse angenommen haben würden, wenn Cavour nicht gestorben wäre? Menschen von Glauben und Herz, welche in den Weltereignissen und in den Schicksalen der Nationen wie der ganzen Menschheit der Action menschlicher Geisteskraft und männlichen Willens den

gebührenden Antheil zuzuweisen verstehen, erkennen jene beliebte Mathematik der Geschichte nicht an und glauben auch nicht, daß man die Wirkungen des freien Entschlusses und das Werk des Genies so genau zu berechnen vermöge, wie etwa die Astronomen den Kreislauf eines Planeten. Sie neigen sich in Ehrfurcht, aber nicht ohne tiefen Schmerz, nicht ohne unvertilgbare Trauer vor den Entscheidungen der Vorsehung. Möge glauben, wer da will und kann, daß Cavour zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben sei: Ich behaupte, daß er zu früh für sein Vaterland, zu bald für die edle Sache gestorben ist, deren überzeugungstreuer unbesiegbarer Kämpe er war.

XC.

Sein pietätvoller Wunsch ist getreulich ausgeführt worden. Zu Santena befindet sich das Asyl seiner irdischen Hülle. Dort hält die Asche des unsterblichen Todten ihren ewigen Schlummer. Der Segen Gottes und der Geschichte, die Dankbarkeit einer Nation und der Civilisation sind die Genien, welche jene thränenfeuchte Gruft bewachen.

Wenn man dieses arbeitsvollen, ruhmreichen Lebens gedenkt, erhebt sich der Geist und erweitert sich das Herz. Man steigt gleichsam in eine bessere Welt empor, wo das Bewußtsein allen Elends der Gegenwart schwindet und sich das Gemüth durch die Erinnerungen an die Vergangenheit mit neuen Hoffnungen für die Zukunft erfüllt.

Camillo di Cavour! Wie viel historische Größe und Poesie liegt in diesem Namen! Wie viel Erinnerungen an Jubel und Schmerz, an Freude und Thränen, an Unglück und Ruhm! Magno imago tristium laetorumque!

Nachtrag

zu

Massari's Biographie Cavour's.

Die letzten Augenblicke und der Tod des Grafen Cavour

erzählt

von der

Marquise Giuseppina Alfieri,

der Nichte des großen Todten.

Am Mittwoch, den 29. Mai, kam mein Oheim nach einer langen und stürmischen Discussion im Parlamente über die italienischen Freiwilligen traurig, müde und nachdenklich nach Hause. Er ruhte einige Augenblicke aus und sagte zu seinem Diener, der, als er ihn verstört sah, ihn ermahnte, doch einige Tage Urlaub zu nehmen: „Ich kann nicht mehr, aber trotz Alledem muß man arbeiten; das Land bedarf meiner; vielleicht daß ich diesen Sommer nach der Schweiz gehen kann, um mich dort bei meinen Freunden auszuruhen." Dann speiste er, seiner Gewohnheit gemäß, mit seinem Bruder und seinem Neffen zu Mittag. Er aß mit ziemlichem Appetit, sprach von der Discussion des Tages, unterhielt sich von Familienangelegenheiten und ermahnte unter Anderem meinen Vater sehr, das Schloß von Santena restauriren zu lassen. „Dort," fügte er hinzu, „hoffe ich eines Tages bei den Meinen auszuruhen." Nach dem Mittagsessen ging er auf den Balkon, um seine Cigarre zu rauchen, aber leichte Fieberschauer nöthigten ihn, in den Salon zurückzukehren; von da zog er sich bald in sein Gemach zurück, um sein gewohntes Schläfchen zu machen. Er schlief ungefähr eine Stunde; sein Erwachen war beschwerlich, und heftiges Erbrechen folgte auf eine unerklärliche Uebelkeit. Da entschloß er sich schlafen zu gehen und verabschiedete seinen Diener, der sich zögernd entfernte. Um Mitternacht horchte dieser Diener, der ein unter dem meines Oheims gelegenes Zimmer bewohnte, da er ein ungewohntes Geräusch hörte, und erkannte die eiligen Schritte seines Gebieters. Er wagte nicht hinaufzugehen, da mein Oheim seit einigen Monaten

während eines großen Theiles der Nacht arbeitete oder mit lauter Stimme sprechend in seinem Gemache auf- und abging. Aber ein heftiger Klingelzug zögerte nicht, den Diener aus seiner Unschlüssigkeit zu reißen, und als er herbeieilte, fand er seinen Gebieter am Fuße seines Bettes mit verstörten Gesichtszügen und mit sehr heftigen Schmerzen in den Eingeweiden. „Ich habe", sagte der Graf, „eine meiner gewöhnlichen Unpäßlichkeiten und fürchte einen Schlaganfall; holen Sie mir einen Arzt."

Man eilte zu dem Doktor Rossi, dem Schüler Tarellas, der zwanzig Jahre lang der Freund und Arzt der Familie Cavour gewesen war. Herr Rossi, der seit dem Tode des Doktor Tarella meinen Oheim in all seinen Krankheiten gepflegt hatte, versuchte zuerst das Erbrechen zu bekämpfen; aber die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen bald erkennend, befahl er einen ersten Aderlaß, der den Kranken erleichterte. Um 8 Uhr Morgens machte man einen zweiten, um 5 Uhr Abends einen dritten. Ich sah meinen Oheim erst nach dieser letzten Operation; ich fand ihn in so starkem Fieber, so ermattet und leidend, daß ich mich nur einige Minuten bei ihm aufhielt. Die Nacht, welche auf diesen traurigen Tag folgte, war ziemlich gut und am Freitag, den 31. Mai, war das Fieber verschwunden. Trotz aller Mahnungen des Arztes empfing mein Oheim die Minister, hielt mit ihnen einen fast zwei Stunden dauernden Rath und arbeitete den Rest des Morgens über mit den Herren Nigra und Artom. Als diese Letzteren hinausgingen, trat ich ein; ich wollte nur die Hand meines Oheims drücken, aber er hieß mich neben seinem Bette niedersitzen und sagte mir, daß er sich vollkommen hergestellt fühle, daß, wenn man ihm am Tage zuvor nicht dreimal zur Ader gelassen, er eine Krankheit von vierzehn Tagen durchgemacht haben würde, daß er aber nicht Muße besitze, seine Zeit so zu vergeuden. „Das Parlament," fügte er hinzu, „und Italien bedürfen meiner." Diesen Gedanken sollte er während der folgenden Tage unab-

lässig und unter tausenderlei Formen wiederholen, wenn das Delirium sich seiner bemächtigte, und man sah, wie ihn, aller geistigen Gaben beraubt, nur noch die Liebe zum Vaterlande belebte, von dem er bis zu seinem letzten Seufzer sprach. Er behielt mich lange bei sich, und unser Gespräch bewegte sich über eine Menge Gegenstände. Nach meinem Aufbruche stellte sich mein Bruder, indem er seinen Oheim zur Ruhe zwingen wollte, als Schildwache auf und ließ Niemand mehr eintreten; gegen elf Uhr, als er den Kranken ruhiger sah, zog er sich zurück, aber es war kaum eine halbe Stunde verflossen, so wurde er von einem Diener abgerufen, der ihm eilig sagte, daß der Graf eben wieder von heftigen Fieberschauern befallen worden sei. Mein Bruder eilte sogleich hinzu und fand seinen Oheim im starken, von Delirium begleiteten Fieber. Es verließ ihn nicht mehr. Um 5 Uhr kam der Arzt, welcher es für einen Fieberanfall erklärte und Chinin verordnete; aber eine Unordnung der Eingeweide verhinderte das Wirken des Mittels. Hierauf griff man zu den gewöhnlichen Linderungsmitteln und im Laufe des 1. Juni, Samstags, wurden zwei neue Aderlässe vorgenommen.

Diese beiden Aderlässe verschafften meinem Onkel eine ruhigere Nacht, als die vorhergehende, doch klagte er über großes Frösteln. Als ich am Sonntag Morgen im Cavour'schen Hause anlangte, fand ich die Dienerschaft sehr erschrocken und weinend. „Der Herr Graf ist verloren", sagten sie zu mir, „der Herr Graf wird nicht mehr gesund werden; die Mittel wirken nicht mehr, und Doktor Rossi hat ihn ohne Fieber gefunden; aber wir, die wir ihn kennen, wissen wohl, wie es mit ihm steht." Zitternd trat ich in das Zimmer meines Oheims und fand ihn bleich, entkräftet und absorbirt. Er ermahnte mich, ihn allein zu lassen, und am Feste des Statuts Theil zu nehmen, das man zum ersten Male in ganz Italien feierte. Ich weigere mich, während er darauf beharrt; da bitte ich ihn vor meinem Weggehen, mich

seinen Puls fühlen zu lassen; der des rechten Armes ist ruhig und regelmäßig. Ich lege hierauf meine Hand auf seine linke Hand und den Vorderarm und finde sie zu meinem großen Schrecken kalt wie Marmor . . . Sie sollten sich nicht wieder erwärmen. Nach meinem Weggehen entließ mein Oheim meinen Vater und meinen Bruder, verlangte den letzten Band der „Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches" und versuchte zu lesen, aber bald gab er ihn seinem Diener zurück, indem er sagte: „das ist eigen, ich weiß nicht mehr zu lesen, ich kann nicht mehr lesen!" dann befahl er, daß man sich anschicke, sein Bett zu machen. Auf die Vorstellung seines Dieners stellte der Graf plötzlich die Füße auf den Boden, indem er lachend sagte: „Du wirst mir wohl jetzt gehorchen müssen". Diese heftige Bewegung veranlaßte die Wiedereröffnung der Ader; mein Oheim versuchte umsonst das Blut anzuhalten, welches ungestüm herausströmte. Die Bemühungen des Dieners sind nicht glücklicher. Endlich kommt der Chirurg, dem es gelingt, die Blutung zu stillen. Einige Stunden später bemächtigte sich des Grafen ein heftiges Fieber, sein Athmen ward kurz, seine Haut glühendheiß und sein Kopf begann sich zu verwirren, nichtsdestoweniger erläuterte er mit bewunderungswürdiger Richtigkeit, was er für Italien gethan habe, was ihm noch zu thun übrig bleibe, seine Pläne für die Zukunft und die kühnen Mittel, welche er anzuwenden gedachte; er war ausschließlich mit den Interessen des Landes beschäftigt und verrieth seine Befürchtung, daß die Nachricht von seiner Krankheit den Erfolg des Anlehns von 500 Millionen in Frage stellen möchte, das der Staat im Begriffe war abzuschließen. Die Nacht verlief so übel, daß Doktor Rossi am Montag Morgen eine Consultation verlangte. Während mein Bruder zu dem Doktor Maffoni eilte, verschlimmerte sich der Zustand des Kranken, die Aufregung vermehrte sich, der Athem wurde immer kürzer und der Durst so stark, daß mein Oheim jede Minute Eisstücke oder

mit Eis gekühltes Selterwasser nahm. Plötzlich wandte er sich zum Doktor Rossi: „Mein Kopf verwirrt sich", sagte er, „und ich bedarf aller meiner Gaben, um wichtige Geschäfte zu behandeln; lassen Sie mir noch einmal zur Ader, ein Aderlaß allein nur kann mich retten." Der Arzt stimmte bei und man ließ den Chirurg holen. Dieser machte einen neuen Einschnitt, das Blut quoll nicht hervor; durch Pressen der Ader gelang es, zwei oder drei Unzen schwarzen und geronnenen Blutes herauszuziehen. Als sich der Chirurg erhob, sagte er zu mir: „Ich bin sehr besorgt über den Zustand des Herrn Grafen; die Natur ist schon erschlafft; haben Sie nicht beobachtet, daß die Aderlaßschnitte der ersten Tage nicht einmal zugeheilt sind?" In diesem Augenblicke meldete man den Doktor Maffoni, welcher erbleichte, als er das eben Vorgegangene vernahm. Man mußte meinen Oheim auf die Consultation vorbereiten. Er wollte nicht davon sprechen hören, indem er erklärte, daß er in den Doktor Rossi volles Vertrauen setze; doch gab er zuletzt den Bitten meines Vaters nach und sagte zu mir: „Laß die Aerzte eintreten, da Du auch wünschest, daß ich sie sehe . . . Meine Herren", fuhr er fort, als er sie erblickte, „heilen Sie mich schnell, ich habe Italien auf meinen Schultern, und die Zeit ist kostbar. Sonntags muß ich in Bardomèche sein, um mit Herrn Bixio und anderen Freunden aus Paris die Arbeiten am Mont-Cenis zu besichtigen. Ich verstehe meine Krankheit nicht. Sie widersteht der gewöhnten Behandlung; ich habe in den letzten Tagen viel gelitten, jetzt leide ich nicht mehr, aber ich kann weder arbeiten noch zwei Ideen zusammenbringen, ich glaube, daß mein armer Kopf der Sitz des Uebels ist." Die Aerzte antworteten, daß seine Krankheit ein Fieberanfall sei, der in das Gehirn überzugehen drohe, und daß man die letzte Gefahr durch Aderlässe bekämpft habe; daß man jetzt die Wiederkehr des Fiebers um jeden Preis verhindern müsse, und in Folge dessen schrieben sie eine starke Dosis

flüssigen schwefelsauren Chinins vor, das dreimal vor elf Uhr Abends zu nehmen wäre. Diese Vorschrift mißfiel meinem Oheim, der Pillen verlangte. Die Aerzte verweigerten dies. Man brachte das flüssige Chinin, aber er wies es zurück. Da nahm ich das Glas und präsentirte es meinem Oheim, indem ich ihn bat, den Inhalt mir zu Gefallen hinunterzuschlucken. „Ich habe", sagte er, „eine unbesiegbare Abneigung gegen dieses Mittel, das den Eindruck eines Giftes auf mich macht, aber ich will Dir nichts abschlagen." Er ergriff das Glas, leerte die Flüssigkeit in einem Zuge und fragte mich dann, ob ich zufrieden sei; aber gleich darauf erfolgendes Erbrechen zögerte nicht, seinen instinktiven Widerwillen zu rechtfertigen. Es erneuerte sich jedes Mal, wenn er das Mittel zu nehmen versuchte. Um 9 Uhr Abends meldete man den Prinzen von Carignan. Mein Bruder und ich gingen, da wir die Erregung fürchteten, welche ein solcher Besuch erzeugen würde, dem Prinzen entgegen, aber mein Oheim, der die Stimme des Besuchers erkannt hatte, wollte ihn mit Gewalt sehen und plauderte ungefähr eine Viertelstunde mit ihm. Beim Herausgehen sagte der Prinz zu uns: „Seien Sie nicht betrübt, der Graf ist nicht so krank, als Sie glauben; er ist stark und robust und wird die Krankheit überstehen. Er hat in den letzten Zeiten zu viel gearbeitet; er bedarf der Erholung und Ruhe."

Den Rest des Abends hindurch war mein Oheim ziemlich ruhig, aber um 1 Uhr kehrte das Fieber mit noch größerer Gewalt als am vorhergegangenen Tage zurück, während das von einer schrecklichen Aufregung begleitete Delirium wieder begann. Die am frühen Morgen anlangenden Aerzte verordneten Senfumschläge auf die Beine und beständige Auflegung mit Eis gefüllter Blasen auf den Kopf. Die Senfpflaster vermochten nicht einmal die Haut zu röthen, und der Kranke warf unablässig die Blasen von sich, welche man auf seine glühende Stirn

legte; indem er sagte: „Quält mich nicht, laßt mich ruhen.“ Als er einen Augenblick mit seinem Diener allein geblieben war, sagte er zu ihm: „Martin, wir müssen uns verlassen; wann es Zeit sein wird, wirst Du den Pater Jakob, Pfarrer bei U. L. Frau mit den Engeln, rufen lassen, der mir versprochen hat, mir in meinen letzten Augenblicken beizustehen. Laß jetzt die Herren Castelli und Farini holen, ich habe mit ihnen zu reden.

Er versuchte umsonst und zu wiederholten Malen, Herrn Castelli seine letzten vertraulichen Mittheilungen zu machen. Ein wenig glücklicher mit Herrn Farini, gelang es ihm, diesem zu sagen: „Sie haben mich vor einigen Jahren in einer ähnlichen Krankheit gepflegt und geheilt; ich überlasse mich Ihnen, ziehen Sie die Aerzte zu Rathe, setzen Sie sich ins Einvernehmen mit ihnen und entscheiden Sie, was zu thun ist.

Herr Farini drang auf Fortsetzung der Eisumschläge. Mein Oheim unterwarf sich, dann ließ Herr Farini unter seinen Augen stärkere Senfpflaster bereiten und anwenden, aber ohne besseren Erfolg als am vergangenen Tage. An jenem Tage sprach mein Oheim beständig von der Anerkennung des Königreichs Italien durch Frankreich und von einem Briefe, den Herr Vimercati von Paris bringen sollte, und verlangte unvorzüglich Herrn Artom zu sehen, mit dem er Geschäfte zu besorgen hätte; indem er hierauf zur Marine überging, sagte er: Wir werden 20 Jahre nöthig haben, um uns eine Flotte zu schaffen, die im Stande sein wird, unsere Küsten zu beschützen und zu vertheidigen, aber wir werden dazu gelangen; ich habe all' meine Anstrengungen auf dieses Ziel gerichtet; daher wurde unsere alte und die neapolitanische Marine mit einander vereinigt. Hätte man nicht dasselbe mit der Landarmee thun sollen? Dies hätte vielleicht unsere Armee unzufrieden gemacht, übrigens werden uns Garibaldi und seine Freiwilligen bei gewissen Eventualitäten von großem Nutzen sein. Ich muß jedoch auf das Portefeuille der

Marine verzichten; ich bin zu angestrengt, zu sehr mit Arbeiten überhäuft. Wird der General Menabrea zustimmen, meinen Posten zu übernehmen? Ich halte ihn für sehr fähig, die italienische Armee zu schaffen und zu organisiren. Das ist eine gute Idee, die ich habe; nein, nein er wird mir seinen Beistand nicht versagen!

Am Dienstag Abend war das Hôtel Cavour, da sich die Nachricht von der Schwere der Krankheit meines Oheims in der Stadt verbreitet hatte, durch die Bevölkerung Turins wie belagert und man mußte es die ganze Nacht hindurch offen lassen. Die Wohnung, die große Treppe, der Vorplatz und der Hof leerten sich nicht eine Minute, und als ich mich gegen zwei Uhr zurückzog, hatte ich einige Mühe, mir durch diese stumme Menge einen Weg zu bahnen. Die Nacht verging wieder schlecht; der Zustand des Kranken verschlimmerte sich dergestalt, daß am Mittwoch Morgen die von dem Marquis von Rora und meinem Bruder, welcher bei meinem Oheim gewacht hatte, befragten Aerzte sagten, daß, wenn der Graf einige Verfügungen zu treffen habe, keine Zeit mehr zu verlieren sei. Ich wurde mit der schmerzlichen Aufgabe betraut, meinen Oheim von seinem Zustande zu unterrichten. Zitternd und blutenden Herzens fand ich keine anderen Worte als: „Mein Oheim, der Pater Jakob ist gekommen, um nach Ihrem Befinden zu fragen. Wollen Sie ihn einen Augenblick empfangen?" Er sah mich fest an, verstand mich, drückte mir die Hand und antwortete: „Laß ihn eintreten." Dann bat er, daß man ihn allein lasse. Seine Unterredung mit dem Pfarrer dauerte ungefähr eine halbe Stunde, und als der Pater Jakob sich zurückzog, ließ mein Oheim Herrn Farini zu sich bitten, an den er folgende Worte richtete: „Mia nipote m'ha fatto venire il padre Giacomo; debbo prepararmi al gran passo dell'eternità. Mi son confessato ed ho ricevuto l'assoluzione; più tardi mi communicherò.

Voglio che si sappia, voglio il buono popolo di Torino sappia ch' io muoio da buon cristiano. Sono tranquillo non ho mai fatto male a nessuno.“

Ich trat nach Herrn Farini ein und bat meinen Oheim, mir zu erlauben, Herrn Riberi, Buffalini oder Tommaso von Neapel, welche zu Rathe zu ziehen das Publicum in uns drang, zu rufen. „Jetzt ist es zu spät,“ sagte er mir; vielleicht hätten sie mich, früher herbeigerufen, noch gerettet. Wenn du es indeß wünschest, laß Herrn Riberi kommen.“ Es war 8 Uhr Morgens, als ich nach Herrn Riberi sandte; er kam um 5 Uhr Abends. Die gewöhnlichen Aerzte verordneten Schröpfköpfe an den Nacken und Zugpflaster an die Beine. Die Zugpflaster zogen nicht und mein Oheim fühlte selbst nicht die schmerzliche Ansetzung der Schröpfköpfe. Kaum hatte man im Publicum vernommen, daß der Graf versehen würde, als die Menge sich nach U. L. Frau mit den Engeln bewegte, um das heilige Sacrament zu geleiten. Gegen fünf Uhr setzte sich die Prozession in Bewegung, und bald darauf empfing mein Oheim die Communion unter dem Schluchzen einer schmerzerfüllten Familie und Bevölkerung. Nach der heiligen Handlung dankte mein Oheim dem Pfarrer voll Innigkeit und sagte zu ihm: „Ich wußte wohl, daß Sie mir in meiner letzten Stunde beistehen würden“. Bis dahin sitzend, legte er sich nun erschöpft auf den Rücken nieder, um sich nicht wieder zu erheben. Darüber traf endlich Herr Riberi ein. Mein Oheim erkannte ihn sofort und sagte lächelnd zu ihm: „Ich habe Sie ein wenig spät rufen lassen, weil ich noch nicht ein Ihrer würdiger Kranker war.“ Riberi besprach sich lange mit den Doktoren Rossi und Maffoni, verordnete aber nur unwichtige Mittel. Beim Weggehen bewog er uns, den Grafen ein Nahrung nehmen zu lassen; aber der Puls war zu schwach. Er versprach gegen elf Uhr wiederzukommen, gab uns aber nicht die geringste Hoffnung.

Gegen 9 Uhr meldete man den König, der, um die den Hof, die große Treppe und fast das ganze Haus füllende Menge zu vermeiden, durch eine kleine Treppe und eine verborgene Thüre kam, ehe wir den Kranken von dem Besuche, den er empfangen sollte, unterrichten konnten. Mein Oheim erkannte den König sogleich und sagte zu ihm: „O Sire, ich habe Ihnen manche Dinge mitzutheilen und manche Papiere zu zeigen, aber ich bin krank; es wird mir unmöglich sein, zu Ihnen zu kommen, aber ich werde Ihnen morgen Farini schicken, der Ihnen Alles im Detail sagen wird. Haben Ew. Majestät nicht den Brief von Paris erhalten, den Sie erwarteten? Der Kaiser ist jetzt gegen uns sehr gut, ja, sehr gut. Und unsere armen, so intelligenten Neapolitaner. Es sind manche unter ihnen, die große Talente besitzen, dagegen andere, die sehr verdorben sind. Diese muß man waschen, „Sire, ja, ja, si lavi, si lavi." Der König drückte die Hand seines sterbenden Ministers und entfernte sich, um mit den Aerzten zu sprechen: Er bat H. Riberi, einen Aderlaß am Halse zu wagen oder einige Blutegel hinter das Ohr zu setzen, um das Gehirn frei zu machen. Herr Riberi erwiderte, daß es der Zustand des Pulses nicht erlaube, wenn jedoch der Kranke die Nacht überdauere, so könnte man am folgenden Tage die letzten Hilfsquellen der Kunst versuchen. Der König ging fort, und der Graf hob aufs Neue zu reden an: Norditalien ist hergestellt; es gibt heute weder Lombarden, noch Piemontesen, Toskaner oder Romagnolen; wir alle sind Italiener; aber es gibt noch Neapolitaner. Oh! in ihrem Lande herrscht viel Corruption. Es ist nicht ihr Fehler; die armen Leute sind so schlecht regiert worden. An diesem Schurken Ferdinand liegt es. Nein, nein, ein so korrumpirtes Gouvernement kann nicht wieder hergestellt werden, die Vorsehung wird es nicht zugeben. Man muß das Land moralisiren, die Kindheit und Jugend erziehen und Armenhäuser und Militärkollegien schaffen. Aber man wird die Nea-

politaner nicht modifiziren, indem man sie verletzt. Sie bitten mich um Aemter, Kreuze und Beförderungen; sie müssen arbeiten, rechtschaffen sein, und ich werde ihnen Kreuze, Beförderungen und Orden geben; daß man ihnen aber nur nichts hingehen läßt; der Beamte soll nicht einmal verdächtigt werden können. Kein Belagerungszustand, keines jener Mittel der absoluten Regierungen. Mit dem Belagerungszustande kann Jeder regieren. Ich werde sie mit der Freiheit regieren, und ihnen zeigen, was zehn Jahre Freiheit aus jenen schönen Gegenden machen können. In zwanzig Jahren werden dies die reichsten Provinzen Italiens sein. Nein, keinen Belagerungszustand, ich empfehle es Euch."

„Garibaldi", fuhr er fort, „ist ein Ehrenmann", ich mache ihm keinen Vorwurf. Er will nach Rom und Venedig gehen, und ich auch. Niemand hat mehr Eile als wir. Istrien und Tyrol ist Etwas Anderes. Das ist Sache eines anderen Geschlechts. Wir Andern haben wohl genug gethan, wir haben Italien hergestellt, si l'Italia e la cosa va. Dann ist dieser deutsche Bund eine Anomalie; er wird sich auflösen und die deutsche Einheit wird gegründet werden, aber das Haus Habsburg wird sich nicht modificiren. Was werden die, in Entschlüssen so langsamen Preußen thun? Sie werden 50 Jahre brauchen, um das zu vollbringen, was wir in drei Jahren gethan haben. Während das Fieber der Einheit sich Europa's bemächtigt, sehen wir Amerika, das sich einfallen läßt, sich zu theilen. Begreift Ihr Anderen etwas von diesen Bürgerzwisten in den Vereinigten Staaten? Was mich betrifft, so war ich in meiner Jugend ein leidenschaftlicher Bewunderer der Amerikaner, doch bin ich von meinen Illusionen bald zurückgekommen und gestehe, daß die Vorfälle jenseits des Oceans für mich ein wahres Räthsel sind."

Dann fragte mich mein Oheim, wo die verschiedenen Corps unserer Armee lägen, wo sich mehrere seiner militärischen Freunde befänden, und durch die Erregung verwirrt, beantwortete ich seine

Fragen schlecht. Er betrachtete mich mit Zärtlichkeit und Trauer und sagte: „Kleine, Du weißt nicht, was Du mir sagst; vor einem Augenblicke sagtest Du mir, daß der General P. in Parma kommandire, wie kommt es, daß er jetzt in Bologna steht? Schluchzend verließ ich das Zimmer, um zu weinen. Er fuhr mit meinem Bruder zu plaudern fort, sprach von der bekannten Rede Herrn Ricasoli's als Entgegnung auf General Garibaldi, von Herrn Farini, und sagte, daß die Herren Ricasoli und Farini die beiden einzigen Männer wären, welche ihn zu ersetzen fähig seien. Was auch später die Journale gesagt haben mögen, so waren diese Staatsmänner doch die Einzigen, welche er als Nachfolger bezeichnete. Die Stimme meines armen Oheims, welche bis dahin sehr fest gewesen war, begann schwächer zu werden; die erschrockene Dienerschaft sagte zu uns: „Nun sinkt die Stimme des Herrn Grafen; wann er zu sprechen aufhört, wird er auch aufhören zu leben."

Der Doctor Maffoni, welcher bei dem Kranken wachte, rieth, ihn eine Schale Fleischbrühe mit zerbröckeltem Brode und ein Glas Bordeaux nehmen zu lassen. Er nahm beides mit Behagen und als ich ihn fragte, ob er die Suppe gut finde, antwortete er mir: „Zu gut, Riberi wird uns Beiden morgen zürnen. Sage dem Koch, daß seine Fleischbrühe für einen Kranken wie ich bin, zu kräftig ist." Seit seiner Krankheit war dies das erste Mal, daß er ein wenig Speise zu sich nehmen wollte. Aber plötzlich erkalteten seine Beine, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirne und er beklagte sich über einen Schmerz am linken Arm, demselben, welcher Sonntag kalt wie Marmor war.

Der Doctor Maffoni versuchte die eisigen Glieder durch Kataplasmen, Reibungen und heiße Wäsche wieder zu erwärmen. Diese Anstrengungen waren fruchtlos. Hierauf befahl er mir, meinem Oheim eine Schale Fleischbrühe zu geben, der dieselbe mit Wohlbehagen trank und noch um einige Tropfen Bordeaux

bat. Aber fast in demselben Augenblicke wurde seine Zunge schwerer und er sprach nur noch mit größter Mühe. Doch bat er mich, ihm das Kataplasma abzunehmen, welches er am linken Arme hatte, half mir mit der rechten Hand bei der Wegnahme, näherte meinen Kopf seinem Munde, umarmte mich zweimal und sagte: „Dank und Lebewohl, liebe Kleine". Nachdem er hierauf meinem Bruder zärtlich Lebewohl gesagt hatte, schien er einen Augenblick auszuruhen. Aber der Puls sank. Wir schickten nach dem Pater Jakob, der um $5^1/_2$ Uhr mit den hl. Oelen ankam. Der Graf erkannte ihn, drückte ihm die Hand und sagte: „frate, frate, libera chiesa in libero stato". Dies waren seine letzten Worte. Der Pfarrer spendete ihm das Sterbesakrament inmitten des Schluchzens der Familie, Freunde und Dienstboten. Mein Oheim gab mir mehrmals ein Zeichen, ihm gestoßenes Eis zu reichen; da ich aber bemerkte, daß er es nur mühsam verzehrte, so tauchte ich mein Taschentuch in's Eiswasser und befeuchtete damit seine Lippen. Er hatte noch die Kraft, das Taschentuch aus meinen Händen zu nehmen und es selbst an seinen Mund zu führen, um den unauslöschlichen Durst zu stillen, der ihn verzehrte; einige Minuten später, um $6^3/_4$ Uhr Morgens, verkündeten uns zwei schwache, röchelnde, aber sogleich nachlassende Bewegungen, daß er ohne Schmerz und Todeskampf Gott seine Seele zurückgegeben habe."

Massari, Giuseppe,

Graf Cavour's Leben und Wirken mit zahlreichen historischen Erläuterungen und einem alphabetischen Sachregister

Jena 1874